PAN

Jahrgang 1

1910/11

Nr. 1 - 22

DER PAN

Von JULIUS MEIER-GRAEFE

Sie tun mir zuviel Ehre an, ich bin nicht der Siegelbewahrer des seligen PAN, der Titel ist vogelfrei. Und Sie tun natürlich nur so. Im Grunde pfeifen Sie auf meinen Segen. Hüten Sie sich aber, dass ich aus dem Spass nicht Ernst mache und, mit aller Würde des Papa Pan angetan, vor Sie hintrete und erhabene Dinge fordere, bevor Sie den geheiligten Namen auf Ihre Zeitschrift drucken dürfen. Nun, ich gestehe Ihnen, ich komme mir vielleicht heute sehr würdig vor, zumal in diesem Moment; damals aber, damals — man schreibt schon, als wäre es eine Generation her, und es ist vielleicht auch so — damals war ich es durchaus nicht. Auch Bierbaum und Dehmel waren es nicht, der Dehmel des Trinklieds in dem ersten Pan-Heft; noch weniger Przybyszewski oder Hartleben. Wir waren es alle nicht, und die kleine Bude im Hinterhaus am Lützowplatz, aus der die rote Üppigkeit hervorging, liess auch einiges an Vornehmheit zu wünschen übrig. Die Würdigen waren die Geheimräte, die wir in einer dämonischen Nacht hinzuzuziehen beschlossen und die uns nachher an die Luft setzten. Wir anderen taten nur so, und das war das Schlimme. Wir taten es unserer Ideale wegen. Deshalb mussten wir auch so gutes Papier und so schöne Typen haben. Das Papier und die Typen waren sozusagen Symbole unserer Ideale. Meine Herren, gegen die Ideale ist gewiss nichts zu sagen, und ich hoffe, Sie haben einige. Aber — wenn ich mir erlauben darf, Ihnen einen Rat zu geben — hüten Sie sich vor dem Rest. Scheuen Sie das gute Papier und die schönen Typen, die Geheimräte und die Würde, vor allem die Würde. Die Würde war unser Ruin. Es liesse sich vielleicht das Axiom aufstellen, die Würde sei der Ruin aller Zeitschriften. Ich meine natürlich

die Würde aus Papier. Schliesslich, was kam dabei heraus? Was hat der PAN getan? Er hat das Buchgewerbe befruchtet, die Dekoration usw. O, wenn uns einer damals gesagt hätte, wir würden das Buchgewerbe befruchten. Dehmel hätte ihm eine Burgunderflasche an den Kopf geworfen. Schrieb man deshalb täglich hundertundzwanzig Briefe auf blutrotes Büttenpapier und verwandelte Dutzende von Kommerzienräten im Schweisses eines Angesichts zu Mäzenen?

Es ist schon sehr gut, dass Sie nicht das Bütterpapier befruchten wollen. Es ist natürlich nicht alles, aber ein Punkt, von dem man ausgehen kann. Kein Büttenpapier, keine Geheimräte, keine Dekoration! Im übrigen lässt sich vielleicht noch dieses und jenes von den alten PAN-Idealen benutzen. Es schwebte uns so etwas Gemeinsames, Universelles vor. Scheerbart hatte es, glaube ich, kosmische Harmonie getauft. Was es eigentlich bedeutete, fiel uns immer nur ein, wenn wir unsere Prospekte verfassten. Von unseren Prospekten hätte die Literatur eines stattlichen Landes leben können, sowohl von den Ideen, die darin standen, als auch von dem Geld, das sie kosteten. Leider blieb unsere kosmische Harmonie eine Prospektidee. Als wir so recht im Ernst darangehen wollten, kamen die Geheimräte. Wir wollten — o, was wollten wir nicht alles! — z. B. eine Pan-Kunstausstellung, ein Pan-Theater, selbstverständlich einen Pan-Verlag. Alles sollte ein gewisses Etwas haben, dieselbe Geistesart sozusagen. Da Sie auch eine Art Pan-Theater machen wollen und eine Pan-Presse bereits besitzen, sind Sie also der Realisierung unserer Prospekte schon sehr nahe. Nur ein kleiner Einwand, der sich nicht ganz leicht ausdrücken lässt. Er betrifft das gewisse Etwas, die Geistesart. Ich bin natürlich nicht so dreist, zu zweifeln, dass Sie das gewisse Etwas haben. Nur: werden Sie es festhalten? Wir hatten es nämlich auch, darauf können Sie sich verlassen, aber konnten es nicht festhalten, und zwar gerade weil wir es darauf anlegten. Es war zum Teil wohl unsere Eile daran schuld, wir wollten so schnell wie möglich die ganze Pracht unserer Geistesart enthüllen, so wie ein Märchen. Und wir spürten schon die Geheimräte im Rücken. Vor allem aber waren wieder unsere dekorativen Gelüste daran schuld.

Das Dekorative frass das gewisse Etwas, unseren Universalismus, unsere kosmische Harmonie, mit Haut und Haaren auf, verschluckte es wie die Riesenschlange das Lämmchen. Eine kurze Weile sah man an dem geschwollenen Leib des Ungeheuers die Stelle, wo unser verschlucktes Etwas wie ein unförmlicher Klumpen steckte. Dann machte die Riesenschlange ein paar nicht reizlose Bewegungen, und unser liebes Etwas war verdaut, verduftet. Nun, in Wirklichkeit blieb natürlich immer noch etwas übrig, die Maske, der schön geprägte Pan-Kopf. Den klebten wir auf die heterogensten Dinge und kamen uns dabei höchst universell vor. Wir waren eben noch sehr jung. Wissen Sie, was uns eigentlich fehlte? — So etwas Zackiges, Unverdauliches, was sich nicht so fix auffressen lässt. Unser Pan hatte keine Zotteln und heine Hufe. Unser Universalismus, unsere Vielseitigkeit war zu — duftig. Um Gotteswillen, seien Sie nicht duftig. Und hüten Sie sich vor der Vielseitigkeit. Sie war der Krebsschaden des PAN und ist der Krebsschaden jeder Zeitschrift. Nichts Schlimmeres als das Unparteiische, auch wenn es noch so hoch und edel gehandhabt wird, nichts Dümmeres. Man weiss da absolut nicht, wo anfangen und aufhören, und schliesslich kommt es so weit, dass Herr Schnubke in No. 4 erklärt, die Ideale wären so und so, und Herr Schnubke in No. 5 behauptet, die Ideale wären überhaupt nicht. Werden Sie einseitig, parteiisch, ungerecht bis zum Exzess und womöglich etwas zackig. Wir wollten die Literatur und die Kunst würdig, stilvoll, monumental, und es ist uns vielleicht wirklich damals gelungen, zu jener Richtung unserer Tage beizutragen, die man Dekoration in Wort und Bild — auch ein guter Zeitschriftentitel — nennen könnte, und die bei allem Modernismus ungefähr alles ausser acht lässt, was unsere Zeit angeht. Die Prosa erschien uns wie ein bescheidener Notbehelf für Gedichte und sollte nur in geschwungenen Formen zugelassen werden, und niemand wäre auf den Gedanken gekommen, einem politischen Thema die Spalten unserer Zeitschrift zu öffnen. Vielleicht hatten wir recht, ein wenig gegen den Naturalismus zu demonstrieren, der damals allzu diktatorisch auftrat. Aber es will mir scheinen, als wäre uns der Erfolg zu leicht geworden. Wir trugen zu viel Kunst in

unseren an sich lobenswerten Gedanken hinein. Die Kunst sollte mit dem Leben verbunden werden. Wir erdachten alle möglichen Verbindungen, aber sie waren alle zu künstlerisch, um nicht zu sagen: künstlich. Und je mehr wir deren erdachten, desto weiter wich das Leben von unseren schönen Projekten zurück. Fast möchte ich meinen Sermon mit der Warnung schliessen: Hüten Sie sich vor der Kunst! Und hiermit erteile ich Ihnen feierlichst meinen Segen.

Universitätsjubel

Wenn ein Dichter hundert Jahre tot ist, dann erinnert sich seiner wohl die dankbare Nachwelt, man setzt ihm Denkmäler, der Magistrat seiner Vaterstadt benennt eine Strasse nach ihm, und die zur Literatur gehörigen Journalisten widmen dem vor hundert Jahren Verstorbenen — gerade zu seinem Geburts- und Todestage — lange und dank dem Konversationslexikon mehr oder weniger richtige Nekrologe. So wird die Bildung des Volkes erweitert, vertieft, so sein Enthusiasmus für alles Grosse, Wahre, Schöne angeregt und gesteigert.

Die Herstellung solcher Gedenkartikel oder Nekrologe ist zu einem Industriezweig der deutschen Publizistik geworden, zu einem Geschäft, das seinen Mann ernährt, — und gegen das nichts einzuwenden wäre, würde bei solcher Betriebsamkeit, bei so fabrikmässiger Lieferung nicht immer das Wesentliche entstellt, gefälscht und um seinen Sinn gebracht.

Man kann schliesslich nichts dagegen sagen, wenn zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Berliner Universität allerhand Feste inszeniert und allerhand Reden gehalten werden. Wilhelm II. muss — wie könnte es anders sein — den Reigen eröffnen. Und er spricht gut, sein weiter Blick bleibt nicht an der Oberfläche. Während sein Sohn jüngst, wie ers gelernt, von der Bewahrung von „deutscher Volkheit“ sprach, redet der Vater nunmehr von der internationalen Bedeutung der Berliner Universität. Sie sei eine Hochburg der Wissenschaften die weit über die Grenzen Preussens und Deutschlands hinaus internationale Bedeutung gewonnen habe. Gewiss, Gewiss,

aber woher plötzlich diese Einsicht? Die Sozialdemokratie zum Beispiel, Majestät, ist eine Partei, die, von deutschen Köpfen erdacht und erschaffen, weit über die Grenzen Preussens und Deutschlands hinaus internationale Bedeutung gewonnen hat. O welch ein unstatthafter Vergleich. Das sind vaterlandslose Gesellen, so hiess es vor vielen Jahren, und der Spross des Hohenzollernhauses, der einst die Krone tragen soll, riet vor wenigen Wochen, solchen internationalisierenden Bestrebungen mit aller Schärfe entgegenzutreten.

Wenn ich nicht irre, hielt er seine Rede auch vor Universitätsprofessoren, vor Gelehrten, die ihm ihre höchste Würde verliehen, die ihn zum Ehrendoktor gemacht hatten. Wäre es nicht Königsberg, sondern Berlin gewesen, ich bin sicher, der Professor Erich Schmidt, der jetzt an der Spitze der jubilierenden Universität steht, hätte geeignete Worte der Erwiderung auf den Speech des jungen hohen Herrn gefunden.

Dieser Goetheforscher hat sich so ausgezeichnet in die höfischen Sitten und Zeremonien eingelebt, ohne ihnen verfallen zu sein, dass er es wagen durfte, bei der Jubelfeier eine — von allem Byzantinismus freie — Rede zu halten, die in all dem Wirrwarr, Kauderwelsch, mittelalterlichem Hokuspokus der einzige Lichtpunkt blieb. Seine konziliante Art empfängt und nimmt liebenswürdig auf, ohne die Gegensätze zu verwischen. Er versucht in prägnanten, oft periodenreichen Wendungen den äquivalentesten Ausdruck für seine Bekenntnisse zu finden, und er behält in diesem ruhigen und klaren Stil die Überlegenheit des vorurteilsfreien Geistes, der sich manchmal gar nicht geniert, mit dem Radikalismus verbündet zu erscheinen.

Es berührt angenehm — trotz allen Kompromissen —, wenn er vor dem Kaiser seine erste Rede mit den Worten schliesst: „Es lebe die Freiheit" und „Es lebe der Kaiser". Scheinbar ein Zitat aus dem „Götz von Berlichingen", nicht nur scheinbar, sondern als solches angeführt, aber doch nicht ohne Absicht. Und um solcher Tendenzen willen verzeiht man gern seiner Natur, die sich vielleicht allzu eifrig an Goethe ein Beispiel nimmt, kleine Versehen, die von allzu grosser Nachsicht zeugen. Aber die Konzilianz scheint ihm in seinem Alter die gegebene

und die einzige Möglichkeit, sich in den schwierigen und ach so komplizierten Verhältnissen zu behaupten. Und schliesslich gibt er ihnen doch seinen Ton, färbt er Konventionen mit seinem Geiste.

Er, der zünftige Gelehrte, hat die unzünftigen Meister, die „dilettanti", gerühmt, als er von den beiden Humboldts sprach, deren Standbilder am Eingang zur Universität den Studenten grüssen. Diese Dilettanten — ein von Goethe zärtlich geliebtes Wort, sein eigentlicher Sinn: Liebhaber der Wissenschaft und der Künste — diese Dilettanten seien in andern Kulturländern häufiger als bei uns, „wo Abstemplung durch Amt und Titel leicht überschätzt wird". So sprach immerhin ein deutscher Professor.

Aber die Ironie des Schicksals will es, dass seiner Rede — einen Moment später — die Illustration folgte: die Ernennung der 7000 Ehrendoktoren. Wilhelm II. wird Dr. juris honoris causa. Und der Berichterstatter des Berliner Tageblatts, der frühere Hofburgtheaterdirektor Paul Schlenther, bekundet als Augenzeuge: „Das Rituell machte bei der Ernennung des Kaisers einen ganz besonders weihevollen und erhabenen Eindruck."

Nun ist es leicht, über diesen Zopf zu lächeln. Aber weshalb versucht ein Mann wie Erich Schmidt nicht ihn abzuschneiden? Vielleicht verzagt er: das sei unmöglich in Preussen! Man müsse resignieren und dafür sorgen, dass nur wirklich wertvolle Persönlichkeiten mit dem Zopf behängt werden. Also: der Bildhauer Tuaillon, der Maler Graf Kalkreuth, der Musiker Max Reger, der Dichter Wilhelm Raabe. Aber da wir auch konziliant sind und nichts mehr fürchten, als irgendwie anzustossen, da dem Verdienste seine Krone gebührt, d. h. da die Stifter für ihr Geld auch etwas haben sollen, und da man vor allem den Behörden, der hohen Obrigkeit den schuldigen Respekt nicht verweigern soll, promoviert die theologische Fakultät sehr mit Recht den Kultusminister Trott zu Solz zum Ehrendoktor neben so bedeutungsvollen ernsten Gelehrten wie Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf und Max Lehmann, dem Göttinger Historiker. Und der Philosoph der „gottgewollten Abhängigkeiten" kann sich nunmehr wirklich legitimieren als Doktor

der Philosophie, aber ein Tropfen Wermut bleibt ihm nicht erspart: er, der die Einsamkeit und die isolierende Stellung liebt, muss seinen philosophischen Doktorgrad mit so profanen Persönlichkeiten wie Emil Rathenau und James Simon teilen.

Die Komik dieser Ehrendoktorpromotionen scheint zu banal, als dass man darüber nachzudenken sich entschlösse, wie irgendein Promovierter sich dadurch besonders geehrt fühlen könnte. Solche Zeremonien mögen notwendig sein, im übrigen aber meine ich, sie brauchten nicht geisttötend zu wirken.

Bei einem Mitglied der Berliner Universität, das sich bereitfinden liess, auf dem grossen Festkommers der Studenten aller Jahrgänge eine Rede zu halten, scheint es jedoch zu bedenklichen Störungen gekommen zu sein, oder aber — im Wein ist die Wahrheit — er sprach das ihm Eigentümliche aus, er schilderte sein Ideal, das der „Simplizissimus" nicht achten könne, er sprach von dem preussischen Geist, und er rühmte die preussische Zucht.

Das war nach dem schönen Auftakt der Erich Schmidtschen Reden, nach der Komödie der Ehrenpromotionen — das feldwebelmässige Finale: die schlichte Entfaltung des preussischen Untertanenverstands. W. H.

Brief an die Herausgeber

Grunewald, Oktober 1910.

Geehrte Herren,

Sie wissen, dass Ihr Plan, eine Vereinigung zu schaffen, etliche Schriftsteller oder Künstler in den Vorstand zu nehmen und Stücke zu spielen, deren Wert stärker ist als ihre Aussichten, — dass für mein Gefühl dieser Plan gute Möglichkeiten enthält; es kommt auf die Durchführung an.

Sie wissen, ferner, aus unseren Gesprächen, dass der andre Plan, eine Zeitschrift zu schaffen, die nicht gemustert und geblümt ein Kulturgesabber macht, sondern einen Raum öffnet für allerhand Daseinsvolles und Freiheitlich-Frohes (dieser Satz kommt nie zu Ende) — dass dieser Plan mir gefällt. Er ist mir wichtiger als der erste.

Ich las dann Ihr Schreiben an die Blätter. Anziehend ist hier das Fehlen der Versicherung: ein rettendes Eingreifen just in diesem Augenblick werde vom Schicksal mit Notwendigkeit, und zwar mit gebieterischer, unwidersprechlich gefor . . . . , wollte sagen: geheischt. Sondern Sie erklärten ruhig Ihren Willen zur Arbeit . . .

Nicht ohne Behagen vermerkt' ich Ihren Standpunkt wider die letzte Bilderl-Bühnenkunst: die Überzeugung, dass sie „zuweilen dahin drängt, das dichterische Problem zu äusserlich anzufassen, der Kulisse eine zu grosse Bedeutung zuzuweisen und das Schauspiel zu einer dekorativen Geste zu verwandeln . . ." Es ist gut, eine Stelle mehr zu wissen, die gesonnen ist, sich der vorübergehenden Losung (will sagen: Vergeistlosung) zu widersetzen; die beiträgt, den Unterschied zwischen einer vertieften Menschenkunst und einer Mehlspeisküche wiederherzustellen; dem, was ich „Le kientopp paré" nennen will, einen Damm zu schieben; kurz, das Niveau hochzupeitschen. Hierauf kommt es an.

Ich wünsche, weil in meinem Dasein die Literatur blos eine der Ecken ausfüllt, — ich wünsche der Zeitschrift ein ähnliches Dasein. Dem Leben zugewandt. Arm erscheint mir noch die glänzendste Theaterkritik: wenn ein Kampfruf nicht hindurchschwillt — über das Theater hinaus. Ein elender Kritiker, der nicht Menschen erzittern oder kreischen macht mit Worten, Weisungen, Klängen, woran die (vorwiegend so unbedeutenden) Dichteriche keinen Teil haben. Kritiken bleiben Vorwände. Über das Theater hinaus... Ich weiss, Sie empfinden das.

Gehen Sie dennoch mit Fahnen und Fanfaren hart ins Politische. Ich denke mir die Zeitschrift nicht als ein Sensationsgeschöpf, das durch Widerspruch, Personalklatsch, Kilometerschwadronieren das eigene Mass an Dummheit zu überwinden trachtet. Sie werden wohl, ohne diese Tricks des vieux jeu, Standpunkte mündiger Menschen vertreten . . . Ich wünsche Sie da einverstanden mit dem, was ich in einer Kritik schrieb: „Ein Greuel sind zwar sittlich-vorwärtsgehende Bezirksvereine. Tiefere Greuel aber die Affen, welche darum ihre Ideen verwerfen . . . Affen verwechseln Ideenverkünder mit Ideen . . ."

Meine Herren, haben Sie keine falsche Scham: als welche dem Intellektmangel entspringt. Keine Literatenfurcht, alltäglich zu erscheinen. Ich weiss, Sie werden deutsch reden.

...Ich sehne mich nach einem Blatt, das nicht Aufrufe schreibt: sondern das organisiert. Das nicht auf Zustimmung der Leser läuft: sondern sie zu Handelnden ausbildet ... Ich sehnè mich nach einem Blatt, welches nicht für eine Dauergruppe, sondern für bestimmte Gelegenheiten politischen Charakters arbeitet; das bei bestimmten Anlässen sozusagen körperliche Kundgebungen ins Werk setzt. Hierauf, nicht auf Gesinnung, kommt es an. Gesinnung ist massenweis da ... Was Einrichtungen, so der „Jugendwehr" verwandt sind, halb schautenmässig tun: derartiges könnte heut ein gutes Blatt für reisig erwachsene Seelen in Gang bringen. Von Fall zu Fall. Ein solcher ist ... sagen wir: Heinrich Heines deutsches Denkmal (wofür Sie schon beide tätigen Anteil bewiesen haben). Oder die so nötige Trennung von Staat und Kirche. Selbst Wirtschaftsfragen ...

Ich sehne mich nach einem Blatt, welches erkennt: Umwälzer und Besserer brauchen nicht edle Ideen zu besitzen, sondern einen General. ... Wider ungerechte Gewalt im Innern müssen bessere Mittel erlaubt sein als „Entschliessungen" von Saalbrüdern. Geistesgenerale zum Schaffen und Ordnen grosser Boykotts. Jeder soll im Kleinkrieg seinen Mann stehn. Leute, die Mittel haben, sollen durch diese Mittel; durch ihr Entziehen; durch Massenweigerungen hundertmal gestellten Forderungen anderen Nachdruck schaffen. ....

Ich sehne mich nach einem Blatt, das den Leuten etwa sagt: „In dem sicheren Krieg mit dem englischen Bund werden alle dasselbe Recht haben, ihr Blut zu verströmen, ohne zuvor dieselben Rechte zu besitzen ... Gleichheit im Tod: im Leben nicht. ..." Ich sehne mich nach einem Blatt, welches die Schmierigkeit gewisser Zustände klar unterstreicht ... Ich sehne mich nach einem Blatt, welches im Falle von vernunftwidrigen Äusserungen hoher Staatsstellen; von Äusserungen, so dem Stand unseres Wissens plump zuwiderlaufen: — welches in diesem Fall eine Klage fordert wegen groben Unfugs, oder ärztliche Zwangsaufsicht ... Ich sehne mich nach einem Blatt,

welches rastlos fordert: dass auf Wahlbeeinflussung durch Landverweser, auf schwindelhaftes Kürzen beschworenen Rechtes, Zuchthaus gesetzt sei.

Ich sehne mich auch nach einem Blatt, welches die Erbärmlichkeit des gegenwärtigen Bürgertums zerpeitscht. Erbärmlichkeit, die jede Fünf gerade sein lässt, solange verdient wird . . . Erbärmlichkeit eines Radikalismus, der nach einer Achtel-Generation sämtliches Glück in einer feudalen Familienverbindung sieht.

Ich sehne mich nach einem Blatt, das insonders einer Art von guten Gesellen auf den Trab durch Tritte hilft: nämlich allen diesen freiheitlichen und vernünftigen Menschen, die sagen: „Das tut man doch nicht,“ „Dazu ist man zu anständig,“ „Man kann doch eigentlich kaum.“ Das sind die Schlimmsten. Alle diese mit wirklicher Gesittung durchsetzten Leute von innerem Wert: denen aber die Ursprünglichkeit abhanden gekommen ist; die Gabe des Rüdigseins; die Macht des Mittuns; die Lust des Loslegens; die Entschlossenheit zur Schlacht . . . statt dessen haben sie die Furcht, sich blosszustellen; den horror des Heraustretens; das Lächeln des nachgebenden Klügeren. Hauen Sie diese Gattung, bis sie nicht mehr sitzen kann.

Helfen Sie: die gebildete Tatlosigkeit der anständigen Menschen als etwas Unanständiges ihnen einzubläuen. Vielleicht kommen sie dann über Ironie, Kopfschütteln und hochstehend fortschrittliche Feigheit hinweg. . .

Stellen Sie denen als Ideal solche vor: die bei letzter Kultur, bei klingender Künstlerkraft ein Stücke Pöbel in sich tragen; ein Stück Waldtier bei aller verfeinten Stadthaftigkeit, sprungmächtig. Die brauchen wir.

In summa: man soll Ihnen . . . nicht Glück, sondern Stärke wünschen. Erfolg auf der Grundlage des Sträubens. Und die beste Beziehung zu den Lesern: indem Sie nicht ihre literarische Kenntnis fördern, — sondern ihren Mut steigern.

Fröhliche Grüsse

ALFRED KERR.

Aufklärungen

Von FRANK WEDEKIND

Die meisten Menschen pflegen ihre Mitmenschen in zwei grosse Klassen einzuteilen: In ihre Freunde und ihre Feinde, in diejenigen, mit denen sie ein und dieselbe Sprache verbindet, und in diejenigen, mit denen sie keine Verständigung finden, in diejenigen, die ihrer Entwicklung förderlich sind, und in diejenigen, die sie in ihrer Entwicklung hindern.

Auch ich möchte heute die Menschen in zwei grosse Parteien einteilen. Die eine Partei huldigt seit Menschengedenken dem Wahlspruch:

„Fleisch bleibt Fleisch — im Gegensatz zum Geist."

Selbstverständlich ist der Geist dabei das höhere Element, der absolute Herrscher, der jede selbstherrliche, revolutionäre Äusserung des Fleisches aufs Unerbittlichste rächt und straft.

Diese Geringschätzung und Entwürdigung hat sich aber das Fleisch auf die Dauer niemals gefallen lassen. Das Fleisch hat den Bekennern des Wahlspruches: „Fleisch bleibt Fleisch — im Gegensatz zum Geist" immer und immer wieder den tollsten Schabernack gespielt.

Infolge dieses ewigen Schabernacks hat sich eine andere Partei gebildet, die nach reiflicher Erfahrung dem Wahlspruch huldigt:

„Das Fleisch hat seinen eigenen Geist."

Im Sinne der Bekenner dieses Wahlspruches spreche ich in diesem Augenblick. Was ich Ihnen vortrage, dreht sich um den eigenen Geist des Fleisches, den wir im allgemeinen Erotik nennen. Diese Erotik hat bis vor wenigen Jahren nicht nur in Deutschland für ein anrüchiges Gebiet gegolten. Erlauben Sie mir, diese allbekannte Anrüchigkeit mit einigen gänzlich unparteiischen Worten zu erörtern.

Infolge von Unglücksfällen aller Art, Selbstmorden etc. drängt sich uns seit einigen Jahren das Problem der sexuellen Aufklärung der Jugend auf.

Unsere Jugend hat es nun aber meiner Ansicht nach gar nicht in erster Linie nötig, sexuell aufgeklärt zu werden. Eine genauere

Aufklärung über die Vorgänge und vor allen Dingen über die Gefahren der Sexualität hat nicht das Haus, sondern die Schule zu besorgen. Das Haus, die Familie aber hat die heranwachsende Jugend vor allem darüber aufzuklären, dass es in der Natur überhaupt gar keine unanständigen Vorgänge gibt, sondern nur nützliche und schädliche, vernünftige und unvernünftige. Dass es in der Natur aber unanständige Menschen gibt, die über diese Vorgänge nicht anständig reden, oder die sich bei diesen Vorgängen nicht anständig benehmen können.

Warum? Weil es ihnen an Bildung, an geistiger Freiheit fehlt.

Die Jugend wächst nicht in angeborener Dummheit und Blindheit heran. Ein wahnwitziges Verbrechen ist es hingegen, die Jugend systematisch zur Dummheit und Blindheit ihrer Sexualität gegenüber anzulernen und zu erziehen, sie systematisch auf den Holzweg zu führen.

Dieses Verbrechen ist in den letzten hundert Jahren bei uns allgemein in Schule und Haus begangen worden. Und aus welchem Grunde wurde dieses Verbrechen begangen? Aus Furcht, dass ernste Gespräche über Erotik und Sexualität der heranwachsenden Jugend Schaden zufügen könnten.

Diese Befürchtung ist das Ergebnis einer grossen Selbsttäuschung. Die Eltern vermieden solche Gespräche nicht etwa, wie sie sich einredeten, aus Furcht, ihren Kindern damit zu schaden, sondern weil sie selber unter sich über erotische Fragen nicht sprechen konnten, weil sie ernst darüber zu sprechen nicht gelernt hatten.

Viele von Ihnen, meine verehrten Damen und Herren, werden mir darin nicht ganz recht geben, wenn Sie an sich selber denken. Ich bitte Sie aber, an Ihre eigenen Eltern zu denken, dann werden Sie meine Behauptung nicht so unbegründet finden.

Und warum konnten denn Eltern unter sich so lange Zeit nicht frei und offen über sexuelle Fragen sprechen? Warum war die Erörterung dieser Fragen im Familienleben schlechtweg und allgemein als unanständig ausgeschaltet?

Weil solche Gespräche häufig und ganz unvorhergesehen zu den allerpeinlichsten Streitigkeiten führten.

Ich stelle diese Behauptung für die Menschheit im allge-

meinen auf. Die Anwesenden sind natürlich, wie immer, ausgenommen. Und warum entstanden solche Streitigkeiten? Weil sich ein solches Gespräch auf Empfindungsgebieten bewegt, auf denen sich die Menschen, Mann oder Weib, besonders wenn sie zusammen leben, am leichtesten verletzt, beleidigt oder in unerträglicher Weise blossgestellt fühlen, auf Empfindungsgebieten, auf denen sie niemandem, zu allerletzt dem eigenen Gatten Rechenschaft zu stehen Lust haben. Als solche Empfindungsgebiete erwähne ich nur ganz beispielsweise: Die körperlich sinnlichen Reize des Weibes. Die körperliche Gesundheit und Ausdauer des Mannes.

Ist nun die mimosenhafte Empfindlichkeit diesen Gebieten gegenüber unter Erwachsenen irgendwie gerechtfertigt?

Sicherlich!

In den Jahren der Vollreife gehören die eben erwähnten Faktoren in sehr vielen Fällen, besonders da, wo es nicht eingestanden wird, zu den wichtigsten Elementen des menschlichen Daseins. Es sind die Faktoren, durch die die Familie zusammengehalten, eventuell in ihrem Bestehen gefährdet, in vielen Fällen auseinandergerissen und zerstört wird.

So leicht und oft am Urbeginn einer Familienzusammengehörigkeit gerüttelt wird, so selten und ungern wird über ihren Urbeginn gesprochen. Gespräche darüber sind wegen des unerquicklichen Verlaufes, den sie zu nehmen pflegen, als ungehörig ausgeschlossen. Fragt jemand nach dem Grunde, dann wird er zurechtgewiesen: Es ziemt sich nicht. Es schickt sich nicht. Es gehört sich nicht. Und fragt er: Warum es sich nicht gehört? Weil es unanständig ist.

Die Familie ist ein Bündnis, in dem aus purer Angst, dass es scheitern könnte, über die Gefahren, die ihm drohen, immer erst dann offen gesprochen werden darf, nachdem es daran gescheitert ist.

Diese Tatsache ist der stärkste Beweis nicht gegen, sondern für die Dauerhaftigkeit der Familie, da ihr zum Trotz die meisten Familien zusammenhalten. Sie ist zugleich ein bedenkliches Zeugnis für die Würde und Selbstachtung des Menschen, der vor Gefahren, denen sein Glück ausgesetzt ist, lieber zeitlebens

den Kopf in den Sand steckt, als dass er den Bedingungen, auf denen sein Glück beruht, klar und unerschrocken in die Augen blickt.

Deshalb, weil eine Erkenntnis ebenso inhaltsschwer wie schwierig zu erlangen ist, geht ihr ein Mensch, der etwas auf sich hält, aber erst recht nicht aus dem Wege.

Kann dadurch irgend ein Schaden entstehen? Kann dadurch irgend ein Menschenkind benachteiligt werden?

Meiner Ansicht nach nicht.

Es ist in der Welt dafür gesorgt, dass keiner so arm ist, dass nicht ein andrer mit all seinen Existenzbedingungen, mit all seinen Glücksmöglichkeiten auf ihn angewiesen ist.

Davor, dass die Urbedingungen unseres Zusammenlebens ernst erörtert werden, braucht niemand, der seine einmal errungene Stellung behaupten will, zu erzittern. Diese Erörterungen können aber jedem von uns über die Furcht oder Scheu vor allerhand Feinden und Gefahren hinweghelfen, die nur in unserer Einbildung bestehen.

Denn auf keinem andern Gebiete wuchert so viel Aberglauben, auf keinem andern Gebiete gehen so viele böse Geister unter uns umher, um uns zu den widersinnigsten Tollheiten zu verleiten, wie auf dem der Erotik und der Sexualität.

Ist das ein Wunder, wenn diese Gebiete durch die himmelhohe Schranke des Anstandes, durch diese offenkundige Vogel-Strauss-Politik, von unserer klaren Vernunft geschieden sind?

Ausserdem werden durch eine Erörterung dieser Fragen allerhand Kulturerscheinungen, die ausserhalb der Gesellschaftsordnung stehen, wie die Freie Liebe, wie die luxuriöse Prostitution, ihrer gänzlich falschen, sagenhaften, völlig ungerechtfertigten Romantik entkleidet. Sie zeigen sich im Lichte solcher Erörterungen als augenblicklich blendende, aber sehr kurzlebige, teils höchst unbequeme, teils sehr unrentable Surrogate der natürlichen Lebensordnung.

Wie aber sind nun bei solchen Gesprächen die Streitigkeiten die daraus entstehen, zu vermeiden?

Durch Überlegung, durch Umsicht, durch Klugheit, kurzum durch eine gesteigerte Geistestätigkeit.

So kann die Erörterung der Sexualität, statt wie bisher ein Tummelplatz menschlicher Roheit zu sein, geradezu zu einer geistigen Schulung, zu einer Geistesgymnastik werden, wie es für unsere Jugend die lateinische Grammatik ist.

In unserer heutigen Gesellschaft spricht man vorsichtiger über Politik als über Religion. Zur Zeit der Reformation war das sicherlich umgekehrt. Ebenso müssen wir heute noch vorsichtiger über Sexualität als über Politik sprechen. Wenn sich die Begriffe auf diesem Gebiete aber einmal geklärt haben, dann wird das vielleicht wieder ganz anders werden.

Nun noch ein kleiner Exkurs.

Seit Menschengedenken haben sich eingefleischt rohe Menschen die allgemeine Scheu, die vor der Erörterung der Erotik bestand, zunutze gemacht, und durch unvorhergesehenes Streifen dieses Gebietes ihre zarter, weil ernster aber auch ängstlicher empfindenden Mitmenschen teils wirkungsvoll verblüfft, teils unerträglich geärgert.

So entstand die Zote.

Die Zote, die heute bei uns in Hoftheatern und Tingel-Tangeln, von keinem Staatsanwalt und keinem Zensor behindert, täglich ihre gellenden, dröhnenden Triumphe feiert.

Aber gerade die rohen, zotigen Menschen unter uns sind die unversöhnlichsten, hartgesottensten Feinde einer ernsten ehrfurchtsvollen Ergründung erotischer Fragen, weil sie dadurch um ihre billigsten, beliebtesten Wirkungen gebracht werden.

Durch unsere ernste Ergründung also werden wir uns, von allem höheren Gewinn abgesehen, vor allem die rohe Zote vom Halse schaffen.

Nach oben befestigen wir uns gegen den blinden, überrumpelnden Zufall. Nach unten gegen die siegesgewisse Unverschämtheit kultur- und bildungsfeindlicher Strauchdiebe.

Und nun lernen wir erst einmal selber unter uns diese Fragen ernst, sachlich, leidenschaftslos zu betrachten. Wie Sie heute abend vielleicht noch sehen werden, braucht der Humor dabei absolut nicht betteln gehen. Im Gegenteil.

Der erste Ertrag der sexuellen Aufklärung der Jugend wird sich dann darin zeigen, dass sich die Eltern endlich einmal

in sexueller Beziehung, so komisch das klingen mag, klar werden. Dass wir nicht mehr für unanständig halten, was nicht nur den allerfeinsten, allerabgeklärtesten Anstand erfordert, sondern was zugleich neben unserem Broterwerb vielleicht das allerwichtigste Gebiet unseres irdischen Daseins repräsentiert.

Nachher werden wir dann auch ohne Schwindelanfälle und Herzbeklemmungen ermessen können, wie wenig oder wie viel wir Kindern davon mitteilen können, die sich in ihrer Unwissenheit innig danach sehnen, ernst und ehrfurchtsvoll über ihre eigenen Uranfänge sprechen zu hören.

Variété

Ein Akt

Von HEINRICH MANN

Personen:

LEDA D'AMBRE, FANNY O'BRIXOR, FRED O'BRIXOR, DR. GEORG ZELTER, Direktor FEIN, SCHMIDHANS JUN.

Spielt bei LEDA D'AMBRE.

Erste Szene.

Leda. Zelter. Fred.

LEDA: Er hat mich in seinem Hotel die Treppe herunterkommen gesehen.

FRED: Dem Portier hat er geantwortet, er soll ihn in Ruhe lassen, er brauche keine Frau mehr.

LEDA: Es wäre traurig, wenn nicht innerhalb der nächsten halben Stunde der Direktor Fein in die Tür dort träte, — nachdem er mich hat die Treppe herunterkommen gesehen.

ZELTER: Die Ledi ist einzig.

LEDA: Das hoffe ich in deinem Interesse. Wenn du mich verlierst, — solche Frau findest du nicht wieder.

ZELTER: Immerhin, jetzt hab' ich eine gesehen, in deinem Genre, aber vervollkommnet.

LEDA: Frechheit. Als ob ich nicht vollkommen wäre. (Über ihn geneigt, weich): Wie dieser Mann mich liebt!

ZELTER (den Arm um sie): Immer noch etwas weniger, als du mich. So riskiert man nichts.

LEDA: Woher weisst du überhaupt, dass ich dich liebe?

ZELTER: Eine Frau, die ein Auto gehabt hat: und ich habe sie zu der Erkenntnis gebracht, dass auch in einem gemieteten Einspänner das Glück wohnen kann.

LEDA: Du glaubst?

FRED: So sieht die Ledi aus.
LEDA: Du? Mach schon und spiel. Du hast nicht zu reden, sondern zu spielen. Du bist nichts als mein Kapellmeister.
ZELTER: Ich hoffe es, — obwohl ich keineswegs sicher bin.
LEDA: Was soll das heissen? Du bist toll! Wenn du mir das noch einmal sagst, ist alles aus, verstehst du? Sieh dir den Menschen doch an. Fred, steh auf! Die Beine! Er hat so gar nichts Zynisches im Gesicht, harmlos wie ein Idiot. Nein, für solchen Mann kann ich nur Freundschaft fühlen. (Sie lehnt sich, auf dem Diwan, an Zelter. Beide betrachten den Rücken Freds, der über der Klaviatur liegt und spielt.)
ZELTER: Das ist aus der Pantomime? Wenn der Direktor Fein das hört, ist der Fred gemacht.
LEDA: Er kann eminent viel, sage ich dir. Ich muss es wissen, ich war fünf Jahre am Konservatorium.
ZELTER: Seine Musik kann ich zwei Stunden lang anhören; aber als Mensch ist er unzuverlässig wie ein Weib. Und wenn er mit seinen Noten ins Schlafzimmer kommt, während wir noch im Bett liegen, dann wird er mir zu viel.
LEDA: Begreifst du denn nicht, dass er ohne mich nicht komponieren kann? Seine Musik ist von einer Sinnlichkeit, wie? — und dabei liebt der Mann mich nicht.
ZELTER: Das müsste mir erst bewiesen werden. Ich sehe nur, dass er seine Frau dir opfert und dass du mit ihm schon bald intimer bist als mit mir.
LEDA: Von solchen Dingen, lieber Schorschi, verstehst du nichts. Du bist ein richtiger Mann, deshalb liebe ich dich. Fred ist schlapp, ich mach' mit ihm, was ich will; aber merke dir, dass ich ihn brauche und er mich. Wie wir zusammen arbeiten: unerhört. Zusammen werden wir's weit bringen. Du weisst wohl nicht, dass die Carina und der René jährlich jeder 30 000 Mark auf die Bank legen?
ZELTER: Das wird dir niemals passieren, Ledi. Ich kenne deine Veranlagung, sie ist nicht wirtschaftlich genug.
LEDA: Ich bin zu allem veranlagt . . . Wenn ich dabei sitze und ihn inspiriere, entstehen seine glänzendsten Sachen. Fred, wer hat die Barmaid erfunden, du oder ich? Bist du taub? Willst du aufhören zu spielen?
FRED (weiterspielend): Ich bin nur dazu da, wie du weisst.

Zweite Szene.

Die Vorigen. Fanny.

FANNY (stürzt herein und zu Fred hin): Mon gosse! Mais tu travailles trop. Tu vas te rendre malade. Ah! il fume encore. (Sie will ihm die Zigarette aus dem Mund nehmen. Er hält sie fest und spielt immer weiter.)
LEDA (springt auf): Fred! Die Zigarette. (Er reicht sie ihr, indes er mit der andern Hand weiterspielt. Leda steckt sie in den Mund; sie mustert Fanny. Zelter kommt herbei und nimmt behutsam Leda die Zigarette weg. Er wirft sie fort.)
FANNY (streichelt Leda den Arm, demütig): Léda, je t'aime bien, sois bonne, rends-moi mon mari. Tu ne vois pas qu'il est affreusement pâle?
LEDA: Ce n'est pas moi qui fais ça. Laisse-le dormir, la nuit. (Da Fanny die Hände faltet):

LEDA: Oh! Die Frau geht mir auf die Nerven.
FRED (abbrechend): Schmeiss sie doch hinaus!
ZELTER (von drüben): Ledi, du würdest mich zu Dank verpflichten, wenn du alle beide in ihr Zimmer hinüberschicken wolltest.
LEDA: So? Und wer singt dem Direktor Fein vor, wenn er kommt? Ich brauche meinen Kapellmeister. Dich brauche ich weniger in diesem Augenblick. Wie wär's, wenn du dich der Fanny annähmst? . . . Fred! Die Barmaid. (Er präludiert. Sie singt, mit amerikanischem Akzent):

Sie war eine Barmaid mit goldenem Haar
Und manikürte sich täglich.
Doch weil ihr Schicksal die Liebe war,
So endete sie kläglich.

(Inzwischen)

FANNY (auf Zelter zu): Ah! Monsieur, je suis bien malheureuse.
ZELTER: Il y a de quoi, Madame.
FANNY: Nous sommes trompés.
ZELTER: Je le crains.
FANNY: Et ne pas comprendre ce qu'ils se disent! . . . Monsieur, faites qu'elle me rende mon mari, ou bien je me tue.
LEDA (wendet sich um): Sie will schon wieder Gift nehmen? Es ist ihr glänzend bekommen das vorigemal; sie ist aufgeblüht. Bloss mich macht sie krank. (Sie singt):

Ein Graf sog Moccacobler durch einen Halm
Und sah ihr dabei —

FRED: Falsch! Immer wieder das Es.
LEDA: Also ich wünsche hier ein Es.
FRED: Bedaure, es wäre musikalisch falsch.
LEDA: Wenn ich es singe, ist es richtig.
FRED: Ich kann nicht wegen einer Laune von dir meine Musik verhunzen.
LEDA: Als ob du das noch nötig hättest. Das ganze Chanson ist katastrophal. (Sie zerbricht sich an dem Wort die Zunge. Zu Zelter und Fanny): Und früher hat er Symphonien geschrieben. Wie ein Mensch herunterkommen kann!
FRED (dreht sich um. Mit hohler Stimme): Durch dich.
FANNY: Mon Dieu, qu'est-ce qui arrive? Ne t'échauffe donc pas! Elle te fait souffrir? Mon pauvre gosse chéri!
ZELTER: Die Texte, finde ich, sollten Sie sich schreiben lassen.
LEDA: Siehst du? Das sagt dir Schorschi Zelter, ein anerkannter Kenner. Ich habe immer recht, jetzt siehst du's. Leg' der Musik einen andern Text unter.
FRED: Ich werde mich beherrschen. Was wollt eigentlich ihr beide? Wer ist hier der musikalische Leiter?
LEDA: Du nicht. Du bist nur der talentloseste Notenschmierer, der mir begegnet ist.
FRED (springt auf): Ich habe genug. Das wirst du zurücknehmen.
FANNY (fliegt auf ihn zu): Sortons d'ici. Elle va te tuer.

(Gleichzeitig.)

LEDA: Ich zurücknehmen? Ich denke nicht daran. Alles, was du bist, verdankst du mir. Nimm dich in acht, dass ich dich nicht fallen lasse.
FRED: Du mich? Ein Jahr, bevor ich dich kennen lernte, haben meine Chansons mir zwanzigtausend Kronen getragen. Du hattest damals noch nichts geleistet, als deinem Mann davonzulaufen.

LEDA: Woher dein Geld kam, wollen wir nicht untersuchen. Ich habe darin meine Erfahrungen.
ZELTER: Liebe Ledi, willst du nicht für den Direktor Fein das blaue Kleid anziehen?
FANNY (an Freds Arm): Viens, mon pauvre gosse, aussi cette femme te fait trop de mal.
FRED (die Lider schliessend und öffnend, leise, mit drohendem Flehen): Ledi!
LEDA: Willst du das Es setzen? Aber ich mach dich aufmerksam, dass deine Musik trotzdem ein Schmarrn bleibt.
FRED (schlägt den Klavierdeckel zu): Also die Sache hat sich gehoben. Wir sind fertig. Sieh selbst zu, wie du den Direktor Fein herbekommst. (Er stürzt hinaus.)
FANNY (hinterher): Mon gosse! Et son coeur qui ne va pas bien!
LEDA (ruft ihm nach): Ich werde ihn von dir grüssen, mein Gold.

Dritte Szene.

Leda. Zelter.

LEDA (geht, ihre Arme pressend, umher): So ein Idiot! Wetten wir hundert Mark: bevor die Uhr vier schlägt, ist er wieder da.
ZELTER: Du solltest ihn nicht mehr hereinlassen. Er beherrscht sich noch weniger als du, du hast keine Stütze an ihm.
LEDA: Das eine muss man ihm lassen, er will, dass etwas aus mir wird. Ihr andern wollt euch amüsieren.
ZELTER (hält sie auf): Schau, Ledi, das ist nicht hübsch. Habe ich nichts für dich getan?
LEDA (sich hin- und herbiegend): Dafür lebe ich schon länger mit dir als mit meinem Mann. Ich begreife es selbst nicht, neun Monate habe ich nun von meiner Karriere verloren. Denn diese letzten drei Wochen im Bunten Theater sind doch nur eine Katastrophe. Und du bist nicht ein einziges Mal drin gewesen.
ZELTER: Aber bitte, ich kann nicht dabei sein, wenn eine Frau, die mir gehört, in einer solchen Bude auftritt. Lieber als mir das nachsagen zu lassen, bin ich auf Reisen gegangen.
LEDA (mit einem Blick): Du hast Charakter, damit imponierst du mir. Sonst wäre es auch ein Rätsel, weshalb ich dich in der ganzen Zeit noch nicht betrogen habe.
ZELTER: Oh! Was das betrifft —
LEDA: Also ich schwöre dir.
ZELTER: Abgesehen von dem Prinzen Iffingen —
LEDA (rasch): Bedenke, dass ich meinen Mann in dem einzigen Jahr: — dreissig Herren verkehrten bei uns und mit fünfundzwanzig habe ich was gehabt.
ZELTER: Da waren die Bevorzugten eigentlich die andern fünf. Dein Mann machte dir's bequem.
LEDA (auf dem Divan, den Kopf auf dem Arm): Er schlug Krach, so oft ich einen ansah. Aber eine Frau kann immer noch lügen, sogar im äussersten Fall, dass du's weisst. Was hat er denn gemerkt? Ganz zuletzt einen armseligen Leutnant, und das schien ihm viel. Aber er war dumm genug, sich den geschicktesten Anwalt von Frankfurt zu nehmen; der brachte dann im Prozess auch die andern vierundzwanzig heraus.

ZELTER (setzt sich zu ihr): Ein unverzeihlicher Fehler. Ich hätte nicht Lärm geschlagen. Ich hätte unauffällig meinen ganzen Verkehr gewechselt und inzwischen nachgeholt, was an deiner Erziehung missraten war.
LEDA: Mir scheint, du wirst anzüglich.
ZELTER: Denn dein Fall kompliziert sich dadurch, dass du aus guter Familie bist und schon eine Erziehung genossen hast, aber eine falsche.
LEDA: Prahle nicht, Schorschi. Auch du hast nicht verhindert, als wir das erstemal auseinander waren, dass ich nach Paris ging und mich fünf Wochen lang von Grund aus amüsiert habe. Dann meinetwegen, wieder brav sein und den Schorschi lieben. Aber solche Anfälle liegen in meiner Natur. Ich glaube, meine Mutter hat sich zu sehr geschnürt.
ZELTER: Schränke um des Himmels willen das Schnüren nicht ein. Was du in Paris tust, ist deine Sache. Nur hier, bitte, halte auf Ordnung. Das mit dem Iffingen —
LEDA: Also ich schwöre dir —. Ich weiss ja, dass du auf meine Schwüre nichts gibst.
ZELTER: Im Gegenteil, ich bilde mir ein, in der Zeit unseres Zusammenlebens dir die Heiligkeit des Schwures wieder ein wenig näher gebracht zu haben.
LEDA: Wie dieser Mann mir imponiert, es ist eine Schande. (Sie zieht ihn zu sich auf das Kissen): Dass du mit deinen Vettern gebrochen hast, weil sie mich nicht grüssten, du kannst sicher sein, dass ich dir das nie vergesse. Ah! Du weisst, was du willst. (Zärtlich): Sage mir nur, Schorschi, warum erlaubst du mir, dass ich den Direktor Fein kommen lasse. Wenn etwas mit ihm zustande kommt, dann bringt er mich natürlich auswärts an, auf wer weiss wie lange. Dann hat sich's wieder einmal ausgeschorschelt.
ZELTER: Ich fürchte, liebe Ledi, dass du etwas Neues vorhast, ich weiss noch nicht was. Aber mein Prinzip in solchem Falle ist —
LEDA: Ja, du hast Prinzipien. (Sie schiebt ihn fort, sie richtet sich auf. Die Brauen gefaltet): Das fehlt mir. Will ich eigentlich berühmt werden? Als Künstlerin? Vielleicht als Freundin eines Milliardärs?
ZELTER (spielt mit ihrem Fuss): Im Grunde deines Herzens, Ledi, bist du einfach ein Weiberl.
LEDA: Du hast mir's fast schon eingeredet. Dabei ist doch in Berlin der Prinz Opolski meinetwegen unter Kuratel gestellt worden. (Sie steht auf, sie streckt den Arm aus): Wenn ich mit meinem eigenen Auto nach Venedig in Wien fuhr: an jedem Baum war mein Bild und von allen Seiten flogen mir Blumen zu. Du hast mir nahezu das Kokettieren abgewöhnt.
ZELTER: Mit viel Geduld und nicht wenig Psychologie.
LEDA: Wenn wir Leute haben, ich bin doch lieb mit dir, wie? Gestern hab' ich mich dir vor aller Welt auf die Knie gesetzt.
ZELTER: Freilich galt es dem Schwarz. Ihm sollte der Mund wässern.
LEDA: Also dein Scharfblick ist aufregend. Nein, du nimmst mir jede Lust, dich zu betrügen . . . Und das jetzt, wo es zu Ende geht. (Sie sieht ihn an, den Kopf zurückgeworfen): Denn es scheint ja, dass ich etwas Neues vorhabe . . . Nicht?
ZELTER: Es würde mich tief schmerzen. Eine Frau wie du macht es einem auf lange unmöglich, eine andere zu lieben. Du bist zu reichhaltig, du nimmst die andern vorweg. Was aber den Fred betrifft —
LEDA: Sprechen wir nicht von Fred, es ist unnütz. Fred ist mein Bruder, er

geht dich nichts an. Aber es kann sein, dass jetzt eine Zeit kommt, wo ich wieder einmal mit Geld herumwerfen werde. Dazu bist du nicht der Richtige.

ZELTER: Du hast einen Geschäftsmann zum Freund; da ist das Geld nicht in jedem Augenblick flüssig zu machen.

LEDA: Aber achthundert Mark wirst du demnächst aus deinen Geschäften herausziehen müssen, denn Schmidhans schreibt nichts an und das Voilekleid muss ich haben.

ZELTER: Das Voilekleid hat eine zu reiche Metallstickerei, es ist viel zu auffallend.

LEDA: Lieber Schorschi, erstens ist es totchic, lass dir das gesagt sein. Sodann mach ich dich aufmerksam, dass höchstwahrscheinlich unsere Zukunft davon abhängt, ob ich es bekomme.

ZELTER: Eine Zukunft, die von einem Voilekleid abhängt, ist an zu Zerreissliches gebunden.

LEDA: Meinetwegen . . . Du wirst mir zugeben, dass auch ich einiges für dich getan habe. Ich gehe schon so einfach, als ob ich deine Frau wäre. Kaum, dass ich mich ohne dich noch sehen lasse, ich nehme Rücksichten links und rechts. Immer heisst es: Ledi, du musst Rücksichten nehmen, als ob wir verheiratet wären. Aber sage mir gefälligst, ob du eine richtiggehende Ehefrau mit 150 Mark zurücklassen würdest und auf Reisen gehen. Meinst du denn, ich habe Lust, mir mein Leben lang täglich zwanzig Mark in die Hand drücken zu lassen? Du weisst wohl, was mancher mir bieten würde. Bei dir bin ich wahrhaftig nicht aus Berechnung. Aber wenn ein Mann das Glück hat, eine solche Frau zu haben wie mich —: genug, das Voilekleid ist meine Bedingung. Wenn es auch gar nicht mein Schwarm wäre, jetzt will ich's haben.

ZELTER: Liebe Ledi, du hast dich aufgeregt, du bist wunderschön. (Er küsst ihr die Hand): Wie deine Hand gut duftet. Du hast recht, es ist ein grosses Glück, eine solche Frau zu haben, eine Frau, die sich herrichtet und benimmt, wie um alle zu reizen, und dabei hat man sie allein.

LEDA (nimmt ihn bei den Ohren): Wenigstens bildest du dir's ein.

ZELTER: Was das Voilekleid angeht, sollst du es haben. Aber auch ich stelle meine Bedingung: du brichst mit dem Fred.

LEDA (tritt zurück): Ausgeschlossen. Du kannst von mir verlangen, was du willst, aber meine Kunst ist mir heilig.

ZELTER: Dann mache ich dich für die Folgen verantwortlich.

LEDA: Auch gut. Ein Glück, dass der Direktor Fein kommt. Bald wird die Sache sich gehoben haben.

ZELTER: Würde der Fred sagen.

LEDA: Weisst du, dass du dir sehr schadest? Zum erstenmal finde ich dich dumm. Eifersüchtig auf Fred! (Sie lacht hell.) Ein Mann, der so heruntergekommen ist, dass nur noch Knochengerüste ihn reizen. Was willst du denn? Er hat doch eine Frau und sie ist sein Typus.

ZELTER: Eben die Frau ist das Peinlichste. Ich mag nicht länger mit ansehen, wie ihr die Frau behandelt.

LEDA: Das ist eine Beleidigung. Dann liebst du nicht mehr mich, sondern die Fanny.

ZELTER: Nein, aber ich halte auf Anstand. Für Szenen, wie die von vorhin, fehlt mir das Verständnis.

LEDA: Ich habe dir wohl noch nicht gesagt, dass diese Frau dem Fred einfach alles verdankt. Er hat sie in Wien aus einem Hause herausgeheiratet, das ich

nicht näher bezeichnen will. Er wollte ein menschliches Wesen aus ihr machen; ich finde das tadellos. Wärst du vielleicht dazu imstande?
ZELTER: Nein.
LEDA: Und anstatt froh zu sein, dass man sie duldet, quält sie ihn halb verrückt mit ihrer blöden Eifersucht. Dass sie andauernd Selbstmord begeht, ist die reine Gemeinheit, ich gebe dir mein Ehrenwort. Er sollte sie wieder internieren lassen, damit wäre allen geholfen. Immerhin versteht sie kein Deutsch. Du aber, lieber Schorschi, hast keinerlei Entschuldigung, wenn du dich unfair benimmst.
ZELTER: Ich sage nur, dass, seit die beiden O'Brixor die Wohnung mit dir teilen, die ganze Atmosphäre hier mir nicht mehr passt. Wenn dein Verhältnis zu dem Fred, ich will einmal annehmen, rein kollegialer Natur wäre, es bleibt mir unheimlich. Du selbst bekommst dadurch einen Beigeschmack von — (Es klopft. Er sieht nach der Tür.)
LEDA: Es gibt eben noch andere Welten als deine, lieber Schorschi.
ZELTER: Du hast die Wahl, zu welcher du gehören willst.
LEDA (aufgereckt, die Hand auf der Brust): Gott sei Dank. Und auch du wirst einmal erleben, dass eine Frau —

Vierte Szene.

Die Vorigen. Fred. Direktor Fein.

(Fred schiebt den Direktor Fein durch die Tür.)

FRED: Ledi, du erlaubst, dass ich dir Herrn Direktor Fein vorstelle. Madame Leda d'Ambre. Herr Doktor Zelter.
FEIN: Ganz meinerseits. (Pause. Leda sieht Zelter an.)
LEDA (zum Schreibtisch): Also, Herr Direktor, ich zeige Ihnen gleich mein Album.
FRED: Ich habe dem Direktor schon von meinem Mimodrama gesprochen; er ist ganz einverstanden.
LEDA (schlägt das Album auf): Sie sehen, Hansa-Theater, Wintergarten: alles da. Hier bin ich mit meinem Auto. In dem Hut habe ich in Wien den Schönheitspreis gewonnen; die Federn haben 400 Kronen gekostet.
FEIN: Ich habe Ihr Genre sofort erkannt, Fräulein. Ich mache nur erstklassige Sachen. Sie wissen wohl, mir gehört der Operetten-Einakter „Die fesche Komtess", der jetzt in allen Variétés das Haus voll macht.
ZELTER: Frau d'Ambre ist so erstklassig wie möglich. Ich bin Kenner.
FEIN: Der Name des Herrn Doktors ist mir auf das günstigste bekannt. Ich weiss, dass ein Wort von Ihnen an den Direktor Hugl genügt hat, um die Olga Petroff mit ihrer Truppe beim Eden-Theater anzubringen. Sie hat es mir selbst gesagt. (Er verbeugt sich in seinem Sessel.)
LEDA: Ja, sehen Sie, Herr Direktor, und für mich will er nichts tun. Wenn ich hier in der Stadt auftrete, reist er ab. Können Sie sich solche Eifersucht vorstellen?
FEIN: Bei Ihnen, Fräulein, mühelos.
FRED (nuruhig): In meinem Mimodrama ist das Apachenmotiv auf glänzend neue Art verwertet. Die schöne Frau —
LEDA: Sei so gut und lass dein Mimodrama. Wir wollen Tee trinken. Also ich gefalle Ihnen? Kein Wunder, ich habe noch jedes Publikum rasend gemacht: (Sie geht zur Klingel, dann an die Tür, sie ruft hinaus): Miss, den Tee.
FEIN (zu Zelter): Ihr Gang verspricht viel.

ZELTER: Sie hält alles.
LEDA: Auf der Bühne wirke ich schlanker.
FEIN: Nicht nötig, Fräulein. Ich reflektiere für Sie nur auf allererste Bühnen. Magerkeit ist eine Spezialität.
FRED: Aber ich bitte, mit dem Mimodrama verfolgen wir hochkünstlerische Absichten.
LEDA (stösst ihn in die Seite, leise): Fred, arbeite nicht gegen mich, oder du erlebst etwas.
ZELTER (bringt Flasche und Gläser): Nehmen Sie inzwischen einen Kognak, Herr Direktor?
FEIN: Danke verbindlichst... Haben Sie in der Pantomime zu tanzen, Fräulein?
FRED (rasch): Die gnädige Frau tanzt zweimal; zuerst vor ihrem Liebhaber, als —
LEDA (nimmt in der Tür das Teegeschirr in Empfang und kehrt zurück): Schlag' dem Direktor die Kritik von Chemnitz auf. Sie werden sehen, was für ein himmelschreiender Erfolg.
FRED: Da ist sie. (Er liest aus dem Album vor, indess Leda den Tee einschänkt): Der Gerichtsvollzieher im Zentral-Theater. Gestern Nachmittag erschien der von allen Menschen so gefürchtete Mann mit der blauen Mütze und wies einen Pfändungsauftrag vor, kraft dessen die Fürstin Krika einige ihr gehörige Dekorationsstücke, die zur Aufführung des mythologischen Sketches dienten, reklamierte. Die vom Publikum abgelehnte Fürstin glaubte auf diese Weise jedenfalls die Aufführung der Schaunummer stören zu können. Aber sie täuscht sich. Miss Leda d'Ambre, der neue, viel schönere Star, wird sich einstweilen mit anderen Dekorationen behelfen, bis die Direktion die entsprechenden Ersatzteile beschafft haben wird.
LEDA: Grossartig, wie? Die Fürstin Krika hat sich krank geärgert.
FEIN: Wenn ich der Direktor gewesen wäre, würde sie gestorben sein.
LEDA (zu Fred): Zeig' ihm auch Budapest. Dort flog der Direktor auf mich, ich konnte machen, was ich wollte.
FEIN: Sehen Sie, Fräulein, das ist schon faul. Ein Direktor darf nie auf sein Mitglied fliegen.
ZELTER: Ein sehr gesundes Prinzip.
FEIN: Nicht einmal vor zwanzig Jahren habe ich dagegen verstossen.
FRED: Ich noch vor zwei: nämlich als Badeinspektor in Peplau. Ich hatte für das Vergnügen sämtlicher Damen zu sorgen, es gehörte zu meinen Funktionen. Als ich aber auch für das einer kleinen Schauspielerin sorgte, erzürnte sich der Bürgermeister, und ich musste gehen.
FEIN: Unter so etwas leidet das Geschäft. Wir brauchen Autorität. Ich erlaube zum Beispiel meinen Damen niemals, sich für die Strasse zu schminken.
LEDA (erschrocken): Oh!
FEIN: Ein so hübsches Gesicht wie Ihres, Fräulein, hätte doch das nicht nötig.
ZELTER: Da kommst du in die rechten Hände, Ledi. Aus dieser Frau, Herr Direktor, ist alles zu machen, wenn es gelingt, ihr Disziplin beizubringen.
LEDA: Da es *dir* nicht gelungen ist —
FRED: Mir gehorcht sie.
LEDA: So siehst du aus.
FEIN (nimmt von Zelter eine Zigarette, lehnt sich zurück): Dabei bin ich noch heute kein Frauenverächter; und die aussergeschäftlichen Beziehungen meiner Mitglieder gehn mich nichts an. Es ist sogar erstaunlich, was für ein Glück

meine Damen in der Liebe haben. Ich schmeichle mir, dass meine strengen Grundsätze Ihnen dabei zustatten kommen.
LEDA: Wohin werden Sie mich bringen? Garantieren Sie mir kontraktlich einen Milliardär?
ZELTER: Ledi!
FEIN: Ihnen — kann geschehen. Ich habe üppige Blonde gehabt, die Ihnen nicht das Wasser reichten; aber in Süd-Amerika wurden sie reich.
LEDA: Also ich will sofort nach Süd-Amerika.
ZELTER: An einem Übermass von Takt gehst du nicht zugrunde, Ledi.
FRED (ist aufgesprungen und rennt umher. Hohl und angestrengt): Entweder wir sind hier, um über ein künstlerisches Unternehmen zu beraten, oder ich bin überflüssig.
FEIN: In Ihrer Pantomime tanzt das Fräulein, sagen Sie?
FRED: Die gnädige Frau tanzt zweimal, zuerst vor ihrem Liebhaber, als der Gatte abgereist ist, dann vor dem Apachen. Ledi, zeigen wir's dem Direktor!
FEIN: Ich bitte.
LEDA: Meinetwegen. Ich soll heute Abend spielen, aber der Gauner vom Bunten Theater hat mich die längste Zeit schikaniert, ich telephoniere ihm einfach ab.
FEIN: Heute Abend noch? Was tut der Mann?
LEDA: Seine Sache. Fred, der Tisch muss aus dem Wege. (Sie trägt das Geschirr fort, Fred schiebt die Möbel beiseite.)

(Inzwischen.)

ZELTER (zu Fein): Nicht, dass ich gegen ein Engagement nach Süd-Amerika etwas einzuwenden hätte.
FEIN: So weit fort: das muss Sie schmerzen, Herr Doktor.
ZELTER: Ich würde mir ein Gewissen daraus machen, der künstlerischen Zukunft der Frau d'Ambre im Wege zu sein.
FEIN: Ich verstehe.
LEDA: Also los. (Sie mimt.) Grosse Liebesszene. Ich verführe meinen Freund. Fred, das Motiv.
FRED (gibt es an): Dies ist die Verführung. Sie tanzt in einer berauschenden Matinee.
LEDA: Lass! Jetzt sehen wir an der Terrassentür, unter dem Vorhang ein paar Füsse. (Sie mimt.)
FRED (spielt): Das Angstmotiv.
FEIN: Wie oft kleidet das Fräulein sich um in der Pantomime?
FRED: Gar nicht. Aber sie zieht sich aus, warten Sie nur.
LEDA: Ich habe mehr Mut als mein Geliebter, ich reisse den Vorhang weg. (Sie tut es, an der Tür rechts. Sie weicht zurück und erstarrt.)
FRED (schlägt wild an): Da steht der Apache, das Messer in den Zähnen. Er hat eine scheussliche Maske vor dem Gesicht. Er beraubt die Frau ihres Schmuckes. (Fred stürzt sich auf Ledas Handgelenke.)
LEDA: Au. Du kannst das nicht. (Sie stampft auf.) Spiel doch!
FRED (am Klavier, indess Leda mimt): Dann muss sie zusehen, wie er ihren Geliebten, der den Kopf verloren hat, mit dem Revolver durch das Zimmer jagt. Der Geliebte flieht in den Garten, der Apache schickt ihm einen Schuss nach. Mit der Frau allein, zwingt er sie, sich zu entkleiden. Als sie nur noch einen Schleier an hat, verlangt er — (Fred stösst den Finger gebieterisch nach unten) — dass sie vor ihm tanzt. Jetzt kommt der zweite Tanz. (Während Fred spielt und Leda Tanzschritte macht)

ZELTER (zu Fein): Sie finden es wohl nicht genügend begründet, dass ein schlichter Einbrecher von einer Dame gerade einen Tanz verlangt, und dass sie unter ihrer Wäsche schon den nötigen Schleier trägt?
FEIN: Warum sollen die Leute nicht? Die Kunst hat doch ihre eigenen Gesetze, und einer so schönen Frau erlaubt das Publikum mit Recht jeden Blödsinn. Übrigens hat sie sogar Talent.
ZELTER: Ich sage Ihnen, sie gibt Möglichkeiten, grösser als die, die manches Genie erfüllt hat.
FRED: Das Scheusal erobert die Frau mit seiner Energie; eine grauenvolle Sinnlichkeit befällt sie. Das Motiv der grauenvollen Sinnlichkeit. Da reisst er die Maske ab; es ist ihr Gatte. Ein wildes Gewirr von Gefühlen tobt in ihr. Das wilde Gewirr. Jetzt ringt sich Verachtung heraus: so; und Hass: so.
LEDA: Also ich zwinge ihn, meinen Geliebten, der einen Schuss gekriegt hat, hereinzutragen und auf den Diwan zu legen. Ich werfe mich über ihn. (Sie mimt, Meinem Gatten weise ich die Tür. Triumph der Liebe. Fred! (Fred spielt triumphierend.)
LEDA (bricht ab): Wie soll man sich bewegen hier im Zimmer. Aber Sie sehen, ich bin in der Sache glänzend.
FEIN: Die Musik ist nicht übel.
LEDA: Sie können sich beglückwünschen, wenn Sie ihn als musikalischen Leiter gewinnen. Er schreibt mir alles auf den Leib. Wenn er komponiert, bin ich Künstlerin. Heute erst habe ich in eins seiner Chansons ein Es hineingebracht, und es ist nicht wiederzuerkennen.
FRED: Die Frau ist unheimlich musikalisch.
LEDA: Eine Operette von ihm kommt nächste Saison am Karltheater heraus. Am Tage der Premiere kriegt er kontraktlich 50000 Kronen, und mir gibt er die Hälfte.
FRED: Also, lieber Direktor, wenn Sie wollen, in vierzehn Tagen steht das Mimodrama.
FEIN: Schade, Fräulein, dass Ihre Stimme nicht zur Geltung kommt. Sie haben Reiz in der Stimme.
FRED: Kommen Sie morgen zur Probe auf der Bühne. Sie sehen der Frau nicht an, wieviel sie arbeitet. Von mir sind nur die ersten Angaben; das Mimodrama ist auf der Bühne entstanden. Die Frau ist einfach ein Genie.
LEDA: Kann man nicht etwas einlegen? Fred, eine Idee: Wir legen die Barmaid ein.
FRED: Ausgeschlossen.
ZELTER: Ledi, in einer Pantomime wird nicht gesungen.
LEDA: Wenn ich es will? Ich sehe gar nicht ein; der Apache kann ebensogut verlangen, dass ich singe. Das ist der Trick, der uns noch fehlte, Fred. Jetzt werden die Leute darauf fliegen. Du schreibst sofort die Barmaid hinein.
FRED: Das werd' ich mir überlegen. Ich mache mich nicht gern lächerlich. Überdies kann ich mit der Barmaid beim Kabaret Tausende von Kronen verdienen.
LEDA: Fred, wenn ich dir sage, die Barmaid wird eingelegt.
FRED: Geh, Ledi, sei vernünftig.
LEDA (halblaut): Zum letztenmal, arbeite nicht gegen mich, oder es ist alles aus. (Er beugt den Rücken und präludiert.)
LEDA: Ah! Das ist mein Leben.

ZELTER (zu Fein): Seine Musik ist geistreich und trotzdem sinnlich.
FEIN (deutet auf Fred): Sagen Sie, was ist das für ein Mensch?
ZELTER: Früherer österreichischer Kavallerie-Offizier, Doktor der Philosophie, hätte das Zeug zu einem Musiker von Rang; aber die Liebe, wissen Sie.
FEIN: Das dürfte nicht vorkommen . . . Und jetzt hängt er hier.
ZELTER: Mit der Leda, das ist eine Künstlerfreundschaft. Er hat einen vorzüglichen Einfluss auf sie. Ich habe sie früher gekannt, sie konnte nicht die Hälfte
FEIN: Herr Doktor verzeihn, aber Sie sind nicht beim Geschäft.
LEDA (singt): Sie war eine Barmaid mit gold'nem Haar
Und manikürte sich täglich.
Doch weil ihr Schicksal die Liebe war,
So endete sie kläglich.
(Inzwischen)
FEIN: Mimik, bitte, Fräulein.
ZELTER (zu Fein): Ich bürge Ihnen, Herr Direktor, für die Idealität des Verhältnisses.
FEIN (legt ihm die Hand auf die Schulter): Werter Herr Doktor, ein alter Fuchs wie ich. Sie wollen die Frau los sein.
ZELTER: Ich versichere Ihnen, Sie irren sich. Ich opfere mein persönliches Interesse ihrer Zukunft als Künstlerin.
FEIN: Wenn ich die Sache mache, tue ich's, um Ihnen gefällig zu sein. Ich brauche keine Dame; und das Fräulein ist schön, aber gefährlich für's Geschäft.
LEDA (singt mit Mimik): Ein Graf sog Moccacobler durch einen Halm
Und sah ihr dabei —

Fünfte Szene.

Die Vorigen. Fanny.

(Fanny flattert herein, sie fällt Fred in den Arm, er bricht ab.)
FANNY: Enfin te voilà. Je te cherche depuis une heure, au café, au théâtre, partout. Tu n'as pas été à la répétition.
LEDA: Mais tu nous dérange. Laisse nous done.
FANNY: C'est pour le théâtre.
FRED: Je m'en fiche du théâtre.
FANNY: Qu'est-ce qu'il y a, mais qu'est-ce qu'il y a donc. (Sie sieht angstvoll von einem zum andern, sie erblickt Fein. Aufschreiend:) Ah! je comprends. Tu veux partir avec elle, je m'en doutais. (An Freds Schulter geklammert.) Ce n'est pas vrai, Fred. Dis un mot que ça n'est pas vrai.
LEDA (stampft): Sag ihr, sie soll gehen.
FRED (schreit): Va — t'en!
FANNY (fliegt zu Zelter): Monsieur, dites-moi la vérité.
ZELTER: Madame, il s'agit d'affaires.
FANNY: Je sais ce que c'est, il va me quitter.
ZELTER: Vous le suivrez.
FANNY: Ah! vous ne connaissez pas Léda. (Sie stürzt auf Leda zu.) Léda, tu n'as pas de coeur. Tu m'enlèves mon mari. Mais je t'ai toujours détestée.
LEDA: Diese Falschheit! Erst heute hat sie mir geschworen, dass sie mich liebt.
FANNY (umklammert Fred): Ecoute, Fred. Ce n'est pas possible. Viens que je te dise un mot. Tu n'aimes pas cette femme, je n'en crois rien. (Da er sie fortstösst.) Ah! tu l'aimes.

FEIN (zu Leda): Eine Familienszene?
LEDA: Ich habe noch nie eine solche Gemeinheit gesehen. Sie will mich in meiner Karriere hindern.
FEIN: Solche Sachen gefallen mir nicht. Ich bin für Ordnung und Solidität.

Gleichzeitig

FANNY (die Hände gerungen, zu Zelter): Monsieur, concevez-vous ça, elle m'enlève mon mari. Il est tout pour moi, qu'est-ce que je vais devenir. Il m'a tirée de la fange, il m'a aimée. Personne ne m'avait aimée. Il me rejette. cette femme le veut. C'est lache, c'est infame! (Sie schluchzt.)
ZELTER (erregt hin und her): Madame, je vous approuve.
Votre mari n'agit pas en galant homme.
LEDA: Setz dich aufs hohe Pferd, bitte. Du bezahlst meine Rechnungen nicht, ich mache meine Geschäfte mit Fred.
FANNY (zu Fred): Mon gosse, tu sais bien que je t'aime.
FRED: Je n'ai que faire de ton amour.
ZELTER: Er gibt seinen Kapellmeisterposten beim Bunten Theater auf, er wird kontraktbrüchig, um mit dir umherzuzigeunern. Sein Geld wirst du ihm wegnehmen, wie gewöhnlich. Die arme Frau sitzt da. Ich finde, Ledi, dass du in einem ungewöhnlichen Masse des moralischen Sinnes ermangelst.
FEIN: So macht man keine Geschäfte.
FANNY: Mais je lutterai. Cette vilaine femme n'aura pas raison de moi. Ah! les choses ne se passeront pas comme ça. (Sie springt, den Arm erhoben, gegen Leda.)
LEDA (schreit): Sie hat mich geschlagen! (zu Fred) Soll ich mir das gefallen lassen, in meinem eigenen Hause? Nun? Warum ohrfeigst du sie nicht.
FRED (schlägt Fanny ins Gesicht): Dehors! Je t'ai assez vue.
FANNY (irrt durchs Zimmer, hält vor Fein an): Monsieur, aidez moi, on me chasse.
FEIN: Mein Name ist Fein, ich bin nur in Geschäften hier.
ZELTER: Allons, Madame, je vous accompagne. Hier habe ich nichts mehr zu suchen. Servus. (Er führt sie hinaus.)
LEDA (ruft ihm nach): Viel Vergnügen!

Sechste Szene.

Leda. Fred. Fein.

LEDA: Soll er selig werden. Das braucht uns nicht aufzuhalten, Herr Direktor.
FEIN: Im Gegenteil. Ich habe Eile, machen wir Schluss.
FRED: Die Instrumentation ist noch zu machen. Im übrigen: da, sehen Sie, ich habe sogar schon das Plakat aufgesetzt. (Er holt es vom Klavier. Liest): Tournée Leda d'Ambre und Fred O'Brixor. Miss Leda d'Ambre in ihrem sensationellen Mimodrama „Die Maske". Text und Musik von Fred O'Brixor. Musikalischer Leiter Fred O'Brixor.
LEDA: Noch sechsmal deinen Namen, bitte.
FRED: Aber deiner steht riesengross in der Mitte.
FEIN: Es ist unnötig, dass Sie sich streiten, denn die Pantomime werde ich nicht spielen.
LEDA (zu Fred): Hab' ich dir nicht gesagt, dass wir nichts damit machen? Ich behalte doch immer Recht.
FRED: Wieso? Sie waren doch entzückt von der Musik.

FEIN: Sie ist nicht übel. Aber das Fräulein zieht sich in dem Stück nicht um.
LEDA: Also, Direktor, Sie sind grossartig. Wir verstehen uns.
FEIN: Und sie müssen singen. Ich brauche eine einaktige Operette mit drei Umzügen.
FRED (greift sich an die Stirn): Ha! Eine Idee.
FEIN: Ich habe auch eine, der Anblick des Fräuleins, wie sie im Hotel die Treppe herunterkam, hat sie mir sofort inspiriert. Wir sprechen darüber. Erledigen wir zunächst das Geschäftliche. Fräulein, ich engagiere Ihre Partner, ich stelle Dekorationen und Kostüme. Sie selbst bekommen eine Anfangsgage von 1500 Mark. Wenn die Operette Erfolg hat und die Theater mir monatlich mindestens 10 000 zahlen, gebe ich Ihnen 3000.
LEDA: Das ist noch halb geschenkt; mit mir machen Sie Millionen. Da, lesen Sie das Telegramm vom Direktor Hermes in Breslau. (Sie holt es vom Schreibtisch.) Er kommt her, sobald ich will. Eventuell stellt er mir eine Truppe zusammen für eine internationale Tournée.
FEIN: Und wenn Sie ihm depeschieren, verlangt er Reisegeld. Ich habe solide Grundsätze, Fräulein. Sage ich 3000, dann dürfen Sie sicher sein, dass kein Mensch in der Welt Ihnen mehr bieten kann als 3000.
FRED (flüstert ihr zu): Gib' nach, Ledi. Es ist nun einmal Tatsache, dass du ein Jahr lang nicht aufgetreten bist. Du schliesst den Kontrakt eben nur für sechs Monate ab, und die Sache hat sich gehoben. (Zu Fein.) Und was bieten Sie mir, lieber Direktor? Ich schreibe Ihnen Text und Musik; ich verpflichte mich, Ihnen in acht Tagen die fertige Partitur zu liefern. Das macht Ihnen kein Zweiter.
FEIN: Ich beteilige Sie prozentual, Herr Doktor.
FRED: Erhöhen Sie meine Gage für die musikalische Leitung auf 2000 Mark, und ich verzichte auf Prozente.
FEIN: Einen Kapellmeister habe ich schon.
FRED: Wie? Es ist doch selbstverständlich, dass ich mitgehe.
LEDA: Sie entlassen einfach Ihren Kapellmeister.
FEIN: Nein. (Er lehnt sich im Sessel zurück und steckt die Hände in die Hosentaschen.)
LEDA: Was haben Sie plötzlich?
FRED: Ich passe Ihnen nicht? Ich kann musikalischer Leiter des Nachtasyls in Wien werden, wissen Sie. Ich zeige Ihnen den Brief. Man reisst sich um mich.
FEIN: Davon bin ich überzeugt. Auch ich würde mich glücklich schätzen. Aber als Ehrenmann lehne ich es ab, meine Hand dazu zu bieten, dass Sie beim Bunten Theater kontraktbrüchig werden und Ihre Frau sitzen lassen.
FRED: Ach so, wegen der kleinen Zwistigkeit von vorhin. Wenn Sie erst eine Frau haben werden, die Sie mit ihrer Liebe wahnsinnig macht —
LEDA (legt Fein die Hand auf die Schulter): Ich will Ihnen sagen, lieber Direktor, was Sie glauben. Sie glauben, ich und der Fred haben ein Verhältnis . . . Sehen Sie? Wir haben aber keins.
FEIN: Ich mische mich nicht in Ihre Privatangelegenheiten, Fräulein.
LEDA: Sie meinen, ich lüge? Sie kennen mich nicht, ich lüge nie. So viel liegt mir überhaupt an keinem Menschen, dass ich seinetwegen lüge.
FEIN: Jedenfalls sind Sie zu eng befreundet. Ihre Liebhaber könnten meinetwegen das ganze Jahr mitreisen. Aber eine Freundschaft mit dem Kapellmeister darunter leidet das Geschäft.

LEDA: Ich verstehe Sie nicht. So glänzend wie wir zusammen arbeiten.
FRED: Seit wir uns kennen, ist die Ledi besser und meine Musik ist besser.
FEIN: Mag sein. Aber Sie kennen wohl die Deros; ich habe sie lanciert. Zuletzt habe ich ihr noch am Nachtasyl eine unerhörte Gage erwirkt. Was tut sie? Den ersten Abend, wo sie sich ärgert, telephoniert sie ab. Sie können mir glauben, ich habe ein für allemal meine Hand von ihr gezogen.
LEDA: Ach so. Weil ich gesagt habe, ich telephoniere dem Bunten Theater ab? Das war ja Schwindel. Ich wollte dem Schorschi einen Gefallen tun, dem Doktor Zelter, wissen Sie, weil er das Bunte Theater nicht leiden kann. Schwindel muss doch sein.
FEIN: Wertes Fräulein, nehmen Sie einen väterlichen Rat. Begeben Sie sich in die Hände eines Mannes, der Ihnen gewachsen ist.
FRED: Sie wollen sagen —
FEIN: Ich sage gar nichts. Ich sehe nur, dass Sie der Frau das Chanson nicht geben wollten, aber sie braucht nur zu befehlen. Von Ihrer Operette soll die Hälfte ihr gehören. Verlangen Sie doch das ganze, Fräulein. Ich garantiere Ihnen für das Geschäft.
LEDA: Ich habe es ja schon, schriftlich beim Notar.
FRED (senkt den Kopf): Erzähl' keine Märchen.
FEIN: Nun also.
FRED (richtet sich auf): Aber bitte sehr, das ändert sich auf der Bühne. Da wird die Frau ganz klein, sag' ich Ihnen, da bin ich der Herr.
LEDA: Sie nehmen auch alles ernst, was ich rede. Warten Sie ab, bis Sie mich spielen sehen. Sie meinen, ich stelle mich nur aus? Ich will etwas leisten. Ich mach' Sie aufmerksam, dass ich in zwei Jahren weltberühmt bin. Dazu brauch' ich den Fred. Wer mich von ihm trennen will, mit dem bin ich schon fertig. Meine Kunst ist mir heilig ... Wieviel geben Sie mir, wenn ich ohne ihn gehe?
FRED (leise, angstvoll): Ledi, wir haben geschworen.
LEDA: Nur du hast geschworen.
FEIN: Mein Angebot kennen Sie.
LEDA: Also ausgeschlossen. Grad' erst hat er meinetwegen seine Frau hinausgeworfen. Da wäre es wirklich nicht fair, wenn ich ihn sitzen liesse.
FEIN (nimmt seinen Hut): Ich zwinge niemand.
LEDA: Was nur alle haben mit Fred und mir. Die Fanny wird vor Eifersucht gemeingefährlich, der Schorschi geht durch. Natürlich kommt er wieder, und Sie auch, bester Direktor.
FRED: Sie verrechnen sich, Herr Direktor. Ich bin der einzige Dirigent für die Ledi.
FEIN: Mein lieber Herr, mein Kapellmeister gehört keinem meiner Mitglieder, sondern mir. Wenn das Fräulein zu spät zur Probe kommt und ich sie anhauche, wie sichs gehört, soll sie vielleicht an meinem Kapellmeister, den ich mit meinem Geld bezahle, eine Stütze haben? Bin ich von gestern? Nur mit Autorität sind Geschäfte zu machen. Adieu, Fräulein, Sie wissen mein Hotel. (Er geht zur Tür.)
LEDA: Sie werden es bereuen. In zwei Jahren werden Sie an mich denken.
FEIN: Immer mit Vergnügen, Fräulein. (Fein ab.)
LEDA: Dann nicht. Ich bin froh, dass ich ihn los bin. Mit dem Kaffer wäre nie etwas geworden. Ich telegraphiere einfach dem Hermes, der ist ganz etwas anderes, ein schicker Mann.
FRED: Und wenn er nicht kommt? Denke an den Schwur, den du mir abge-

nommen hast. An dem Tage wo wir uns trennen, knalle ich mich zusammen. Ich war der berühmteste Schütze in der österreichischen Armee. Ich schiesse eine Laus von ihrem Blatt herunter.

LEDA: Du!

FRED: Ich bin deine einzige Stütze. Ich will nicht, dass du untergehst.

LEDA: Du? Du bist überhaupt kein Mann. Anstatt ihm nachzugehen und ihm Angst zu machen. Du hast doch Einfluss, du kannst ihm doch schaden bei zwanzig Theatern.

FRED: Das wird er mir glauben.

LEDA: Idiot! (Erleuchtet.) Wenn ich dich ansehe, weiss ich erst, was ein Idiot ist. Er will doch nur den Preis drücken. Du sollst ihm die Operette umsonst schreiben.

FRED: Du meinst im Ernst?

LEDA (schneidet ihm eine Fratze): Also lauf schon! (Fred stürzt hinaus.)

(Schluss folgt)

Märchen

Es war einmal ein Kaiser, scheinbar einer der mächtigsten Fürsten, die es jemals gegeben hat, aber der Kaiser war krank, und zwar, wie wir gar nicht zweifeln, deshalb, weil der Raum der Zeit, in der er lebte und regierte, krank war. Nichts war den Leuten mehr heilig; das Volk besass keinerlei Ideale mehr; dem Kaiser aber, als einem, wie sollen wir sagen, Spät- oder Zuspätgeborenen, war es ein sicheingegrabenes, unausrottbares Bedürfnis, Heiligtümer aufzustellen. Die weithin reichende Macht, die der Kaiser besass oder zu besitzen schien, war so auf eine schreckliche, unbegreifliche Art tot. Er selber, der Herrscher, fing nichts mit derselben an, konnte nichts, durfte nichts mit derselben anfangen. Auch die Macht war krank. Kein Wunder, dass es dem Besitzer dieser Macht weh um die Seele war. In des Kaisers Augen blitzte oftmals der Zorn auf über das Verhängnis, dem er mehr und mehr verfiel und das ihn nötigte, sich wie ein Geschäftemacher zu benehmen, wo er hätte mögen ein Ritter und Fechter sein. Es war nämlich in der Welt schon so weit gekommen, dass die Nation, die am meisten Profit machte, als die erste galt, und die Staatsoberhäupter sollten nur noch die Rolle von Geschäftsführern spielen. Hierzu mangelte es nun der armen Majestät an beinahe allem Verständnis. Der Kaiser, der vielmals davon geträumt hatte, der Held seines Volkes zu werden, sah sich verlassen, und seine

Gattin, die edle Kaiserin, musste weinen, wenn sie dachte, wie sehr alles Schöne von ihnen weggestossen sei. Aber auch im Leben gab es nichts Schönes mehr. Es war wie eine Rache des Himmels. Die schamlosesten Profitmacher regierten in den Gegenden und Umgegenden, und das Land, so sehr auch der Handel gedeihen mochte, glich einer Wüste.

ROBERT WALSER.

Man lacht

Die Pariser Elektrizitätsarbeiter wählten ihn zum Häuptling. Als sie im Winter 1909 böse wurden, gab er das Zeichen, und auf einen Schlag gingen in Paris die elektrischen Lampen aus, blieben die elektrischen Bahnen stehn und hörten die elektrischen Drähte zu arbeiten auf. Das war Pataud, Bürger Pataud, der „Lichtkönig".

Er ist Weinagent geworden.

Eine Champagnerfirma hat ihm ein geräumiges Bureau eingerichtet, mit Schreibtisch, Teppichen, Wandgemälden, Aschenschale und Telephon. Er teilt den Kameraden vom Verband der Elektrizitätsarbeiter das Ereignis mit und bittet sie, den Champagner bei ihm zu kaufen.

Ich war euer Generalsekretär, sagt er ihnen. Ihr kennt mich. Seitdem die Elektrizitätswerke mit Lebhaftigkeit auf meine Dienste verzichteten, musste ich von euerm Syndikat leben. Ich will nicht mehr. Es ist hinausgeworfenes Geld. Überdies bin ich der Meinung, dass die Beamten der Syndikate häufiger wechseln sollten, damit sie nicht die Schwierigkeiten des täglichen Lebens vergessen . . . . Also, ich mache mich selbständig. Da ich als zu sehr geschätzter Elektriker bei keinem Ingenieur und nicht einmal beim bescheidensten Installateur Arbeit gefunden hätte, bin ich auf die Vorschläge eines früheren Elektrizitätsarbeiters und heutigen Champagnerhändlers, eines Kameraden, eingegangen und habe die Vertretung seiner Firma für Paris und das Seinedepartement übernommen. Ich hoffe, euer Generalsekretär zu bleiben, aber ihr braucht mich nicht mehr zu bezahlen. Wollt ihr mich behalten?

Sie behalten ihn. Ihn und den beigeordneten Sekretär, der, wie immer, dem Beispiel des grösseren Pataud folgte. Sie behalten ihn nicht nur, sie haben ihm versprochen, allen Champagner durch ihn zu beziehen.

Revolutionäre Versuchung: Pataud rückt dem Proletariat die Möglichkeit nahe, Champagner zu trinken, und das Proletariat verspricht ihm, den Champagner von ihm zu kaufen; woraus sich von selbst ergibt, dass Pataud sich anstrengen und das Proletariat schleunigst in die Lage versetzen soll, die zum Gelingen des Unternehmens nötige Menge Champagner zu vertilgen. Und damit Pataud mit Erfolg dahin wirken kann, behält ihn das Syndikat . . . Lassalle fuhr vierspännig zu Volksversammlungen. Pataud hat aus dem Sekretariat des Elektrikerverbandes eine Champagnerhandlung gemacht. Aufreizende Kultur!

Es gibt Leute, die Pataud zuschreien, er sei ein Hanswurst. Zuerst habe er sich von einem Provinzbarnum auf eine Tournee mitnehmen lassen, die Bourgets „Barrikade" aufführte, jetzt sei er gar Champagnerhändler geworden . . . Leute, die für eine gepflegte Art der Aufreizung nicht empfänglich sind! Gewiss.

Pataud reiste mit Komödianten durch die französische Provinz. Die Mimen spielten mit viel Überzeugung zwei bürgerliche Akte Gegenrevolution, worauf „König Pataud" als lebendiger Feind vor die Rampe kam. Das Publikum riss alles auf, um den Mann zu sehen, der die Lichtstadt Paris in Nacht tauchte und dessen Freund Pauron das Telephonnetz der Republik in einen kleinen Tischapparat zusammenzog, durch den er, vor einer heulenden Volksversammlung, den Streikbefehl in zehn Minuten durch ganz Frankreich sandte. Die Hand, die damals den Hörer wieder anhing, blockierte das Telephonnetz Frankreichs und der Kolonien . . . Eine Spannung herrschte im Theater, wenn dieser Kerl auftrat, eine Spannung — ! Unbeschreiblich. Die Männer griffen fester um ihren Stock, die Frauen sanken ein wenig hintenüber . . . Der grossmütige Manager fand, sie hätten noch nicht genug für ihr Geld. Durch die Erinnerung geplagt, dass dem Auftreten gewisser Götter ein Donnern vorausgegangen sein soll, kam er auf einen hübschen Regietrick. Er drehte, ganz unvermittelt, für einige Sekunden die Elektrizität aus . . . Den Zuschauern zog sich der Magen zusammen, es wurde schnell wieder hell, und Pataud grüsste. Er beugte sich, auf der andern Seite der Barrikade, über ein Rednerpult und las eine selbstverfasste Abhandlung über die soziale Revolution, ihre Gründe, ihre Mittel und ihre Aussichten . . . Der revolutionäre Zwischenakt erwies sich als eine ausgezeichnete Nummer. Bourget hatte wohl die Vernunft für sich, aber Pataud griff an die Nerven. . . Bis Bourget die in sein Stück eingeschobene Hinrichtung verbot.

Einen Hanswurst nannten revolutionäre Hämorrhoidarier den Mann, der so viel Sinn für die lächerlichen Instinkte eines bürgerlichen Publikums bewies, dass er mit der Misshandlung der zuschauenden Bäuche Geld verdiente. Aber, abgesehen davon, war Patauds Tournee eine sehr wirksame Propaganda, die wirksamste, die es vielleicht überhaupt gibt. Sicher hinterliess er in jeder Stadt einen verschiedenartigen, aber gleich guten Eindruck bei seinen Zuhörern: die einen fanden, dass Pataud ein „schrecklich gefährlicher Mensch", die andern, dass er „gar nicht so übel" sei. Er hat den einen Teil des Publikums erschreckt, den andern gewonnen. Die sympathische Vertrautheit mit den neuen Theorien und ihren Vertretern einerseits, die übertriebene Angst davor andrerseits, das sind die zwei wichtigsten Vorbedingungen für das Gelingen einer Revolution, ihre moralische Vorbereitung! Der Hanswurst Pataud besitzt die schauspielerischen Eigenschaften, die nötig sind, um — ohne die andern zu ermüden — Revolution zu spielen, wenn die Revolution noch absolut nicht ausbricht. Diese Eigenschaften sind hervorragend volkstümlich. Die Mistfinken, die auf Montmartre die kleinen anarchistischen und libertären Zeitschriften herausgeben und vor lauter Idiologien taub und blind sind, werden die Revolution nicht machen. Pataud wahrscheinlich auch nicht. Aber er könnte sie vielleicht machen, in hundert Jahren, wenn das Bürgertum von genug Weinhändlern und andern Kapitalisten wie er und die andern immer zahlreicheren proletarischen Avantageure durchsetzt und der moralische Ausgleich geschaffen ist, auf den erst die (immer nur annähernde) Verwirklichung des politischen oder sozialen Ausgleichs folgt . . .

Warum die Verwirklichung nur eine annähernde sein sollte? Weil schon die vorläufige Anpassung an die später umzustürzenden Verhältnisse den Kompromiss vorzubereiten scheint, mit der jede, aber auch jede Revolution geendet hat.

Den Besitz aus der Welt schaffen . . Welch ein Traum! Aber nährt sich

nicht dieser Traum selbst vom Verlangen zu besitzen? Besitz ist Diebstahl, mag sein. Wenn er nur nicht oft so schwer verdient wäre! . . Es gibt eine Gleichheit, an die wir alle glauben: die des Geistes. Möglich, dass sie sich einmal so hoch entwickelt, dass heisst, so allgemein wird, dass sie auch die materielle Gleichheit herbeiführt. Sind wir in Deutschland auch nur so weit, dass wir die geistige Gleichheit — nicht vor Gott, sondern vor uns selbst — anerkennen? Sie besteht bei uns nur innerhalb derselben Klasse! Wie wäre es, wenn wir erst einmal den moralischen Klassenkampf ausföchten? Er war in Frankreich entschieden, lange bevor es zur gröblichen Abrechnung kam (die übrigens die natürliche Konsequenz war). Deutschland fehlt nicht sein 1789, ihm fehlt schon sein „Grosses Jahrhundert der Geistigkeit". In Frankreich und England, in Schweden und Norwegen, in Italien ist es fast gleichgültig, wer an der Spitze der Regierung steht. Diese wahrhaft befreiten, in geistiger Gleichheit erstarkten Völker werden sich keine lächerliche Beherrschung gefallen lassen. Sie sind ihre Herren und die Herren ihrer Entwicklung. Wir in Deutschland sind imstande, den kommunistischen Staat auf der Basis der Kriegervereine einzurichten, mit Reservatrechten für Adel und Geistlichkeit, mit Prinzenhochzeiten als Volksbelustigungen und feierlichen Respektmärschen zu den steinernen Zeugen alter, deutscher Kaisermacht.

Dass der „Lichtkönig" Pataud dem König von Portugal in der grossen Oper das Licht entzog und das staatliche Telephon beschlagnahmte, wundert uns. Aber dass derselbe Mann den König von Portugal seinen jungen Kollegen nennt und sich gelegentlich mit Bonaparte vergleicht, das geht uns nicht in den Kopf. Der Mangel an Ernsthaftigkeit verwirrt uns. Wir werden nie verstehn, dass man eine staatsgefährliche Tat begehn und dabei gut gelaunt sein kann. Wir sind gewöhnt, den Humor unter Tränen lächeln zu sehn, wir halten, aus ethischen Gründen, daran, dass dem so bleibe. Dabei beweist die heldenverlachende Respektlosigkeit, oder, wenn man will: Frivolität des Bürgers Pataud nur, dass seine Überzeugungen einen Grad von Festigkeit erreicht haben, wo sie von nichts mehr erschüttert werden können.

War es nicht ein pathosschwangerer Augenblick, als der Mann vor dem kleinen Telephonapparat auf der Rednertribüne allen französischen Zentralen den Satz zurief, der jede telephonische Verbindung im Lande abbrach: „Der Streik ist erklärt." Pauron war lustig! Er rauchte eine Zigarette. Wir, ja wir hätten hinter einem Vorhang, gedämpft, die „Heroika" gespielt und an den Apparat den würdigsten Nachfolger Sonnenthals gesetzt.

RENÉ SCHICKELE.

Kleines Menschentheater

Im Caféhaus

P . . .: Wie können Sie bloss mit diesem Menschen verkehren? Es ist ein groteskes Bild, Sie beisammen sitzen zu sehen. Jede Zeile, die Sie schreiben, ist eine Verhöhnung seines Geschmackes, jede Silbe von ihm ist eine Verunreinigung Ihrer künstlerischen Natur.

W . . .: Aber Menschenskind, wo denken Sie hin? Ich habe mit ihm nicht das Geringste zu tun. Ich bin mit ihm bloss so gelegentlich befreundet . . .

P . . .: Das wäre nicht so schlimm. Man hat oft ganz intime Widersacher. Aber ich sehe Sie oft eine Stunde lang im angeregten Gespräche.

W . . .: Ganz recht, mein Lieber, aber ändert das etwas an meinen Gesinnungen? Mich reizt seine geistige Abnormität und er findet mich ganz gewiss auch unausstehlich bis zur Bewunderung.

P . . .: Immerhin ist es eine komische Abneigung, die über liebenswürdige Verbeugungen, herzliche Händedrücke und verbindliche Redensarten verfügt. Ich dachte nicht, dass auch die Kunst etwas mit Diplomatengeschäften zu tun hat.

W . . .: Im Gegenteil! Wir beleidigen uns unaufhörlich. Wir sind entsetzlich reizend miteinander. Jedes Wort, das wir sprechen, enthält die heimliche Aufforderung, nur ja nicht von etwas Ernsthaftem zu reden. Übrigens verstehe ich nicht, was Sie gegen den Mann haben. Er ist ein prächtiger Mensch und ich sagte Ihnen schon, dass ich mit ihm befreundet bin.

P . . .: Möchten Sie mich nicht einmal gelegentlich vorstellen?

W . . .: Aber mit dem grössten Vergnügen . . . dort kommt er gerade.

Der Causeur

Wir sprachen vom Sterben. Mein Bekannter lachte plötzlich auf und schlug mit der Hand auf den Tisch.

„Da weiss ich ein paar lustige Geschichten."

Ich blickte ihn verdutzt an.

„Wissen Sie, wie mein Grossvater starb? Er schlug nach meinem Bruder mit dem Pfeifenrohr, als ihm der Rowdy das brennende Streichholz verkehrt reichen wollte. Die Handbewegung war für den hohen Siebziger zu temperamentvoll und er erlebte nicht mehr die Wirkung. Komisch, nicht wahr? Meine Grossmutter dagegen ist bei der Lektüre eines Zeitungsromans ganz friedlich eingeschlafen. Sie hielt gerade bei der letzten Fortsetzung. Ist das nicht sehr spassig?"

Ich versuchte zu lächeln.

„Aber jetzt werden Sie gewiss losplatzen. Der Tod meiner Mutter war die reinste Komödie. Sie war herzleidend und kam gerade hinzu, als sich unsere schwarze Katze an ihrem Liebling Kobi, einem kanarigelben Kanari, gütlich tat. Die Arme ist vor Schreck umgefallen."

Mich schüttelte ein Unbehagen, doch mein Gegenüber fuhr unbekümmert fort:

„Noch drolliger ist mein alter Herr hinübergerutscht. Er ging leidenschaftlich gern ins Residenztheater, und bei einem Schwank von Hennequin lachte er einmal so unmässig, dass ihm der Hemdkragen aufging und ein Äderchen platzte . . . Mein Bruder . . ."

„Hören Sie auf, Sie Scheusal," fuhr ich ihn an, „Ihre Familienchronik mag für Sie sehr lustig sein, aber mich amüsiert sie nicht."

„Na, denn nicht," meinte er gutmütig. „Es war aber schon höchste Zeit, als Sie mich unterbrachen. Ich bin heute nicht bei Phantasie. Und ausserdem haben Sie mich irritiert. Gerade gefühlvolle Menschen hören mir sonst bewundernd zu und halten mich für einen Dämoniker."

Übers Kreuz

Zwei stadtbekannte Rezensenten, Herr Schwitzer vom Morgenjournal „Wach auf!“ und Herr Dr. Sagwas von der Tageszeitung „Guten Morgen!“, begrüssen sich im Zwischenakte. Trotzdem sie einander ängstlich ausgespäht haben, machen sie bei der Begegnung ein angenehm überraschtes Gesicht.

Sie stehen sich eine Weile freundschaftlich gegenüber, nicht ohne gegenseitig die Stimmung zu prüfen. Endlich entschliesst sich Herr Dr. Sagwas den Anfang zu machen.

„Finden Sie nicht auch, dass die Gestalten des Dramas zwar etwas wollen, aber ihre Absichten recht planlos verfolgen?“

„Mag sein“, entgegnet Herr Schwitzer, „aber ich liebe eine gewisse Unklarheit der Charakteristik. Man ist schärfer gespannt.“

Da Herr Dr. Sagwas zu dieser Bemerkung sein Haupt bedenklich schüttelte und sich beinahe verletzt verabschiedete, war ich als unfreiwilliger Zuhörer des Gesprächs am nächsten Tage erstaunt, im „Guten Morgen“ von den undurchsichtigen Charakterzeichnungen des Dramas zu lesen, die durch ihre bewusste Verschlossenheit den Reiz der Dichtung erhöhen.

Herr Schwitzer dagegen war von seiner Meinung auch abgekommen und wetterte in der „Wach auf!“ gegen die unklare Haltung verworrener Willensmenschen.

Ich weiss nun nicht, ob die beiden Herren gleicher oder gegenteiliger Anschauung waren. Es mag nicht so einfach sein, sowohl dem andern als auch sich selber zu widersprechen. Nur unproblematische Naturen nennen es Gedankenaustausch. EMIL FAKTOR.

Offentliche Meinung

ALTER ABONNENT: „Ich glaube nicht, dass Fulda auf den Wegen Hebbels wandelt, und dass sein Stück in Persien spielt.“

Antwort: Sie haben sich mit Ihrer Frage an die falsche Stelle gewandt. Wir wissen es nicht, aber Sie finden die nötigen Informationen in der folgenden Notiz.

ZWILLINGSSCHWESTER: „Ich hoffe, der „Pan“ wird an meinem Fulda keine hämische Kritik üben. Wie könnte er auch? So einmütig waren noch nie alle Geister von Bedeutung. Haben Sie Fritz Engel im B. T., Isidor Landau im B. B. C. und Professor Klaar in der Voss. Zeit. gelesen? Wissen Sie, was Fritz Engel geschrieben hat? Er hat gesagt, „dass etwas entstanden ist, was in jedem aufmerksamen Zuhörer eine Furche des Nachdenkens zurücklassen muss“, und dann hat er Fulda seine Stellung in der Literaturgeschichte angewiesen: „Mit diesem Schauspiel, das in und für Deutschland ersonnen ist und in Persien spielt, kommt Fulda ganz als Hebbelschüler. Das grüblerische Hin- und Herdrehen der Grundidee ist ebenso hebbelisch, wie das Misstrauen, mit dem die Gestalten sich dauernd beäugen, wie die Abhängigkeit voneinander, ich meine die innerliche, die sie zeigen, und die Verbissenheit, mit der diese Seelen, die eine gegen die andere, bis zur Vernichtung losgehen. Manche Gedankenreihe spielt bei Fulda noch mit hinein, die unsere eigene Epoche geboren hat.“

Sie sehen also, verehrter Herr Redakteur, Fulda steht uns näher als Hebbel. Er ist sozusagen lebendiger, denn — „bei aller äusserlichen Ähnlichkeit" — Hebbel war ein Nordländer mit schwerem Gehirn"; Fulda ist — 1910.

Antwort: Verehrte Zwillingsschwester! Sie haben natürlich vollkommen recht „Los von Hebbel und zurück zu Ludwig Fulda".

Wo alles liebt, können wir allein nicht hassen. Isidor Landau im B. B. C.: „Kraftvoll, wenn auch etwas skrupellos, schreitet hier die Handlung vorwärts, spannend die Situation, gross die Gegensätze, packend das Duell der Interessen und der Gedanken, funkelnd der Glanz der Verssprache —" halt wir müssen uns beschränken, denn wir entsinnen uns eines, der das noch besser gesagt, noch schärfer formuliert hat, — wir entsinnen uns der prägnanten Worte Fritz Engels:

„Dieses Schauspiel aber ist mehr als geistreich, es ist sinnreich. Auch die Sprache scheint kraftvoller geworden zu sein. Da in bedauerlicher Geheimniskrämerei das Buch noch nicht ausgegeben worden ist, darf ich nicht versuchen, bündiges darüber zu sagen."

Wir kommen Ihnen zu Hilfe. Wir bedauern gleich Ihnen die Geheimniskrämerei. Sie sollen aber nicht um Ihr bündiges Urteil kommen. Deshalb haben wir für Sie alles aufgeboten, wir haben keine Mühe gescheut, um uns in den Besitz von Originalversen Ludwig Fuldas zu setzen. Durch die liebenswürdige Indiskretion eines Gedächtniskünstlers vermögen wir noch vor der Buchausgabe Ihnen einige Verse zu bieten:

„Es lebt
sich nicht bequem auf einer Nadelspitze."

[Man weiss nicht, ob man dem Dichter hier recht geben soll, doch er fährt beruhigend fort :]

„Welch einen Aufwand von Geschicklichkeit braucht's da,
Sich nur im Gleichgewicht zu halten,
Geschweige denn, sich selbst genug zu tun!" [Auf der Nadelspitze].
„Ein Wort zu wenig [auf der Nadelspitze] oder eins zu viel,
Ein Ton zu laut, zu leis, ein ernster Blick
Statt eines lächelnden —" [und so geht's weiter auf der Nadelspitze].

STUCKSCHÜLER. Auch wir bewundern mit Ihnen die Klugheit des Meisters, der in einem Interview erklärte, dass in der Malerei der junge Nachwuchs leider nichts leiste. Franz von Stuck war immer mehr ein kluger Mensch als ein guter Maler. Der Streich, den er gegen die Jugend führt, beweist es von Neuem. Er wäre töricht, wenn er die nicht in Misskredit zu bringen suchte, die seine Malerei verachten. Käme die Jugend zu Worte oder zu Einfluss, sie würde sicher noch unhöflicher sein gegen Stuck, als er gegen sie. Denn wir haben oft in den Kreisen junger Künstler der Meinung Ausdruck geben hören, dass Stucks Malerei nichts als anspruchsvoller Kitsch sei.

BERLINER AKADEMIE. In den Senat der Akademie sind die Professoren Hans Herrmann und Konrad Kiesel gewählt worden. Dass Hans Herrmann in diese Körperschaft eintritt, dagegen wird wohl kaum jemand etwas einzuwenden haben. Der Senat der Akademie ist der Areopag der Mittelmässigkeiten. Dagegen wirkt die Ernennung Konrad Kiesels wie ein Witz, den man eines Tages im Wartezimmer eines Zahnarztes in einem alten Jahrgang der Fliegenden Blätter von 1883 findet.

MUSIKER. An die Wiener Hofburg ist Herr Direktor Gregor berufen worden. Früher war es nur auf dem Gebiete der bildenden Kunst Sitte, in leitende Stellen Männer zu berufen, die vor ihrem Amtsantritt ausser Photographien ihrer Angehörigen nie ein Bild gesehen hatten. Es ist erfreulich, dass auch bei der Oper zu dieser Methode übergegangen wird, nicht mehr Fachleute zu ernennen. Herr Direktor Hans Gregor hat während der fünf Jahre, die er die Komische Oper geleitet hat, bewiesen, dass er sich für Musik nicht interessiert. Er ist also der berufene Mann, das Erbe Mahlers anzutreten.

SCHAMHAFTER AKADEMIKER. Aus einem Aufsatz des Universitäts-Professors Kurt Breysig: „Der König im Licht unserer Tage" („Tag", 30. Oktober 1910): „Durch der Frauen Schoss ist der Strom geleitet, der uns Heutige noch mit unseren Ahnen bis ins fünfzigste Glied rückwärts verbindet."

Sie sind im Irrtum, das ist nicht pornographisch; das ist vielmehr Vaterlandsliebe und Frauenverehrung eines Lehrers der deutschen Geschichte an der Universität Berlin.

Erster Jahrgang No. 2 15. November 1910

PAN

Halbmonatsschrift herausgegeben
von WILHELM HERZOG und PAUL CASSIRER

JNHALT:

Wilhelm Herzog...............Moabit
Frank Wedekind..............Prolog in der Buchhandlung
Louis Tuaillon...................„Pass — Trab — Schritt"
Heinrich Mann..................Variété (Schluss)
Ludwig Hatvany...............Ich lese
Ludwig Rubiner................Pelleas-Symphonie
W. H.............................Sophokles in Berlin

Moabit

Von WILHELM HERZOG

Gegen Diebstahl, Raub und Mord müssen wir uns schützen. Ich glaube nicht, dass ein Recht mit uns geboren wurde ; es ward erfunden. Und die Ausübung dieses Rechts nennen wir Justiz. Jedes Land hat ein Heer von Beamten nötig, um die Funktionen dieser Riesenmaschine zu erfüllen und im Gang zu halten. Staatsanwälte, Richter, Verteidiger, Assessoren, Referendare, Rechnungsräte, Sekretäre, Gerichtsdiener, und dazu der grosse dunkle Schwanz : die staatliche Polizei.

All das ist notwendig und unveränderlich. Und wir alle arbeiten daran, dass auf diese Weise die Ordnung im Staat aufrecht erhalten werde. Es gab Geister, die daran rüttelten, und es gibt heute auch einige Outsider, über deren unfruchtbare Utopien die Menschheit, die Wichtigeres zu tun hat, mit Recht zur Tagesordnung übergeht.

Immerhin : die Gesellschaft, die allen Sensationen des Theaters und der Kunst nachläuft, täte gut, einmal in ihrem besinnungslosen Lauf einzuhalten, ihre Theaterfreude für eine Weile zu unterdrücken, und sich um Angelegenheiten zu kümmern, die ihr verdammt nahe gehen.

In Moabit wird jetzt ein Stück aufgeführt, das die Nerven mehr aufregt und stärker in Schwingungen bringt als die Phantasie des Herrn Skowronnek. Aber selbst, wenn Schillers „Don Carlos" oder Sophokles „Ödipus" in Betracht käme, ich zöge es vor, die Schauer dieser Welt, in der ich lebe, unmittelbar zu fühlen, als die Sorgen eines verliebten spanischen Prinzen oder eines unglücklichen griechischen Königs zu teilen. Hier gibt es Elend, Not und menschliches Leid. Und ihr sucht es im Theater. Und glaubt, weil es euch von mehr oder minder begabten Schauspielern vorgemimt wird, Förderer, Mäcene der Kunst zu sein. Ihr erbebt, wenn der Sohn der Jokaste sein Leid hinausschreit, aber ihr

bleibt stumm und gefühllos vor der Brutalität des Lebens, das euren Nächsten niederschlägt.

Seht euch das Moabiter Schauspiel an. Da sitzen in einem schmalen Raum fünfunddreissig Angeklagte vor ihren Richtern. Sie sitzen hinter einem verschlossenen Gitter, davor warten im Gerichtssaal fünf oder sechs Polizisten mit um den Leib geschnallten Revolvern. Eine schöne, ausdrucksvolle Szene. Die Herren Richter lassen auf sich warten. Als sie langsam und gemessen endlich erscheinen, erheben sich die ihrer Aburteilung entgegensehenden fünfunddreissig Angeklagten, mit ihnen ihre Herren Verteidiger.

Der Vorsitzende setzt sich und verliest mit monotoner Stimme die Namen der Angeklagten, und seine Stimme hebt sich erst ein wenig, wenn er Vorstrafen zu konstatieren hat. Eine angstvolle Langweile verbreitet sich durch den Saal. Die Augen beginnen zu schmerzen. Der Mann dort vorne liest immer weiter. Im Namen der Justiz muss er diese ihm selbst gewiss sehr unangenehme Beschäftigung verrichten : Fünfunddreissig Angeklagte. Meist arme, unbestrafte Leute. Aber nach der Anklage : Rädelsführer der Moabiter Revolution vom September 1910. Eine Frau, die als das gefährlichste Petroleumweib, oder die Bestie der Revolution geschildert wurde, sitzt bleich und gebrochen ausserhalb der Anklagebank, auf einem Stühlchen, vor ihr ein Tisch mit einem Glas Wasser. Vor zwei Tagen wurde sie bei Beginn der Sitzung ohnmächtig, verfiel in Weinkrämpfe und stürzte zu Boden. Irgendein Gerichtsbeamter ruft, man solle sie auf die Erde legen. Und man sieht sich verwundert an, als ihr Verteidiger dagegen protestiert. Wir sind in Preussen : Eulenburg bleibt in Liebenberg, und Frau v. Schönebeck flüchtet an der Seite ihres charmanten Gemahls ins Sanatorium. Das herzkranke Petroleumweib wird auf die Erde gelegt.

Am dritten Verhandlungstage hat selbst der Erste Herr Staatsanwalt ein Erbarmen; er beantragt, die Sache der Frau von den übrigen Anklagen abzutrennen. Sie hat durch diese späte staatsanwaltliche Einsicht sechs Wochen in Untersuchungshaft zugebracht, aber jetzt ist sie — mit einem Worte — frei, und der hohe Gerichtshof braucht sich nicht einmal zur Beratung zu-

rückzuziehen, um die Freilassung zu beschliessen. So ver-, so enthaftet man.

Der Präsident dieses Gerichts, der Landgerichtsdirektor Lieber, gilt als ein strenger, unnachsichtlicher Herr, dem man besonders nachsagt, dass er bei politischen Anklagen am zuverlässigsten verurteile. Und nun wirft man der Staatsanwaltschaft vor, dass sie mit Absicht diesen ungeheuren Prozess vor die Lieberkammer gebracht habe. Die Verteidiger, unter ihnen vor allem der Sozialist Hugo Heinemann, ein ungemein scharfsinniger Dialektiker, begründen ihre Ablehnungsanträge. Es folgen langwierige juristische Debatten. Man zitiert Reichsgerichtsparagraphen und weist auf Präzedenzfälle hin, die beweisen sollen, dass es auf Grund der Strafprozessordnung gestattet sei, die einzelnen Anklagen zu einer zusammenzukoppeln.

Und während Richter, Staatsanwälte und Verteidiger sich streiten, sitzen die Erreger und die Opfer dieses Streits auf ihren Sünderbänken ; ihre Sache wird hier verhandelt, und sie verstehen von all dem kein Wort, höchstens, dass der Landgerichtsdirektor Lieber ein böser Mann sein soll, der ihnen harte Strafen diktieren wird.

Ein Junge hat eine Strassenlaterne zertrümmert, er kommt hier neben einem Zuchthäusler zu sitzen und muss sechs Wochen warten, bis man ihm Recht gesprochen hat. Der sechzehn Jahre alte Stalljunge Romanowsky sitzt seit dem 5. Oktober in Untersuchungshaft wegen einfacher Beleidigung. Haftentlassung abgelehnt. Die unbestrafte Fabrikarbeiterin Sattler soll vom vierten Stock ihrer Wohnung den dreinschlagenden Schutzleuten das Wort : „Bluthunde“ zugerufen haben. Dafür sass sie neunzehn Tage in Untersuchungshaft. Der Kutscher Otto Weiss befindet sich seit dem 30. September in Untersuchungshaft wegen Auflaufs. Höchststrafe : drei Monate. Er hat also jetzt bereits sechs Wochen, bei Ende des Prozesses zehn Wochen, verbüsst von den zwölf Wochen, die ihn im schlimmsten Falle treffen können.

Es liegt mir fern, in ein schwebendes Verfahren einzugreifen. Einige Ziffern wollte ich geben, um eine schlechte Methode zu belichten. Man fragt sich : weshalb muss das Strafverfahren ein so kompliziertes sein, dass kluge, vorurteilslose Männer, die zu-

fällig hier zu richten berufen sind, solche Grausamkeiten dulden müssen. Keiner von ihnen ist ein brutaler Schurke, keiner von ihnen hat in unserem geordneten Staatswesen auch nur die Macht, sich brutal zu gebärden, aber weshalb wirkt die Institution, deren Diener sie sind, so mittelalterlich? — Weshalb zerbricht diese Justiz arme, hilflose Existenzen ganz, weshalb ähnelt heute ein Gerichtssaal einer Folterkammer, und weshalb fürchten wir uns fast alle, wenn wir einmal vor Gericht zu erscheinen haben? Schon der Formelkram erstickt uns. Es soll dort Recht gesprochen werden. Aber der Sinn des Rechts — die Gerechtigkeit — hat sich in sein Gegenteil, die Justiz, verkehrt.

Prolog in der Buchhandlung

Zur „BÜCHSE DER PANDORA"

Von FRANK WEDEKIND

PERSONEN:

Der normale Leser.
Der rührige Verleger.
Der verschämte Autor.
Der hohe Staatsanwalt.

DER NORMALE LESER
(schwankt herein):

Ich möchte gern ein Buch bei Ihnen kaufen.
Was drin steht, ist mir gänzlich einerlei.
Der Mensch lebt, heisst es, nicht allein vom Saufen.
Auch wünsch' ich dringend, dass es billig sei.
Die ält'ste Tochter will ich zum Gedenken
Der ersten Kommunion damit beschenken.

DER RÜHRIGE VERLEGER:

Da kann ich Ihnen warm ein Buch empfehlen,
Bei dem das Herz des Menschen höher schlägt.
Heut' lesen es schon fünf Millionen Seelen,
Und morgen wird's von Neuem aufgelegt.

Für jeden bleibt's ein dauernder Gewinn,
Steht doch für niemand etwas Neues drin.

DER VERSCHÄMTE AUTOR

(schleicht herein):

Ein Buch möcht' ich bei Ihnen drucken lassen,
Zehn Jahre meines Lebens schrieb ich dran.
Das Weltall hofft' ich brünstig zu umfassen,
Und hab's kaum richtig mit dem Weib getan.
Was lernend ich dabei als wahr empfand,
Hab' ich in schlottrig schöne Form gebannt.

DER HOHE STAATSANWALT

(stürmt herein):

Ich muss ein Buch bei Ihnen konfiszieren,
Vor dem die Haare mir zu Berge steh'n.
Erst sah den Kerl man alle Scham verlieren,
Nun lässt er öffentlich für Geld sich seh'n.
Drum werden wir ihn nach dem Paragraphen
Einhundertvierundachtzig streng bestrafen.

DER VERSCHÄMTE AUTOR

(lächelnd):

Mich strafen? Nein! Des Schaffens Götterfreuden
Raubt mir auch nicht die härt'ste Strafe mehr.
Wer sträubt sich jemals, für sein Kind zu leiden?
An solchem Glück lässt dein Beruf dich leer.
Mich kannst du foltern, würgen, schinden, henken,
Mein Werk wird das an keinem Worte kränken!

DER HOHE STAATSANWALT:

Dir schwör ich's zu, dass du mit frechen Witzen
Nicht länger der Verdammnis Opfer wirbst.
Normale Leser muss ich davor schützen,
Dass du sie grinsend bis ins Mark verdirbst.
Zwei Jahr Gefängnis sind dein sich'rer Lohn;
Für Ehrverlust sorgst du ja selber schon.

DER NORMALE LESER:

Jetzt möcht' ich stracks mein Buch bei Ihnen kaufen.
Ich finde dies Betragen unerhört.
Lass' ich die eig'nen Kinder christlich taufen,
Damit mich Hunger umbringt, Durst verzehrt?
Wenn Ihr die Zänkerei nicht bald beendet,
Dann wird das Geld auf Eierpunsch verwendet.

DER HOHE STAATSANWALT
(schliesst ihn in die Arme, worauf der normale Leser in Tränen ausbricht):

Bejammernswürdiges Opfer. Abgetötet
In deinem Busen starb die heilige Scheu.
Ward diesem Wicht nur erst sein Maul verlötet,
Dann keimen Zucht und Frömmigkeit auf's neu.
Zwei Jahr Gefängnis! Ich behaupte dreist,
Dass er dann ewig keinen Witz mehr reisst.

DER VERSCHÄMTE AUTOR:

Wie sollte mich wohl ein Gerichtshof schrecken!
Wer weiss, ob mir nicht gar sein Eifer nützt,
Die Schwächen meines Schauspiels aufzudecken,
So wahr, wie echte Kunst sich selbst beschützt.
Ich bin's gewiss: Man kann sich nicht entbrechen,
Von jeder Schuld mich freundlichst freizusprechen.

DER HOHE STAATSANWALT:

Spricht man dich frei — womit uns Gott verschone! —
Noch selbigen Tags leg ich Berufung ein.
Nicht jeder Richter trägt der Weisheit Krone.
Um so verständiger wird ein nächster sein.
Und zeigt' auch der sich für den Autor sanft,
Dein Schauspiel sicherlich wird eingestampft.

DER VERSCHÄMTE AUTOR:

Dann lass' ich es zum zweiten Male drucken,
Und zwar in ernsterer, edlerer Gestalt.
Nicht mehr im Gaunerwelsch der Mammelucken,

Im klarsten Deutsch und ohne Hinterhalt.
Ich bin's gewiss: Dann muss es ihm gelingen,
Sich unbehelligt selber durchzuringen.

DER HOHE STAATSANWALT:

Grundgütiger Galgen! Dann fehlt nichts auf Erden,
Als dass dies Stück noch auf die Bühne kommt.
Doch vorher sollst du so geläutert werden,
Dass keinerlei Reklame dir mehr frommt.
Der Weg für deinen gift'gen Höllenkrater
Führt über meinen Leichnam zum Theater.

DER VERSCHÄMTE AUTOR:

Was schiert mich das Theater! Unsere kühne
Tagtäglichkeit erreicht's bekanntlich nie.
Das menschliche Gehirn sei meine Bühne,
Mein Lieblingsregisseur die Phantasie.

(zum hohen Staatsanwalt)

Und dir wird nichts Gering'res überbleiben,
Als selbst mir den Prolog dafür zu schreiben.

DER RÜHRIGE VERLEGER
(sich zwischen beide drängend):

Prolog ist herrlich! Druckt ihn eine Zeitung,
Dann sind wir schon so gut wie aufgeführt.
Nun sorg' ich hurtig für des Buchs Verbreitung,
Prospekte werden schleunigst expediert,
Und eh' das Publikum noch Platz genommen,
Weiss ich bestimmt, dass keine Krebse kommen.

DER NORMALE LESER
(gleichfalls die Mitte nehmend):

Dann pflanz' ich breit mich in die erste Reihe
Mit meinem Freibillet und schnarche laut.
Das ahnt kein Mensch, wie ich mich dran erfreue,
Wenn so wer Hauptmann oder Shakespeare kaut.
Ist's nicht genug, dass christlich ich verzeihe,
Und niemand merkt, wie sehr mich davor graut?

CHORUS:

DER HOHE STAATSANWALT

(hält den Arm um den normalen Leser geschlungen):

So pflegen wir gemeinsam das Gehege
Dramat'scher Dichtung mit verteilter Kraft.

DER NORMALE LESER:

Wenn ich auch meinen Wanst am liebsten pflege,
Mir fehlt doch nie die grosse Leidenschaft.

DER RÜHRIGE VERLEGER

(hält den Arm um den verschämten Autor geschlungen):

Ich freue mich, wenn sich die Menschen freuen,
Am ehrlichsten, am Funkelnagelneuen.

DER VERSCHÄMTE AUTOR:

Wenn's not tut, geb' ich auch die Freiheit hin
Für dich, oh Muse, meine Herrscherin.

Pass — Trab — Schritt

Von LOUIS TUAILLON

In einem Artikel des Cölner Tageblattes vom 23. Oktober macht sich „Amadeus" über den Passgang des Kaiserpferdes auf der neuen Rheinbrücke lustig. Ich will die Worte des Herrn „Amadeus" hier in extenso wiedergeben:

Wie eingehend ist über das neue Reiterstandbild auf der Rheinbrücke geschrieben worden, dem modellierenden Künstler ist wie selten einem auf die Finger gesehen, aber dem Pferde auf die Beine hat keiner gesehen. Ja, wenn es noch eine Ballettänzerin wäre, da hätten sie's schon getan, das kennt man. Aber ein Pferd, nur ein Pferd! Vielleicht verstehen sie auch nichts davon. Die Leute, die, wenn sie reden oder schreiben, sich immer aufs hohe Pferd setzen, vermögen sich in der Wirklichkeit ja oft kaum auf dem Rücken eines Drachenfelsesels zu behaupten. Zunächst hat sich das Publikum ja ebenfalls damit begnügt, den Kaiser in der Imperatorpose zu bewundern, und erst, nachdem es sich daran satt gesehen, ist es dazu übergegangen, das Pferd näher zu betrachten, das ihn trägt. Da hat sich denn namentlich der alten gedienten Kavalleristen Herz empört. So schreitet doch nicht unseres Kaisers Pferd! riefen sehr viele, und ein grösserer Streit als um des Kaisers Bart entbrannte. Das Pferd befindet sich bekanntlich mit dem linken Vorderbein in schreitender Bewegung, hat aber nicht den rechten Hinterfuss vorgesetzt, sondern ebenfalls den linken. Es steht

also auf einer Seite und müsste eigentlich die Balance verlieren und umfallen. So gehen bekanntlich die Kamele und von den Pferden nur die sogenannten Passgänger. Es wird nun wohl keiner annehmen, dass die Kritiker solche Kamele seien, um nicht so viel von den Pferden zu verstehen. Aber warum haben sie darüber nichts gesagt, das Publikum nicht aufgeklärt? Zweifellos hat der Bildhauer Professor Tuaillon doch eine ganz besondere Absicht dabei gehabt, als er sein Pferd so stellte. Er hat symbolisch damit andeuten wollen, dass der Kaiser auf den Höhen der Menschheit wandelt und reitet, er hat durch den Passgang des Pferdes auf die Pässe der Gebirge hinweisen und dadurch das Niveau andeuten wollen. Er hat auf die steile Höhe hinzeigen wollen, auf der Fürsten stehen. Wenn es in der Nationalhymne auch heisst, dass nicht Ross, nicht Reisige sie zu schützen vermögen, so bietet doch ein Pferd, das auf einer Seite zu stehen vermag, zweifellos einen besseren Schutz und Halt als eines, das die Füsse übers Kreuz stellt. Die gesicherte Position unseres Kaisers auf steiler Höhe schon von Grund aus soll dadurch symbolisiert sein. Anderseits auch die gesicherte Stellung des Pferdes und alles dessen, was unter dem Kaiser ist, was seine Persönlichkeit fühlt. Warum ist uns das nicht gleich gesagt worden? werden jetzt die Kavalleristen ausrufen. Freilich werden sich auch einige unter ihnen mit meiner Auskunft noch nicht zufrieden geben wollen, sie werden die Frage aufwerfen: Warum gehen denn die Pferde des alten Kaisers und Königs auf dem Ring und auf der Brücke, des Kaisers Friedrich am Rhein und des Königs Friedrich Wilhelm III. den natürlichen, ihnen angeborenen Gang und nicht den künstlichen, angelernten, ihnen andressierten? Warum? Nun, die Meister jener Denkmäler waren noch nicht auf der Höhe tiefgründiger plastischer Kunst, sie haben alles in den Reiter und zu wenig ins Pferd gelegt. Im übrigen: wem der Passgang nun noch nicht passt, der lasse sich: „Gang noh Huhs simuleere!" gesagt sein.

Das Humoristische an dem Artikel ist allerdings nur die Tatsache, dass „Amadeus" und seine Freunde, die ihn inspirieren, „die alten gedienten Kavalleristen" mit ihrer Behauptung den Beweis liefern, dass sie nicht die leiseste Ahnung von den Gesetzen haben, nach denen sich ein Pferd bewegt. — Ich würde mich gar nicht weiter darauf einlassen, wenn ich nicht glauben würde, es könnte Unbefangenen, denen mein Werk bis heut gefällt, das Vergnügen daran durch die einfältige Kritik verdorben werden.

Man unterscheidet beim Pferde 3 natürliche Gangarten: den Schritt, den Trab und den Galopp. Der Pass ist eine angelernte Gangart, die zugleich ganz ungebräuchlich ist. Sie ist für die plastische Darstellung wegen der einseitigen Unterstützung des Rumpfes und wegen des Parallelismus der Glieder ganz ungeeignet. Den Pass führt das Pferd in 2 Tempi aus, indem es im selben Moment ganz gleichmässig beide Beine einer Seite in Bewegung

setzt, d. h. beide gleichzeitig aufhebt, während die beiden Beine der anderen Seite den Körper unterstützen. — Aus dem Gesagten geht hervor, dass das Denkmalspferd keinesfalls ein Passgänger ist.

Das Hinterbein ist nicht erhoben, es unterstützt im Gegenteil den Rumpf, und zwar ist es in dem Moment die Hauptstütze des Tieres.

Der von mir dargestellte Moment ist eine Phase des gewöhnlichen Schrittes. Diesen führt das Pferd im Gegensatz zum Pass in 4 Tempi aus, d. h. jedes Bein wird in gleichen Zeitabständen nacheinander vom Boden losgelöst und entsprechend wieder niedergesetzt, und zwar ist die Reihenfolge, wenn das Pferd z. B. mit dem rechten Vorderbein antritt:

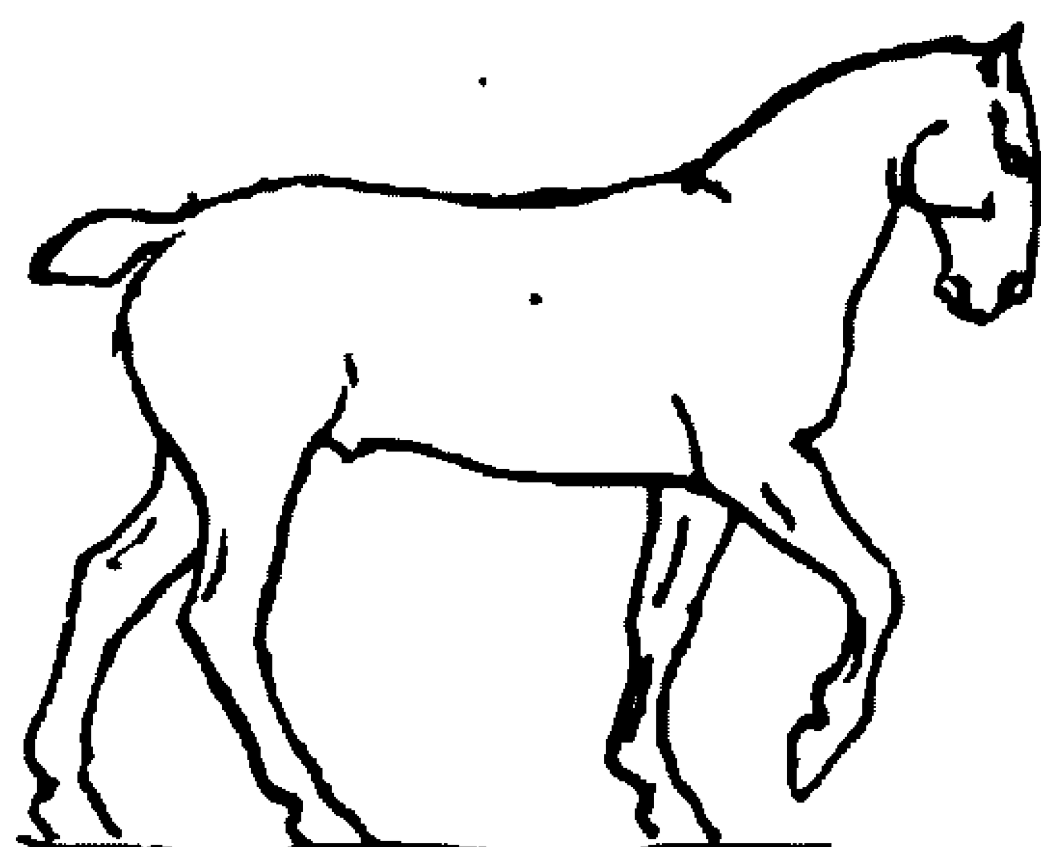
1. rechtes Vorderbein, 2. linkes Hinterbein, 3. linkes Vorder- 4. rechtes Hinterbein usw.

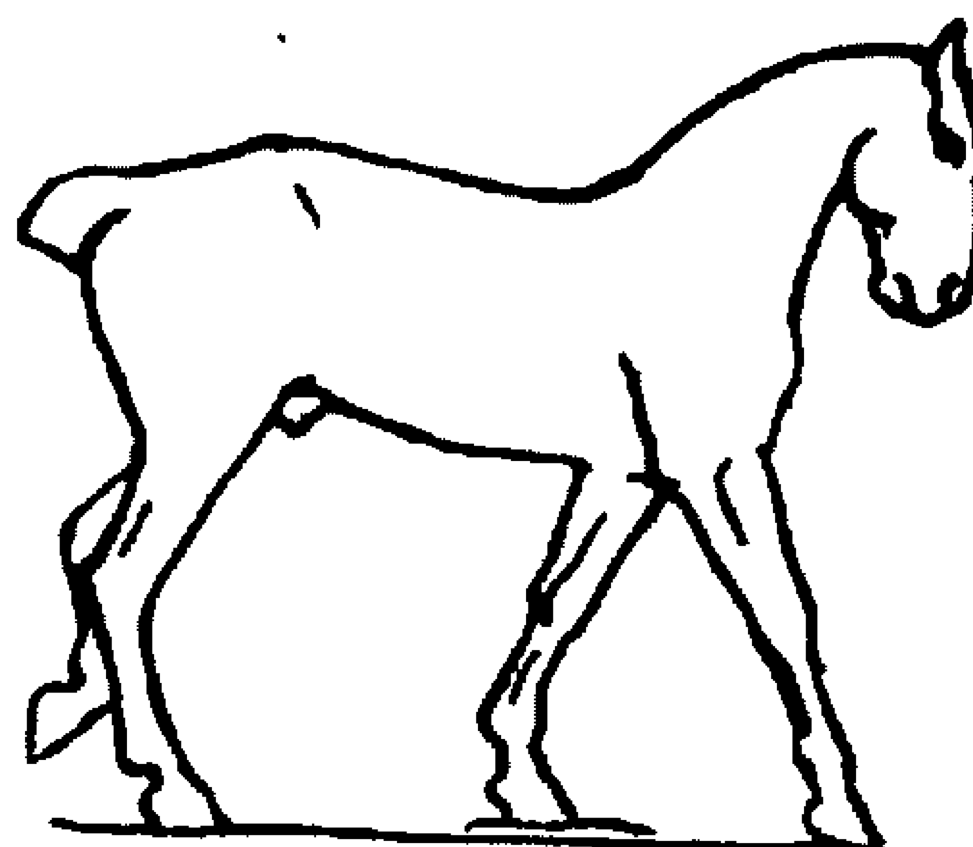
Die nebenstehenden Zeichnungen geben schematisch die Phasen des Schrittes wieder. No. 4 ist die Phase, die der am Denkmal dargestellten Stellung entspricht.

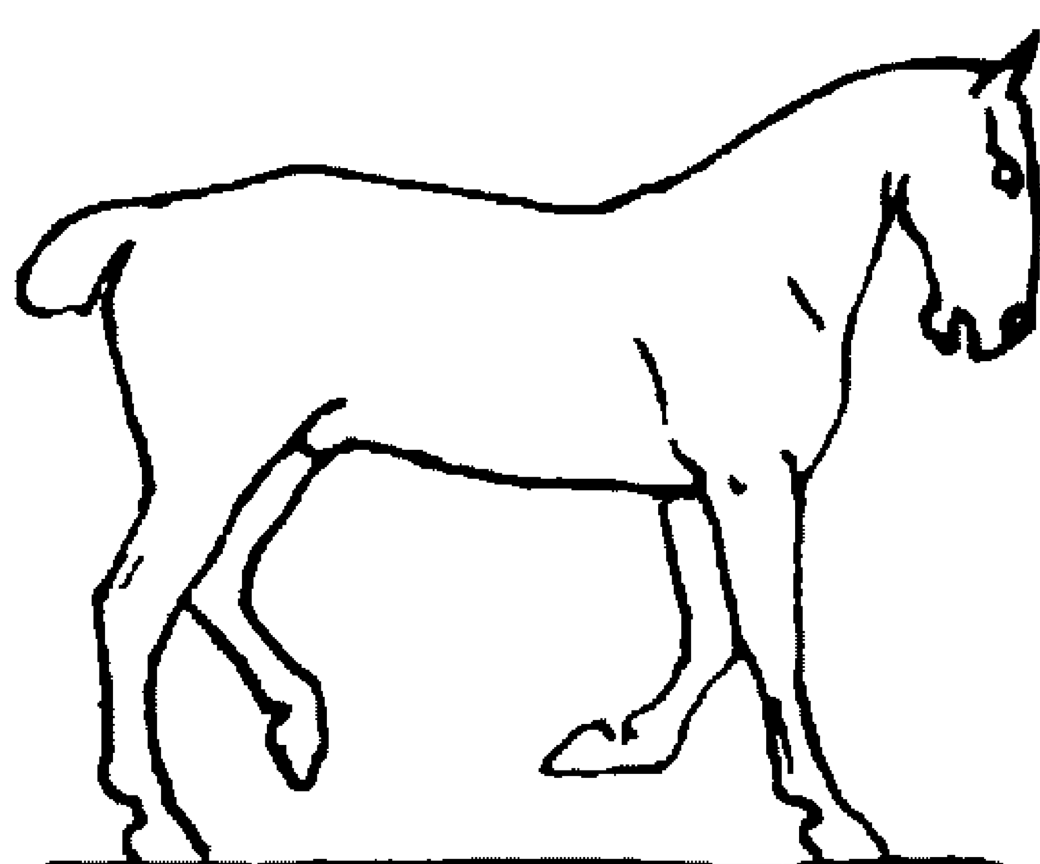
Eine diagonale Unterstützung ist in 2 zu konstatieren — in No. 3 eine seitliche (das Pferd fällt dabei nicht um!). Ich will zugleich bemerken, dass die meisten Denkmalspferde im Trab dargestellt sind. (Bei allen Cölner Reiter-Denkmälern ist dies der Fall.) Diese Stellung wird dann im allgemeinen für den Schritt gehalten. Bei fast allen diesen Bronzerossen ist das schreitende Hinterbein im Verhältnis zum diagonalen gehobenen und stark gebeugten Vorderbein bereits zu sehr gestreckt — die Hufspitze berührt den Boden. Dies ist aber nicht richtig.

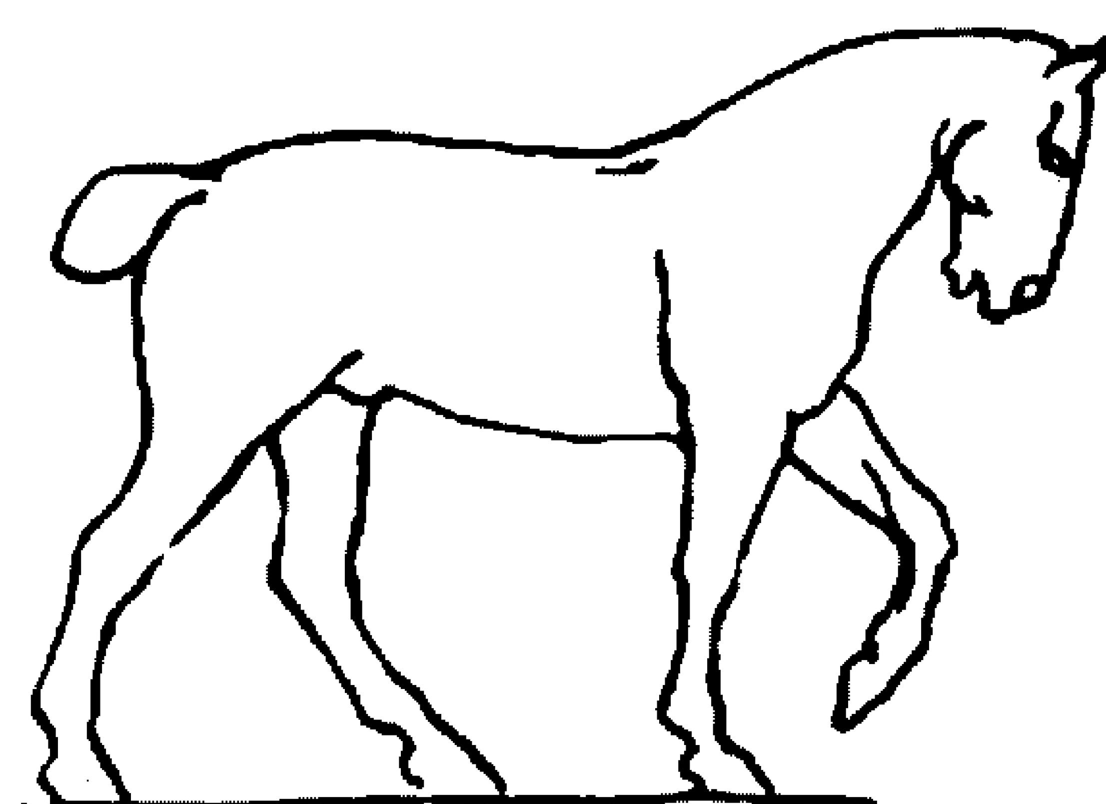
Denn der Trab ist eine Gangart in 2 Tempi, bei welcher im Gegensatz zum Pass zwei Beine, ein Vorderbein und das diagonale Hinterbein, gleichzeitig genau dieselbe Bewegung ausführen. Die im Tageblatt geforderte Stellung: bei gehobenem linken Vorderbein das rechte Hinterbein unter den Rumpf zu stellen — ist unmöglich, das Tier würde sich im Schritt nicht fortbewegen können.

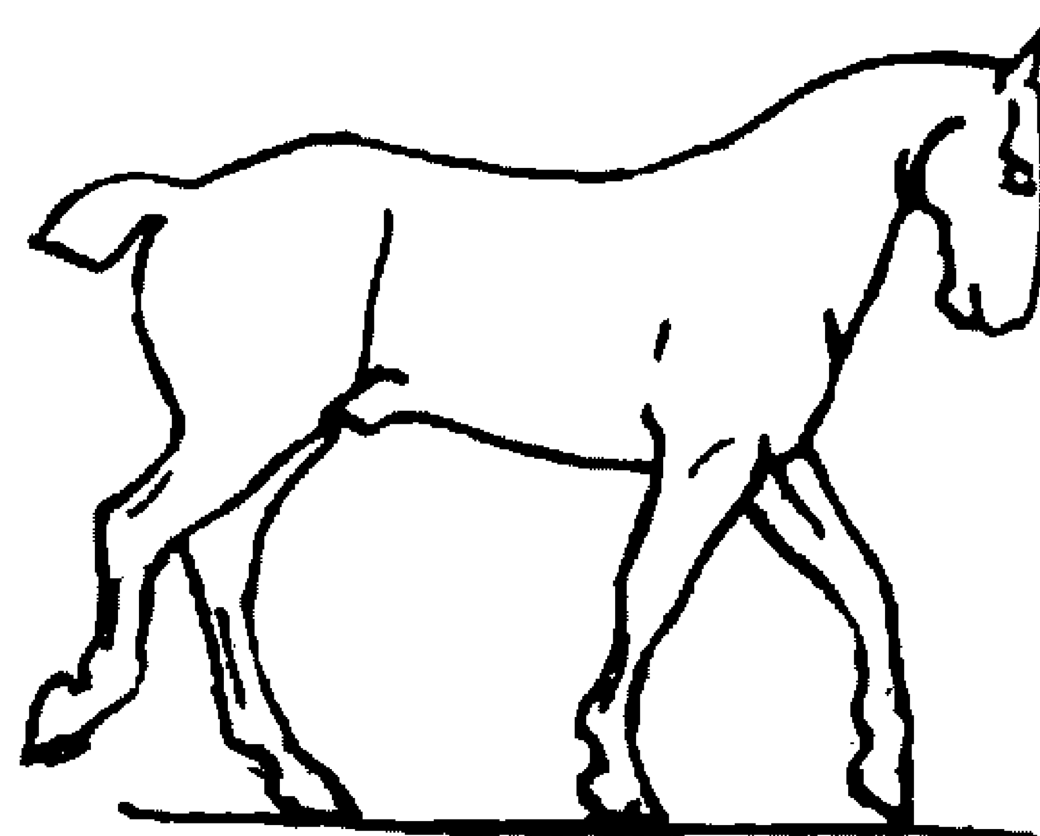
Schliesslich will ich noch bemerken, dass im Altertum und in der Renaissance der von mir gewählte Moment unzählige Male dargestellt worden ist, z. B. am Parthenonfries, Balbo, Vater

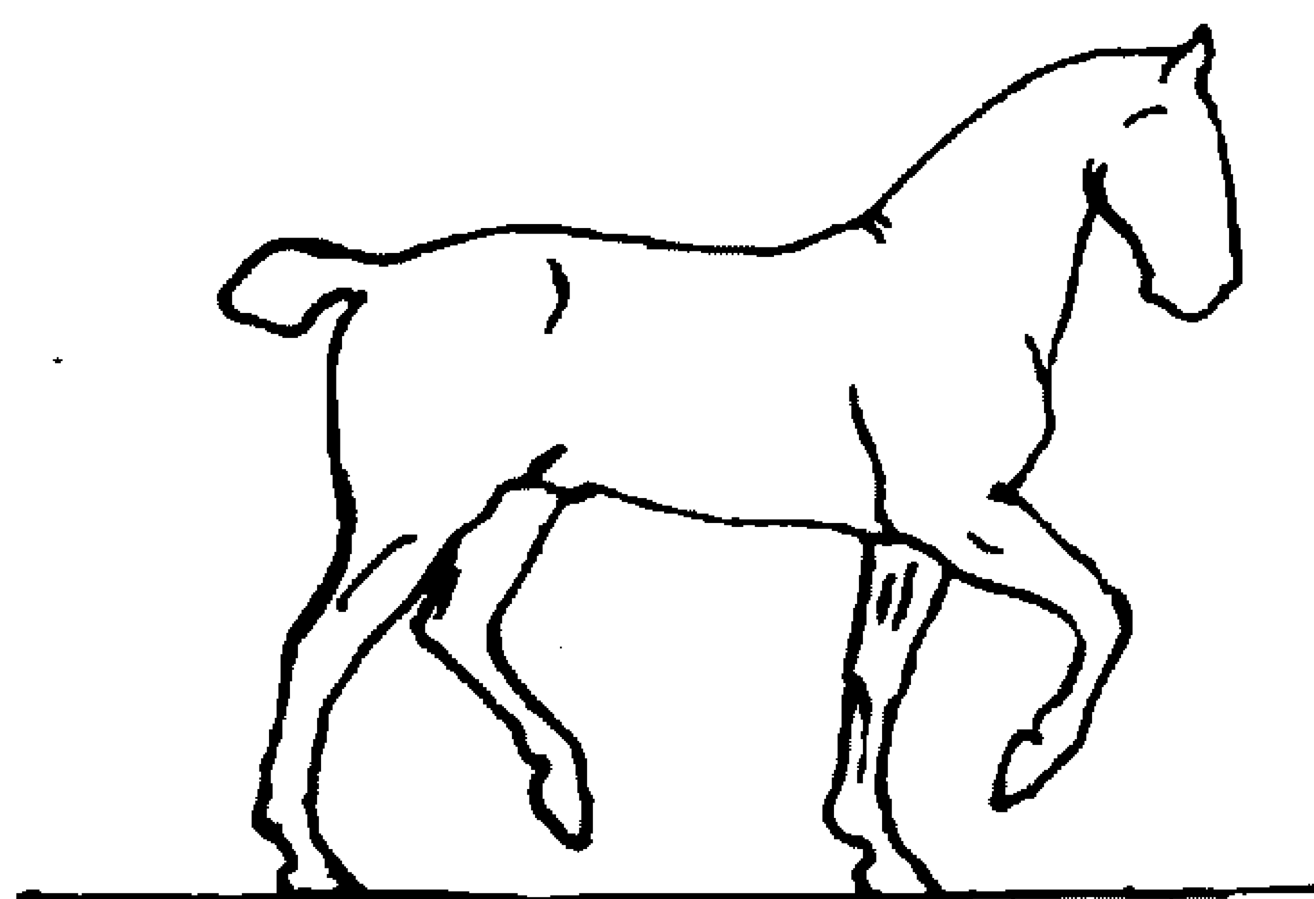

No. 1. Schritt

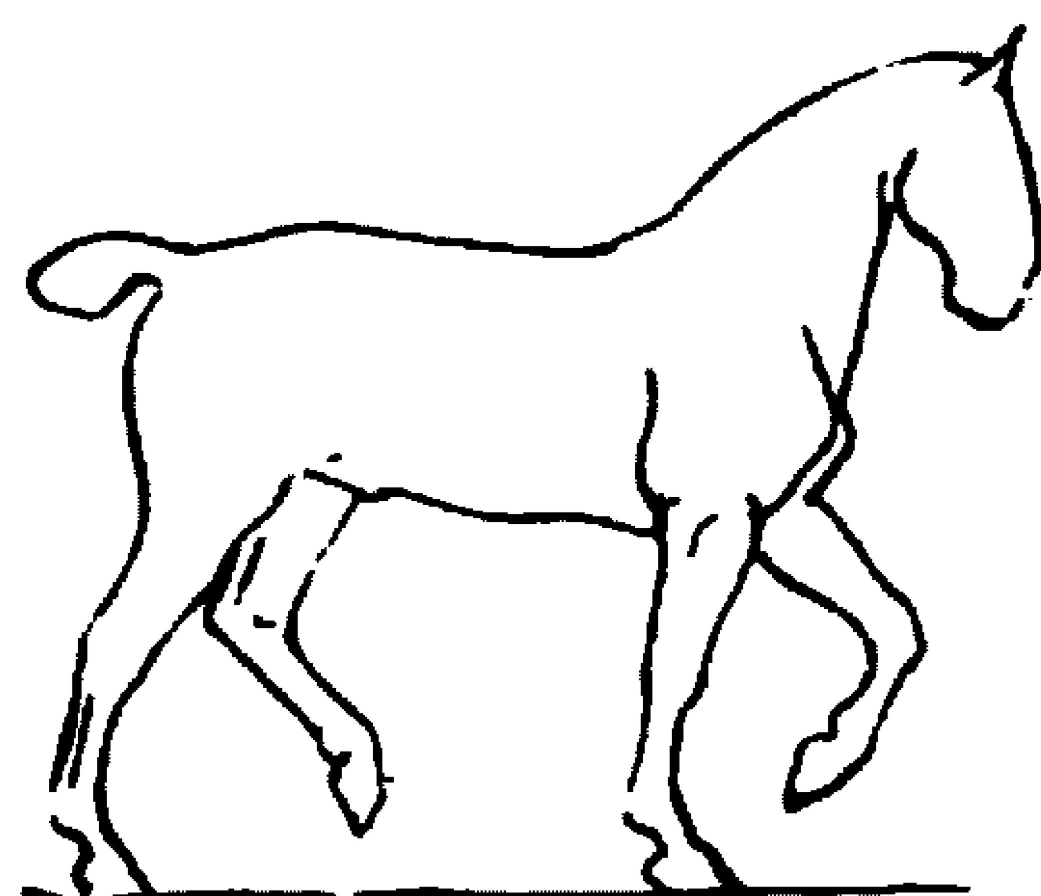

No. 2. Schritt


No. 3. Schritt


No. 4. Schritt


No. 5. Schritt


Trab


Pass

und Sohn in Neapel, Gattamelata, Colleoni, in den Reiterfresken im Palazzo Riccardi in Florenz usw.

Der Moment ist eben ausserordentlich ausdrucksvoll und zugleich absolut richtig.

Wir haben in Deutschland wenig Literatur über die Bewegung der Tiere. Dagegen sind in Frankreich sehr gründliche Studien über diesen Gegenstand gemacht und publiziert worden.

Über die Bewegung des Pferdes speziell sind vor allem zu nennen: Lenoble du Teil, Goubaux und Barrier, Duhousset. Über Bewegung der Tiere im allgemeinen: Marey.

Bei uns haben zum Verständnis für die Gangarten des Pferdes sehr die vorzüglichen photographischen Serien-Aufnahmen von Anschütz beigetragen. (Er hat den Schritt in 24 Phasen aufgenommen.) Eines der interessantesten Werke ist das grosse vom Amerikaner Muybridge herausgegebene Album. Hier ist eine grosse Anzahl der verschiedensten Tiere in allen Gangarten photographisch aufgenommen, und zwar jede Gangart serienweis in verschiedenen Ansichten, in profil, en face, von hinten und $^3/_4$ von der Seite. Man beachte die Gangart der natürlichen Passgänger, Kamel und Giraffe.

Kurz und gut, in vielen Büchern und durch unzählige photographische Aufnahmen kann sich ein jeder, dessen Auge die Natur selbst nicht schnell genug erfassen kann, von der Richtigkeit des oben Gesagten überzeugen. Ich hoffe, dass auch Herr Amadeus und seine Freunde, die alten gedienten Kavalleristen, die zwar recht schlechte Naturbeobachter sind, von welchen ich aber annehmen will, dass sie um so besserer Reiter sind, sich auch überzeugen lassen. Jedenfalls sollten sie sich aber, bevor sie sich weiter blamieren, doch einmal so gründlich mit der Frage beschäftigen, wie ich das seit mehr denn fünfundzwanzig Jahren tue.

Variété

Ein Akt

Von HEINRICH MANN

Personen:

LEDA D'AMBRE, FANNY O'BRIXOR, FRED O'BRIXOR, DR. GEORG ZELTER, Direktor FEIN, SCHMIDHANS JUN.

Spielt bei LEDA D'AMBRE.

(Schluss)

Siebente Szene.

Leda. Dann Schmidhans jun. Später Fred.

LEDA: Endlich. Es ist fünf, der Mensch kann jeden Augenblick da sein, Betrieb! . . . Wo habe ich meinen Rotstift. Miss! (Sie findet ihn, und sie färbt sich vor dem Spiegel die Lippen. Sie wischt Schwarz in die Wimpern, sie pudert sich. Draussen klingelt es. Leda eilt zum Klavier, nimmt Notenblätter und setzt sich damit ins Sofa. Die Tür wird geöffnet und schliesst sich hinter Schmidhans jun.)

SCHMIDHANS jun. (wagt sich vor): Habe die Ehre, Fräulein.

LEDA (reicht ihm die Hand zum Kuss): Ich danke Ihnen noch vielmals für die reizenden Blumen. Dort stehen sie. (Da er sich vergebens umsieht.) Wie finden Sie mich übrigens in dem Sketch?

SCHMIDHANS jun. (gibt sich einen Ruck): Berauschend, Fräulein.

LEDA: Ist's wahr?

SCHMIDHANS jun. (schwärmt): Ihr blondes Haar, Ihre schwarzen Augen . .

LEDA: Das haben Sie mir schon geschrieben.

SCHMIDHANS jun.: Sie ahnen nicht, welche Verehrung —.

LEDA: Oh! Unter uns gesagt, das Bunte Theater ist eine Schmiere. Nur wegen mir gehen momentan Leute hin, die sonst nie den Fuss hineinsetzen würden.

SCHMIDHANS jun.: Es ist freilich sehr pikant, aber so künstlerisch. Da kann die Polizei nichts machen.

LEDA: Ich habe dort nur 100 Mark pro Abend, was tue ich damit. Grad' eben war der amerikanische Impresario Croft hier. Er bietet mir für eine Tournee in den Vereinigten Staaten 150 000 Dollar.

SCHMIDHANS jun. (von neuem eingeschüchtert): Oh! . . . Dann sollen wir Sie schon wieder verlieren? Und ich war so glücklich, dass ich Sie besuchen darf.

LEDA: Ganz meinerseits. Nehmen Sie eine Tasse Tee? Übrigens habe ich abgelehnt. Meinen Freunden zuliebe.

SCHMIDHANS jun.: Ach, wirklich? Und gehöre ich wohl dazu?

LEDA: Wir kennen uns ja kaum. (Verführerischer Blick.) Aber in Ihrer Auslage haben Sie ein entzückendes Voilekleid; Sie wissen, das erdbeerfarbene, mit der Metallstickerei.

SCHMIDHANS jun. (rückt näher): Arme haben Sie, Fräulein, wie Blüten.

LEDA: Auf dem Voilekleid sind auch Blüten, aus Silber.

SCHMIDHANS jun.: Ich bete Sie an.

LEDA: Das Kleid ist mein Schwarm.

SCHMIDHANS jun.: Solchem Arm kann man nicht widerstehn. (Er küsst ihn ungeschickt.)
LEDA: Das dürfen Sie nicht, Herr Schmidhans.
SCHMIDHANS jun.: Ist das verboten?
LEDA: Ich würde sehr böse werden.
SCHMIDHANS jun. (frech): Werden Sie oft böse, Fräulein?
LEDA (mit Würde): Ich war verheiratet, und zwar in der ersten Gesellschaft von Frankfurt.
SCHMIDHANS jun. (spöttisch): Ah! Gnädige Frau . . . Das soll uns nicht abhalten. Sie sind ein pompöses Weib. Warum haben Sie mich so lange schmachten lassen, bis ich Sie besuchen durfte?
LEDA: Ich habe hier einen Freund, er ist sehr eifersüchtig.
SCHMIDHANS jun.: Mit Grund, hoffentlich.
LEDA: Das kommt darauf an.
SCHMIDHANS jun.: Werden Sie ihm bei mir Grund geben?
LEDA: Das weiss ich nicht . . . Vielleicht später einmal, wenn wir uns sehr gut kennen.
SCHMIDHANS jun.: Ich liebe Sie so rasend, Sie ahnen nicht, wozu ich imstande wäre.
LEDA: Wissen Sie, wenn eine Frau wie ich das Voilekleid trägt, ist es natürlich erst das Wahre.
SCHMIDHANS jun.: Wenn es hier nicht geht, kommen Sie doch zu mir, ja? Ich wohne hochelegant.
LEDA: Was denken Sie denn. Ich verstehe gar nicht, was Sie wollen.
SCHMIDHANS jun. (sehr frech): Na, was will man denn.
LEDA: Mir scheint, Sie können keinen Spass vertragen. Natürlich betrüge ich meinen Freund überhaupt nicht. Er ist Kavalier, und es würde Ihnen schlecht bekommen. Alle meine Bekannten sind Kavaliere. Vor einer halben Stunde war der Prinz Iffingen hier mit mehreren Kameraden. Da stehen noch die Teetassen.
SCHMIDHANS jun. (unruhig): Aber da wäre ich in die Gesellschaft fast hineingeplatzt.
LEDA: Was meinen Sie, was für ein feudaler Ton bei mir herrscht. Mein Freund hat meinetwegen schon drei Duelle gehabt, eins davon mit tötlichem Ausgang. Es hat doch in der Zeitung gestanden.
SCHMIDHANS jun. (steht auf): Das hätten Sie mir gleich sagen sollen. Ich hätte mich bedankt.
LEDA: Sind Sie denn kein Kavalier? Wenn mein Freund nun plötzlich zurückkommt und Sie in seinem Jähzorn gleich niederknallt.
SCHMIDHANS jun.: Um des Himmels willen!
LEDA: Auf so etwas müssen Sie gefasst sein, wenn Sie mir mir verkehren wollen.
SCHMIDHANS jun.: Ich will ja gar nicht. (Es klingelt.)
LEDA (fährt auf und setzt sich wieder): Soll er klingeln.
SCHMIDHANS jun. (weicht zurück): Wer ist das?
LEDA: Mein Freund wahrscheinlich. Er wird schon wieder gehen. (Es klingelt wieder; gleich darauf noch zweimal.)
SCHMIDHANS jun. (stürzt umher): O du lieber Gott! O du lieber Gott!
LEDA: Sie müssen sich fassen. Bei der Verehrung, die Sie für mich haben,

kann das doch nicht schwer sein. (Schmidhans jun. hält sich den Kopf und stöhnt. Es klingelt mehrmals heftig.)
LEDA (steht auf): Dass die Miss auch nicht öffnet! Die Person geht andauernd ihre eigenen Wege, nächstens fliegt sie.
SCHMIDHANS jun. (eilt ihr nach): Nicht aufmachen! Sie haben mich in eine Falle gelockt. Solche Gemeinheit! (An der Tür, sie wegstossend.) Lassen Sie mich hinaus, oder —
LEDA: Wollen Sie ihm denn in die Arme laufen? (Sie geht hinaus, er flüchtet ins Zimmer zurück und durch die Tür rechts. Leda tritt wieder ein mit Fred.)
LEDA: Herr Schmidhans! Wo stecken Sie denn. (Zur Tür rechts.) Ach so, Sie wollen sich meine Toiletten ansehen. Da können sogar Sie noch was lernen, ich habe alles aus Paris mitgebracht. (Da er herauskommt.) Die Herren kennen sich? Herr Schmidhans junior, Herr Oberleutnant von Lanzki. Lieber Fred, Herr Schmidhans ist wegen des Voilekleides hier, du weisst schon. Er hat sich nämlich in den Kopf gesetzt, dass ich die einzige Frau in der Stadt bin, die es tragen kann. Er liefert es mir für 200 Mark und auf Kredit. Es kostet eigentlich 800. (Schmidhans jun. zuckt auf.)
LEDA: Ist das nicht totschick von Herrn Schmidhans? (Pause. Die Herren messen sich.)
LEDA: Also setzen wir uns.
SCHMIDHANS jun.: Verzeihen, Fräulein, ich muss gehen. Die Geschäfte —
LEDA: Vergessen Sie unseres nicht. Herr von Lanzki hat sich den Preis gemerkt, Irrtum ausgeschlossen. (Sie reicht ihm die Hand, Schmidhans nimmt sie mit Vorsicht. Er verbeugt sich vor Fred, der sich nicht rührt. Schmidhans ab.)

Achte Szene.

Leda. Fred.

LEDA (wirft sich auf den Diwan, sie lacht heftig): Der Mensch ist katastrophal.
FRED (aufgeregt): Was hast du da wieder gemacht. Wirst du denn niemals vernünftig werden?
LEDA (lachend): Im Gegenteil, ich sorge für meine Zukunft.
FRED: Den Lausbub in dein Schlafzimmer zu lassen. (Er schreit hohl.) So etwas tut man nicht.
LEDA (richtet sich auf): Geh, gönn mir mein Vergnügen.
FRED: Du bist gemein. Grad' hat der Direktor es gesagt, du benimmst dich wie eine Dirne.
LEDA: Das lügst du. Bloss dich will der Direktor nicht haben. Hast du vielleicht etwas bei ihm erreicht?
FRED: Wie kann ich. Vorläufig werden wir noch keinen Direktor zwingen, uns gemeinsam zu engagieren. Zuerst müssen wir machen, dass in den Köpfen der Leute unsere Namen ineinander verfilzt sind wie ein Weichselzopf. Keine Affiche darf mehr zu denken sein mit einem unserer Namen ohne den anderen. Dazu brauchen wir einen Reklametrick. Der aber will gefunden sein.
LEDA: Also finde ihn.
FRED: Natürlich. Denn du hast Gedanken nur für den unersetzlichen Verlust des Schorschi.
LEDA: Der Schorschi? Also ich schwöre dir, dass es höchste Zeit für ihn war zu gehen, sonst wär' er geflogen. Ein Mann, der mich mit 150 Mark dalässt und auf Reisen geht. Bin ich denn verrückt?

FRED: Na endlich. Schau, Ledi, der ganze Schorschi war ein Missgriff. Er wollte dich erziehen: dich, das ist schon der Gipfel. Glaub' du mir, solch ein Charakterspiesser ist deine grösste Gefahr.
LEDA: Du, mein Gold, bist überhaupt nur eifersüchtig.
FRED: Ich! Auf dich! Das wirst du nicht erleben. Wenn mich nicht heute alle Weiber kalt liessen: du sicher.
LEDA: Du hast Angst vor mir. Der Spiesser bist du selbst.
FRED: Gegen den Vorwurf bin ich gewappnet. Ich habe eine Millionenheirat auffliegen lassen wegen der Frau meines Kantiniers.
LEDA: Wenn schon.
FRED: Es kam so weit, dass der Oberst, der mich leiden mochte, mir den guten Rat gab, mich zusammenzuknallen. Wie ich grad' in meinem Zimmer den Revolver lade, kommt eine Ordonnanz; dem Obersten war eingefallen, dass er mich auch in eine Anstalt setzen könne.
LEDA: Da warst du am Platz.
FRED: Ich Angst vor dir! Als ich das Verhältnis mit der Dolly hatte, ich geb' dir mein Wort, ich konnte manchmal nicht mehr von hier bis dort gehen; und in dem Zustand schrieb ich dann meine glänzendsten Sachen.
LEDA: Das merkt man ihnen auch an.
FRED: Freilich, die Dolly war ein Weib, an dem man alle Knochen fühlte. Du, liebe Ledi, bist für mich eine Puppe, die tanzt und singt.
LEDA: Und du für mich ein Idiot. Renommiere doch, bitte, nicht. Du bist nicht wie der Schorschi; wenn der gegangen ist, kommt er nicht wieder. Du: wetten wir hundert Mark, dass ich dich in fünf Minuten da vor mir am Boden habe.
FRED: Armes Mädel.
LEDA: Also geh! Ich brauch' dich nicht. Ich telephoniere einfach dem Direktor, dass ich auch ohne dich mitkomme. Ich weiss wirklich nicht, was mich abhält.
FRED (fasst in die Tasche): Soll ich dir's sagen? Mein Revolver wird dich abhalten.
LEDA: Lächerlich. Lass sehen, ob er nicht aus Schokolade ist . . . Ein Mann, für den ich alles tue; meinen Freund und mein Engagement opfere ich dir, meine gesicherte Zukunft.
FRED: Ich dir nicht? Ich könnte die grössten Stellungen einnehmen. Deinetwegen ist sogar die Fanny geflogen, und die liebte mich.
LEDA: Hol sie doch zurück.
FRED: Aber zuerst züchtige ich dich. (Er packt sie an.) Ah! Damit hast du nicht gerechnet.
LEDA (schreit): Lass mich! Feigling! Zu Hilfe! Miss! Die regt sich auch über nichts mehr auf. (Fred schleudert sie auf den Diwan.)
LEDA: Jetzt ist alles aus. Ein Mann, der mich anrührt, ist für mich erledigt.
FRED: Ledi! Ich hatte den Kopf verloren.
LEDA: Bemüh' dich nicht. Das machst du nicht wieder gut.
FRED (schleicht herbei, die Hände gerungen): Sei barmherzig, Ledi!
(Leda hebt die Schultern. Fred bricht plötzlich vor ihr nieder, bemächtigt sich ihrer Hand und drückt verzweifelt den Mund darauf.) LEDA: Hab' ich dir nicht gesagt, da würdest du liegen? Gib' mir eine Zigarette. (Fred zündet sie ihr an, ohne von den Knien aufzustehn.)
LEDA: Da winselst du. Wenn du wenigstens vertreten würdest, was du getan hast, dann könnte ich dich noch achten. Geh' zu deiner Frau, sag' ich dir.
FRED (steht auf): Weiss ich, wo sie steckt — mit dem Schorschi?

LEDA (hebt die Hand): Du lügst! Du bist verlogen wie eine hysterische Frau ... Hast du sie zusammen gesehen?

FRED: Ich sehe, du liebst ihn nicht mehr.

LEDA (plötzlich beruhigt): Sollen sie selig werden. Schliesslich brauchen wir weder den Direktor, noch den Schorschi. Wir bringen einfach die Pantomime auf eigene Faust heraus. Und zwar hier in der Stadt. Ich habe einen Bombenerfolg, und er wird krank vor Ärger.

FRED: Zunächst wird er uns bei seinem Einfluss von allen Theatern boykottieren lassen.

LEDA: Das tut der Schorschi nicht.

FRED: Genieren wird er sich.

LEDA (wendet sich rasch um): Fordere ihn!

FRED: Siehst du, dass du ihn liebst?

LEDA: Den? Ich schwöre dir. Nein, im Ernst: ich schwöre dir bei meinem Augenlicht. Du weisst, ich bin abergläubisch, man kann blind werden. (Sie läuft aus einem Winkel in den andern.) Aber ich halte es nicht aus. Noch jeden Mann habe ich fortgeworfen. Lass gut sein, einmal werde ich ihn noch zu meinen Füssen sehen. Dann soll er mich kennen lernen. Ah! er glaubt, er kann mich wieder haben, wann es ihm passt. Du merkst wohl gar nichts? Den Direktor Fein hat natürlich der Schorschi dafür bezahlt, dass er mich nicht engagiert. Ich soll auf ihn angewiesen sein.

FRED: Du nennst das Charakter haben.

LEDA (fieberhaft): Ist es nicht eigentlich hochanständig von mir, dass ich nicht sofort dem Iffingen schreibe? Er wartet doch nur darauf. Ich könnte alle seine Freunde haben. Morgen könnte ich in meinem eigenen Auto an ihm vorbeifahren. Aber so was geht gegen meine Natur, es wäre nicht fair. Hier in der Stadt mache ich überhaupt nichts. Höchstens gehe ich nach London.

FRED: Was gibt's schon wieder?

LEDA: Im Februar bin ich von Paris bis Nizza mit der Blanche de Castille gefahren. Sie ist in London Millionärin geworden, und niemand hat sie dafür gehabt.

FRED: Erzähl' mir keine Märchen.

LEDA: Was ihr euch einbildet. Eine Frau wie ich erreicht alles umsonst.

FRED (die Arme werfend): Was heisst das. Machst du deine Karriere als Kokotte oder als Künstlerin? Dir fehlt die Konsequenz, daher dein Misserfolg. Deine Kritiken sind ja alle Schwindel oder Dreck. Ein Jahr hast du mit dem Schorschi verjuxt, nun kennt beim Theater niemand dich mehr. Dabei fährst du fort, wahnsinnige Schulden zu machen. Sag' mir nur das eine: was willst du.

LEDA (steht starr. Plötzlich wirft sie sich, laut aufweinend, über den Diwan): Meine armen Eltern! Was ist aus mir geworden! Wär' ich tot!

FRED (erschrocken): Aber Ledi. Das wollte ich nicht. Verzeih!

LEDA: Einmal, wie der Schorschi verreist war, bin ich dem Doktor Salmon aus Frankfurt begegnet. Er hat die Gemeinheit gehabt, mir zu sagen: Wie man so weit kommen kann, das begreift er nicht. Dann wollte er mit mir soupieren.

FRED: Du hast ihn glatt abfahren lassen.

LEDA: Ich werde mich hüten. Ich habe es anonym seiner Frau geschrieben. Sie war doch meine beste Freundin. (Sie weint lauter.) Mein Mann war zu dumm. Wenn er so gewesen wäre wie der Schorschi, alles hätte er mit mir machen können.

FRED (liebkost sie): Auch nicht lange. Schau, Ledi, tröste dich, du hattest die Kunst einmal in dir.

LEDA: Ach, Kunst. Wenn ich glücklich wäre, brauchte ich keine Kunst.

FRED: Also gut, ich weiss einen kleinen Beamten, der dich aus der Ferne anbetet. Er heiratet dich vom Fleck weg. (Es klingelt.)

LEDA (richtet sich auf): Du bist verrückt geworden, scheint mir. Ich hatte in Frankfurt eine eigene Villa und mehr Kleider und Schmuck als jetzt. Noch dazu war er echt. (Es klingelt nochmals.) Soll ich vielleicht selbst aufstehen?

FRED (geht hinaus, er spricht durch die Flurtür): Sie ist nicht in der Wohnung? . . . Nein, nein. Hier ist sie auch nicht. (Er hält die Flurtür zu.)

LEDA (zur Tür): Wer ist nicht hier? (Sie schiebt Fred von der Flurtür fort.) Was ist denn los? . . Wie? . . Der Krankenwagen? . . Nein, die Dame ist nicht hier. Sie ist gar nicht krank. Ich weiss nicht. Adie. (Sie kehrt ins Zimmer zurück, Fred folgt betreten.)

LEDA: Ich kann nur sagen, dass ich starr bin. Du schickst deiner Frau den Krankenwagen. Mir lügst du vor, sie sei mit dem Schorschi, und im selben Augenblick schickst du ihr den Krankenwagen. Dir genügst es nicht, die Frau davonzujagen, du möchtest sie auch noch einsperren. (Sie läuft, heftig rauchend, durchs Zimmer. Fred steht betroffen.) Du ermangelst wirklich in ungewöhnlichem Masse des moralischen Sinnes. Nach diesem Streich hast du bei mir ausgespielt. Ich bin wie der Schorschi: wenn jemand einmal etwas Unfaires getan hat, kann er für mich nie wieder werden, was er war.

FRED (von unten, dumpf): Aber das würde der Schorschi sehr fair finden, dass du den Menschen bei dir im Schlafzimmer hast.

LEDA: Wie er lügt! . . . Und woher hast du überhaupt das Geld? Der Krankenwagen kommt doch nicht umsonst. (Sie sieht ihm in die Augen.) Wer hat es dir gegeben.

FRED (geschlagen): Der Direktor Fein.

LEDA: Ah! und du eignest dir meinen Vorschuss an, um deine Frau zu internieren; das ist das Neueste.

FRED: Nein. Ich habe ihm Chansons verkauft.

LEDA: Meine Chansons? Vielleicht gar die Barmaid? Also schön,! Du hast wieder einmal gegen mich gearbeitet. In diesem Moment, wo ich al es gegen mich habe. Die Barmaid, mit der ich von Triumph zu Triumph geschritten wäre! Dir ist weniger zu trauen als einer Frau.

FRED: Schau, Ledi —

LEDA: Schweig! Deine Stimme allein schon macht mich krank.

FRED: Darum eben. Ich sehe ein, dass ich dir zur Last falle. Du versäumst meinetwegen die Gelegenheiten, ich kann das nicht verantworten. So mach' ich lieber alles zu Geld, gebe es dir, und die Sache hat sich gehoben.

LEDA: Du willst dich von mir trennen? (Sie tritt nahe an ihn heran.) Sag' es mir ins Gesicht, wenn du kannst. (Fred schlägt die Augen nieder.)

LEDA: Also . . . Ich mach' dich aufmerksam, dass du von mir nicht wieder loskommst.

FRED (fällt in einen Sessel, nimmt den Kopf zwischen die Hände und stöhnt): Ich muss, ich muss.

LEDA: Komm her. (Sie richtet den Finger gegen den Boden, bis er kommt.) Deine Hand! (Sie drückt die brennende Zigarette hinein.) Mach' sie zu! . . . Er rührt keine Wimper. Fühlst du denn nichts? Lass sehen! Es ist ja alles verbrannt.

FRED: Das erleichtert.

LEDA: So weh wollte ich dir nicht tun. Was du aushältst von mir. Und du liebst mich nicht? (Fred schüttelt den Kopf.)

LEDA: Denk' an das, was ich dir jetzt sage: Du wirst einmal eine Tat für mich begehen. Das wäre sogar die Mordsreklame, die ich brauche.

FRED (auffahrend): Ha! Gefunden! Kein Hund möchte so weiterleben. Wir machen ein rasches Ende, zuerst du, dann ich. (Er zieht den Revolver.)

LEDA: Mir scheint, du bist verrückt geworden. Nimm das Ding weg!

FRED: Ich kann nicht mehr elender werden. Dich, du armes Weib, habe ich noch soeben auf jenem, eigens dafür bestimmten Diwan mit deinem Gott ringen gesehen um ein sanftes Ende. Ich schenke es dir und mir.

LEDA: Ich, sterben? Eine Frau, die aussieht wie ich, hat niemals Grund, sich das Leben zu nehmen.

FRED: Doch. Denn es wird in allen Zeitungen stehen. (Er schiesst zweimal. auf sie und auf sich. Sie läuft schreiend rundum zur Tür. Er tritt davor.)

LEDA: Hilfe! Er mordet mich.

FRED: Lauter! Was nützt es, wenn man's nicht hört.

LEDA (plötzlich still): Bist du denn wirklich krank?

FRED: Vor allem müssen wir jetzt den Fein herbeischaffen.

LEDA (steht starr. Ausbrechend): Du Idiot! Zum erstenmal im Leben bist du keiner. Du meinst, jetzt nimmt er uns?

FRED: Es kommt darauf an, wie ich gearbeitet habe. Erlaube! Aus deinem Corsage ist ein Streifen herausgeschossen. Auch aus dem Hemd. Die Haut aber ist weniger gerötet, als wenn sie geküsst worden wäre. Habe ich nicht gesagt, dass ich die Laus vom Blatt schiesse?

LEDA: Ich werde mich in dich verlieben.

FRED: Mich selbst habe ich in den Arm getroffen. Es blutet wunderbar. (Er zieht den Rock aus.)

LEDA: Das muss man sehen.

FRED: Fass' hinein! Es gehört zur Inszenierung.

LEDA: Blut an den Fingern steht mir.

FRED: Eine Serviette um den Arm! Aber du vergisst zu schreien.

LEDA (schreit aus der Tür): Hilfe! Er fängt wieder an. Miss!

Eine Stimme von draussen:

Aoh!

LEDA (schreit): Die Polizei! Nein, zuerst einen Arzt. Nein, bleiben Sie da und telephonieren Sie dem Direktor Fein, er soll sofort herkommen. Er werde sich wundern. (Sie wirft sich lang auf den Boden. Fred hängt über einem Stuhl.)

FRED: Alles hat sich verschworen; aber wir sind nicht auseinander zu bringen. Jetzt sollte man es einsehen.

LEDA: Psst! Ich bin noch sehr schwach. In dem Zustande müsste der Schorschi mich sehen. Die Stunde der Rache ist nahe, mein Gold. Ich bin wahrhaftig eine gute Frau, aber man darf mich nicht reizen.

FRED: Noch eine Liebesstunde, und dann fliegt er? Lass dich das nicht aufregen, Ledi. Das Leben besteht, wie das Variété, aus Nummern, die zehn Minuten arbeiten. Manchmal ist's eine Attraktion, manchmal ein Reinfall.

LEDA: Vielleicht wissen wir darum beide niemals, was wir eigentlich wollen?

FRED: Ich weiss freilich nicht, soll ich dich retten oder mich von dir ruinieren lassen. Aber schliesslich, wenn du mich auch quälen möchtest, ich halte dich

doch. Sei es mit meiner Musik, oder weil ich gut schiesse, ich halte dich fester als der Schorschi, den du vorgeblich geliebt hast.
LEDA: Was heisst bei uns Liebe.
FRED: Wir wissen nie, sind wir zum Herrschen da oder zum Dulden, sind wir besonders stark oder ungewöhnlich schwach. Darum sind wir wohl Künstler.
LEDA: Muss man dazu denn so viel schwindeln wie wir und so lasterhaft sein?
FRED: Es hat den Anschein. Bin ich heruntergekommen? Ich glaube nicht. Wenn ich noch Messen schriebe, es wäre nicht anders als jetzt, mit der Barmaid.
LEDA (stützt sich auf): Eins, Fred, ist totsicher: Die Welt redet noch mal von mir. Ich bekomme einen Milliardär, oder ich werde der erste Star von Europa und Amerika, oder ich bin eines Tages die Heldin eines glänzenden Mordprozesses.
FRED: Ich traue dir zu, du wirst das alles vereinigen. (Es klingelt. Sie nehmen ihre Lage wieder ein.)

Neunte Szene.

Die Vorigen. Zelter.

ZELTER: Was ist geschehen? (Mit festen Schritten auf Leda zu. Er beugt sich über sie.) Ledi!
LEDA (die Augen geschlossen): Bist du es, Liebling? Du kommst gerade noch rechtzeitig. Wir waren zu unglücklich zum Leben.
ZELTER: Bist du verwundet?
LEDA: Er hat mich ein bischen angeschossen. Sich selbst hat er fast getötet. Ich ertrage mein Unglück. Aber in deiner Haut, lieber Schorschi, möchte ich nicht stecken. Deine Eifersucht hat uns das Engagement gekostet. Heb' mich auf den Diwan.
ZELTER (hebt sie auf): Verzeih' mir, Ledi.
LEDA: Dein Anblick verschlimmert meinen Zustand. Wozu bist du noch gekommen?
ZELTER: Ich kam vorbei und wollte gleich meine Teemaschine und meine Hausschuhe mitnehmen.
LEDA: Du hast Charakter. Ich kann machen, was ich will, dein Charakter imponiert mir immer wieder. (Es klingelt.)

Zehnte Szene.

Die Vorigen. Fein. Dann Fanny.

FEIN: Was höre ich. Hier hat es wieder eine Szene gegeben — und diesmal eine blutige? Die Herrschaften gehen ins Zeug.
ZELTER (indess er sich um Leda bemüht): Herr Direktor, wir haben es mit wirklichen Künstlertemperamenten zu tun.
FEIN: Das Fräulein ist schwer verletzt?
LEDA: Ich hoffe durchzukommen.
FRED (schwach): Zweifeln Sie noch an unserer Zusammengehörigkeit, Direktor?
FEIN: Solchen Beweisen müssen freilich die schwersten Bedenken weichen. Aber das Blut rinnt Ihnen unter der Serviette hervor. Sie werden Fieber haben, Herr Doktor; ich begleite Sie ins Hospital.
FRED: Übernehmen Sie die Presse?
FEIN: Ich übernehme alles.
FRED: Wenn Sie Ihr Geschäft verstehen, Direktor: hieraus machen Sie eine

Weltreklame. Ich würde den Artikel selbst aufsetzen, aber mir ist tatsächlich nicht ganz wohl.
FEIN: Ich werde Ihnen zeigen, dass ich mein Geschäft verstehe.
LEDA (die Augen geschlossen): Ich mach' Sie aufmerksam, Direktor, so gut mein Zustand es mir erlaubt: die Preise haben sich geändert. Ein Telegramm an den Direktor Hermes ist schon fort.
FEIN: Lassen Sie sich nichts vormachen von dem Mann. Ich biete Ihnen, was irgendein Mensch bieten kann: Fünftausend monatlich und zweitausend für den Herrn Doktor.
LEDA: Sie schneiden uns die Hälse ab.
FRED: In unserm Zustand.
FANNY (stürzt herein und auf Fred zu): Mon gosse! (Sie schreit auf.) Il est mort. (Um ihn herfliegend.) C'est Léda. Je te disais bien qu'elle te tuerait. Ça y est, elle t'a tué.
FRED: Oui, mais si peu.
FANNY: On va la coffrer, au moins?
FRED: C'est ça.
FANNY: Et on sera heureux, nous deux, on s'aimera?
FRED: C'est qu'à l'hôpital cela ne se fait pas.
ZELTER (zu Leda): Ich war bei Schmidhans, mein Schatz, aber das Voilekleid war schon verkauft.
LEDA: Ich sollte dich auch das noch bereuen lassen. Aber ich bin zu gut mit dir. Ich hab' es also selbst gekauft und habe 100 Mark abgehandelt, du brauchst mir nur noch 700 zu geben.
ZELTER: Wenn hier nicht Liebe ist.
FRED: Wenn hier nicht Kunst ist.
FEIN: Wo Liebe ist und wo Kunst ist, nun, da ist Geschäft.

Ich lese

Von LUDWIG HATVANY

Der Maler darf sagen: „Welch feinen Ton hat diese Landschaft. . . .“ und dann von Courbet reden.

Doch weh dem Schriftsteller, wenn er im Freien an Literatur denkt. Sofort ist man mit ihm fertig: kein Mensch, ein blosser Bücherwurm, eine Tintenfeder, in deren Innern der Lebenssaft nicht rot, sondern violett fliesst.

Aus Furcht vor solchen Anklagen hört man die Schriftsteller sprechen: „Was ist uns das Buch — evoe! dem Leben zugewandt — sehen, hören, erfahren und lustig sein und immer lustig sein! Weg mit den Büchern!“

Und doch, seien wir ehrlich. Nun heisst es eingestehen: Wer je seine Feder in Tinte getaucht, in der selten löblichen

Absicht, als Schriftsteller zu wirken, dessen Leben und Schicksal ist das Buch.

Wer dies leugnet, lügt. Oder leidet. Es hapert um das Maschinenwerk, welches die Stoffe, die das Leben immerzu anhäuft, nicht mehr aufzuarbeiten vermag. Kein breites, intensives Leben kann den so lahmgelegten Schriftsteller entschädigen.

Nie hat ein Schriftsteller intensiver als Schriftsteller gelebt als Flaubert : in einer Provinzstadt, zwischen vier Mauern, ohne Freunde, ohne Frauen, in der Gesellschaft seiner alten, tauben Mutter, doch am Schreibtisch, schreibend, immer nur schreibend.

Bücher, Bücher, Bücher, geschriebene und gelesene Bücher. Das ist des Schriftstellers Los. Tage, Frauen, Freunde, Erfahrungen, alles, alles ist nur scheinbar da, um zu geben, um zu nehmen, jeder Eindruck verwandelt sich endlich ins Buch. Seine Erfahrung liest der Schriftsteller in das Buch der anderen hinein oder schreibt sie in das eigene. Im Buch münden dem Schriftsteller alle Flüsse des Lebens. Ihm ist es alles eins — alles ist eins — Bücher, Bücher, immer und überall. Was er auch sagen mag, als ob er von Büchern redete. Der tüchtige Kaufmann dreht die Welt um eine Goldstange, der tüchtige Arzt um das Operationsmesser und der tüchtige Schriftsteller dreht sie um das Buch.

Deshalb nenne ich diese Rubrik, die alle Lebenserscheinungen, wie sie sich im Auge des Schriftstellers spiegeln, gewidmet sein soll, mit Recht : Ich lese. Es ist, als ob ich sagte : ich erfahre, ich leide, ich geniesse, ich schreibe — es ist, als ob ich sagte : Ich lebe und atme.

SPIELE DES LEBENS*)

(Schauspiel von KNUT HAMSUN)

Kareno, der Gelehrte, unterrichtet die Kinder des Unternehmers Ottermann. Ottermann verspricht dem Gelehrten, einen Turm zu bauen, in dem er sein grosses Werk schreiben kann. Als man mit dem Bau des Turmes beginnt, stossen die Arbeiter auf Marmor. Teresita, die Verlobte des Telegraphenbeamten Jens Spir und

*) Bei Albert Langen, München.

die Tochter Ottermanns, liebt Kareno. Kareno ist zwar verheiratet, hat aber seine Frau seit zehn Jahren nicht gesehen. Nun bringt das Schiff die Frau des Gelehrten. Es stürmt. Teresita löscht das Licht auf dem Turm aus, damit das Schiff versinke. Karenas Gattin ist eine sehr gewöhnliche Frau, die der Gelehrte nicht liebt. Die Frau rettet sich und schliesst sich wieder ihrem Mann an. Sie finden Teresita auf einem grossen Markte. Ottermann hat inzwischen das Marmorbergwerk verkauft und .....

Und so geht es weiter. Verworren, geheimnisvoll und in rätselhaften Verflechtungen. In der letzten Szene liegt das junge Mädchen tot und der Turm steht in Flammen.

Spiele des Lebens. Spiele eines, der mit dem Leben spielt — eines Schriftstellers, der die Welt empfindet wie die hohe Macht, die mit Welten spielt.

Knut Hamsun charakterisiert die Menschen nicht wie es die Lebensfälscher des Dramas zu tun pflegen, mit : eins, zwei, drei, vier (und wenn es zehn wären — wie wenig !) Charakterzügen. Er charakterisiert überhaupt nicht, — er lässt bloss sprechen. Einmal so und einmal so. Nur der verrückte Thy widerspricht sich nicht, sonst jeder. Und doch fühlt man : das kann nur Kareno sein, das nur Jens Spir. Und sehe ich die prachtvolle Elastizität von Teresas reichgefügtem Frauentum, kann ich sogar Hedda Gabler nur als mechanisch funktionierende Höllenmaschine in Weibchengestalt empfinden. Die vielfache Einheit der auseinanderlaufenden Worte ist tief unten in den wirbelnden Abgründen der Seele. Auch die zerfliessende Handlung wird zusammengehalten von einem grossen Reif — dem weltumspannenden vielleicht? Unvergesslich ist die Marktszene. Zwischen Klängen Widerklänge, zwischen Bewegungen tiefes Erbeben, zwischen den Gestalten ihre grossen schwankenden Schatten und der grosse Schatten des ganzen Lebensspieles, — die Typhusepidemie, der Tod, stets lauernd, wo zwei sich begegnen.

Der Wind des Schicksals pfeift über den Köpfen der Menschen und braust in allen Szenen. O, eine herrliche Aufführung müsste es sein ! Durchschauern müsste es einen. — Aber wo ist das Theater da Halbgötter Regie führen ?

SPEIDEL*)

Manchen ist Kritik ein Feldzug. Andern ist sie bloss ein Manöver. Speidels Kritik ist ein Sonntagsausflug, ein gemütliches Picknick im sanften Hügelgelände des Wienerwaldes. Milde Heiterkeit und Ruhe unter Buchenkronen, während jenseits der Lauben die nach Öldruck verlangenden Fassaden der Rodauner und Badener Villen gelb herüberleuchten. Groschenpoesie — aber immerhin Poesie, der sich auch der verwöhnteste, raffinierteste, fieberhafteste Stadtmensch für einige Augenblicke unterwirft. Die Empfindung des Allzusüsslichen stellt sich erst später ein.

Das erste Feuilleton, das ich in Speidels Buche las, machte mir Vergnügen. Mich bestrickten die aus der Wärme des Begriffs frisch hervorsprossenden, zu organischem Leben sich fügenden Worte, die weichen leisen Biegungen der Perioden, die Liebenswürdigkeit, die Grazie, der einschmeichelnde Zauber der ganzen kunstreich ziselierten Stilarbeit an sich.

Nur nach der Lektüre des zweiten und dritten, des vierten und fünften Feuilletons fragte ich mich immer unruhiger: Wer ist dieser Speidel? Was will er? Wovon spricht er? Wie denkt er über die Welt und ihre aufregenden, rätselhaften Dinge? Die zwei Bücher haben keine einzige meiner Fragen beantwortet. Und ich bezweifle, dass es die folgenden — die der Verleger noch ankündigt — tun werden.

Speidel hat seine Feuilletons nie gesammelt. Er wusste, was er tat. Er hatte Recht.

Seit Speidels Tode höre ich fortwährend: Es wird ein Ereignis sein, wenn Speidels Feuilletons erscheinen. Und nun bin ich enttäuscht, und zwar nicht nur aus dem Grunde, weil ich, wie die lange Wartenden, zu viel erwartet habe.

Die Vereinigung dieser Feuilletons zu Büchern hat keine Berechtigung. Speidel hatte nichts Grosses von zentraler Wichtigkeit zu sagen, das zu Büchern befugt und dem die einzelnen Feuilletons nur als Vorwände dienen.

*) Speidels Schriften. Meyer & Jessen, Berlin. Bisher erschienen zwei Bände.

Er war ein belletristischer Schriftsteller mit einer schönen Seele, ein Kritiker, der in die Kunst versank, wie in einen bequemen Lehnstuhl. Besonders in die der Vergangenheit, die ihn fertig, ruhesam und weich aufnahm. Wo neue Formen schwer unter Kämpfen reiften, zog er sich furchtsam zurück. Er liebte, das Schöne ungestört zu betrachten — und sich in diese bewundernde Liebe mit verzückter Andacht zu versenken.

Legenden erzählen, wie schwer Speidel schrieb. Die Leute zerbrachen sich den Kopf : Wie kann dieses selbstverständliche, durchsichtig dahinfliessende und glatt abrollende Feuilleton soviel Anstrengung gekostet haben? Und doch ist der Grund so naheliegend. Bei jedem Feuilleton stand Speidel vor der schwierigen und widerspruchsvollen Aufgabe, aus dem Verzicht auf das eigene Wesen, aus deren restlosem Aufgehen in Goethe, Beethoven, Voltaire, mit einem Worte aus der eigenen Nichtswerdung ein E t w a s zu bilden. Was er zu sagen hatte — ein begeisterter Ausruf, ein ärgerliches Achselzucken hätten es auszudrücken vermocht. Und aus solchen Eindrücken soll man nun ein ganzes Feuilleton schreiben ! — Speidel hat es geschrieben, doch mit grosser Mühe freilich, war doch seine ganze Arbeit nichts als Stilfiorituren.

Das Hauptverdienst des Feuilletons liegt doch in der suggestiven Kraft von Speidels erster Begeisterung und inniger Einfühlung. Es sind echte Journalfeuilletons, die den Lesern des Blattes Kunde geben, dass man irgendwo in der Welt so was tut wie Bilder malen, Gedichte schreiben, musizieren, dass Bücher erscheinen und dass es in diesem Jammertal grosse Narren gibt, die sich auch mit Denken abgeben. Das ist Speidels eigentliche Kunst, vielmehr Handwerk. Er ist der literarische Berichterstatter, der ästhetische Feuilletonredakteur par excellence. Kein Werter von Werten, kein Bildner von Gestalten, kein Kämpfer für die Kunst — kurz : kein Essayist. Wer einen Artikel Sainte-Beuves und eine Speidelsche Studie hintereinander liest, wird sofort wissen, worauf ich ziele und worin sich Essayist und Feuilletonist unterscheiden. (Wittmann begeht den verhängnisvollen Fehler, dass er in seinem Vorwort Speidel neben, ja sogar über Sainte-Beuve stellt.)

Welch eine Freude muss es gewesen sein, morgens die Zeitung zu öffnen und Speidels Artikel zu lesen! Und wie wenig ist von dieser Freude geblieben, wenn man in dem Buche blättert. Ja sogar an dem Werte der Feuilletonleserfreude beginnt man zu zweifeln, angesichts der Feuilleton-Sammlung. Diese in einschmeichelnder Form hinausflatternden Kunstnachrichten können in dem Zeitungsleser nur die Empfindung erwecken, Kunst sei etwas Überflüssiges, Spielerisches, in eine andere Welt Gehöriges.

Wie Freund Sokrates, der zu dem schönen Agathon zum Gastmahl geladen, sich vorher festlich kleidet, damit er „als Schöner zu dem Schönen gehe", so verschönt sich der Stil des Schriftstellers, sobald er Ideen zuschreitet. Aber ein blinder Stilanbeter muss man sein, dass einen die Speidelsche, von keiner Idee beseelte, vom Gedanken unabhängige Nettigkeit, der unentrinnbar massvolle Fluss der Komposition nicht schliesslich zur Verzweiflung bringe.

Etwas knorrig — dornig Ernstes, die Kritiken Goethes, Schillers, Hebbels, Vischers schafft mir her: oder doch das nimmerrastende, argwöhnische Wahrheitssuchen eines Sainte-Beuve, damit der Kritiker seine Feder auch nach der Lektüre Speidels achten könne!

Pelleas-Sinfonie

Von LUDWIG RUBINER

Menschen mit grossem Verantwortlichkeitsgefühl sind vor der Musik auf der Hut. Diese Kunst ist zu grossartig, sie erreicht zu viel, sie gibt das letzte zu schnell. Auf die müheloseste Art kann man vorm Orchester sich auflösen in einen beziehungslosen Molekülenkomplex, zurückverwandeln sich in eine ahnungsvolle Urzelle, helles Licht auf dunklem Grunde sehen: So flink wie ein Neger in den Moment der Extase schlüpfen — um deretwillen vielleicht ein Riese Dostojewski Epileptiker sein musste, vorm Erschiessen stand, in Sibirien war, und die Welt um sich in eine polyphemische Höhle verwandelte. Die Musik schenkt uns zu viel: Rasend fahren wir hinab in einen finster zitternden, undurchdringlichen Urgrund, in dem sich alles löst. Aber wenn dies vorbei ist, erwachen wir daraus mit erstorbenen Augen in grünlichen Gesichtern.

Doch gibt es ein paar Werke der Musik, in denen wir Menschliches spüren: Wenn der Komponist die Fahrt verlangsamt, uns ringen lässt um das letzte Geschenk. Eine Pilgerfahrt von Kämpfen uns auferlegt, unseren Willen wach jagt. Auf dem Wege, den die Musik unserem Willen aufzwingt, fühlen wir, scheinbar ganz nebenbei, dass eine unsichtbar ungeheure, noch unbekannte Körperlichkeit

um uns erschaffen wird. Alle grosse Musik hat dieses Raumgefühl. Aber wir können nur übertragen und umschreiben: Die Mauern der Aussenwelt versinken, der innere Saal ist offen.

* * *

Arnold Schönbergs Sinfonie zu „Pelleas und Melisande“ setzt an mit dem Thema einer finsteren Unwirklichkeit; ungreifbar unsicheres Schattenbild von Themen, die einst irgendwo in der Musik gelebt haben. Was in der fassbaren Welt der Musik vielleicht ehemals nur Accent war, spiegelt sich hier von dunklen Schleiern umflossen, als Brücke, ausgestreckt in Traumlänge, für die kantig jähen Traumstrassen von Tönen.

Darnach können wir noch aufstehen und aus dem Konzertsaal gehen. Aber kaum wir bleiben, ist uns alle Freiheit genommen. Das Orchester baut sich zur zitternden Finsternis einer dunkel schwankenden Mauer — so wachsen Häuser im Traum. Davor liegen wir, wie irgend ein kleiner formloser Knäuel, hilflos, regungslos, seelenlos. Die Stimmen teilen sich, öffnen sich uns; wir werden aufgeschluckt winzig klein und nichtig, und wir müssen den Weg der Instrumente machen, ganz vor uns verschwinden, augenlos hinabtauchen in tiefe Gänge. Durch Stimmkreuzungen, über Barrikaden dissonanter Noten müssen wir die Bahn erzwingen. Mit dem Orchester aufwachsen aus unbekannten, undurchsichtig steinernen Regionen der Bläser, als Streicher schleichen in weiten kreisenden Schleifen einer fremden moluskenhaften Vegetation. Schrill fliegt ein Riegel auf, heiss stürzen wir rasend hinunter in ein dunkles Land mit unglaubhaften langen Sprüngen des Träumenden. Marschtakt strömt in alle Instrumente, wilde, schnelle auf- und abfliegende Zackigkeit, luftig in ungreifbaren Zerrungen; wie Marschmusik, die uns nur ihre Abbilder in die Entrücktheit eines Fiebers sendet. Dies stösst alles zusammen, schlingt sich in klammernder Wut um einander, die Stimmen saugen sich fest, alles stockt, schwillt an, zerplatzt in trüben Erschütterungen des Hasses. Strahlende Ruhe, darinnen wogt eine Tiefe wie in der Flamme der dunkle Kern. Die Dunkelheit schwillt auf wie ein grosses Maul, schreiend stürzt alles hinab in die schwarze Nacht. Zu Ende scheint eine bleich finstere Unwirklichkeit im schwachen Licht. Ungreifbar unsicheres Schattenbild von Themen, die einst irgendwo in der Musik gelebt haben. Der Weg, der uns zu Anfang hinabtrieb, führt aus dem Abgrund des Inneren wieder zurück in die Wirklichkeit der Aussenwelt.

* * *

Diese Sinfonie ist keine Illustration zu irgendwelcher Dichtung. Maeterlincks Pelleas gibt den Titel der Musik, nicht ihren Inhalt. Das Drama wird nicht beschrieben, sondern genannt als Name für eine bestimmte Seelenverfassung, die zur Form der Musik geworden ist. So, wie man sonst ein Stück etwa „Scherzo“ benennt. Der Komponist deckt auf, dass ein seelischer Zustand, der seiner Musik verwandt ist, bereits in unserem Bewusstsein lebt: Flackernde Schattenbilder der Aussenwelt, Hinabtauchen in unterirdische Dunkelheit und Katastrophen aus dem winzigsten Eingriff der Wirklichkeit in dieses Spiegelleben. Die Struktur von Schönbergs Werk folgt nur den psychologischen Bedingungen der Musik; und nicht denen einer Dichtung. Das Stück ist auch keine „sinfonische Dichtung“, sondern eine sinfonische Phantasie, und sein Titel „Pelleas und Melisande“ zeigt nur auf den imaginären Ort, an dem der Komponist Schönberg und der Dichter Maeterlinck sich in einer Atmosphäre gemeinsamer Wünsche begegnen, doch nicht in gemeinsamen Formen der Lebensvorgänge.

Mit Debussys Pellas-Musik, Deutung der Wollust des Versinkens in den zeitlichen Einzelmoment, hat Schönbergs Rhapsodie technisch und geistig garnichts zu schaffen.

Es ist ein Werk des grossen Kontrapunkts. Alles ist aus einer Grenzmöglichkeit der Stimmführungskunst gedacht. Jedes Thema, dessen Gemütsschwingung wir als vertraut hören und dessen Bauart wir als „musikalisch" kennen, wirkt in dieser Musik wie eine feste und massive Wirklichkeit; auch jedes Motiv mit erotischer Betonung wirkt so, jede Notenfolge, die unserem Ohr als „Melodie" gilt. Diese Musikrealität, menschlich, psychologisch — sentimental — kontrapungiert gegen die starren, harten, schroff daliegenden Stimmführungen einer inneren, drohend unbekannten Welt. Bewegliches, Fliessendes, gegen ewig Bleibendes. Jede Katastrophe in Schönbergs Werk kommt aus dem Andringen der Realität gegen jenes stete, jenseitige Wandern der Stimmen auf den Gängen des Inneren. Derart ist die Möglichkeit, im Kontrapunkt zu fühlen, auf die höchste geistige Perspektive gerückt. In dieser Organisation zweier Riesenstimmführungen, deren jede mit einem ganzen Heer von Einzelstimmen gegen die andere arbeitet, liegt die stärkste Tat Schönbergs.

* * *

Dennoch kommt aus dieser Organisation auch das Todesurteil über die Musik. Ihr Wert lebt und stirbt mit dem absoluten musikalischen Wert jener beweglichen Themen, die bei gewohntem Bau der musikalischen Melodie uns als Realität erscheinen. Tonformen, die uns hier nicht ganz neu entgegentreten, müssen innerhalb dieser Musik das Gefühl einer sentimentalen Theaterei wecken. Phrase wird hier für uns alles, dessen Gemütsbeziehung in uns der Komponist voraussetzt. Ein paarmal gibt's längere Strecken aus „Tristan" zu hören. Das bringt groteske Effekte aus einer ganz anderen Welt massiver Wirklichkeit hervor, ähnlich wie nachts in der phantastischen Luft einer grossen Stadt das Aufleuchten eines Reklametransparents. Es sind Schwächlichkeiten eines Mannes, dessen Wille (vor acht Jahren wurde das Werk geschrieben) noch grösser war als seine Kraft. Aber wir rächen uns, indem wir merken, dass wir willenlos von der Musik mit uns spielen liessen. Vielmal entgleiten wir dem Orchester in die lächerliche Unbequemlichkeit des Konzertklappsessels.

Bleibt die beispiellos überlegene Macht der geistigen Organisation zu bewundern, die uns immer wieder zurückringt.

* * *

Schönbergs Sinn für die gänzliche, schon atomistische Unabhängigkeit aller Stimmen von einander hat technische Beispiele erst wieder bei den grossen niederländischen Komponisten des XVI. Jahrhunderts. Er gibt uns wieder die ganze geheimnisvolle Beziehungslosigkeit des Übereinanders, Umeinanders der Stimmen. Das Glück, nach Verzweiflung und Pilgerschaft auf einen Moment zu stossen, der nur wie durch erhabenen Schicksalsfall eine Harmonie weist — die Beziehung aller Stimmen auf einen gemeinsamen Akkord. Diese Wanderschaft mit ihrem grossen Gefühl eines neuen, unwirklichen Raumes des Inneren — dies einzige menschlich Hohe der Musik — schafft uns Schönbergs wildester Mut zum dunklen Knirschen des Kontrapunktes.

Bei dieser mächtigen Auflösung unserer geheimen Gefühlsmathematik werden wir ganz „zu nicht". Diese Musik ist eine schneidende Guillotinierung unseres Wirklichkeitsgefühles. Nur ein Vages, Schwebendes bleibt, im Zerfall des Blutes,

das Leben des Inneren. Wir werden ganz zu Ich. Dieser Mann reisst die gigantisch und undurchdringlich um uns geschichteten Mauern der Aussenwelt herunter, wie irgend die Schalen einer Artischocke. Winzig springen wir heraus, um schnell masslos zu wachsen!

Schönbergs Musik fühlt hinein in uns, sie breitet ihren Willen in unserem Inneren aus, zwingt uns ab von der Welt, macht uns zu Einzelnen, zu beziehungslosen Ichs.

Aber drüben in einer anderen Sphäre des Lebens gibt es noch eine ganz andere Musik der grossen Einfachen. In der bannt ungeheuere Intellektualität die Schwingungen aller der getrennten Stimmen in eine einzige geheimnisvoll strahlende Linie. Diese Musik ist unser Objekt, in sie hinein deuten wir, fühlen wir, werfen wir unseren Willen. Hier sind wir nicht mehr preisgegeben. Wir fühlen eine neue Aussenwelt. Wir sind nicht mehr beziehungslose Ichs, sondern viel Teile einer gleich empfindenden Masse. Diese Musik der Zusammenfassung, der Kraft — der Heiterkeit sozialisiert uns. Vor einem Jahrhundert war sie die: Mozarts.

Doch mit solchen Feststellungen sind nur die äussersten Pole von unterschiedenen Kunstgefühlen umschrieben — nicht moralische Werte gegeben. Denn die Unterschiede zweier getrennter Lebensformen gehen auf die Struktur, aber nicht auf die Intensität des Erlebens.

Sophokles in Berlin

Sophokles, der grösste griechische Tragiker, 496—406 v. Chr., geboren in Kolonos bei Athen, Sohn des Sophillos, des wohlhabenden Besitzers einer Waffenfabrik, erhielt eine sorgfältige Bildung in den musischen Künsten und soll 480 den Siegesreigen nach der Schlacht bei Salamis angeführt haben. Gleich beim ersten Auftreten des Dichters im Alter von 28 Jahren (468) gewann er den Sieg über den 30 Jahre älteren Aeschylos, um fortan den ersten Rang in der Tragödie bis in sein hohes Alter zu behaupten. Er hat z. B. zwanzigmal den ersten, nie aber den dritten Preis erhalten. (Meyers Konversations-Lexikon, sehr alte Auflage, 16. Band, Sirup—Turkmenen, Seite 111.)

Dieser vom Glück so begünstigte Herr von Sophokles erobert 2300 Jahre nach seinem Tode auch noch Berlin. Er siegte nicht nur über Aeschylos und Euripides — was immerhin eine respektable Leistung war —, er sieht jetzt — November 1910 — die Bewohner der barbarischen Weltstadt zu seinen Füssen. Barbarisch und bildungshungrig, aufstrebend und geschmacklos, wirtschaftlich tüchtig und menschlich hohl — so gibt sich das Volk von Berlin dir, Sophokles aus Kolonos, zu eigen.

Überall wirst du gespielt. Im Zirkus, im Ausstellungstheater (historisch) und nächstens in einem Stall (bei Kroll). Und überall mit einem hingebungsvollen Diletantismus. Wie ginge es auch anders? Hundertundsechs Stücke sollst du geschrieben haben. Ich kenne nur sechs. Da man in diesen Wochen drei davon spielt: „König Oedipus" — „Oedipus auf Kolonos" — und „Elektra", so hoffe ich, wird man den griechischen Anschauungsunterricht noch weiter treiben; eifrige Leute mieten, wie man sagt, schon Lokalitäten (welch ein Wort!), Zirkusse (Busch oder Sarrasani), um „Philoktet", „Antigone" und den „rasenden

Aias" zur deutschen Uraufführung zu bringen. Es heisst jedoch, dass Sliwinski den Sophokles gepachtet hat, um sich für seine schlechten Geschäfte in letzter Zeit ein wenig zu entschädigen. Sophokles steht gegenwärtig in Berlin höher im Kurs als der sonst sehr verdienstliche Monsieur Bataille aus Paris, der „törichte Jungfrauen" fabriziert.

Aber gleichviel, von all dem konnte Sophokles, als er „von seinen Mitbürgern geliebt und verehrt" (Brockhaus Konversationslexikon) 406 vor Christi (Meyers Konversationslexikon) die Augen schloss, nichts ahnen. Zusammenhänge, Wirkungen, Fatum. Und wenn er auch an ein Schicksal glaubte, das konnte er nicht vermuten, dass man in einer etwas nördlich gelegenen Stadt in einem Wintermonat — um 1910 — drei seiner Stücke aufführen, dass er bei Stallgeruch ein tausendköpfiges Publikum erzittern machen wird.

Er hats getan. Oder richtiger: nicht er, sondern der Hexenmeister, der Beherrscher der Massen, der intuitive Erkenner der Massenpsyche Max Reinhardt schuf kraft seiner Phantasie, die den Instinkten der Menge nicht allein entgegenkommt, die sie anregt, reizt und befriedigt, dieser grosse Schaubühnendirektor schuf sich das Theater der Fünftausend, um darin Sophokels angemessen, und wie er ihn sich dachte, zu spielen.

Und die Fünftausend gaben ihm recht. Der alte Mythos erschütterte sie in der Gestalt, die ihm Reinhardt gegeben hatte. Das Schauspielerische trat ganz zurück. Das Volksgewimmel, der Chor, wie er hereinflutete und wie er zurückwich, all das war von dem Regiekünstler straff diszipliniert, gegliedert, bis ins kleinste festgelegt. Und fast alles klappte wie der Organismus einer Maschine. So sahen die Berliner Sophokles. Ich zweifle, ob das Problem dieser grossen Menschheitsdichtung ihnen viel Kopfschmerzen verursachte. Das Experiment, das Neue, das Nochnichtdagewesene, der Barbarismus des Zirkus reizte Sinne und Nerven.

Die weltberühmte Kritik Jules Lemaitres über den „Oedipus" kommt ihren Erkenntnissen vielleicht zu Hilfe. Der rationalistische Franzose hat einmal das Werk des Sophokles unwillig abgelehnt, weil das psychologische Problem nach dem Orakelspruch erledigt und für jeden Fall uninteressant sei. Denn: dem Oedipus sei von dem delphischen Gotte prophezeit worden, er werde seinen Vater töten und seine Mutter als Ehgemahl umarmen. Was liegt näher, argumentiert Lemaitre, als dass Oedipus von nun ab vermeidet, einen älteren Herrn zu töten und eine ältere Dame zu heiraten?

Doch wir sahen: die Einwände eines gallischen Skeptikers mindern nicht die Wirkung auf ein vieltausendköpfiges Publikum. Dessen Stimmung wird gehoben und gesteigert durch Lichteffekte, Massenaufzüge, Fackelträger, durch magisches Dunkel.

Alle diese Sensationen vermag heute kein zweiter in einem ähnlichen Grade, in einer ähnlichen Intensität zu schaffen wie Max Reinhardt. Er ist ein Gipfel dieser bildungshungrigen und barbarischen Zeit und er muss ihr Abgott werden, wenn er sich weiter dazu versteht, intime Wirkungen zu veräusserlichen. Er gebe seine Kammerspiele (vielleicht war es nur eine Verirrung) auf und baue sich einen Zirkus, ein Amphitheater, und es ist kein Zweifel, die gebildete und die ungebildete Menge wird, muss ihm zuströmen. Und schliesslich, warum auch nicht? Wollen wir Literatur oder Theater spielen? Wie arm aber muss die

moderne Literatur sein, wenn wir alle unsere Kräfte einem Griechen — um 400 vor Christi — widmen? Also machen wir Theater. Das Theater siege über die Literatur, und Sophokles bleibe in Berlin. W. H.

Öffentliche Meinung

WEDEKIND IN BERLIN UND IN MÜNCHEN

Seitdem Hanns v. Gumppenberg Licht und Schatten verteilt und ein sensiblerer Herr in dem Hauptorgan der Münchner Residenz die Theaterkritiken schreibt, haben sich mancherlei Umwälzungen vollzogen. Früher war Wedekind der schwarze Mann, mit dem man das Münchner Kindl schreckte, jetzt ist er ein — Lichtgott. Dann und wann bespritzt ihn noch der Herr aus Berlin, dem das Los gefallen, für die „M. N. N." über Theater berichten und dem deutschen Volk ein Erzieher sein zu müssen. Der kalibanische Herr, der mit Vorliebe für die Prügelstrafe eintritt, ist Mitarbeiter des „Tag", Feuilletonredakteur der „Deutschen Tageszeitung" und schreibt politische Leitartikel für die soeben gegründete reaktionär-antisemitisch-israelitische Montagszeitung.

Aber selbst der nordhäuslerische Grimm konnte nicht verhindern, dass mehrere königliche Prinzen des Wittelsbachschen Hauses sich entschlossen, der Aufführung der verruchten „Büchse des Pandora" beizuwohnen.

Und der Kritiker der „M.N.N." fiel am nächsten Morgen in Begeisterung, aus der heraus er klug urteilte: „Dies ist kein Stück wie andere . . . In ihrer Gesamtheit bilden die beiden Tragödien („Erdgeist" und „Pandora") als Spiegelung einer Weltanschauung ein Werk, dem sich nur wenig an die Seite stellen lässt. Der Aufstieg Lulus und ihr Höllensturz wird in der tiefsten Bedeutung wohl erst von einer Generation zu würdigen sein, die mehr Distanz zu diesem Stück gewonnen." Nordhausen krümmte sich vor Schmerz. Und das in seinem Leib- und Magenblatt. Alles wankt.

Nur in Berlin bleibt man noch ein Weilchen gesinnungstreu.

Die Pan-Gesellschaft hatte am 10. November ihren ersten Vortragsabend veranstaltet. Frank Wedekind las die hier, im vorigen Heft, erschienenen „Aufklärungen" und seinen „Totentanz". Es sei vermerkt, dass eine Reihe von konservativen Blättern dieses Ereignis zu würdigen wussten; sogar die „Vossische Zeitung" brachte unter Lokales eine Notiz, unmittelbar vor einer Besprechung über „die Müllberge im Norden von Berlin, die Schmerzenskinder der ganzen Gegend an der Müllerstrasse". Gleichviel, es gibt noch mehr Schmerzenskinder, und es bleibt anerkennenswert, dass die „Voss" Interesse für Wedekind bekundet, auch wenn sie, wie sie sagt, keine Sympathien für den Bordellwirt, den der Dichter zeichnete, haben kann. Wer will es ihr verdenken?

BRIEF EINES VATERS AN SEINEN SOHN

Mein lieber Sohn!

Du schriebst mir, dass Du eine Madonna malst und dass Dein Gefühl Dir für die Vollendung dieses Werkes so unrein dünkt, dass Du jedesmal, bevor Du zum Pinsel greifst, das Abendmahl nehmen möchtest, um es zu heiligen. Lass

Dir von Deinem alten Vater sagen, dass dies eine falsche, Dir von der Schule, aus der Du herstammst, anklebende Begeisterung ist und dass es nach Anleitung unserer würdigen Meister mit einer gemeinen, aber übrigens rechtschaffenen Lust an dem Spiel, Deine Einbildungen auf die Leinwand zu bringen, völlig abgemacht ist. Die Welt ist eine wunderliche Einrichtung, und die göttlichsten Wirkungen, mein lieber Sohn, gehen aus den niedrigsten und unscheinbarsten Ursachen hervor. Der Mensch, um Dir ein Beispiel zu geben, das in die Augen springt, gewiss, er ist ein erhabenes Geschöpf; und gleichwohl, in dem Augenblick, da man ihn macht, ist es nicht nötig, dass man dies mit vieler Heiligkeit bedenke. Ja, derjenige, der das Abendmahl darauf nähme und mit dem blossen Vorsatz ans Werk ginge, seinen Begriff davon in der Sinnenwelt zu konstruieren, würde unfehlbar ein ärmliches und gebrechliches Wesen hervorbringen, dagegen derjenige, der in einer heiteren Sommernacht ein Mädchen ohne weitere Gedanken küsst, zweifelsohne einen Jungen zur Welt bringt, der nachher auf rüstige Weise zwischen Erde und Himmel herumklettert und den Philosophen zu schaffen gibt. Und hiermit Gott befohlen. H. v. K.

Der Brief richtet sich gegen den Kunstbetrieb der Berliner Akademie, wie er auf der grossen Kunstausstellung von 1810 sichtbar wurde.

THEATERAUSSTELLUNG BERLIN 1910

Antiquariatsgerüche
(Sehenswerter jede Messe),
Und es herrscht der fürchterliche
Sehr gelehrte Geist: Fadesse.

Bilder, Schmöker, Büsten, Plunder,
Manches Pinsels trist Gepatze,
Einige Museumswunder,
Eingereiht auf ihrem Platze.

Rar das Schöne, reich das Lahme,
Schriften, Briefe — eigenhändig —
Aber selbst der grösste Name
Macht das Tote nicht lebendig.

Heutige Kunst, fast ganz verschwiegen,
Zeigt sich bloss von einer Seite,
Ausgestellt wird sehr gediegen
Im Symbol das Bild der Pleite.

JUSSUF.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog;
Verlag von Paul Cassirer, beide in Berlin W. 10, Viktoriastrasse 5.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Erster Jahrgang No. 3 1. Dezember 1910

PAN

Halbmonatsschrift ⁂ *herausgegeben*
von **WILHELM HERZOG** *und* **PAUL CASSIRER**

JNHALT:

Ossip Dymow........................Der Mondsüchtige
Ludwig Frank........................Politische Skizzen
Wilhelm Herzog..................Tolstoi
Alfred Kerr..........................Elisabeth
Lucia Dora Frost..................Heinrich Manns Einakter
Max Brod.............................Bei Flaubert
Ludwig Hatvany...................Taines Romanfragment

Der Mondsüchtige

Von OSSIP DYMOW

Ich sehe mir die Mutter an, — ihr Gesicht ist voll Runzeln, ihr Haar ist grau, sie trinkt still ihren Abendtee — wie leid tuts mir um sie. Ich stehe vom Tische auf und gehe ohne Kappe in den Hof hinaus. Mein Gott — der Mond . .

Unsere ganze niedrige Wohnung mit den alten Stühlen und dem langgestreckten, dunkeln Dachboden, an den es des Nachts nicht ganz ratsam ist zu denken, erscheint wie von ungefähr in diese mondhellen Fluren hereingeweht. Wie ein Tintenfleck.

Wir sind bereits im August, es ist kühl und feucht. Der First unseres abschüssigen Scheunendaches zeichnet sich jetzt in einer scharfen, regelmässigen Wellenlinie am Himmel ab. Nur vereinzelt haben sich in der Helle Sterne erschlossen. Unser Brunnen im Hofe, aus dem die Dienstmädchen der benachbarten Häuser mit einer langen Stange Wasser schöpfen, erscheint wie aus schwarzem oder grauem Karton herausgeschnitten, und ein Teil des Gesimses ist von dem grünlichen Monde beleuchtet. Um grösser zu sein, bemühe ich mich aufrecht zu stehen, weil ich vor einer halben Stunde etwa „Rudin"*) zu Ende gelesen habe . . . Nun dünkt es mir, es wären unser zwei hier : ich selbst, auf der Treppe sitzend, ohne Kappe, im Uniformrock, der über den Sommer zu eng geworden und irgend ein düsterer, kluger Zweiter, mit zusammengezogenen Augenbrauen, dem Rudin ähnlich und doch auch mir. Und Rudin, mein anderes Ich, blickt düster,

*) Der Held einer Novelle von Turgenjew.

höhnisch auf mich; ich werde verlegen und wende mich unwillkürlich ab.

Ich weiss nicht, was mit mir geschieht. Ich möchte weinen. Ich setze mich auf die Stufen der Treppe, so dass die Beine einen Winkel bilden, wiege den Kopf ohne Kappe und singe. Nein: ich heule leise irgend etwas Gebetähnliches, unsäglich Rührend-Wehmütiges, das du am Tage oder vor fremden Menschen nicht sängest, weil du dich entsetzlich schämen würdest. Vor ihr wäre es nicht beschämend. Vor ihr wäre ich auf die Knie gefallen und hätte gesagt: „Treten Sie auf mich, Helene (sie wird Helene heissen), treten Sie auf meinen Nacken, damit ich den scharfen Rand Ihres hohen Absatzes fühle." Die Kameraden werden mich fragen: „Was hast du da?" Das Merkmal wird nicht verschwinden. Niemand wird es je erraten, dass ich ein Sklave, ein süsser Sklave bin.

Ich habe Tränen in den Augen, sie haften am unteren Lid, sie fallen nicht herab.

Ich war niemals in Petersburg, aber ich sehe mich, wie ich über den breiten Bürgersteig des Newsky-Prospekt gehe und mich tief bücke, um mich vor dem Winde zu schützen. Ich bin erwachsen, habe einen Schnurrbart, finster zusammengezogene Augenbrauen, und meine Hände sind ohne Handschuhe. Sie kommt mir entgegen, der Wind treibt ihr braunes Kleid nach vorn, es legt sich an ihre Füsse und hindert sie am Gehen; sie hält mit der Hand die kleine Pelzkappe, unter der das blonde Haar hervorquillt.

„Sie sind's? Wir treffen uns wieder . ." sage ich ihr; „Sie wissen doch, dass ich Ihr Sklave, Ihr süsser Sklave bin."

Sie lächelt, ohne mich anzusehen, und geht ihren Weg weiter. Ich drehe mich um und folge ihr, einen halben Schritt zurückbleibend. Der Wind bläst jetzt von rückwärts, ich halte meine Studentenkappe ebenso wie sie.

(Es ist seltsam, dass ich nach einigen Jahren, als ich schon Student an der Akademie war, an einem windigen Herbsttage eine solche Begegnung hatte, und ich erinnerte mich lebhaft daran, wie ich damals, ohne Schnurrbart, in der Schuljacke auf der Treppe gesessen und verzückt gesungen hatte.)

Ein Mädchen mit Eimern auf den Schultern kommt durch das Tor und geht zum Brunnen. Niemals am Tage habe ich sie angesehen, niemals an sie gedacht. Jetzt tut sie mir brennend leid, wie die Mutter, wie ich selbst, wie die Eidechse, die ich schon den fünften Tag in einer Kakaobüchse gefangen halte.

Sie ist blossfüssig, rechts hält sie den Rock zusammengerafft, sie dürfte kaum älter als zwanzig sein. Wie geht ihr Leben dahin? denke ich. In der heissen, dunstigen, von Fliegen erfüllten Küche hält sie sich auf. Sie schläft auch dort unter einer groben Decke. Wenn alle aus dem Hause spazieren gehen, bleibt sie zurück, hört das laute Ticken der Weckuhr und, am Fenster sitzend, singt sie, singt, wie ich jetzt singe, irgend etwas Gebetähnliches, unsäglich Rührend-Wehmutvolles, das sie an ihre Kindheit erinnert. Die Unglückselige. Man betrachtet sie wie ein Tier.

Sie neigt sich über den Brunnen und bewegt die Hände, als erhebe sie sich über die Brunnenstange. Aber sie bleibt auf ihrem Platze. Auf ihrem Gesicht liegt ein schwarzer Schatten wie eine Maske, und von dem kalten Himmel hebt sich eine Haarflechte scharf ab. Die Haarfarbe ist nicht zu unterscheiden, aber ich weiss, dass sie blond ist. Ich erhebe mich und gehe auf sie zu. Mein Herz pocht. Sie sieht meine Erregung, ich spreche mit einer fremden Stimme und bemerke mit Widerwillen, dass meine Stimme sich über den Sommer vergröbert hat.

„Ein tiefer Brunnen!"

„Ja."

„Wollen Sie, ich helfe Ihnen."

Ich ergreife die nasse, schlüpferige Brunnenstange, die sich wie ein kalter Tisch anfühlt, und streife an etwas Rauhes und Warmes — es sind ihre Hände.

Sie antwortet nicht, die Stange gleitet hinab, tief klingen die nassen, schwarzen Kettenringe. Ich schäme mich, weil sie nicht geantwortet hat, denn im Schatten der Treppe steht, ohne Augenbrauen und von gedrungener Gestalt, mein einfa hes Ich, es betrachtet mein anderes Ich, Rudin, und denkt etwas gleich Beleidigendes und Beschämendes wie das Mädchen.

Der Eimer patscht gegen das weiche, schwarze, dichte Wasser, man hört, wie sein Rand, nachdem er die Oberfläche durchrissen

hat, einschneidet und wie — anfangs schwach, dann immer stärker und in breitem Bogen die samtene Flüssigkeit zusammenfliesst. Der Eimer hängt ruhig wie eine schwere Frucht.

„Gehen Sie lieber nach Hause, gnädiger Herr", sagt sie, ohne mich anzublicken.

In den Bewegungen ihrer nackten Arme, in der Biegung des Rückens fühle ich Feindseligkeit.

„Marianne", sage ich, „Sie dürfen nicht so von mir denken. Ich will Sie nicht beleidigen. Ich weiss, wie schwer Ihnen das Leben ist. Sie sind vielleicht die uneheliche Tochter eines Grafen."

Ich weiss nicht, woher mir der Mut kommt. Ich beobachte aus dem Schatten hervor diesen augenbrauenlosen Gymnasiasten: er nimmt ihre Hand und sieht ihr gerade in die Augen.

„Sie dürfen nicht so denken. Sie sind ein braves Mädchen. Ich will ein Freund aller sein, die arbeiten."

„Gnädiger Herr", sagt sie, „wie meinen Sie? Junger Herr . . ."

Ich streichle ihr Haar und plötzlich, ich weiss nicht wie, küsse ich sie. Sie glaubt mir. Ich verschmelze mit jenem Anderen dem Hohen, Strengen, Klugen, und nun gibt es keinen Rudin und keinen Zweiten mehr. Ich bin der Einzige. Ich berühre ihre rauhen warmen Hände an der schlüpferigen Brunnenstange, und wir ziehen den schweren ruhigen Eimer herauf, ohne uns zu bewegen, steigen wir empor, steigen wir empor . . .

Sie geht fort — nun bin ich der süsse Sklave. Ringsum ist vom Monde alles lila, milchfarben. Aus dem Schlund der Dachrinne fallen Tropfen in grossen Pausen. Seltsam, ist doch der Himmel ganz klar.

Ich sitze wie zuvor auf der Treppe, die Beine unter einem Winkel aneinandergepresst, aber ich singe nicht mehr. Hinter mir öffnet sich die Tür, ein Streifen gelblichen, fremdartigen Lichtes dringt hervor, die Mutter blickt mich misstrauisch an und ruft mir unwillig zu:

„Was treibst du hier? Geh, geh sofort nach Hause."

Ich entkleide mich und merke nicht, welchen Stiefel ich zuerst ablege, den linken oder den rechten.

„Gut“, sage ich; „sei's nur.“

Und ich schlafe ein.

Ich erwache und sehe gerade vor mir, kaum zwei Schritte entfernt, ein fremdes Gesicht, das sich zur linken Schulter zu neigen scheint. Es ist der Mond. Ich liege gar nicht im Bette, ich stehe, bloss mit dem Hemde bekleidet, beim Tische und stütze mich mit beiden Händen an seinen Rand, als hielte ich eine Rede.

Ich erschrecke nicht und verharre schauend in derselben Stellung.

Die kleinen Sterne sind alle verschwunden, nur die grossen, drei- und fünfeckigen sind geblieben. Und gerade durchs Fenster leuchtet ein eigrosser Stern, den ich schon seit fünf Jahren nicht gesehen hatte, seit jener Zeit, als meine Mondsuchtsanfälle aufgehört hatten, — wie es damals schien für immer.

Politische Skizzen

Von LUDWIG FRANK, M. d. R.

DER REICHSTAG

Der deutsche Reichstag ist überreif, greisenhaft. Im nächsten Herbst vielleicht, wann welke Blätter fallen, ist auch ihm die Auflösung beschieden. Kein ehrenreicher Nachruf winkt ihm. Seine Taten werden gebrandmarkt als Brot- und Fleischwucher. Aber dass eine agrarische Mehrheit die Grundrente zärtlich schont und alle Staatslasten dem Kapitalprofit und dem Arbeitslohn aufzuladen strebt, ist nicht verwunderlich. Schlimmer ist eine folgenschwere Unterlassung: diese Volksvertreter haben die Todsünde des Politikers begangen, sie haben versäumt, eine historische Gelegenheit auszunutzen. Im November 1908 waren die Massen, seit Jahrzehnten wieder zum ersten Male, durchzuckt von einem festen, zukunftfrohen Willen, sie waren entschlossen, das Reich westeuropäisch umzuformen, und sie warteten sehnsüchtig auf eine mutige Führung. Die Vertrauensleute der Nation versagten kläglich. Sie benahmen sich ganz

paulskirchenmässig — sie redeten, redeten, redeten — so gescheit und so lange, bis der überrumpelte Gegner sich von seinem ersten Schrecken erholt hatte. Und so blieb alles wie vorher; die elementare Glutstimmung, in der allein Verfassungen umgeschmiedet werden können, verkühlte umsonst. Ja, der Reichstag brachte nicht einmal die Kraft auf, seine eigene Geschäftsordnung zu verjüngen. Sie legt ihm Stricke und Mundknebel an, damit nicht zu schnell gegangen und nichts Unpassendes geredet werde. Sie verbietet ihm, nach Erledigung einer Interpellation Beschlüsse zu fassen, sie beseitigt den Apparat, durch den sonst einer Regierung Vertrauen oder Misstrauen ausgedrückt wird, und sie gibt einem Minister das Recht, zu seiner „Vorbereitung" die Behandlung einer Anfrage beliebig zu verzögern und zu vertagen. Diese Vorschriften bedeuten die Selbstentmündigung einer öffentlichen Körperschaft. Die schwächliche Haltung der Reichsboten war vielleicht begreiflich, solange Bismarcks schwere Hand auf ihnen lastete und jede selbständige Regung niederhielt. Heute fehlt dieser Milderungsgrund. Der schmieg- und biegsame Bethmann ist nicht von Eisen.

DER KANZLER

Die antidemokratische Mehrheit weiss ihre parlamentarische Herrschaft schlau zu maskieren. Sie redet von Königstreue und Christentum, wenn sie die Besitzlosen ausbeuten und geistig niederhalten will. Aber ihr Spiel ist durchschaut, — es will Morgen werden. Die Nachwahlen reden eine deutliche Sprache. Ein Kanzler, der den Volkswillen als Quelle der Staatsgewalt achten würde, müsste auf die wiederholten Einzelproben die Generalprobe folgen lassen — die allgemeinen Neuwahlen. Aber der entsetzlich belesene Beamte, der seit Bülows Abschied die Reichsgeschäfte zu führen sucht, dünkt sich unabhängig von der „öffentlichen Meinung". Platos stolzer Traum, aus den Herrschern Denker oder aus den Denkern Herrscher zu bilden, ward hier zum karikierten Ereignis. Er beruft sich schonungslos auf Kant und Fichte und glaubt — hoch über den Parteien — auf den Gletschern der reinen Idee sich zu bewegen,

während doch seine Taten wunderbar zugeschnitten sind auf den engen Horizont und die gut berechneten Marktinteressen des Hof- und Grundadels. In Wahrheit horcht und harrt er ängstlich auf einen Umschlag des politischen Wetters. Wenn der wilde Steuersturm sich legen und ein weicher Wind rechtswärts wehen würde, bekäme das Land sehr rasch Gelegenheit, einen neuen Reichstag zu wählen. Und Bethmann wagt sich sogar an die von seinem Vorgänger meisterhaft geübte Kunst, dem Glück etwas nachzuhelfen. Aus einer gleichgültigen Schlägerei zwischen Polizisten und Streikenden schufen offiziöse Dichter eine blutige Revolutionslegende, die staatserhaltende Presse und Justiz waren der Resonanzboden für den Angstruf der bedrohten Ordnungsleute. Die zähneklappernde Furcht des Normalspiessers vor den Ansprüchen der Arbeiter ist ein Faktor, der leider seit sechzig Jahren in jede politische Rechnung eingestellt werden muss. Aber diesmal klappte es nicht — die Mache war zu plump und dilettantisch und zerrann im Lichte der öffentlichen Gerichtsverhandlung. Der Kanzler hatte in die Lärmtrompete gestossen und „Sammeln" geblasen für die Angstmeier aller Farben — aber er ist allein geblieben. Die kindlich-einfache Parole wurde noch vergröbert durch den Abgeordneten von Oldenburg, den Träger des grössten preussischen Mundwerks. Dieser gefeierte Zirkus Busch-Redner spielt offen mit dem Plane eines Staatsstreiches. Wie so vielen seiner schwarz-weissen Standesgenossen ist ihm der Kampf gegen die Sozialdemokratie eine wesentlich militärische Frage. Allein der Ehrendoktor der Philosophie, der uns regiert, wird dem kühnen Ritter kaum zu folgen wagen. Er wird wohl wissen, dass Gedanken nicht durch Gewalt, sondern nur durch bessere, stärkere Gedanken überwunden werden. Zweifelt er aber noch, dann mag er sich von einem seiner Leibgardeprofessoren ein Buch schreiben lassen über die unsterblichen Verdienste der Justiz und Polizei um die Entwicklung der Arbeiterbewegung. Das Werk müsste gründlich mit dem Vormärz beginnen und erzählen, wie Karl Marx aus seiner rheinischen Heimat gedrängt und von Paris nach Brüssel und von dort nach London gehetzt wurde, so dass der Flüchtling im Vaterland des Baumwollkapitalismus den

Charakter und die Geschichte des Industrie-Zeitalters erforschen und sein grandioses, Welt und Wissenschaft umwälzendes „Kapital“ schaffen konnte.

Es dürften auch nicht vergessen werden: die Verdienste des Staatsanwalts Tessendorf und seiner Leute vom Jahre 1874. Die Lasalleaner und die Eisenacher, die beiden sozialdemokratischen Fraktionen, bekämpften sich so leidenschaftlich, wie es nur unter nahen Verwandten möglich ist. Da löste die Polizei ihre Organisationen auf, verfolgte die Zeitungen beider Richtungen und sperrte die Vertrauensleute in die Gefängnisse. Vor der gemeinsamen Gefahr verstummte der alte Streit. An der Einigung von 1875 hat die Polizei ein gut Teil vorgearbeitet. Und endlich das Sozialistengesetz, das die deutschen Arbeiter mit eisernen Armen zusammenband! Es wird ein lehrreiches Nachschlagebuch für Staatsmänner und Gerichtspräsidenten werden. Wenn sich aber an der Universität kein Geschichtsschreiber findet, erbarmt sich vielleicht ein Sozialdemokrat und schildert „die geschichtlichen Dummheiten und Bosheiten der Staatsgewalt und ihre Wirkung auf die Sozialdemokratie“.

DER KAISER

Nach langer, unfreiwilliger Pause erklingt die alte Weise, der alte Text, das „Evangelium von seiner Majestät geheiligter Person“, verkündet von ihm selbst. In so vielen Fragen wechselte er seine Meinung, oft und schnell, — aber hier hält er fest, in unerschütterlichem Glauben an sein Gottesgnadentum. Es hat für ihn nicht den einfachen, nüchternen Sinn, den der Schwarzwälder Bauer mit dem Wort verbindet: „Wir könne nix dazu, dass wir dös worde sinn“, er denkt dabei an geheimnisvolle, himmlische Sendung, an göttlichen Auftrag, der nicht durch Menschensatzung geändert werden kann. Der Geist der heiligen Allianz, die Weltanschauung der von Metternich behüteten Kronenträger sind in diesem Hohenzollern wieder lebendig geworden. Aber es hat sich doch manches geändert seit jenen traurigen Zeiten, in denen die Kaiser von Russland und Oesterreich mit dem Preussenkönig einen Trutzbund gegen ihre Völker

schlossen, gegründet auf ihr göttliches Recht. Sie bedachten nicht, dass das Recht der Völker älter ist, als das Recht der Könige. Die Jahre 1848 und 1866 können nicht weggelöscht werden, die Revolutionen von unten und von oben. Niemand, ausser dem Träger der Krone, glaubt mehr an das Gottesgnadentum. Es ist kein Zufall, dass er mit Vorliebe hinter den Mauern von Klöstern und Kasernen seine Lehre vorträgt. An den Stätten geistlicher oder militärischer Zucht erhält sich die Denkart voriger Generationen noch eine kurze Zeit. Aber aufzuhalten sind die modernen Ideen nicht; werden auch die Flügeltüren vor ihnen geschlossen und verwehrt, sie dringen, wie die Luft, durch Spalten und Ritzen. Der Kaiser kämpft wider sie einen hoffnungslosen Kampf. Er kann seinen Rekruten die Pflicht blinden Gehorsams einschärfen. Aber er irrt, wenn er einen Konflikt zwischen Gewissen und Disziplin für unmöglich erklärt. In Serbien, in der Türkei, in Griechenland, in Portugal waren es Soldaten, die ihre Kriegsherren vom Throne stiessen. Das Heer der allgemeinen Wehrpflicht wird bereit sein, das Reich zu verteidigen. Würde aber von irgendeiner Seite verlangt, „auf Vater und Mutter" zu schiessen, so wären gefährliche Gewissenskonflikte gegeben.

Wer zweifelt, wie die Zukunft entscheiden wird? Auf der einen Seite der Kaiser, schützend umgeben von Mönchen und Rittern, auf der anderen Seite Millionen Männer und Frauen und Kinder, unsichtbar geführt von den freien Geistern, von Fichte und Darwin und Marx und von allen jenen Grossen, die wirklich von Gottesgnaden waren.

„Der Sonnenaufgang lässt sich nicht verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunkeln Kutten."

Tolstoi

Von WILHELM HERZOG

Ein herzzerreissender Anblick. Edgar sagts, als er Lear — phantastisch mit Blumen und Kränzen aufgeschmückt — in der Wildnis erblickt. Aber der Alte, der, als er sein Ende kommen fühlte, Jasnaja Poljana verliess, um sich vor der Liebe und dem

Hass der Verwandten in mönchische Einsamkeit zu flüchten, der Abschied nahm von den Dingen dieser Welt, um die letzten Tage, die ihm das Schicksal noch vorbehalten, ganz seinem Ideal zu leben, dieser dreiundachtzigjährige Greis ähnelte wohl dem Lear des von ihm so verachteten Shakespeare, aber die Natur hatte hier — in der Gestalt dieses grossen Menschen — wirklich Gewaltigeres, Erschütternderes geschaffen als der Tragödiendichter. Dieser Weltflüchtige brauchte seinen Narren nicht ausser sich zu suchen ; er war in ihm. Und alle Stimmen, die ihm Böses und Gemeines zuraunten, kamen aus seiner eigenen Seele. Er war zerfallen mit der Welt, er trennte sich von ihr, um in der Isolierung die Ruhe, die Einfalt des Herzens zu finden, nach der er sich zeitlebens gesehnt hatte.

Man möge ihn nicht suchen, das war sein letztes Wort an seine Familie, als er — fast noch in der Nacht, um fünf Uhr früh — an einem düsteren Novembermorgen — Haus und Hof verliess. Das war nicht die Tat eines Wahnsinnigen, das war die letzte, grossartige Konsequenz eines radikalen, im tiefsten Grunde anarchistischen Geistes. Er, der den Menschen eine vertiefte christliche Religion bringen wollte, handelte so wenig nach den Gesetzen dieser Religion, dass er Frau und Kinder — unbekümmert um alle Gebote und Vorschriften — verliess, um sich nur noch mehr seinem Ideal der völligen Askese, mönchischer Entsagung zu nähern.

Er wusste, er stand unmittelbar vor den Toren des Todes. Schon taten sie sich vor ihm auf, und dieser von allen Leidenschaften geschüttelte Greis bäumte sich noch einmal gegen die Welt, er schrie ihr seine Geringschätzung ins Gesicht, er bekundete seinen Ekel vor allem, was — aus irgendwelchen Gründen — glaubt, Rechte an uns und über uns zu haben, er opferte sich der Idee seines Lebens : alles von sich abzutun und nur seinem Gotte zu leben.

Er wusste, wie die Institutionen, die er geschaffen, die Ideen, die er als zu verwirklichen gekündet, verlacht und verschmäht wurden — von seinen Nächsten, seiner eigenen Familie; er wusste, wie man ihn für einen altersschwachen, anspruchsvollen Greis, für einen tragikomischen Prediger in der Wüste gehalten

hat, für einen utopistischen Propheten, der wohl an seine eigenen Worte nicht glaube —, und ihm stieg der Zorn und der Hass hoch über all die Missverständnisse, Verdunkelungen, denen solch ein Mensch nun einmal ausgesetzt ist. Und der Entschluss brach katastrophal aus ihm hervor, all das ein für alle Mal zu beseitigen, sich loszutrennen, frei zu sein von der zudringlichen Liebe der es immer gut meinenden Familienmitglieder, wie vor ihrem jammervollen Klagen.

Er hatte im vorigen Jahre den Nobelpreis abgelehnt. Er begriff den Unwillen der Frau, die dafür kein Verständnis hatte. Aber nur nicht sprechen darüber, sich nur nicht einlassen in nutzlose, unfruchtbare Debatten über die Notwendigkeit dieser Tat; nach einem achtzigjährigen Dasein, noch um die Berechtigung seiner Ideen kämpfen müssen —, nein, vielmehr abschliessen, Welt, Haus und Familie hinter sich lassen, und den letzten Weg allein wandern. Bis man umsinkt.

Und niemand sollte diesen gewaltigen Greis, der schon in den Mythos eingeht, wie Gloster den Lear apostrophieren dürfen:

O du zertrümmert Meisterstück der Schöpfung, —
So nutzt das grosse Weltall einst sich ab zu nichts.

Denn hier vollendete sich ein Menschenleben und eine Tragödie der Menschheit fand hier ihren Abschluss.

O tiefer Sinn und Aberwitz gemischt. Vernunft
In Tollheit!

So ruft Glosters Sohn beim Anblick des alten Lear, und ebenso urteilt die Menschheit über den, der in die wilde Einsamkeit floh. Er aber floh dorthin, weil er einsah, dass er ihren Wahn wie ihren Glauben nicht besiegen könne, und dass „fern von allen Menschen zu wohnen, das Beste sei". Eine lebensfeindliche, pessimistische Lehre, und dennoch: die Erkenntnis eines, der wie kein zweiter in unseren Zeiten mit seinem Gotte rang.

Elisabeth

Von ALFRED KERR

Dein Vater war ein Pfaffe . . .
Sein Aug war hell, sein Herz war rein,
Er trug ums Haupt einen Heiligenschein,
Mit dem stieg er ins Ehebett
Und zeugte sacht ein seliges Kind,
So blond, wie bloss die Engel sind,
Elisabeth — Elisabeth!

Dein Vater war ein Pfaffe . . .
Deine Mutter war ein dolles Blut,
Sie brannt' ihm durch und tat nicht gut;
Dich nahm sie mit, als Amulett.
Die schwarze Sünde blieb ihr Los,
Du aber wurdest licht und gross,
Elisabeth — Elisabeth!

Dein Vater war ein Pfaffe . . .
Von seinem Blut und ihrem Blut
Bekamst du was zum Heiratsgut:
Du bist verbuhlt, du bist kokett;
Und doch dünkt mich zu mancher Frist,
Dass du die Mutter Gottes bist,
Elisabeth — — Elisabeth!

Heinrich Manns Einakter

Von LUCIA DORA FROST

Die schleichende Revolution in der Dramatik begann, als die Härte der Charaktere, aus der die dramatische Spannung wuchs, ersetzt wurde. Durch das Schwankende der Charaktere, die eine viel tiefere Spannung bewirkte. Auf dem Theater setzte sich diese Revolution nicht durch, nur in den Dichtern. Goethes Dramen sind Orgien der Treulosigkeit und des Wankens; von dem Weislingen-Drama und dem beunruhigend gewissenlosen Clavigo bis zu der weltmännisch-fatalistischen Entschlusslosigkeit Egmonts und dem panisch-irrenden Faust. Ihre Zugänglichkeit wurde erschwert, weil man keine neue Technik für den neuen Inhalt fand. Beibehalten wurde die mehraktige Form der alten Dramen, der Charakterturniere; und die erzählende Handlung. Diese Helden der Geistigkeit bleiben deshalb Nebenpersonen in ihren eigenen Stücken: sie wanken durch das Drama mit zweifelhafter Konzession, schwach existenzberechtigt wie im Leben; aber keineswegs schwankt die ganze, sie umgebende theatralische Welt unter der Chimäre ihres Charakters. Das aber ist das Erfordernis, dass das Schwankende sich theatralisiert, dass es aktiv wird, dass es nicht duldet und negiert; dass nicht sein leidendes Moment, sondern sein zersetzendes, sein fermentartig wirkendes Moment Erscheinung wird. Um als Ferment zu wirken, sind ja auch diese merkwürdigen Charaktere möglicherweise in die Welt geschickt. Dann wird auch erforderlich sein, dass die Form um so straffer ist, je gewagter der Vorgang; man muss das Gesetzmässige der Treulosigkeit spüren, wie eine Not oder wie eine Mission. Es muss unmöglich sein, sie beliebig mit purer Schwäche zu verwechseln. Deshalb ist eine das Schwankende noch betonende Länge von fünf Akten oder gar einer Trilogie schwer erträglich. Wie stark und fast körperlich packend wirkt der Urfaust im Vergleich zu dem ganzen „ausgeführten“ Gedicht, und was für ein starker Einakter würde er sein, wenn es gelingen könnte, alles in die letzte Szene zu raffen. Das psychologische Drama ist vielleicht nur im Einakter für die Bühne zu erobern. Das ist die Ergänzung der Tiefe: kleines

Kaliber, grosse Rasanz, hohe Querschnittsbelastung, Durchschlagskraft.

In der „Unschuldigen" Heinrich Manns tritt das Schwankende auf in seiner Mission. Die Frau erschüttert die Selbstsicherheit des Mannes. Die Brutalität seines Idealismus, das Handfeste seines Glaubens unter der Kruste von Selbstbetrug fordert sie heraus. Sie vollzieht eine Entwicklung an ihm, während sie ihn durch die schwankenden Tiefen ihres unmittelbaren lebendigeren Seins zieht. Er muss die weiblichen Ueberzeugungen geniessen: dass es weniger feste, als befestigte Tatsachen gibt. Er bekommt zu spüren, dass die Frau ein leibhaftigeres Gefühl hat für den schwankenden Untergrund der menschlichen Dinge. Seine Seele muss Windungen machen, von denen sie noch eben keine Vorstellung hatte. Denn er erfährt das alles am eigenen Leibe: Gabriele, die Frau, entzieht ihm den Glauben an sie selbst, ihm, ihrem Verteidiger, der sie liebt, dessen Glaube an sie alle fortgerissen, sie von der Anklage des Gattenmordes befreit hat. Aber warum? Was ist der Sinn dieser Mission? Ein heftiges Bedürfnis, Sicherheiten zu erschüttern, die flachen Wurzeln mancher Gewissheiten nachzuweisen, liegt ja in jeder Frau. Ihre Abneigung, wenn nicht gegen Glauben und Autorität, so doch gewiss gegen die Penetranz des Glaubens und die dickgehäutete Autorität ist gut beglaubigt. Die starre Dichtigkeit der männlichen Geistesenergie auflösen, ihn besser verteilen, ihn temperieren: das wollten Eva und Dalila; und Mariamne liess sich köpfen, um Herodes zu erschüttern, um die heftige Liebe dieses Mannes zu brechen in die Farben seines Spektrums. Weiter kann man die Liebe nicht treiben. Denn Liebe ist das alles: die Ahnung, dass die unbedingte Männlichkeit es ist, die den Mann von uns abscheidet. Davon suchte Gabriele ihren Geliebten zu heilen. Und etwas Höheres konnte man hindurchklingen hören: Wir waren nicht einsam von Anbeginn; Halbmenschlichkeiten haben uns getrennt; unsere Seelen waren in Sicherheit, so lange sie stumm waren, wie Tiere; nun müssen wir weit, weit vor: wenn wir sehr lieben, werden wir sehr wahr sein; und auch umgekehrt: aus der Ehre, sehr wahr zu sein, wächst uns die Kraft, zu lieben. Man gedachte des Goetheschen Wortes

an Frau v. Stein : „Könnt ich euch malen, wie leer die Welt ist, man würde sich aneinanderklammern und nicht von einander lassen", und der tausendjährigen Verheissung: es ist nicht bestimmt, dass wir ewig einsam werden. Das war hier gestaltet, greifbar, fühlbar, mitreissend; sehnsüchtig und prägnant; konzentriert und tief.

Das Schicksal allein (auch ohne die Natur) weitet die Seele des Menschen ins Schwankende. Der „Tyrann": das heisst hier: der Enkel der Condottieri, der Machterbe; nicht mehr der Mächtige, sondern der Machthaber. Er tut dasselbe, was seine Vorfahren taten: er vernichtet seine Bedränger, er tötet seine Feinde. Aber das taten die Tyrannen der Renaissance einst in Leidenschaft, ohne Reflexion und Genuss, nicht ohne Reue, aber ohne die Stetigkeit eines Gewissens. Sie wechselten in Unrecht und Reue wie in Schlafen und Wachen ; sie erlebten das Abenteuer dieses Daseins, ohne es zu verstehen und ohne es zu prüfen. Aber er, der Tyrann, hat ihre Macht geerbt und nicht ihre Gewissenlosigkeit ; die ganze Macht, von der seine Vorfahren knapp leben konnten, mit der sie einfach ihren Hunger stillten, hat der Enkel als verfügbaren Ueberfluss ; verfügbar für sein Bewusstsein. Sie waren mit der Macht eins ; er ist Herr über die Macht ; er handhabt sie. Für ihn (das ist sein Schicksal) besteht die Möglichkeit, mit der Macht zu spielen. Er kann den ungeheuren Frevel begehen, die Macht zu geniessen, wie heute die Geschlechter die alte tierische Not geniessen, wie Kandaules, der den Ernst entheiligte. Macht war einst heiss, wie die Liebe einst heiss war. Jetzt ist Macht süss, wie die Liebe süss geworden ist. Er könnte sie abdanken, ja ! er fühlt mit den Freiheitsschwärmern, deren Sehnsucht nach Menschlichkeit gegen ihn konspiriert ; er könnte in ihre Reihen treten. Es ist nicht Leidenschaft, und es ist nicht Unwissenheit, die nichts anderes kennt, wenn er die Macht festhält, sondern weil der Reiz, frei mit der Macht zu spielen, sie bewusst geltend zu machen, Menschen erzittern und Häupter vom Rumpf gleiten zu lassen, ihn nicht mehr loslässt. Aber in dieser Spannung zwischen Sehnsucht und Abdankung und dem Absoluten des Machtgefühls treibt seine Seele auch in übermenschliche Gedanken, in die Nähe der erhabenen

Weltabgetrenntheit eines naturfeindlichen Gottes. Aus der Versuchung, die Trauer, Niedrigkeit und Schönheit seines Schicksals einmal zu enthüllen, entsteht der Dialog dieses Einakters. Der Tyrann spiegelt sich in einem empfindsamen Instrument : einer Frau, die wie Judith zu ihm kommt, ihren Bruder zu rächen, und als sie ihn erkennt, ihn retten, ihn hinausführen will. Aber es zeigt sich, dass es aus diesem Schicksal keinen Ausweg gibt; es zeigt sich auch, dass er die Zeugin seines Bekenntnisses opfern muss.

Das „Variété" ist eine Parodie des Seelisch-Schwankenden. Es ist augenscheinlich : es gibt wesentlich schwankende Charaktere und unwesentlich schwankende. Das bewies Leda d'Ambre. Das Nachdenklichste an diesem Stück ist, dass es von Heinrich Mann ist. Diese Dinge wachsen also auf demselben Boden. Hier liegt ein Problem, vielleicht das tiefste. Deshalb ist auch die Zusammenfügung dieser drei Akte schliesslich wichtig. Man sollte das letzte nicht streichen. Aber man möchte verbieten, dass es allein gespielt wird, damit nicht falsche Meinungen über den Rang des Dichters Heinrich Mann entstehen.

Bei Flaubert

Von MAX BROD

1.

Noch im Lande Böhmen, zwischen Rokycan und Pilsen, hatte ich eine deutliche Flaubert-Vision. Das Gras, das neben der Bahnstrecke zu einem leichten Hügel anwachsend wie eine Wange sich darbot, rührte mich tief, und gleich darauf ein lichter Bach, dessen Spiegel ebenso hoch beinahe wie die umgebende Wiese lag (nach dem starken Regen heute). Ich empfand die Macht der Schönheit und wusste nicht, warum. Ein Schauer kräuselte meine Haut. Alles vorausnehmend, was ich jetzt bald erleben sollte, fühlte ich mich in Croisset, zu Gast bei Flaubert, von seinem erhabenen Schatten umschwebt. Ich pries mich glücklich. Greifbar sah ich die Villa, die Linden, die Seine, von Flammen der Schöpferkraft bis auf den Grund hinab erleuchtet, dass man die Steine unten zählen könnte. Das Blitzen eines Daches erpresste mir Tränen . . . Plötzlich nahm der Zug eine Kurve und alles war weg.

2.

Der Quai zwischen Invalidendom und Eiffelturm hat neue grosse stille Häuser Das Ohr, von den Boulevards kommend, kühlt angenehm aus. Grosse Gärten.

in Gittern, verzieren die Plätze. Dann kommt, symmetrisch zu einem solchen Garten, ein vergitterter Platz, aber ohne Garten. Man blickt tief in die Erde hinab, dort fährt die Eisenbahn; symmetrisch zu den Gartenanlagen. Der aufsteigende Rauch scheint niedriges Gesträuch nachahmen zu wollen. Ich wundere mich, wie er der Oberwelt ausweicht, unter dem Gitterabschluss verschwindet wie mit einer schmiegsamen Verbeugung, ohne sichtlichen Zwang. Das Gitter besteht aus Lanzen mit vergoldeten Spitzen. Hie und da bleibt am Tunnelrand ein weicher Klumpen Rauch hängen, raucht nun selbständig, scheinbar selbsterzeugend wie eine Lokomotive, leise, weiss aus sich heraus, verschwindet geraume Zeit nicht . . .

Wie wunderbar wichtig ist alles in diesem Moment. Ich gehe zu Frau Franklin, der Nichte Flauberts . . . . Sie empfängt mich freundlich wie einen alten Bekannten. Zitternd ergreife ich die kleine Teeschale. Sie ist so liebenswürdig, sich an unser Zusammentreffen in Prag zu erinnern . . . Es ist kein Licht im Zimmer, nur die Öffnung des Kamins wie eine Bühne strahlt, der wir die Füsse hinstrecken nach alter Sitte . . . Wir sprechen von ihm, Tränen stehn in ihren Augen. „Er war so sanft, er war meine Mutter." . . . Sie zeigt mir sein Porträt, das sie gezeichnet hat. In ihrer Bescheidenheit will sie es nicht für vortrefflich halten, aber die Augen, das sagt sie, die Augen sind gut getroffen, das waren s e i n e Augen — und sie legt die Hand quer über das Bild, so dass die Hälfte unter den Augen verdeckt wird, sie betrachtet es aufmerksam und wiederholt leise: Seine Augen . . . . Dann darf ich ein Jugendbildnis sehn, einen kühnen schönen Knaben, in stürmisches Nachdenken ganz befangen. Und weiter: ich halte ein wirkliches Manuskript Flauberts in der Hand, ein Heft mit der Aufschrift „Education sentimentale". Es ist die erste Fassung, die, wie mir Frau Franklin erzählt, gar nichts mit der veröffentlichten gemeinsam hat. Ich bin viel zu aufgeregt, um zu lesen, ich sehe nur immer die zarten Schriftzüge wie ein Netz an, in dem meine Blicke sich verfangen, dann wieder das edle Antlitz der Dame, die mir zunickt und lächelt . . . Seit ihrer ersten Jugend hat sie mit Flaubert gelebt. Ich erinnere sie an die Episode, die sie in ihren „Souvenirs" erzählt: wie man abends beisammen sass und die Mutter sagte: „Nun wirds bald Zeit, zur Bovary zurückzukehren", worauf Onkel Flaubert sich vom Tisch erhob und in sein Arbeitszimmer ging. — Frau Franklin ergänzt: „Ja, und in meinem kleinen Kopf bildete ich mir damals ein, ‚Bovary' das bedeute ‚Arbeiten' . . . Sie öffnet eine Schublade und zeigt mir ein kleines Büchlein. Es trägt die Aufschrift „Album", in Golddruck eingepresst, und ähnelt überhaupt den sentimentalen Tagebüchern oder Stammbüchern, wie man sie zu Geburtstagen verschenkt. Mit einer kleinen, sorgfältigen, schnellen Schrift hat Flaubert die Eindrücke über seine italienische Reise hier eingetragen. Ich schlage auf und lese nur schnell ein paar glühende Worte über einen Palast in Rom. Das alles ist noch nicht veröffentlicht. „Ich besitze noch ungefähr fünfzig solcher Reisetagebücher, Conard wird in der neuen Ausgabe einige Auszüge publizieren, nicht alles. Sie müssen einmal nach Antibes kommen, dann zeige ich Ihnen mehr davon." Aber Antibes liegt viele Stunden entfernt, an der Azurküste . . . Ich wundere mich darüber, dass in diesen Notizen fast gar nichts durchgestrichen ist, während man doch immer so viel von den Korrekturen Flauberts spricht. Mir wird die Belehrung, dass Flaubert in seinen Jugendwerken, in Notizen und Briefen ganz anders arbeitete als in den Romanen. Von Natur aus schrieb er schnell, feurig und leicht, mit fliessender Schrift — in den grossen Romanen zwingt er sich zu Leistungen

über sich selbst hinaus, fast gegen sich selbst, mit tausend Überlegungen und Verbesserungen; kein Wunder, dass auch die Schrift selbst von seinen anderen Schriften ganz verschieden ist. „Ich selbst erkenne sie kaum wieder," sagt die Nichte und Freundin. Und die Romane stehen auch nicht in Notizbüchern, nein, auf grossen, starken, kostbaren Papierblättern. . . . Es entsteht die Frage, ob man überhaupt Dinge, die er nicht zur Veröffentlichung bestimmt hat, veröffentlichen soll. Gerade bei Flaubert, dem die künstlerische Vollendung das Wichtigste war, mehr als die eigene Person, spricht viel dagegen. Doch während mein Verstand argumentiert, zwingt ein Instinkt gierig meine Blicke immer wieder in die geöffnete Schublade hinab, wo Hefte, Blätter, Bände wie Schätze ins Dunkel sich verlieren. Und immer noch halte ich das „Album" in der Hand, lese die erste Seite, die das Motto trägt: ψαλῶ, x = x, ungern lege ich es weg . . . Wir gehen wieder in das erste Zimmer, an den Kamin zurück. Herr Franklin erzählt, dass er jetzt für Conards Gesamtausgabe einige Manuskripte Wort für Worte abschreibe und das sei nicht immer so leicht, oft müsse man entziffern . . . Ich fühle mich ganz glücklich bei diesem Ehepaar, die der Verehrung und dem Erbe Flauberts ihr Leben geweiht haben. Und dieser Heroenkultus fügt sich so familiär in ihr Dasein, dass selbst die kleinen Verrichtungen des Tages, die Umgebung, alles in diesen Zimmern einen Anhauch Gottes tragen. Sie sprechen von einer Gemäldeausstellung, von Besuchen in Paris, von den guten Backwerken und Semmeln: alles bezieht sich auf Flaubert, wie mir scheint. Und ohne jede Überspanntheit, ohne Nervosität. „Sehen Sie, dieser Sessel, auf dem Sie jetzt sitzen, Herr Doktor, war der Arbeitssessel Flauberts." Ich springe auf und will mich nicht wieder hinsetzen. Sie lachen, und auch ich finde mein Benehmen lächerlich, doch zugleich begreiflich: zweierlei Begeisterung hat sich da getroffen — anders muss das Gefühl derer sein, die im Tempel leben, anders dessen, der einmal in der Zeit erschüttert ihn besucht.

3.

Zurück über den Cours la Reine, wo Flaubert einmal an einem Ostertag über Goethes Faust schluchzend zu Boden gesunken ist . . . Die Stadt Paris besteht für mich aus Orten, die mich an Flaubert erinnern, manchen Tag sah ich nichts anderes. Ich wandere zum Quai Bourdon, weil dort „Bouvard und Pécuchet" beginnt, um mich zu überzeugen, ob der Kanal wirklich couleur d'eucre hat. In der rue Trouchet fällt mir ein, dass Frederick hier vergebens auf Madame Arnoux gewartet hat. Im Vaudevilletheater ist der „Kandidat" durchgefallen. Ich suche den Laden „L'art industriel" auf dem Boulevard Montmartre. Park Monceau, rue Murillo, roud point — alles aus Werken und Biographien bekannt. Manchmal schäme ich mich dieser Ekstase und komme mir vor wie einer, der ein Sprichwort oder eine Redensart allzu wörtlich auffasst.

Ich sitze im kleinen, traulichen Buchladen und spreche mit Herrn Conard. Die grosse definitive Ausgabe, die er jetzt herausbringt und von der schon vier Bände erschienen sind, ist ein würdiges Monument Flauberts. In der Nationaldruckerei hergestellt, wundervoll deutliche Buchstaben, gutes Papier. Er gibt drei Fassungen des „heiligen Antonius", eine unbekannte „Reise in die Pyrenäen und nach Korsika", zu jedem Band interessante Anmerkungen (Urteile der Zeitgenossen, der Presse, Entstehungsgeschichte) und faksimilierte Seiten des Originalmanuskripts, der ersten Niederschriften, wo denn allerdings die berühmten Korrekturen nicht fehlen. Man sieht die Zeilen schräg gegen den oberen

Rand drängen, wie Armeen auf dem Rückzug, überall Tote und Verwundete . . . Ein Automobil hält vor dem Laden, eine entzückende Dame mit grossem Hut kommt herein, blättert, findet bald eine originell gebundene Miniaturausgabe Rousseaus charmant, bald diese von Arbeit überladenen Flaubertbände. Ich denke an die deutschen Gelehrten und Leser, die nicht säumen werden, das in dieser Edition aufgespeicherte Material gründlich durchzudenken.

4.

Man kommt in Rouen an nicht wie einst Frau Bovary, die von der Katherinenklippe aus plötzlich die Stadt mit all den ungleich hohen Türmen, mit dem Lärm und Nebel vor sich sah : sondern der Zug fährt aus einem Tunnel in den anderen, nur kurze Lichtpausen dazwischen, die das Auge aufreissen, ohne ihm Zeit zum Sehen zu lassen, und dicht hinter dem letzten Tunnel überfängt uns die alte Bahnhofshalle. Schon das erinnert den jetzt in Paris Eingewöhnten an die Heimat, und noch mehr, wenn er aus dem kleinen Bahnhof tritt, der Blick auf einen leeren matten Vorplatz mit wenigen Wagen. Diese Stille hier ! Ich gehe über den Platz, ohne nach rechts oder links zu schauen, niemand wird mich überfahren. Behaglich miete ich einen Wagen. Nun fährt er rumpelnd, nicht über glatte Holzblöcke, nein, über löchrige Steine, langsam, durch niedrige Gassen, in denen Leute stehen bleiben und sogar nach rückwärts dem Wagen zu folgen scheinen, so langsam entfernt er sich von ihnen. In Jahrmarktbuden liegt Gebäck und Ware zum Verkauf. Seltsam, wenn man in eine fremde Stadt kommt und das eigene Moment-Ereignis mit einem regelmässigen Geschehen und Zeitablauf dieses Körpers zusammentreffen fühlt . . . Es folgen Boulevards und Plätze, gehorsam nach Pariser Muster benannt. Plötzlich erschrecke ich über ein riesiges Gitter, vergoldete Lanzenspitzen, hinter dem ein gepflasterter Hof, ein Kuppelhaus sich zeigt mit zwei Flügeln an die Strasse her. Sollte das wirklich das Hospital sein ? Niemand hat mich darauf aufmerksam gemacht, der Kutscher fährt weiter. Aber eine kleine Gedenktafel bestätigt meine Ahnung: Hier wurde Flaubert geboren.

Ich fahre zum Friedhof, bergan. Der Wagen geht so langsam, dass ich aussteigen möchte. Der Kutscher erlaubt es nicht. Ich lasse mich überreden, und das verdriesst mich. Mit Energie verlange ich es zum zweitenmal, es gelingt, das Pferd bedankt sich bei mir. . . . Ich möchte Blumen kaufen, trete in ein Geschäft, dem Friedhofsportal gegenüber. Es ist leer. Ich gehe weg, drehe mich aber unsicher aus der Entfernung nochmals um. Geht man denn so ohne weiteres in leere Geschäfte ? Jemand macht Zeichen hinter mir, eine dicke Frau, hübsch und ziemlich alt. Sie stürzt hervor, sie macht mir ein Bukett aus weissen Chrysanthemen. Dabei redet sie unaufhörlich, entschuldigt sich, nennt die Astern, die sie einflicht, „wirklich sehr graziös", rennt um einen Bindfaden in das nächste Haus und, wie ich sie frage, ob sie mir die Lage des Flaubert-Grabes ungefähr angeben könne, wird sie vor Diensteifer noch röter. Sie kann sich nicht erinnern, es ist eine Schande, da wohnt man dem Friedhof gegenüber, ja direkt vor der Tür . . . Flaubert, der Name ist ihr so bekannt . . . ich möchte schon gehen, aber sie lässt mich nicht. Ihre Schwester kennt alle Gräber. Sie führt mich in den Garten und ruft in ein offenes Fenster. Eine unfreundliche Stimme antwortet, in die ein Kind hineinschreit. Eine Hand mit einer dunklen Haarflechte, im Frisieren begriffen, wird oben deutlich. Ob ich dieses und jenes Grab kenne,

ob ich den Friedhof überhaupt kenne, die Kapelle oben, dann müsse ich also . . . Ich sage zu allem ja und enteile, dankend und bedankt . . .

Für die Eltern, den Chirurgen und seine Frau, sind zwei grosse bräunliche Steine gesetzt. Eine Rosenhecke davor. Die Inschriften sprechen von Liebe, ewiger Trauer, von Verdiensten und Wiedersehen. Rechts mit ähnlicher Inschrift schliesst sich der kleinere weisse Stein der Schwester an. Links, ebenso geformt wie dieser Stein, der Stein Gustavs: Ici repose le corps de Gustave Flaubert, né à Rouen le 12 décembre 1821 mort à Croisset le 8 mai 1880. Diese sechs Zeilen, sonst nichts. Eine Marmorplatte, ein wenig durch niedrige Füsse erhöht, bedeckt den Boden. Kein Grabhügel. Viel Blumen und Kränze sind auf diese Platte und an das Gitter gelegt, welches die vier Gräber umschliesst.

5.

Auf den Quais von Rouen begegnet man Prozessionen von Männern, die Fässer rollen, einer hinter dem andern, es geht ins Unendliche. Mit unheimlicher Belebtheit drehen sich Dampfkräne. Ein Gerät fährt zwischen turmhohen Eisenpfeilern längs der Unterseite einer Brücke dahin, so hoch, dass man die Grösse nicht mehr abschätzen kann: es ist vielleicht ein riesiger Eisenbahnwaggon, vielleicht ein Karren. Darunter, dazwischenhin Schiffe, Rauchfänge mit roten Ringstreifen, mit Sternen, Flaggen, Bezeichnungen, Masten, Verwirrung. Längs des Trottoirs die Oper, Boildieudenkmal, Börse — ich muss an Madame Bovary denken und bemühe mich, alles so in der Phantasie zu behalten, wie ich es mir bisher vorgestellt habe, unbeirrt von der Wirklichkeit. Auch die Kathedrale bleibt, wie sie war, in meinem Kopf neben der überraschenden hier. Der Huissier am Eingang erschreckt mich, wie einst Herrn Leon. . . . Immer wieder ertappe ich mich dabei, dass ich die Ereignisse dieses Romans für wirklich halte, ja für wirklicher als die Stadt, die ich sehe . . . Nun streife ich es ernstlich ab, sehe den Justizpalast in schöner weltlicher Gothik, die alte Uhr, die vielen ungeheuren Kirchen, die Krone der Normandie (so heisst ein schöner Turm), den Platz, wo die Jungfrau von Orleans verbrannt wurde. In der rue Thiers vor einer verfallenden Kirche ein Flaubert-Denkmal. Im schmutzigen Viertel, wo tausend Kneipen die Matrosen in ihren Heimatsprachen anrufen, suche ich die Träume des Hotels Boulogne.

6.

Während der ganzen Reise laufen zwei Gedankenreihen nebeneinander, ohne einander zu stören. Eine erhabene, die mit einfacher beglückender Hingebung anbetet, und eine beobachtende, der es zum Beispiel auffällt, dass ich mit der Reisetasche in der Hand am Grabe Flauberts stand, dass ich nicht wusste, ob es pietätvoller sei, meine Reisemütze auf dem Kopf zu behalten oder an das Gitter zu hängen, was aber schrecklich wie ein Verbrechen aussah. Und so ging es fort.

In Croisset wohnte ich bei Herrn Colange, dessen Gasthaus die Firma trägt: Ex-cuisinier du M. Gustave Flaubert. Nie werde ich den kleinen tüchtigen alten Mann vergessen, mit dem zweigeteilten grauen Bart, seine gesunde und doch so höfliche Stimme, nie auch Frau Wirtin, in deren Wesen die Manier der ehemaligen Zofe fein sich erhalten hat. Man kann sich lebhaftere und freundlichere Gastgeber nicht vorstellen. Abends sass ich mit ihnen bei einer Flasche Benediktiner, als alle andern Kundschaften das Lokal schon verlassen hatten. Sie erzählten — nichts von Flaubert, und das gefiel mir, so passt es sich für ver-

schwiegene Dienerschaft. Nur so gelegentlich : dass er es mit dem Dienst genau nahm, dass er lärmte, bei Tag viel schlief, dass man zu seinen Lebzeiten nichts geahnt hätte von dieser Berühmtheit. Dann kommt die Überschwemmung heuer an die Reihe. Sie zeigen mir den besonderen Verschluss der Türen, wegen der wiederkehrenden Wassersnöte. Der Herr berichtet mit Stolz, dass er den zweiten Stock dieses Hauses erst heuer aufgesetzt habe. In Croisset habe sich überhaupt alles geändert, seit jener Zeit . . . Das hat mir auch Frau Franklin erzählt. Sie selbst kommt deshalb nie mehr hierher zurück. Es würde sie schmerzen . . .

Mein erster Weg gilt natürlich dem Pavillon. Ich verbringe den ganzen Vormittag dort, dann nachmittags zwei Stunden. Ich erfriere beinahe in dem kalten weissen Zimmer, das trotz seiner Kleinheit den Eindruck eines Saales macht. Die Schliesserin kommt einigemal herein, beobachtet mich von aussen. Ich bin ihr verdächtig. Was tu ich denn so lange? . . . Ich zeichne die Aussicht, jedes Möbelstück, ich schreibe alles auf mit zitternden erstarrten Fingern. Ich denke nach, ich suche mich an all die vielen Momente meines bisherigen Lebens zu erinnern, in denen ich mir gewünscht habe, hier zu stehen. Ich bin nicht gerührt, kaum erfreut. Es beirrt mich, dass ich mir in meinen Phantasien Croisset als am linken Ufer liegend gedacht habe ; es liegt am rechten . . . Dieser Pavillon ist das einzige Gebäude, das von Flauberts grossem Besitz übrig geblieben ist. Alles andere ist in die rote Papierfabrik nebenan verwandelt — Papierfabrik. Hier pflegte er also u. s. f. . . . Und in dem Pavillon, den treue Verehrer vor dem Untergang bewahrt haben (hier soll auch Prevost die Geschichte von Manon Lescaut geschrieben haben), hat man eine Anzahl von Reliquien zusammengebracht . . . Wie schwer ist es, ein Dichter-Museum einzurichten. Das habe ich mir schon im Musée Victor Hugo zu Paris gedacht. Was kann man ausstellen : alte Theaterzettel, Illustrationen, eine schlechte Salammbôstatuette, ein Tintenfass in Gestalt einer Kröte (sie erhebt sich, auf die Vorderpfoten gestützt, mit beinahe menschlicher Kopfhaltung — nach Flauberts eigener Angabe gefertigt, der alle Tintenfässer zu hässlich fand), eine Tabakpfeife, hinter ihr ein Zeitungsartikel Maupassants über Flauberts Vorliebe am Rauchen, alte Ausgaben der Werke, Büsten . . . Es kommt mir so vor, wie wenn wir Kinder zu Hause früher „Ausstellung“ spielten und alle nur erreichbaren Gegenstände des Haushalts, wie : einen Schlüssel, einen Notizblock, einen Baukasten, dadurch, dass wir sie auf Polster legten, mit einer angehefteten Unterschrift, zu Sehenswürdigkeiten machten. Und so hat auch gewiss nur aus Verlegenheit, nur weil sie eben nichts anderes auszustellen hatten, das Komitee in den Wandkästen allerlei unbedeutendes Zeug ausgespannt, z. B. die Subskriptionsliste in 2 Exemplaren, das Ministerialdekret, mit dem dieser Pavillon unter die „historischen Monumente“ eingereiht wird, viele Briefe an Revel, den Obmann des Komitees. Und musste deshalb gleich einer in das Fremdenbuch schreiben : Felicitation et bon avenir au futur académicien Jean Revel?

Dieses Fremdenbuch liegt (neben Ansichtskarten, sehr schönen, zum Verkauf) auf dem kreisrunden riesigen Eichentisch, der Flauberts Festland bei der Arbeit war. Ich liebe Fremdenbücher, und ich lese sie immer von Anfang bis zu Ende. Es ist ein Verkehr mit Abwesenden, wie wenn man telephonierend bei Drahtberührung plötzlich tausend summende leise Gespräche um sich hört . . . Hier haben sich viele nur mit dem Namen eingetragen, seltsame Unterschriften, die gewiss natürlich sind und doch nicht so aussehen, viele als glühende Verehrer, viele als demütige. Das Wort „humble“ kehrt oft wieder. Manche halten es für

nötig, ihre genaue Adresse (Strasse und Hausnummer) beizusetzen; ein Gebrauch, den ich schon aus anderen Fremdenbüchern kenne. Eine schreibt mit niedlichen Buchstaben: „Marthe G. agée de 10 ans.“ Ganze Familien sind, ähnliche Schriften, unter einander verzeichnet. Dann alle Schüler einer Klasse, auf einem Ausflug. Bewunderung und Dank für Salammbô. Daneben etwas kühl, fast arrogant: Parisiens en villegiature. Unerträgliche Witze wie: Au suffète Flaubert un Carthaginois — de Goneville. — Ganz naiv: Une personne qui a lu Mme. Bovary avec grand plaisir — Oder: Je me suis assis dans le fauteuil du grand Flaubert. — Zu Tränen aber hat mich gerührt das Gebet eines Kindes: Je voudrais etre savante comme Lui . . . Ein Freund gelobt Treue über das Grab hinaus. Patrioten feiern „den normannischen Dichter, den Stolz von Rouen“. Viele versprechen ihm ewigen Ruhm, die Unsterblichkeit, wozu einer vorsichtig einschränkt: Wo nicht homerisch, doch unsterblich. Jemand dankt, denn er hat von Flaubert gelernt, einsam zu sein. Einer erklärt das Ganze für einen „Anhang zum Repertoir menschlicher Dummheit“. In riesigen Lettern wütet Alfred Kerr: qui est venu pour voir un musée de son idole G. Flaubert et qui a trouvé un musée à Hector Malot, Claretie etc. „Il n'y a que vous.“ — Ganz zahm und zufrieden beschliesst eine gewiss schöne Dame: „Souvenir d'un agréable excursion à Croisset.“

Eine andere interessante Lektüre findet sich in einem Wandschrank: ein Roman Feydaus mit eigenhändigen Korrekturen Flauberts, Streichungen, Bemerkungen. Ich notiere alles und lerne, lerne, wie einst auf der Schulbank.

Man wird bemerkt haben, dass ich von meinen Gefühlen nichts erzählen will. Ich will einen sachlichen Bericht liefern, für Nicht-Verehrer . . . Ich bin im Garten, wo man sehr liebevoll, reizend ist das, eine Büste Bouilhets aufgestellt hat. Nun ist er also für alle Zeiten Gast bei Flaubert, wie er es ehemals nur alle Sonntage in heisser Freundschaft war. . . . Ich streife durch den Ort, längs der Seine. Ich entdecke eine Kneipe „des lauriers“. Sollte Flauberts Blick an dem alten Schild einmal hängen geblieben sein, als er seinen Deslauriers schuf . . . Eine Nähterin hält erstaunt in ihrer Arbeit an, wie sie mich sieht . . . Abends erinnert mich der Griff des Messers, aus altem gelbem Bein mit schwarzen kleinen Sprüngen wieder an zu Hause. Auch die Zubereitung der Speisen. Provinz, nicht Paris. Aus ebensolchem Bein war auch die Klinke am Wagenschlag heute früh . . . Ich führe ein langes Gespräch mit einem Betrunkenen, der alles durch Gesten ausdrückt, ehe er das Wort findet — und dann ist ihm das Wort ungenügend, unvollkommen. Wir sind allein, an entgegengesetzten Wänden der Wirtsstube, und reden sehr laut über die leeren Tiche hin. Auf eine meiner Bemerkungen hin legt er die Handflächen an einander, dann fragt er mich, ob ich es verstehe, dann erklärt er: Applaudissement. Er spricht, aus Würde und Rührung, langsam, jedes stumme — e — aus. Er schildert alle Nationen: der Franzose ist so, der Spanier so, der Engländer so — alles durch lange komplizierte Gesten. Er offenbart mir, dass er Royalist ist, er weint vor Erregung, er dankt mir, von Güte erfüllt.

Dann liege ich in einem breiten niedrigen Zimmer, mit drei kleinen Fenstern, die Decke besteht aus eng aneinander vorspringenden Balken. Das Bett ist in der Mitte hoch aufgetürmt. Von den Fenstern ziehen grüne Lichter und gelbe vorbei, ganz langsam, in der Höhe und tiefer; es sind die grossen Schiffe, die nachts auslaufen auf lange Weltreisen . . .

Am nächsten Tag sitze ich in Le Havre, an der Mole, am Ozean. Im Abend-

nebel blinkt das Licht des Leuchtturms auf, dort zur Seite, wird stärker — erlischt. Ich spiele ein Spiel mit mir: wenn das Licht sich verstärkt, sage ich „jetzt ists genug, jetzt genug", aber es wird noch stärker, wie ein Auge reisst es sich auf und überrascht mich immer von neuem. Niemals errate ich den Moment, in dem es am meisten brennen und dann auslöschen wird . . . Ich beruhige mich, ich atme langsam, ich höre ein ganz kleines Kind neben mir einen grossen Dampfer als „navire" in ganz mühsamer Sprache freudig feststellen . . . Ich bin ruhig, hier erst ist Flaubert meinem Geiste wieder gegenwärtig geworden.

Taines Romanfragment

Von LUDWIG HATVANY

Taines Romanfragment*) — halb Selbstbiographie, halb Erfindung.

Anfangs hocken die Gestalten körperlos in verfliessendem Nebel. Kein Laut, keine Bewegung, kein Atemzug.

Umsonst versucht der Schriftsteller die Wahrheit zu packen, ihre Töne, ihre Farben, ihren Duft — das Leben zerfliesst in seinen Händen wie der väterliche Schatten in den sehnsüchtig geöffneten Armen des Aeneas. Mit zaghaftem Schlängeln umkreisen die Beschreibungen der ersten sechs Kapitel Gegenstände und Menschen.

Dann ein kräftiger Griff, eine mächtige Erschütterung und lichtübergossen und bluterfüllt steht das letzte Kapitel; mit einem Male ist das Leben da: Töne und Bewegungen, aus denen plötzlich, in vollkommener menschlicher Wesenheit ein trotziger ernster Jüngling emportaucht, der fast noch ein Kind ist: Étienne Mayran.

Diesem Kinde hatte der dreissigjährige Taine tief in die Augen geschaut — und erschüttert legte er die Feder des Romanschriftstellers nieder. Dies ist der Roman dieses Romans, vielleicht noch interessanter als das niedergeschriebene Fragment.

Bourget war es vergönnt, in seiner langen Vorrede zu Taines abgebrochenem kleinen Buche an diesen für jeden Psychologen überaus verlockenden Stoff zu rühren. Er erblickt die Lösung des Problems darin, dass Taines Roman mit Taines Romantheorie zusammenstiess und an ihr zerbrach.

Taine forderte vom Romanschriftsteller unbedingte Objektivität. Man muss schaffen wie die Gottheit, die in allem und doch nirgends da ist. Weil sich nun der Verfasser des Étienne Mayran sein Ich nicht aus seinem Buche lösen konnte, hat der Theoretiker den Künstler umgebracht.

So Bourget.

Ich glaube, es war gerade umgekehrt: der künstlerische Instinkt hat den Mann des strengen logischen Willens getötet, der, nach der Erorberung der belletristischen Kritik, der Kunstkritik, der Philosophie und Geschichte, — die er sich gleich dem funkelnden Stil seiner didaktischen Prosa mit vorgefasster Absicht und programmatischer Ausdauer angeeignet hatte — nun auf die gleiche Weise, vermöge der schöpferischen Genialität dieses Willens sich zum schöpferischen Künstler erziehen wollte. Doch sein Instinkt, sein glücklich bewahrter künstle-

*) Étienne Mayran von H. Taine (Édition Hachette).

rischer Instinkt lässt ihn, gerade als sich der Roman unter seiner Feder scheinbar belebt, dem Romanschriftsteller Taine das Todesurteil sprechen.

Taine wollte die Geschichte der Gemütswandlungen und besonders der intellektuellen Erschütterungen eines grossen Denkers schreiben.

Scheinbar ist zur Bearbeitung dieses Themas niemand berufener — als gerade Taine, dessen ganze Pubertätszeit nach dem Zeugnis seiner Briefe nichts anderes als ein grosses Frühlingserwachen des Denkens war. Was empfand er beim Vorübergehen eines jungen Mädchens? Ich weiss es nicht. Dachte er je daran, dass er vielleicht Geld, Haus und Wagen, Frauen und Macht besitzen werde und alles übrige, was sonst die Phantasie der Fünfzehnjährigen vom Leben fordert? Gewiss: niemals.

Was in einem andern Lust- und Machtbegierde, Aufflackern der Sinnlichkeit: in ihm ist das alles Wissensdurst — brennend, unermesslich und unstillbar.

Die Notiz, die der Verleger dem Étienne Mayran vorausgeschickt hat, macht aufmerksam, dass man den Helden des Romans nicht mit Taine verwechseln dürfe. Und doch, wenn wir die Geschichte Étienne Mayrans lesen, des Schülers, der sich berauscht an der systematischen Eroberung der Wissenschaft — können wir da an jemand andern denken? Alles andere drum und dran hat ja so wenig zu bedeuten. Wo Blut in diesen Blättern pulsiert, da sind es Memoiren.

Im schönsten Teil des Romans wird beschrieben, wie Étienne Mayran Plato endlich ohne Wörterbuch lesen kann. Durch Plato rührt das Leben zuerst an ihn, „der Grenzstein, der die Bücher der Menschen und das Gehirn der Kinder trennt, ist gefallen.“ Seine Ideen greifen ineinander, und schon steht mit vorgebeugtem Haupte jener Denker da, der dem logischen Denken eine Strasse durch diese unlogische Welt brechen will. Als die Bekenntnisse alles frei Erfundene fortfegten, mochte sich Taine bewusst geworden sein, dass er eine Autobiographie schreiben müsse, wenn sein Roman interessieren soll.

Darum schrieb er auch nicht weiter. Bourget bedauert, dass Taine sein Buch nicht beendet hat.

Ich bedauere viel eher, dass er die schmerzvolle Geschichte dieses Verzichts auf freies Schaffen verschwieg.

Vor mir steht das Bild des grauen bebrillten Mannes, wie es Bonnat gemalt. Um Augen und Mund und in den vielen kleinen Falten der grosse Schmerz des Lebens, gelindert nur durch Denken und Verstehen. Doch sicherlich trug er einen nie gestillten Schmerz, der ihn zuerst durchzuckte, als er das Romanfragment in seine Lade barg.

Wir hätten hören müssen, dass er redete also:

„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch meine stillen Brüder, im Verstehen. Unrecht ist die Ordnung der Natur. Seht, hier bin ich, Hyppolite Taine, der alles Verstehende, der Immerlernende, der Gewissenhafte, der Nachdenkliche, und vor mir liegt die Welt, die ich durchforschen und erfassen möchte. Woher kommt es, dass einer, der als ganzes Verdienst einen glücklichen Instinkt mitbringt, in ungesuchten, einfachen Worten erzählen wird all das, was ich immerdar nur suchen kann. Die Heiligsten sind die Sucher, die Glücklichsten die Finder. Denn so ist die Ordnung der Welt, dass die da suchen, nicht finden werden.“

Warum hat uns Taine nichts von diesem Schmerze gesagt? Oder ahnte er, dass selbst seine eigenen ohnmächtigen Qualen des Verstehens ihren ebenbürtigen Darsteller, im anderen, im glücklichen Instinktmenschen finden würden?

Öffentliche Meinung

Wir wollen hier nur die wichtigsten Stimmen der Zeit sammeln. Jeden Tag geht so viel verloren an bedeutungsvollen Reden, charakteristischen Urteilen, dass es uns gut dünkt, hier das Wesentliche festzuhalten, ohne es zu glossieren, ohne es durch unsere Zustimmung oder Ablehnung zu entweihen. Die Dinge sprechen für sich selbst. Hier herrscht höchste Objektivität. Und unsere Göttin ist die trockene Sachlichkeit.

* * *

KREUZ UND KRONE

Nach der „Germania" (vom Mittwoch, den 16. November 1910) hat Wilhelm II. im Kloster Beuron vor Benediktinermönchen eine Rede gehalten, in der die folgenden Sätze vorkamen: „Was ich von Ihnen erwarte, ist, dass Sie in den Bahnen Ihrer Vorfahren weiterarbeiten und mich unterstützen in meinen Bestrebungen, dem Volk die Religion zu erhalten. Dies ist um so wichtiger, als das 20. Jahrhundert Gedanken ausgelöst hat, deren Bekämpfung nur mit Hilfe der Religion und mit Unterstützung des Himmels siegreich durchgeführt werden kann, das ist meine feste Überzeugung! Die Krone, die ich trage, kann hier nur dann einen Erfolg verbürgen, wenn sie sich gründet auf das Wort und die Persönlichkeit des Herrn. Als Symbol dafür habe ich das Kreuz in diese Kirche gestiftet, um damit, wie ich es in meinem Handschreiben gesagt habe, zu beweisen, dass die Regierungen der christlichen Fürsten nur im Sinne des Herrn geführt werden können, und dass sie helfen sollen, den religiösen Sinn, der den Germanen angeboren ist, zu stärken und die Ehrfurcht vor Altar und Thron zu vermehren. Beide gehören zusammen und dürfen nicht getrennt werden; darum fördere ich von ganzem Herzen die Bestrebungen, die Sie verfolgen. Wie bisher werde ich Ihnen auch in Zukunft meine Huld und meinen Schutz bewahren."

* * *

EIN FRAGWÜRDIGER MINISTER

Der Schatzkanzler Lloyd George, der heute einflussreichste Mann in England, hielt vor einigen Tagen in einer Londoner Vorstadt eine Rede, worin er sagte: Das letzte irische Schreckgespenst habe man in amerikanische Dollars gerahmt; er möchte aber wissen, seit wann denn die britische Aristokratie die amerikanischen Dollars verschmäht habe. Man müsse darauf bestehen, dass, wenn das Volk beschlossen habe, dass gewisse Massnahmen Gesetz werden sollen, niemand, weder ein Grosser noch ein Kleiner, das Recht haben solle, das zu verhindern. Wenige französische Freibeuter aus der Normandie hätten seinerzeit die Besitzer des Grund und Bodens in England getötet und eine Totensteuer von 100 Prozent erhoben. Auf diese Weise sei die britische Aristokratie entstanden.

DER ZENSOR UND DIE KÜNSTLER

In einer Volksversammlung, die von den Leitern der freien Volksbühne einberufen war, um gegen die Zensur zu protestieren, hielt Alfred Kerr eine Rede, in der er die Frage aufwarf: „Was ist die Aufgabe der Zensur?“, um zu dieser Antwort zu kommen: „Um mit etwas Speziellem zu beginnen, sie wacht (wir haben dafür bestimmte Beispiele) darüber, dass adlige Familiennamen im Theater nicht entweiht werden. Ich nenne zwei Berliner Fälle: In einem Stück von Arno Holz kam ein junger Mensch namens Kurt von Zedlitz vor. Er musste zwangsweise umgetauft werden in „Kurt von Nedlitz“ . . . In einem Stück von Georg Hirschfeld kam ein Graf Arnim vor. Er musste zwangsweise umgetauft werden in „Graf Barnim“ . . .

Neben dieser Spezialität (Schutz adliger Namen) wirkt die Zensur in zwei Bezirken: im geschlechtlichen Bezirk — und im rein politischen Bezirk.

Die Zensur glaubt an die geschlechtsverführende Kraft der dramatischen Kunst. Das ist falsch. Ein paar Erfahrungen zeigen das. In der „Walküre“ wird durch ein Geschwisterpaar (Siegmund und Sieglinde) die Geburt des deutschen Nationalhelden Siegfried vorbereitet. Deshalb fangen doch aber die Parkettbesucher noch lange nicht an, Blutschande zu treiben . . . Die Kunst setzt sich nicht in unmittelbare Nachahmung im Leben um . . . In Goethes „Stella“ tritt ein Mann mit zwei Frauen auf. Est ist aber keineswegs erwiesen, dass seit diesem Drama in Deutschland die Bigamie zugenommen hat.

Die Zensur bedenkt folgendes nicht. Keine dramatische Darstellung wirkt so verführend wie das, was jeder jeden Tag sehen kann. Ein blondes Mädel, das über die Strasse rennt, mit wehendem Haar, die Röcke gerafft — die untergräbt die Gelassenheit ihrer Zeitgenossen zweihundert Mal stärker als irgendein denkbares Kunstwerk. Wäre die Zensur konsequent, so müsste sie blonde junge Mädel, die zum Bäcker laufen, verbieten.

Bleibt die sozusagen politische Seite der Zensur.

Die Kunst ist der letzte Winkel, in dem sich der einzelne mit allerhand Sehnsüchten ausleben kann, welche die Gesellschaft oder der Staat unterdrückt.

Die Kunst ist der letzte Winkel auch für die Sehnsucht derer, die wenig Rechte haben oder wenig Besitz. Das, was die Wirklichkeit ihnen vorenthält — ein gewisses Mass von Andersgestaltung der Dinge, von Glück, von Freiheit — das lässt sich wenigstens in einem Spiel ausdrücken: durch verkleidete Menschen.

Aber auch dieses Spiel will man ihnen nicht gönnen.

Denen, welche in diesem Staat die wenigsten Rechte und den wenigsten Besitz haben, will man auch gewissermassen die Träume eines Puppenspiels noch verkürzen!

Hiergegen müssen wir Front machen.

Die in Deutschland am Ruder sitzenden Oligarchen haben zur Kunst klägliche Beziehungen. Man möchte ihnen Hebbels Wort zurufen: „Wäre die Kunst nicht schon da, Ihr würdet sie niemals erfinden!“ Männer wie Gerhart Hauptmann oder Max Liebermann, die in ihrer Kunst heute die Stärksten sind, bleiben den jetzigen Machthabern verdächtig. Die Universität Berlin hat dafür eine gute Witterung. Ich kann hier ein Faktum mitteilen, bezeichnend für das Verhältnis der Staatsoligarchen zur Kunst. Im Schosse der Berliner Universität war tatsächlich vorgeschlagen worden: Hauptmann und Lieber-

mann zu Ehrendoktoren zu machen. Aber man sah davon ab . . . Zwei Kerle wie Hauptmann und Liebermann auszuzeichnen hat also die Universität Berlin nicht bloss, wie man bisher annahm, unterlassen: sondern die erste deutsche Universität hat es abgelehnt; verweigert; sie hat es trotz einem Antrag verhindert! (Die Universität wird gewusst haben, warum.)

Im Anblick solcher Zustände müssen sich die Künstler sagen: Auch wir Künstler sehen heut auf die Entschlossensten; auf das unabhängige Volk.

Auch wir Künstler — es mag banal sein, doch ich will es aussprechen, weil es wahr ist —, auch wir Künstler sehen (zugleich hilfsbereit, zugleich Hilfe erwartend) auf das unabhängige Volk. welches nun in diesem Lande die stärkste Hoffnungsmacht ist."

HERBERT EULENBERG ÜBER SCHILLER

Eingeladen von einer literarischen Gesellschaft sprach Eulenberg kürzlich in Leipzig — ich nehme an am 10. November — über Schiller. Er hielt — wie er glaubte — eine Rede zu seinen Ehren. Aber man pfiff ihn aus. Man fühlte sich beschmutzt, denn man vermutete in den freimütigen Sätzen Eulenbergs eine Verunglimpfung Schillers. Das verlogene Pathos hat die Leute so verdorben, dass sie nicht mehr fähig sind, eine unretouchierte Charakteristik ihrer Helden anzuhören. Die Rede hat jetzt ein junger aufstrebender Verlag (Ernst Rowohlt in Leipzig) gedruckt und es ist eine Freude, in diesem noch nicht dreissig Seiten langen Essay einen draufgängerischen, kenntnisreichen Geist wiederzufinden, der Schiller die Gerechtigkeit werden lässt, die ein französischer Kritiker, Faguet, bereits gegen Voltaire angewendet hat. Man kann nicht etwa schon wieder auf Schiller schimpfen, was kümmert uns heute überhaupt Lob oder Tadel, wir wollen — ohne zu fälschen — charakterisieren, nichts vergolden und nichts schön färben, denn je mehr wir Schwächen sehen werden, um so menschlicher wird uns der Held erscheinen. Wir sind sicher, dass Eulenberg zu diesem Leitmotiv sich bekennt, denn von einem ähnlichen Gedanken ausgehend, begann er zu sprechen:

Ich mag Ihnen nicht die übliche schöne Schillerrede halten, die Goethes berühmten Epilog mit Paraphrasen verlängernd beginnt mit: „Denn er war unser" und endet in jener allzu oft zitierten Heiligsprechung, die mehr tönt als bedeutet:

Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Nein, zu einer sinnlosen Kanonisation Schillers, wie hier der überlebende Freund sie im unvergesslichen Trennungsweh versucht hat, sollte auch kein Gedenk- und Festtag uns verführen. Wir sind heute gewillt, das Leben auf Erden unter Menschen zu führen, nicht unter Wesen mit Engelschwingen, nicht im Nebelheim der Ideale und Lügen. Ein vollkommen edles Geschöpf ist der Mensch Schiller, der vor mehr als hundert Jahren sich auf der Durchreise hier auf Erden befand, nicht gewesen: Auf das kränkliche, zarte, launische Kind Schiller folgte der Jüngling und Karlsschüler, der sich die Tyrannei seiner militärischen Erziehung in Stuttgart durch den Verkehr in üblen Quartieren und mit den wüstesten Burschen und Weibsbildern paralysierte, der die brünstigsten erotischen Lieder dichtete, der seinen Herzog und fürstliche Wohltäter an ihm und seiner

Familie schlau wie ein geriebener Diplomat behandelte und einseifte, der seit seiner ersten Berührung mit dem Theater dem Publikum wie den Darstellern wie den Bühnenleitern Zugeständnisse machte. Und diesem Jüngling Schiller folgte der Mann, der Monde lang zwischen zwei Schwestern mit seinem Herzen hin und her schwankte, der Frau von Kalb, die grosse Freundin seiner Jugend, kalt verleugnete um Lottchens willen. Folgte der literarische Stänker, der sich in jeden ihm feindseligen oder widerwärtigen Quark einliess, der sich mit Kreaturen und Dichterlingen wie Manso, Fulda und Garve herumraufte. Folgte der falsche Richter, der Matthisson über alle Massen als Jünger der wahren Schönheit pries, der Jean Paul nicht verstand, Hölderlin verachtete, Bürger mit seiner sinnlosen Gehässigkeit in den Tod getrieben hat . . . Nicht um das Lebensbild des ungemeinen Schillers zu schwärzen, sei diese negative Aufnahme seiner Wesenszüge vorgezeigt. Nur um den göttlichen Popanz zu durchlöchern und fortzufegen, zu dem uns eine altjüngferliche Philologie und Festrednerei den klassischen Dichter aufgeputzt hat, der in seinen Stücken am meisten und am besten die Schurken und schlechten Kerle gemalt hat. . . . .

Was Schiller zu vergeben hatte, verschenkte er mit den schönsten Worten, mit den edelsten Gesten, die wir in Deutschland haben, ein Zeugnis für die fortwährende vornehme Bildung, die er beständig seiner Seele angedeihen liess. Weil er um die Gaben der Götter ringen musste, weil der Fleiss — er selber hat es gesagt — sein Genie war, weil ihm, wie es in seinem Gedicht klingt, welches „Das Glück" heisst, aber „Goethe" heissen könnte, nicht vor des Kampfes Beginn, sondern erst nach bestandener Schlacht die Schläfe lorbeerbekränzt war, wusste er doch: „Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren." Und so rückte er sein Dasein ganz ins Geistige und Sittliche. Goethe sah während des letzten Jahrzehntes diesem Kampfe um das Erhabene auf dem Schlachtfeld von Schillers Angesicht voll Ergriffenheit zu, und bekannte noch seinem Eckermann, dass seine Augen, die Napoleon bestrahlt hatten, nichts Gewaltigeres in ihrem Leben gesehen als das immer mehr hervorwachsende Spirituelle im Antlitze Schillers. Wie wir Rembrandts Kopf in seinen Bildern vom Jüngling zum Greis voll Erschütterung allmählich mehr und mehr verinnerlicht sehen, muss dies auch bei Schiller anzuschauen gewesen sein. Nur dass diese Verwandlung mehr ins Geistige als ins Dämonische wie bei dem Maler überging, der immer düsterer wurde, während Schiller immer heller und heiterer im Gesicht erschien, als würden die Firnen seiner Stirn von dem nahenden Tode verklärt. Mit verschlingender Innigkeit soll sein Blick in seinen letzten Tagen auf Menschen und Dingen geruht haben. Und eine Frau, die seine Auflösung mit erlebt hatte, schrieb an ihren Bruder: „Es ist merkwürdig, dass Schiller allein in seinem schön organisierten Kopf gelebt hat. Die Ärzte stimmen darin überein, dass sie nie einen so ganz verdorbenen und aufgelösten Körper angetroffen hätten, alles verknorpelt, nur den kleinsten Rest von Lunge und — stelle dir vor! — gar kein Herz mehr, nichts mehr, nichts als ein Stückchen Haut."

So aufgebraucht und ausgebrannt für die Menschheit schied der sterbliche Schiller von dieser Erde. Sein Herz war ausgegeben und ausgegossen für die Welt, die goldene Sonne seines Gefühls hatte ihren letzten Rest von Wärme ausgestrahlt. Das H e l d e n h a f t e, das in diesem pathetischen Leben wie in seiner Beschliessung liegt, wird unsere Zeit auch dem M e n s c h e n Schiller

wieder nahe bringen.. Wir sind ja so heroenarm geworden, dass wir Preise aussetzen auf grosse Männer und Werke in unserer Zeit und geradezu Jagd machen auf sie und froh sind, wenn wir wenigstens einen Zeppelin befeiern können."

Nur der beschränkte Raum verbietet uns, diese vor keinem Anstoss zurückscheuende kräftige Rede — wie wir es wohl wünschten — in extenso wiederzugeben.

DIE ERSTE VORSTELLUNG DER GESELLSCHAFT „PAN"

HEINRICH MANN UND DIE KRITIK

PAUL SCHLENTHER IM „BERLINER TAGEBLATT":

Im Kleinen Theater versammelte sich gestern zu höchst ungewöhnlicher Stunde, um 3 Uhr nachmittags, eine grosse literarisch und künstlerisch bewegte Gesellschaft. Es war aber nicht das Kleine Theater, das diese Zusammenkunft herbeiführte, sondern eine neue Zeitschrift „Pan", die dem Romandichter Heinrich Mann beweisen wollte, dass seine Romane besser seien als seine „Akte". Die ersten beiden breitgeschwätzigen, anspruchsvollen Stücke dürfen wieder verschwinden; diesem „Varieté"-Akt gönnen wir das Publikum der Kammerspiele.

J. K. IM „BERLINER LOKAL-ANZEIGER":

Beide Stückchen („Der Tyrann" und „Die Unschuldige") sind gleich unklar und verworren und so reich an psychologischen Spitzfindigkeiten, dass bei der stark pronozierten Undeutlichkeit einiger Darsteller eine Nachprüfung durch das Buch nötig wäre, um zu einem abschliessenden Urteil zu gelangen.

KARL STRECKER IN DER „TÄGLICHEN RUNDSCHAU":

„Der Tyrann" — eine feine Seelenstudie, der das Rampenlicht nicht günstig ist. „Die Unschuldige" — ein dramatisches Einzelmotiv voll stärkster Spannung und Bewegung, das dem Romandichter Mann das Zeugnis eines wirklichen Dramatikers ausstellt. Dass auch ein Lustspieldichter in ihm schlummert, bewies sein sehr heiterer Ausschnitt aus dem Leben einer Brettldiva „Variété", die erfreulichste Gabe der Aufführung, die jedenfalls weit über denen der meisten anderen „akademischen" oder „literarischen" Gesellschaften stand, die wir letzthin in Berlin erlebt haben.

GUSTAV LANDAUER IM „BERLINER BÖRSEN-COURIER":

. . . Diese Stücke gehören aber zur Gattung, die nicht nur den Einzelnen isoliert lässt und in sich selber hineinversenkt, sondern ihn noch dazu teilt, ungewiss und zweifelhaft macht. Man will mit dem Autor allein sein, will Pausen machen und sich besinnen, mit ihm rechten und diskutieren . . . Ob nun die Gesellschaft „Pan" gerade diese Art dialogisierte Analysen auf unseren Bühnen vermisst? Ob sie, gerade weil sie ebenfalls weiss, dass diese Sachen fürs „grosse Publikum" nichts sind, sich an ihr Publikum von Feinschmeckern wenden will?

NORBERT FALK IN DER „B. Z. AM MITTAG“:

Die neugegründete „Pan“-Gesellschaft will, was alle literarischen Gesellschaften vor ihr gewollt haben: „fördern“.

Wenn es ihr aber gelingen wird, durch Kunst zu ergötzen, dann hatte sie eine Sendung; gleichviel ob sie Neues gegeben oder Vorhandenes nur interessant belichtet haben wird.

Gestern nachmittag machte sie im intimen Raum des Kleinen Theaters den Anfang: Heinrich Mann, des Buddenbrock-Dichters älteren Bruder, nahm sie zum Paten; eine bessere Rückendeckung war so kurzerhand allerdings nicht zu finden. Man war Nachmittagsgast bei einem Dichter; bei dem, der die Romane der Herzogin von Assy geschrieben hat, die Geschichte vom Professor Unrath und vor einem Jahr etwa die Histörchen der kleinen Stadt.

MAX OSBORN IN DER „BERLINER MORGENPOST“:

Wenn man uns versprach, Dichter zu pflegen, „deren Stücke nicht oder nur selten gespielt werden“, so ward diesem Programmpunkt immerhin entsprochen. Denn Heinrich Mann ist tatsächlich ein Vernachlässigter, und es muss seinem starken Talent förderlich sein, sich öfters von der Bühne herab reden zu hören.

„DIE POST“:

Erstens: „Der Tyrann“. Ein Renaissance-Dramolett hat dem Verfasser wohl vorgeschwebt .....

Zweitens: „Die Unschuldige“. Abermals ein unendlich ausgesponnener, verworrener Dialog ... Ein gesucht-geheimnisvolles Gespräch mit stückweiser Enthüllung der Vorgeschichte nach nordländischer Manier.

Drittens: „Varieté“. Nicht ohne amüsante Lichter. Ein Stück, das als des Verfassers bestes Talent die Gabe kecker Strichelei bekundet nach frivolen französischen Vorbildern.

ARTHUR ELOESSER IN DER „VOSSISCHEN ZEITUNG“:

Heinrich Mann hat seine Gemeinde neben Thomas so gut wie Carl Hauptmann neben Gerhart, er gilt in partibus derjenigen infidelium, die ungern mit der Mehrheit gehen und lieber den Cadet als das anerkannte Haupt einer Dichterfamilie unterstützen. Ihnen ist er der edle Verbannte, der Prätendent in der stolzen Einsamkeit des Exils und seine Anhänger schaudern vor einer rücksichtslosen, aller Bürgerlichkeit entrückten Renaissancenatur, wenn er in seinen Romanen die Wunder des Blutes preist, die Ekstasen der Ausschweifung in Wollust und Verbrechen. Ich bin auch für das Dämonische, aber bei dem redlichsten Willen habe ich gerade an Heinrich Mann meine Nüchternheit nie verlieren können, und ich bin zu dem Schluss gekommen, dass er wie alle anderen auf Papier schreibt, dass er seine Feder nicht in Blut, sondern in Tinte taucht.

Wenn ich über die beiden tragischen Einakter so wenig sage, so liegt es daran, dass sie mir, trotz vielem Reden, nichts gesagt haben.

PAUL FECHTER IN DEN „DRESDENER NEUESTEN NACHRICHTEN“:

Zur Aufführung gelangte der Einakterzyklus: „Die Bösen“ von Heinrich Mann. Zwei Szenen, „Der Tyrann“ und „Die Unschuldige“, sowie ein sehr

amüsantes Satyrspiel „Varieté". Der Zusammenhang ist lose: Aufzeigung seelischer Verflechtungen, Analysen nachdenklicher, dann grotesker Konstellationen, mit der Sachlichkeit und Konzentriertheit etwa des Schriftstellers Gustav Flaubert hingestellt.

Über den Tyrannen: „Die Szene ist ganz auf psychische Dialektik gestellt, mit dünnen, scharfen Linien bis in die Tiefen der Notwendigkeit geführt, die den Möglichkeiten des Empirischen zugänglich sind ... Weit stärker wirkte der zweite Akt: „Die Unschuldige". Tilla Durieux gab in der Gestaltung dieser Seele das Stärkste, mit einem Gefühl für den Stil dieser intellektuellen Analytik ...."

KERR IM „TAG":

Über „die Unschuldige": „Wahrheiten werden gewendet, alles in halbem Nebel, brennende Worte wie stumm aus der Abwesenheit. Schuldig und schuldlos wird auf etliche Urgeltungen gesehen, ausserhalb des Tarifs, ausserhalb des Nachweisbaren, fast ausserhalb des Bewusstseins. Hier ist etwas, hier wachsen Dinge für uns.

Es bleibt ein wertvoller Akt: mit Dingen, die uns angehn. Hier liege Manns Placenta. Hier die Placenta der Gesellschaft „Pan". Und hier kann meine Kritik zu Ende sein.

„Der Tyrann". O ja; Wechselwirkung zwischen tyrannisierenwollen und tyrannisierenmüssen: schieben und geschoben sein. (Das Gedächtnis weidet im Traum auf Herrn Henry Beyles Triften.)

Zusammengepackt: ein im geringsten nicht geleugneter Gedanke — in einem nicht mehr zu seltenen Bild ...

Und „Varieté". Ach ja; sehr wirksame, sehr gekannte (nicht sehr schwierige) Zeichnung eines Frauenzimmers mit Brettlhorizont. Mit Lebensbejahung, mit Dummheit, mit Schwindel, mit Kaffrigkeit, mit Feilheit ... Nicht grade von Heinrich Mann — und nicht grade für uns.

Man soll bei Weibern wie bei Fischen ... das Mittelstück erwischen. Der alte Spruch gilt auch für die erste Pan-Vorführung."

DAS GASTMAHL DES PLATO

Professor Roethe hat bei dem Erkenntlichkeitsessen, das Plato von Bethmann Hollweg den Berliner Philosophen gab, die Freiheit der Wissenschaft in Preussen gerühmt und — einer glücklichen Eingebung folgend — unter einem demokratischen Parteiregiment die Freiheit der Wissenschaft für gefährdet erklärt. „Er sagte, wie gern die Fakultät dem Reichskanzler ihren Grad verliehen habe als dem Vertreter des Staates, unter dem die Wissenschaft die volle Freiheit geniesse, die ein demokratisches Regiment mit seiner Parteiregierung der Wissenschaft niemals gewähren würde." Zweifellos lassen sich Aeusserungen stärkerer Geisteskraft vorstellen. Wir h a b e n ein Parteiregiment, lieber Roethe. In dekadenten, republikanisch-demokratischen Ländern, wie in Frankreich und Amerika, war es leider möglich, zwei so einschneidende Förderungen menschlichen Wissens, menschlichen Aufsteigens durchzusetzen, wie die Entdeckung des Nordpols und die Aviatik, woran die monarchistisch geförderte Wissenschaft in Preussen zu unserm Schmerz unbeteiligt geblieben ist.

Andrerseits ist die an der Berliner Universität verbürgte Freiheit von folgender Art: gesetzt den Fall, dass ein Mann, namens Arons, die Quadratur des Zirkels fände, so hielten ihn Bethmanns Lober von einem ordentlichen Lehramt fern, weil sie ihn als Sozialisten verachten müssen. Gesetzt den Fall, dass er dann die Sozialdemokratie abgeschworen und ausser der Quadratur des Zirkels auch für den Begriff der „Materie" die so innig gesuchte Formel gefunden hätte: so hielten die Lober Bethmanns ihn immer noch von einem ordentlichen Lehramt fern, weil er — zu Israels maledeitem Samen gehört. Gesetzt aber drittens, er beginge dann eine Gemeinheit, indem er überzeugungslos der Taufe heiliges Sakrament nähme — ermuntert durch die preussische Freiheit der Wissenschaft — dann erst, nach dieser offenkundigen Entwürdigung, schiene er Plato und den Seinen reif für ein Lehramt.

Simpler Haeckel — eben aus der Kirche Ausgetretener — man wusste, weshalb man dich nicht einlud, wärest du gar bei diesem Symposion der beamteten und frommen Philosophen dabei gewesen, sie hätten mit Recht unisono gemurmelt: „Mang uns mang ist einer mang, der nicht mang uns mang gehört."

EIN STUDENTENDENKMAL

Beim Universitätsjubiläum wurden die Vertreter der Nichtinkorporierten so verächtlich von allen andern Angehörigen der Universität behandelt, dass die Frage auftauchte, was die Berliner Finkenschaft (Freie Studentenschaft) denn bis jetzt eigentlich getan habe, um einer anderen Behandlung wert zu sein. Auf diese Frage gibt eine Zeitungsnotiz Auskunft, nach der die freien Studenten von Berlin die Absicht haben, ein Fritz Reuter-Denkmal zu errichten. Das ist sogar eine sehr geschickte Antwort auf weitere unbequeme Fragen, etwa die: ob jene Studenten, die sich die Freien nennen, bis jetzt vielleicht einen auch noch so leisen Versuch gemacht haben, die Anmassung der akademischen Behörden zu mindern. Nach wie vor darf doch der Rektor jede Ankündigung eines Vortrags verbieten, wenn ihm das Thema oder der Vortragende nicht gefällt, oder wenn der Vortrag von einer Frau gehalten wird. Die Finkenschaft hat sich gegen solche und alle die anderen demütigenden Übergriffe Erwachsenen gegenüber bis jetzt nie anders zu helfen gewusst als durch Servilität. Zugegeben, dass der ausgesuchte Freiheitsheld des Studentendenkmals für die ganze Situation äusserst passend gefunden ist. Denn dieser plattdeutsche Heimatkunst-Partikularist mit Familienhumor ist der wahre Inbegriff aller vormärzlichen Stammtischfreiheit. Und wie die Finken in ihren Cenakeln nichts anderes als eine bescheidene Imitation des alten Verbindungskomments treiben, so ahmen sie auch mit ihrem Denkmal irgend einen schwachen Unabhängigkeitsklang nach, der von aussen kommt. Dieser Studenten-Fritz Reuter ist das rechte Freiheitsdenkmal für den Mahagonitisch in der guten Stube des Universitätspedells.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog, Berlin-Halensee.
Verlag von Paul Cassirer, Berlin W. 10, Viktoriastrasse 5.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Erster Jahrgang No. 4 16. Dezember 1910

PAN

Halbmonatsschrift herausgegeben
von WILHELM HERZOG *und* PAUL CASSIRER

JNHALT:

René Schickele .... Briand
George Moore .... Jesus und Paulus
Andreas v. Ady .... Weil Du mich liebst
Ferdinand Hardekopf .... Wedekinds Weg
Ludwig Hatvany .... Anatol
Ludwig Rubiner .... Die Wartenden

Briand

Von RENÉ SCHICKELE

„Bibi travaille pour Bibi."
(Boulanger, vertraulich.)

I.

Sicher war er frühreif, da er in einem dieser ausserordentlich französischen kleinen Hotels aufwuchs, die im Erdgeschoss ein Brettergerüst beherbergen, worauf samtgekleidete „Chanteuses à voix", goldflitterige Soubretten und die Fünfzehnjährigen, die in Paris ihre Zähne verloren haben, sich von anspruchslosen Liebhabern der schönen Künste mit zündenden Kosenamen belegen lassen. Der Preis der Consommation ist ein wenig erhöht, es kostet keinen Eintritt. Im Zwischenstock befinden sich die „Salons", zwischen deren verkratzten Spiegeln die feine junge Welt der Stadt die notorischen „Sterne" mit Champagner bewirtet. Weiter hinauf die Zimmer, die dasselbe kosten, ob man sie für eine halbe Stunde oder für den ganzen Tag mietet . . . Dem nicht immer ungefährlichen Betrieb stehen zwei, drei robuste und erprobte Dienstmädchen vor, die ihrerseits von einem in den Ruhestand getretenen Athleten befehligt werden. Sie sind in den Stockwerken und im „Theater" beschäftigt. Zu ihrer Unterstützung wirbt der Besitzer an den grossen Tagen — Samstag und Sonntag — einen Kellner an, der meistens brustkrank, aber immer schel ist. An den staatlichen Festtagen gehört ein Tisch, hinten, gleich am Vorhang, der bewaffneten Macht, Schutzleuten oder Gendarmen . . . Dieser Vorhang trennt das „Theater" von der eigentlichen Gaststube, wo hinter der Zinkbrüstung des Ausschanks der Herr selber thront. Er bedient die Bierpumpe und hat eine kleine Mütze auf. Am andern Ende der Bastion verkauft seine Frau, den Kopf zwischen der Wage und einem Zeitungsroman, den staatlichen Tabak. Sie trägt einen gehäkelten Umhang um die

Schultern und das Bewusstsein, einer allgemein geachteten Familie anzugehören. Auf einem Strohstuhl schläft eine grosse dicke Katze. Sonst ist niemand im Zimmer. Wenn die Mädchen, die Arme bis zwischen die Brüste voll geleerter Biergläser, den Vorhang mit dem Kopf auseinanderschieben, sieht man in einen wilden, vom Tabakrauch glänzenden Raum, wo kleine einsame Schreie einer krächzenden Stimme von Springfluten zertrümmernder Begeisterung erstickt werden. Dann blicken Herr und Frau Briand mit einer Art verächtlicher Ungeduld auf, die nur die lange Gewohnheit vor einer kräftigeren Äusserung zurückhält . . . Ihre Ehrbarkeit ist stadtbekannt, es gibt niemand, der ihnen den Gruss verweigerte. In ihrem Viertel nennt man einander mit Rührung die schönen Eigenschaften der Frau Briand, und von ihrem Gatten erzählt man, dass er nicht auf den Kopf gefallen sei. Sie lassen den Sohn studieren. Jedermann merkt: der Sohn hat den Kopf des Alten; er wird seinen Weg machen — mit dem Mundwerk, das er ausserdem noch besitzt, und den erobernden Manieren, die er zu Hause hinterm Vorhang gelernt hat. Und als er sich in Saint-Nazaire als Rechtsanwalt niederlässt, stellen sie fest, dass sie richtig prophezeit haben. Der junge Briand hat seinen Weg gemacht. Er plädiert gut. Er gewinnt Prozesse. Er wird wohl seine 6 bis 8000 Francs im Jahr verdienen . . .

Aufgeweckt wie er war, und von jung auf an die Kneipe gewöhnt, nahm der junge Anwalt, ohne zu zögern, an den politischen Debatten teil, denen sich die aufgeklärten Köpfe von Saint-Nazaire in den Kaffeehäusern ihrer Stadt hingaben. Es müsste einen sehr wundern, wenn er sich nicht zu den sozialistischen Ideen bekannt hätte. Alle jungen Anwälte um 1890 waren Sozialisten, wie sie zehn Jahre früher, als die Republik noch von Monarchisten wimmelte, Republikaner waren. Allerdings gab es wenig junge Anwälte in Saint-Nazaire, so dass immer der Augenblick kam, wo die andern, der Diskussionen müde, sich einem gemässigt republikanischen Manillespiel zuwandten oder mit den ältern Herren vom Gericht die Besprechung bürgerlicher Angelegenheiten anschnitten. Dann ging Briand und mischte sich unters Volk oder er suchte in den

weitgedehnten Feldern, am Meer, auf schmalen Pfaden zwischen Obstbäumen Ruhe vor den Problemen seiner Zeit.

Doch das Schicksal wartete nur auf die Gelegenheit, dem feurigen jungen Mann mit der schmalen, geradschulterigen Ringergestalt und dem blassen, von einem dichten schwarzen Schnurrbart hold verwüsteten Gesicht einen Wink, den verständlichen Wink zu geben. Und es liess ihn das Opfer eines Berufsunfalls werden. Ein Feldhüter beschwor, dass Aristide Briand, seines Zeichens Rechtsanwalt, und Sozialist, in den üppigen Wiesen von Saint-Nazaire gegen die guten Sitten verstossen habe.

Die französische Gerichtssprache nennt die dringende Notwendigkeit, einer willigen Frau seine Liebe gelegentlich auch anderswo als zwischen vier Wänden zu beweisen: ein „Attentat auf die Sitten". Ein Attentat kann nie schön sein, aber dieses war besonders hässlich, weil es sich nicht nur gegen die guten Sitten, aber zugleich gegen eine hohe Persönlichkeit des selben Tribunals richtete, wo Briand sein Brot verdiente. Der Unglückliche war verheiratet, und man begreift: die Frau, die an Briands Seite vergessen hatte, dass es selbst an den schönsten Sommerabenden Feldhüter gibt . . . .

Es ging sehr schnell. Am 4. November 1891 verurteilte ihn das Gericht von Saint-Nazaire zu zwei Monaten Gefängnis und 200 Francs Geldstrafe. Briand hatte umsonst geleugnet. Er nahm den Kampf gegen den Feldhüter von neuem auf. Aber der stand im kraftvollen Schatten einer roten Robe wie unterm Schutz der Gerechtigkeit selber. Ein zweites Urteil bestätigte das erste: am 2. Februar des darauffolgenden Jahres. Die Anwälte warfen ihn auf die Strasse. Einer von ihnen gab ihm den guten Rat mit, „in die Politik zu gehn". Vermutlich ein alter Fuchs, der schon manchen in die Politik gehn, aber noch keinen zurückkommen sah.

Briand fuhr nach Paris, der grossen, zauberhaften Stadt, wo schon viele vor ihm, und nicht nur einmal, ihr „Leben wieder von vorn anfingen". Für die Sozialisten war er bereits der „bekannte Agitator von Saint-Nazaire"; sie halfen ihm, sich zu rehabilitieren, und er stürzte sich in eine beispiellose revolu-

tionäre Propaganda, mit der er die damals zum erstenmal stattfindenden syndikalistischen Kongresse aufrührte. Er brannte das grosse rote Licht an: er „erfand“ den Generalstreik . . . Aber alle Anstrengungen, am Pariser Barreau Fuss zu fassen, scheiterten, und Briand musste sich nach dem berühmt duldsamen Pontoise zurückziehen. Hier fand man, dass der Beweis eines Attentats nicht erbracht sei, weil man über die Fülle der vom Gesetz geforderten Öffentlichkeit Zweifel hegen könne. Briand durfte wieder plädieren; aber wo? In Pontoise. Er nahm seinen Wohnsitz auf der äussersten Peripherie des Amtsbereichs: zehn Minuten von Paris, in Enghien. Natürlich blieb er trotzdem oft in Paris über Nacht, viel öfter, als er nach Hause fuhr. Da war es schon praktischer, gleich nach Paris zu ziehn und die Pontoiser Kollegen die unzulängliche Beute unter sich teilen zu lassen. Er hatte die politischen Freuden von Paris genossen, — und da die Politik in dieser Stadt das Leben selbst ist: die gesellschaftliche Leiter hinauf und hinunter Macht und Ruhm bedeutet und selbst in den nachmitternächtlichen Kabaretts von Montmartre zwischen den tollsten Freuden nicht abdankt, da Paris noch immer mit seinen Signalen wie eine Zitadelle über Frankreich ragt, da jede Fussbreite, die man sich in Paris erobert, nach einem für das Land und die Welt geltenden Massstab ein millionenfach grösseres Stück französischen Bodens darstellt, so liess Briand alle andern Bedenken fahren und gab sich rückhaltlos dem Werk seines Ehrgeizes. In drei Jahren hatte er sich beendet, stand er in seiner kühlen Wildheit, fertig, ein Mann mit scharfen Umrissen, selbständig, aus eigener Kraft, an der Spitze des revolutionären Sozialismus.

2.

Im Jahre 1901 brachte das Ministerium Waldeck-Rousseau eine Gesetzvorlage ein, die die Schaffung obligatorischer Schiedsgerichte zur gütlichen Beilegung der Konflikte zwischen Arbeitern und Arbeitgebern vorsah. Jules Huret fragte — für den „Figaro“ — die einflussreichsten Industriellen, Kaufleute und Politiker, was sie sich von der Wirkung eines solchen Gesetzes versprächen. Er ging auch zu Aristide Briand, dem „grossen

sozialistischen Agitator, dem Verkünder des Generalstreiks, dem Generalsekretär des Komitees der sozialistischen Partei". In einem bescheiden möblierten Zimmer traf er „einen jungen, etwa fünfunddreissigjährigen Mann, mit braunem Teint, lebhaften Augen, einem langen herabfallenden Schnurrbart". Kamerad Briand sprach langsam und fest zubeissend; was seine Ausdrucksweise besonders auszeichnete, war ihre überlegene Heftigkeit. „Er gilt," erzählte Huret seinen Lesern, die die Leser des „Figaro" waren und Aristide damals noch nicht kannten, „er gilt in der sozialistischen Partei als ein abgründiger Stratege und in den Schlachten der Volksversammlungen entwickelt er das Genie der Tagesordnungen."

Es lohnt sich, die Ausführungen Briands in der Sammlung von Interviews nachzulesen, die Jules Huret unter dem Titel „Les Grèves" 1902 bei Fasquelles herausgab. „Das Proletariat," heisst es, „verfügt in seinem Kampfe gegen den Kapitalismus heute nur über eine wirksame Waffe. Diese Waffe ist der Streik, der Streik in all seinen Formen: selbstsüchtiger Streik einer einzelnen Korporation, Solidaritätsstreik. Und worin ruht die Kraft eines Streikes? In seiner Plötzlichkeit, die die Einbildungskraft der Masse weckt, die Arbeitgeber überrascht und verwirrt . . . und in seiner Dauer, die oft über den Sieg entscheidet. Das obligatorische Schiedsgericht gäbe den Arbeitgebern die Gewissheit, dass der Streik nicht plötzlich und in einer Art unwiderstehlicher Begeisterung losbricht. Die Arbeiter müssten ihre Beschwerden zu Papier bringen und von Gesetzes wegen 6 Tage mit den Abgeordneten unterhandeln, sie müssten schliesslich in geschlossenen Räumen und geheim abstimmen; die Mehrheit entschiede, ob gestreikt würde, oder nicht. . . Nun, das wäre das Ende des Streikes." Man nehme den, bei allen Massenbewegungen entscheidenden, klugen, kampflustigen Minoritäten die Möglichkeit, die Unwissenden aufzuklären, die Zaghaften mitzureissen, der sich mühsam schleppenden Aktion die Sporen zu geben, und es gibt keine Arbeiterbewegung mehr. Die Minderheiten, die das Gesetz unterdrücken will, das sind „die Führer, die Seele der Arbeiterbewegung, die Agenten des Fortschritts, die der ungefügen Masse das Bewusstsein ihrer

Würde und der Freiheit einblasen, die der Masse ihre eigenen Interessen und ihre eigene Kraft offenbaren." Der Streik ist noch etwas anderes als ein ökonomischer Konflikt, der sich letzten Endes immer gütlich lösen liesse. Er ist vor allem das Werkzeug der sozialen Revolution. Und: „Ich bin immer für die Verallgemeinerung der Konflikte eingetreten." Selbst misslungene Streike haben schätzenswerte Resultate. Sie erziehen den Arbeiter. Sie wecken das Klassenbewusstsein. . . „Man betröge das Proletariat grausam, wenn man ihm die einzige Waffe entrisse, die es besitzt: das Recht zu streiken, und sein Schicksal den Gerichten in die Hände gäbe, deren gehässige Parteilichkeit es jetzt schon oft genug zu spüren bekommt." . . Ein Artikel 26 der Vorlage bestrafte mit Geldbusse und Gefängnis jeden, der durch Gewalt, Drohungen oder Versprechungen den Beschluss der Arbeiter beeinflusste. „Bluff!" rief Briand lachend aus. „Diese scheinbar unparteiische Bestimmung träfe in Wirklichkeit nur die Arbeiter. Der Arbeitgeber setzte sich gewiss nicht aus, . . während der Denunziation seiner Angestellten Tor und Tür geöffnet wären." . .

Soweit hatte Briand als Agitator gesprochen. Es war seine eigenste Angelegenheit, die er verteidigte. Nun vollführte er eine kleine Drehung und sagte, seine Zukunft anlächelnd: Als Politiker bewundere ich Herrn Waldeck-Rousseau! „Er ist der geschickteste und, für uns, gefährlichste Vertreter des Bürgertums. Seine ganze soziale Politik zeigt ihn als einen grossen Staatsmann. Er ist das Minister-Sicherheitsventil, er versteht es hervorragend, den fortschrittlichen Parteien, die ihm über den Kopf zu wachsen drohen, die nötigen Zugeständnisse zu machen." Waldeck-Rousseau hatte einen Sozialisten zum Minister der öffentlichen Arbeiten: Millerand. Briand begriff wohl, dass die beiden einander gut verstanden: „der eine mit seinem Minimum sozialistischer Ansprüche, der andere mit seinem Maximum von Zugeständnissen, beide gleich sehr auf Gesetzlichkeit bedacht und jede Gewalttat, jeden Stoss, alle sozialen Wirrungen verabscheuend." Man solle abwarten, wie diese Zusammenarbeit sich entwickele. . Vorläufig läge es am Proletariat, klug und seiner Vorteile genügend bewusst

zu sein, um nur solche Geschenke anzunehmen, die es weder bedrohen, noch kompromittieren. . . Briand war noch nicht Abgeordneter, aber schon zweimal, mit wachsender Stimmenzahl, in den Wahlen zur Deputiertenkammer durchgefallen.

Manchmal zog er seine Anwaltstoga an und vollbrachte Wunder, die ihn vollends zum Herrn der einzig in seinem Namen vereinigten revolutionären Sozialisten, Insurrektionellen und Libertären machten. So liess er seinen Freund Gustave Hervé dreimal von den Geschworenen freisprechen, obwohl sich Hervé der übelsten antimilitaristischen Aufreizungen schuldig bekannte, und nicht nur er, aber auch Briand selbst, der sein Plädoyer mit der inständigen Bitte an die Geschworenen begann, in ihm nicht den üblichen Verteidiger, aber einen Freund und bedingungslosen Glaubensgenossen Hervés zu sehen, der alle seine angeblich hochverräterischen Ansichten teile und, wo es anginge, ausspreche und verbreite. Ein Augenzeuge der ersten Verhandlung (1901 in Auxerre) erzählt, wie er den Erfolg von Briands Rede auf dem Gesicht eines jungen wachthabenden Offiziers verfolgt habe. . . Bei den ersten provozierenden Sätzen des Plädoyers hasste der Junge mit der ganzen Inbrunst seiner zwanzig Jahre. Aber dann entspannten und erhellten sich seine Züge, und als Briand, nach einer Stunde, zu Ende gesprochen hatte, lächelte der Offizier ihn unwillkürlich an. Er murmelte, weil Hervé den Eindruck des Plädoyers durch eine Reihe ungeschminkter Aufrichtigkeiten zu verderben drohte: „Der Unglückliche wird sich noch das Genick brechen. . .“ Der Offizier war ein Mensch, die Geschworenen waren Bürger einer Republik, sie hielten die Denkfreiheit nicht für eine vom Staate seinen Angehörigen grossmütig gebotene Gelegenheit, sich freiwillig aller Gedanken zu enthalten. Sie sprachen Hervé frei, Hervé, der etwas in der Zeitung geschrieben hatte, wovon er zweifellos überzeugt war, nämlich, dass die nationale Fahne heutzutage und unter sotanen kapitalistischen Verhältnissen auf den Misthaufen gehöre. . .

Briand — und das ist der eine Grund seines Erfolges — hatte nicht auf irgend eine Sanktion und die Anweisung eines Platzes gewartet, um sich an der Führung der sozialistischen Partei zu beteiligen. Er hielt nicht die vorgeschriebene Laufbahn

ein, er übersprang die offiziellen Instanzen der Partei, er zwang sich seinesgleichen durch die Beherrschung der gemeinsamen Klientel auf — das umgekehrte Verfahren des Emporkommens.

Es war die Zeit, wo die französischen Gewerkschaften sich in grossen Verbänden organisierten und zum erstenmal über die Wahl der in den gewöhnlichen und aussergewöhnlichen Konfliktsfällen zu befolgenden Taktik beratschlagten — die Zeit der ersten Gewerkschaftskongresse. Die Arbeiterbewegung ging noch drunter und drüber, Gewerkschaften und Parteien vermischten sich, die sozialistische Partei selbst war in eine Menge Fraktionen geteilt, die selten zusammengingen, aber sich meistens mit mehr Eifer bekämpften, als sie selbst an die gebotene systematische Misshandlung des gemeinsamen Feindes, des Kapitalismus, verwandten. Erst im Jahre 1899 kam durch Jaurès die Gründung des berühmten Generalkomitees zustande, aus der später die Einheit der sozialistischen Partei hervorging. Briand war, als er zum erstenmal auf Kongressen auftrat, nicht wahlfähig, und er hielt sich auch, solange die Pontoiser Richter sein Attentat nicht gut gemacht hatten, streng auf unpolitischem Gebiet. Er predigte die Doktrin, die Hervé den „gewerkschaftlichen Insurrektionismus“ getauft hat. Ohne die rein politische parlamentarische Aktion auch nur ernsthaft in Betracht zu ziehen, lehrte er die Macht des Streiks. Die kurzen, selbst unfruchtbaren Streike bildeten den kampflustigen Gewerkschaftler, gaben ihm seine soldatische Ausbildung. Hervé, der die Revolution mit Hass und Humor zugleich vorbereitet, nennt das die „revolutionäre Gymnastik“. Das Endziel, die grosse Schlacht, blieb der Generalstreik. Er konnte friedlich sein, indem alle Arbeiter einfach die Arme kreuzten. Wahrscheinlich wäre er es aber nicht, denn die hunderttausend Lebelgewehre nähmen wohl oder übel an der Partie teil, und da galt es, dieser Gewehre und ihrer Schussrichtung sicher zu sein. Briand sprach die Vermutung aus, dass diese Richtung sich im entscheidenden Augenblick zur Verwunderung der herrschenden Klasse ändern könnte . . . Es gab ein Mittel, aus der Möglichkeit eine Gewissheit zu machen: die antimilitaristische Propaganda (die, nebenbei gesagt, etwas ganz anders ist als der gutbürgerliche Wunsch,

die Steuerlasten und die Kriegsmöglichkeiten durch eine international geregelte Abrüstung zu verringern). Das alles liess sich ohne Parlament und gegen das Gesetz jedenfalls schneller als mit dem Gesetz verwirklichen. Briand zeigte den Gewerkschaftskongressen eine unkomplizierte Waffe, die jeder Arbeiter handhaben konnte, die eine wirkliche Arbeiterwaffe war, zu deren Führung er nicht erst die immer verdächtigen „Intellektuellen“ heranzuziehen brauchte; die sein wirkliches Eigentum und sogar sein Privileg war. Kein Wunder, dass Briand die Gewerkschafter hinriss, die noch nicht einmal die Gelegenheit gehabt hatten, die Schwierigkeiten und Gefahren der Methode kennen zu lernen, und mit ihnen alle Gläubigen der gewaltsamen Befreiung: Libertäre, Anarchisten und wie sie sonst hiessen! Sie bildeten zwanzig Gruppen. Sie trieben nur eine Art Politik: Antipolitik, Antiparlamentarismus.

Aber Briand sagte nicht, dass der Parlamentarismus schlecht sei. Er äusserte nur nichts Gewisses über ihn, solange er über seine eigene Laufbahn im Ungewissen war. Jedenfalls verwarf er ihn nicht, denn er liess sich bei der ersten Gelegenheit als Kandidat aufstellen. Und die Extremen erzürnten sich nicht einmal. Sie dachten mit Recht, dass ihr Mann selbst als Abgeordneter noch immer der extremste seiner sozialistischen Kollegen wäre. So behielt er den grössten Teil seiner Kundschaft, obwohl er jetzt im Lande herumreiste, weniger, um den Generalstreik zu predigen, als um gegen die Wahlenthaltung der Antiparlamentarier Krieg zu führen. In kurzer Zeit erwarb er sich zu seinen revolutionären Aktiva das Vertrauen der regulären Sozialistentruppen. Es fiel ihm leicht. Einmal wurde er in die Provinz gerufen, um als Diskussionsredner gegen einen Antiparlamentarier aufzutreten. Der Saal war ungeheizt und dem Vorsitzenden, der die einleitenden Worte sprach, fielen immer neue Gedanken ein, die gesagt sein wollten. Briand hätte vielleicht sonst mehr Geduld bewiesen, aber es war verboten, im Saal zu rauchen. Das trieb ihn hinaus. Er fand ein stilles Hinterstübchen, in das von der Rede des Vorsitzenden kein Ton drang. Er rauchte viele Zigaretten, er fühlte sich wohl. Endlich kam jemand hereingestürzt und rief: „C'est à vous!“ Es ist

die Reihe an Ihnen. . . Briand warf die Maryland in eine Ecke, eilte auf die Estrade und begann „den Vorredner“, den Antiparlamentarier, zu widerlegen. Er war prachtvoll. Der Saal applaudierte wie ein Mann. Nur hatte der „Vorredner“ noch gar nicht gesprochen. C'est à vous, damit war gemeint: es ist die Reihe an euch beiden Rednern . . . Der übergangene Antiparlamentarier konnte sich begraben lassen. Niemand erinnerte sich, dass ein Antiparlamentarier da war. Briand hatte kaum zu Ende gesprochen, als auch schon inmitten widerspruchsloser Begeisterung eine Tagesordnung angenommen wurde, worin die Versammelten nach dem Anhören des Bürgers Aristide Briand den Antiparlamentarismus verurteilten, von allen Sozialisten die eifrigste Wahlbeteiligung erwarteten und sich unter den Ruf trennten: „Hoch der Stimmzettel.“

Beim Hinausgehen brummte der Antiparlamentarier: „Früher schlossen deine Tagesordnungen mit Hoch der Generalstreik,“ worauf Briand mit seinem liebenswürdigsten Lächeln erwiderte: „Sage ich etwa, dass der Generalstreik schlecht ist!“ . . .

Die Gescheiten verstanden, dass Briand nur deshalb von seinen ersten Anhängern getrennt marschierte, um desto vereinter zu schlagen. Von da an stand seine überragende Feldherrnbegabung ausser Frage.

Als die sozialistischen Parteien ein gemeinsames Komitee bildeten, das schon erwähnte „Generalkomitee der sozialistischen Partei“, wurde Briand ganz von selbst und ohne dass er sich besonders darum bemühte, leitender Sekretär. Das Generalkomitee hatte seinen Sitz in einem langen schmalen Saal der Rue Portefoin. Auf einer Art Kanzel im Hintergrund, unter einer Riesensonne aus roten Fahnen, sass Briand: schmal, mit gelben, eingefallenen Wangen, tiefliegenden Augen unter einem Wust schwarzer Haare, und nur der lange, breit auslaufende Schnurrbart verlieh diesem Bild eines kränklichen, ungepflegten Mannes den von den Massen geliebten Zug von Verruchtheit, das Kainszeichen des Brandstifters und Sanskulotte. War er fleissig? Gewiss hatte der Parteisekretär schier übermenschliche Arbeit zu verrichten. Er musste das Hauptquartier der Rue Portefoin leiten und in allen wichtigen Volksversammlungen

für die Partei das Wort ergreifen. Aber Briand brauchte sich nie vorzubereiten. Es genügte, dass man ihm, der immer spät kam, schnell die Tagesordnung zuschob; während er sie noch las, erhob er sich schon, um zu sprechen . . . Nachmittags sass er im Café Zimmer Madrid auf den grossen Boulevards. Das war die gute Stunde für die jungen Sozialisten, die damals in der Politik debütierten: die Stunde der Intellektuellen. Briand erzählte mit einem genrehaften Zynismus, der entzückte und aufregte. Er war unerschöpflich in Anekdoten. Seine Diskussionen waren Feuerwerke, deren Schlangenlinien die versammelten Sachverständigen schon um der frechen Grazie willen mit Behagen verfolgten . . . „Qualis artifex!" riefen die Ernsthaften, die in mühsamer Arbeit die dicken theoretischen Bücher verfassten . . .

Spät nachts erstieg der Liebling schleppenden Ganges, den hohen Rücken gebeugt, die Hände in den Taschen eines Überziehers, der nicht gerade für ihn geschnitten schien, den abenteuerlichen Montmartre; er wohnte jenseits der äusseren Boulevards, in der Rue d'Orsel. Die letzten Geschäfte waren erledigt, die Militanten hatten sich getrennt, um schlafen zu gehen. Briand verbrachte den Rest der Nacht in den Cafés und den Kabaretts von Montmartre und schlenderte erst im Morgengrauen nach Hause.

Er kam in die Kammer. Saint-Etienne, damals die Stadt der Streike, wählte ihn zum Abgeordneten, und gleich zeigte er sich als den „Mann der Ordnung", der heute beide Geschlechter der Grossbourgeoisie durch die Entschlossenheit seiner Handgriffe mit dankbarer Bewunderung erfüllt. Während eines Streiks war ein Arbeiter getötet worden. Die Regierung fürchtete, dass das Begräbnis zu neuen Unruhen Veranlassung gäbe. Briand ging zum Präfekten und sagte: „Entfernen Sie die Polizei und lassen Sie das Militär in den Kasernen, kümmern Sie sich nicht um das Begräbnis und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, dass die Ruhe nicht gestört wird." Der Präfekt willigte ein. Und Briand versammelte die Anarchisten, Libertären, Insurrektionellen, die ganze Revolutionsgarde von Saint-Etienne. „Kameraden," sprach er, „ich habe dem Präfekten mein Wort gegeben,

dass alles friedlich abläuft, wenn die roten Hosen und die betressten Henker zu Hause bleiben . . . Beweist ihm, dass Ihr Manns genug seid, den Sicherheitsdienst selbst zu versehen, und dass die revolutionäre Disziplin keine leeres Wort ist. Gebt ihm einen Begriff, was Anarchisten vermögen!" Die Bande begab sich sofort an die Arbeit. Sie bewaffneten sich mit Knüppeln, bestimmten die Marschroute, ordneten den Leichenzug und pflanzten sich mit ihren Keulen zu beiden Seiten des Wegs auf. Zwischen ihnen defilierten zehntausend Sozialisten, still, ohne einen Schrei, und kehrten mit derselben erstaunlichen Ruhe vom Friedhof zurück . . .

Um dieselbe Zeit schickten die Sozialisten eine Abordnung zu Millerand, um ihn zu veranlassen, aus dem durch den Eintritt Galliffets kompromittierten Ministerium Waldeck-Rousseau auszutreten. Briand nahm an der Expedition teil. Er kam mit dem Bescheid zurück: „Unmöglich. Die Gesundheit des Kindes braucht den Garten des Ministeriums." Die andern schlugen mit den Fäusten auf den Tisch. Briand drehte sich nachdenklich eine Zigarette . . . (Ein zweiter Artikel folgt.)

Jesus und Paulus

Von GEORGE MOORE

Ein Szenarium

Nach zwei Entwürfen bearbeitet von MAX MEYERFELD

I. Akt.

Eine weite Halle mit Fenstern im Hintergrund, von denen aus man ferne, im Zwielicht blau leuchtende Berge überblickt. Der Jordan schimmert in der Ferne. Wir sind in einem essäischen Kloster, das mitten in den Bergen von Palästina liegt.

Bei den Essäern war es Brauch, dass ein älterer Mönch die Heilige Schrift las und dunkle Stellen auslegte. Wir entnehmen dem Gespräch zwischen den beiden auftretenden Mönchen Manachem und Zadok, dass, als sie ihre Brüder verliessen, diese noch darüber stritten, ob die Bibelstellen, die Gott menschliche Eigenschaften beilegen, allegorisch aufzufassen wären. Aus Zadoks Einwänden scheint hervorzugehen, dass der Interpret,

Matthias, in seinen Ausführungen weiter gegangen ist, als etlichen Brüdern genehm.

Manachem erklärt: wenn die Bibel von Gott spreche, als sei er ein Mensch, und ihm menschliche Handlungen und Beweggründe zuschreibe, so geschehe es, um ihn den Bedürfnissen derer anzupassen, die geistig und sittlich auf niederer Bildungsstufe ständen; aber die, welche über diese Stufe hinaus seien, deren Verstand sich nicht auf die Phantasie beschränke und deren Wille nicht von selbstsüchtigen Hoffnungen und Befürchtungen beherrscht werde, die läsen etwas anderes heraus. Die könnten sich zu der Vorstellung eines absoluten Wesens erheben. Von diesem Wesen wüssten wir nur, dass es sei, aber nicht, was es sei.

Joazer kommt hinzu und gibt sogleich die Erklärung ab, Matthias sei missverstanden worden. „Es gibt Gott, und es gibt das Wort Gottes: den Logos."

Ananus, der Prior, tritt auf. Als er das Wort Logos vernimmt, sagt er, alles, was sie gesagt und mit angehört hätten, sei unhebräisch. „Es gibt nur einen Gott, der über sein Volk wacht: Jehovah, und er hat es auserwählt."

Die Worte des Priors haben dem Gerede der Mönche ein Ende gemacht. Ihre Aufmerksamkeit wendet sich einem Laienbruder zu, der eben, mit einem Korb am Arm, hereingetreten ist. Ohne die versammelten Mönche zu bemerken, schreitet er zum Fenster und hebt, ohne das Schweigen zu bemerken, also an:

„Wie schön ist das Licht des Abends, wenn es im Ersterben jeden Kamm der Berge enthüllt! Ihre Umrisse sind sichtbar jetzt, sichtbar wie der Wille Gottes."

MATTHIAS: „Hört es alle! Dieser Laienbruder drückt im Traum, unbewusst, eben den Punkt aus, den ich mich mühte, Euch zu erklären. Ihr habt ihn gehört. Sichtbar wie der Wille Gottes, sagt er. Doch was hat mein Bruder in seinem Korbe?"

„Brosamen, die vom Tische gefallen, und ich muss hinausgehen und meine Vögel füttern. Seht nur, sie warten. Wir haben gespeist, und es ziemt uns, sie zu speisen."

Er geht ins Freie hinaus. Die Tauben flattern um ihn her, lassen sich auf seiner Schulter nieder, und er steht da und füttert sie.

Dann beginnt Joazer das Gespräch von neuem: „Versteh ich dich recht, Matthias, so sagst du, wenn es in der Schrift heisse, die Himmel seien vor der Erde geschaffen, so bedeute das, der Verstand sei älter als die Sinne."

„Die Erde ist also die Sinnlichkeit, der Himmel der Verstand. Später als alle andern Geschöpfe ward der Mensch, wie Moses sagte, nach dem Bilde Gottes und ihm gleich geschaffen, und was er sagt, ist richtig, denn nichts auf Erden ähnelt Gott mehr als der Mensch, nicht in den Merkmalen des Leibes, denn Gott hat keine äussere Form, sondern in dem Verstand, der die Obergewalt in seiner Seele besitzt. Denn der Verstand, der in jedem Einzelwesen existiert, ist nach dem Muster des Weltenverstandes als der Urform geschaffen; er ist in gewisser Art der Gott des Leibes, der ihn mit sich trägt, wie ein Bild in einem Schreine. So nimmt der Verstand die gleiche Stelle bei dem Menschen ein, die der grosse Weltenlenker im Universum einnimmt. Er selbst ist unsichtbar, während er alles sieht; er hält sein eigenes Wesen verborgen, während er das Wesen aller andern Dinge durchdringt. Auch schafft er sich durch seine Künste und Wissenschaften freie Bahn über die ganze Erde und die Meere hin und ergründet alles, was in ihnen enthalten ist. Und dann wieder steigt er auf Flügeln empor, blickt herab auf die Luft und alle ihre bewegenden Kräfte, wird zu den Wolken und den kreisenden Himmeln hinangetragen und begleitet den Rundtanz der Planeten und Fixsterne nach den Gesetzen der Musik. Und von der Liebe, der Führerin der Weisheit, geleitet, steigt er noch höher, bis er alles überragt, was durch die Sinne begriffen werden kann, und sich bis zu dem erhebt, was nur durch den Intellekt wahrnehmbar ist. Und wenn er dort in ihrer strahlenden Schönheit die Grundgedanken und Urformen aller Dinge sieht, die der Sinn schön findet, dann ergreift ihn ein nüchterner Rausch, wie die korybantischen Schwärmer, und es erfüllt ihn eine noch stärkere Sehnsucht, die ihn zum höchsten Gipfel der fassbaren Welt emporträgt, bis er sich dem grossen König der fassbaren Welt zu nähern scheint. Und während er ihn in all seiner Glorie zu erblicken eifrig bemüht ist, strömen Strahlen göttlichen Lichtes auf ihn ein, die mit ihrem übergewöhnlichen Glanze die Augen des Verstandes blenden."

Gegen Ende dieser Rede tritt der Laienbruder ein, die Vögel hinter ihm her, und nicht ohne Mühe hält er sie zurück, ihm ins Zimmer zu folgen. Matthias bedauert, dass der Laienbruder die Vögel füttern ging, während Joazer sich über den Verstand des Menschen äusserte. Der Laienbruder antwortet: es gäbe andere, vielleicht wirksamere Mittel als den Verstand. Der Prior drängt den Laienbruder, sich auszusprechen. Und nun erzählt er, wie er früh am Morgen Kleider im Jordan wusch und wie alles Bewusstsein seiner Tätigkeit ihm entschwand und wie er einzig dadurch, dass er die Glorie des Himmels, den Sonnenaufgang hinter den Bergen, anblickte, alle Geheimnisse der Erde und der Himmel zu verstehen schien. „Erst als ich erwachte, entschwand mir das in der Vision erworbene Wissen. Aber ich bin den ganzen Morgen glücklich gewesen, als ich wieder daran ging, die Kleider zu waschen, die unsers Ordens Brüder tragen und die für sie zu reinigen meine Pflicht ist, während sie in gelehrte Gespräche vertieft sind."

Dann fragt ihn der Prior nach seiner Tätigkeit am Nachmittag und ob er im Laufe des Tages ein menschliches Wesen gesehen habe. Er erzählt, er habe einen Priester gesehen, der mahnend zu einer unwilligen Menge sprach. In diesem Augenblick scheint Furcht sich über das Gesicht des Laienbruders zu breiten.

„Willst du etwa sagen, es fromme den Menschen nicht zu predigen?"

„Ich will nichts sagen, ich gebe andern Menschen keine Verordnungen, denn die göttliche Ordnung ist dem Herzen eingepflanzt."

Der Laienbruder wendet sich von dem Prior mit der Entschuldigung, die Arbeit des Tages sei noch nicht getan, der Holzschuppen noch nicht mit Reisig gefüllt. Sobald die Bühne leer ist, fangen Manachem und Zadok wieder an, einen theologischen Streitpunkt zu erörtern. Der Laienbruder kommt mit Reisigbündeln herein und schichtet ein Feuer für sie. Er entschuldigt sich bei ihnen, dass er ihr Gespräch wieder unterbreche, aber er möchte gerne wissen, ob die Stunde gekommen sei, das Tor des Klosters zu verriegeln. Es sei nicht wahrscheinlich, dass ein Reisender diese Nacht um ein Obdach bitte; aber falls einer komme, dort in der Ecke sei ein Bett für ihn. Alsdann verriegelt er das

Klostertor und wirft noch einen Blick nach dem Feuer. Hierauf legt er sich in einer dunkeln Ecke des Zimmers nieder.

Einen Augenblick später hört man am Tor pochen. Sogleich steht der Laienbruder auf, um zu öffnen. Ein untersetzter Mann von struppigem Äussern, haarig im Gesicht, mit einem Bauch schwankt ins Zimmer und bittet um Speise und ein Obdach für die Nacht. Die Brüder gewähren es ihm und sagen dem Laienbruder, er möge Speis und Trank für ihn holen. Dann setzen sie ihr theologisches Gespräch fort, das den Reisenden, trotzdem er sehr ermüdet ist, zu fesseln beginnt. Er hört zu und erzählt ihnen, er habe in Jerusalem gepredigt. Sie fragen ihn, welche Lehre er predige.

„Die der Auferstehung."

„Wessen Auferstehung?"

„Christi. Ihr habt nicht von mir gehört?"

„Nein."

„Ich bin Paulus von Tarsus und predige nun schon an die zwanzig Jahre. Zwanzig Jahre, seitdem ich Christus auf der Strasse nach Damaskus traf, als ich unterwegs war, die Heiligen zu verfolgen."

Der Laienbruder kommt in diesem Augenblick mit einem Wasserbecken, Schwämmen, Handtüchern und einem frischen Gewande zurück und fragt Paulus, ob er ihm die Füsse waschen dürfe; er werde nach dem Bade besser schlafen, denn er sei staubig und von der Reise beschmutzt. Paulus lässt es zu, und der Laienbruder wäscht und trocknet ihm die Füsse. Währenddessen fragt ihn Paulus: „Und auch du, hast du nicht von dem auferstandenen Christus gehört?" Der Laienbruder verneint.

„Du hältst dich ausser dem Hause auf, folgst deinen Herden und hegst die Weinberge, und du hast nicht gehört, dass alle Menschen aller Völker jetzt Christi Anhänger sind?"

Der Laienbruder antwortet, er wisse nichts von diesen Dingen. Paulus blickt ihm ins Antlitz und fragt, wo er ihn gesehen habe. Es kommt Paulus so vor, als habe er den Laienbruder schon früher gesehen; „und doch, es ist nicht möglich", ruft Paulus und sinkt zurück, zu müde, weiter zu sprechen. Der Laienbruder

geht Speise und Trank holen ; Paulus bleibt mit Manachem und Zadok zurück.

MANACHEM: „Wir dachten, du wärest ein Hebräer wie wir."

PAULUS : „Ganz so wie ihr."

MANACHEM : „Warum sagst du uns dann, dass du die Auferstehung predigst und dass alle Menschen von Jehovah abgefallen und zu Christus übergetreten seien? Wer ist dieser Christus, den du predigst?"

PAULUS : „Christus, der Sohn Gottes, von den Toten auferstanden."

MANACHEM (zu Zadok) : „Mit dem Sohne Gottes meint er unzweifelhaft den Logos. Aber von den Toten auferstanden! Wie sollen wir seine Worte verstehen?"

Und er fragt Paulus, ob er mit dem Sohne Gottes das Wort Logos meine, um das Vernunftprinzip auszudrücken, das dem Menschen wie dem Universum innewohne. Das Wort oder der Logos sei Gottes Sohn, der Erstgeborene, der oberste Erzengel.

Auf all das erwidert Paulus barsch, sie missverständen ihn, sie vergeudeten ihre Zeit mit spitzfindigen Gründen; denn was bezweckten jetzt noch Vernunftschlüsse, da Christus von den Toten auferstanden? Die würden errettet, die glaubten, dass die verheissene Erlösung der Menschheit in Erfüllung gegangen.

Der Laienbruder bringt Holz herein und legt es vor Paulus hin, hilft ihm aus seinem Rock, gibt ihm ein reines Linnengewand und führt ihn zum Pfühle, damit er sich stärke. Paulus isst; morgen, sagt er, werde er ihnen des weiteren erzählen, wie Christus von den Toten auferstand.

II. Akt.

Dieselbe Halle.

Bald nach Tagesanbruch kommen Manachem und Zadok herein und suchen ihren Gast.

MANACHEM : „Wir haben ihn schlafend verlassen."

ZADOK : „Das war vor einer Stunde. Vielleicht hat er uns verlassen. Wanderer wie er weilen nicht, sondern brechen auf, solange der Tag frisch ist. Doch es wäre Mangel an Höflichkeit, wollte er uns so jäh, ohne Abschied verlassen."

MANACHEM: „Und doch, sein Bett dort ist leer. (Geht zum Fenster.) Unser Laienbruder hat ihn zum Flussufer geführt, damit er sich reinige. Da kommen sie. Unser Gast geht voran, unser Bruder hinter ihm, und sie tragen das feuchte Linnen und die Schwämme, mit denen sie sich abgespült."

ZADOK: „Da er ein Jude ist wie wir, wollte er nicht aufbrechen, ohne sich zu reinigen. Doch er ist ein Jude. Denk an seine Worte von gestern Abend."

Paulus und der Laienbruder treten ein; Manachem und Paulus bleiben zurück.

Manachem erzählt Paulus von dem einfachen, streng geregelten Leben der Brüder: jeder habe die Woche über seine eigene Tätigkeit. Etliche hätten auf die Felder, den Garten, das Vieh Acht zu geben, etliche hätten Handarbeit zu verrichten. Ihr Leben sei kommunistisch; kein Bruder behalte Privateigentum. Der Prior gesellt sich zu ihnen und erzählt Paulus mehr von der essäischen Brüderschaft, besonders von ihrem Glauben.

„Die Liebe zu Gott heischt die Reinheit des ganzen Lebens, die körperliche inbegriffen. Die Liebe zu Gott heischt insbesondere den Glauben an die gütige Vorsehung Gottes."

Paulus, der wieder sein Judentum bekennt, kommt alsbald auf die Auferstehung zu sprechen, von der der Prior nichts weiss, und erzählt, wie Gott, um die Welt zu erlösen, ein Mensch ward, den Kreuzestod starb und drei Tage danach von den Toten auferstand.

PRIOR: „Woher kam dieser Mensch?"

PAULUS: „Aus Nazareth."

PRIOR: „Ein Jude wie wir?"

PAULUS: „Was sonst? Und aus dem Hause Davids stammend, wie es in der Schrift vorausgesagt, und alle Prophezeiungen Gottes sind in Erfüllung gegangen."

MANACHEM: „Auch von uns einer kam aus Nazareth, und auch er ward von Pilatus verurteilt. (Zum Prior) Pilatus sass über ihn zu Gericht — nicht wahr?"

PRIOR: „Wer einmal hier eintritt, dessen Vergangenheit ist wirklich vergangen, und der Name des Statthalters, der ihn verurteilte, tut nichts zur Sache."

PAULUS: „Verurteilt von Pilatus? Er, der zu Gericht sass über den lebendigen Gott . . . aber Pilatus hat viele Menschen verurteilt. Und doch möcht ich diesen Menschen gerne sehen."

PRIOR: „Ich sagte schon: es gibt keine Vergangenheit jenseit unserer Schwelle, und Manachem tat Unrecht, dir davon zu sprechen."

Paulus lässt sich von der Antwort des Priors beruhigen und fängt wieder an, seine Lehre von der Auferstehung zu verkünden. Er erhebt schwere Anklagen wider die Juden, von denen er mehr zu leiden gehabt als von den Heiden. Und als die Mönche und der Laienbruder erscheinen, erzählt Paulus, zum Ärgernis des Priors, von seinen Verfolgungen: wie die Juden sich der Macht der Heiden zu bedienen suchten, um seinem Predigen ein Ende zu bereiten. Aber hier in diesem Kloster frommer Juden dachte er, es stände ihm frei, ihnen von dem Herrn zu erzählen, den er auf dem Wege nach Damaskus traf.

PRIOR (zu Paulus): „Willst du nicht gehen, wenn du dich ausgeruht, und den Frieden unseres Gewissens fürder nicht stören? Du sprichst von der Auferstehung, und du sprichst von Christus; aber was weisst du denn von ihm, den du im Munde führst?"

PAULUS: „Dass der Stein hinweggerollt und das Grab leer gefunden wurde; dass einige Frauen, Martha und Maria, es leer fanden —"

PRIOR: „Weibergeschichten."

PAULUS: „Und Petrus und Barnabas und Jakobus — hab ich nicht mit ihnen gesprochen?"

PRIOR: „Und was haben sie dir gesagt?"

PAULUS: „Dass die Heiden nur in den Bund aufgenommen werden könnten, wenn sie sich beschneiden liessen. Ich habe ihnen gesagt — was hab ich ihnen gesagt? Die Gedanken entschlüpfen mir —"

PRIOR: „Deine Gedanken eilen schneller als deine Worte, Paulus. Du hast also mit den Brüdern dieses Mannes gestritten, wie du mit mir streitest, und hast Ungemach, Aufruhr und Unordnung heraufbeschworen. Hinweg, Paulus, ein Feuerbrand

bist du! Du weisst nichts von dem, was du predigst, ausser Weibergeschichten.“

PAULUS : „Hör mich an ! Ich sah ein Gesicht auf dem Wege nach Damaskus, als ich hinzog, um die Heiligen zu verfolgen. Da habe ich seinen Namen gehört, den Namen : Jesus von Nazareth.“

Der Laienbruder blickt auf, als er die Worte Jesus von Nazareth vernimmt.

Der Prior wünscht Paulus glückliche Reise und geleitet ihn hinaus. Unmittelbar danach kommt Paulus zurück und dankt dem Laienbruder für all seine Güte. Und er bedauert, dass er Verwirrung unter den Brüdern angerichtet, indem er von Jesus von Nazareth, welcher auferstanden, sprach. „Aber auch du hast nicht von der Auferstehung gehört. Während du mir die Füsse wuschest, sagtest du da nicht, du hättest nicht davon gehört?“

„Und ich sprach wahr. Was würde es mir frommen, von einer Auferstehung zu hören, da jeder Mensch jeden Tag stirbt und wieder geboren wird, und er braucht nur die einfachen Pflichten, die ihm sein Herz sagt, zu tun und ist rechtschaffen. Was frommt es, von einer Auferstehung zu hören !“

„Die Griechen suchen einen Vernunftgrund ; wir Juden aber brauchen ein Wunder.“

„Das Wunder der Natur ist um uns — unser Leben, Erde und Himmel. Gibt es ein grösseres Wunder? Aber du redest beständig von dieser Auferstehung ; erzähle mir von dem, den du im Munde führst.“

„Um die Welt zu erlösen, ward Gottes Sohn Fleisch und Blut, ward gekreuzigt, starb am Kreuze und stand von den Toten auf.“

„Das hast du oft gesagt. Aber wer war er, der am Kreuze starb?“

„Jesus von Nazareth.“

„Der bin ich.“

„Du Jesus von Nazareth ! Lästerer ! Jesus magst du heissen, von Nazareth magst du kommen —“

„Und hing an einem Kreuze auf Golgatha.“

Paulus nimmt Jesu Hände, sieht sie an und findet die Spuren der Nägel ; er blickt nach seiner Stirn und entdeckt die Abdrücke der Dornenkrone. Da ergreift ihn grosse Furcht, er stammelt

unzusammenhängende Worte, torkelt und sinkt schreckgelähmt auf einen Sitz. Als er aus seiner Ohnmacht erwacht, berichtet er von seinen Reisen: wie er predigend von Stadt zu Stadt zog, aus jeder Synagoge ausgewiesen und in Lystra gesteinigt ward. Er erzählt von seiner Bekehrung, wie er Leiden aller Art erduldete, die ganze Zeit über als Teppichmacher seinen Lebensunterhalt verdiente, die Lehre des von den Toten auferstandenen Christus predigte und taufte. Aber das sei nicht seine Sendung. Seine Sendung sei: allen den heiligen Geist zu spenden und zu lehren, dass die Gerechten durch den Glauben leben werden.

„Aber du weisst ja nichts von Jesus von Nazareth, ausser dass er von den Toten auferstand — eine Geschichte, die du von Martha und Maria gehört hast."

„Das waren die Frauen, die zum Grabe gingen."

„So viel weisst du also und nicht mehr. Gabst du dich zufrieden mit dem Gesicht, das dir auf dem Wege nach Damaskus erschien?"

„Vollauf zufrieden — ward ich denn nicht geblendet in die Stadt geführt, um meine Befehle in Empfang zu nehmen?"

„Und zwanzig Jahre bist du über die Erde gewandert, hast im Namen dieses Menschen gepredigt, dessen Worte zu erfahren du dich nie befleissigt hast? Sind meine Worte schon vergessen? Ich hatte sie selbst vergessen. Du, Paulus, hast mir diese ganze Zeit wieder zurückgebracht und die Worte, die ich zu meinen dir bekannten Jüngern sprach, zu Petrus, Barnabas und meinem Bruder Jakobus. Haben sie dir von mir erzählt?"

„Von Barnabas weiss ich nichts, und Petrus und Jakobus, der Bruder des Herrn, glauben noch an das Gesetz."

„Und du hast mit ihnen gestritten, Paulus, und hast dich nie befleissigt, die Worte dessen zu erfahren, dessen Namen du umsonst anrufst."

„Lästerer du, der du dich für Gottes Sohn ausgibst, welcher von den Toten auferstand!"

„Schau die Hände an, die ans Kreuz genagelt waren, und die Stirn, die mit Dornen gekrönt ward. Willst du deine Hand in die Seite stecken, die von dem Speer durchbohrt ward?"

„Männer und Weiber haben sich lieber den Löwen vorwerfen lassen, als dass sie dich und deine Auferstehung geleugnet hätten. Möchtest du, dass ich jetzt ausziehe und alles für Lug erkläre . . . selbst wenn du mich nicht belügst —“

„Selbst wenn ich dich nicht belüge, frommt es dir noch zu lügen.“

„Nach zwanzig Jahren des Kampfes und Leidens . . . Nein, du bist nicht Jesus von Nazareth. Das will ich dir beweisen, auf dass du deine Sünde bereuest.“

„Und wie kannst du das?“

„Ich will Zeugen holen, die zu dem Grabe gingen, darin Jesus lag, will zu Martha und Maria gehen und zu andern, die dich kannten, die Christus, den Sohn Gottes, kannten. Ich will von hinnen und sie suchen.“

Er geht ab. Der Prior kommt herein und findet Jesus betroffen. Er fragt ihn, was er mit dem Fremdling gesprochen, und Jesus erzählt ihm, Paulus habe ihn gefragt, ob er Jesus von Nazareth sei, und er habe geantwortet, er sei der, welcher auf Golgatha gekreuzigt ward. „Er ist davongegangen und will Zeugen holen, um mir zu beweisen, dass ich nur ein Lästerer bin, und dass Christus, der von den Toten auferstand, jetzt zur Rechten Gottes des Vaters sitzt, der im Himmel ist. Er wird geschwind zurückkehren, und mich werden sie wieder hinausschleppen, auf ein Kreuz legen und mit Dornen krönen. Einmal habe ich unsern Vater, der im Himmel ist, gebeten, diese Prüfung an mir vorübergehen zu lassen, aber es war anders bestimmt, und ich musste leiden. Soll ich wiederum ans Kreuz geschlagen werden? Nach diesen zwanzig Jahren des Friedens, Friedens und Vergessens. Es scheint mir mehr, als ich ertragen habe. Dass ich meine Last einmal gen Golgatha getragen, ist das nicht genug?“

„Nicht doch, mein Sohn, wir werden dich hier behalten, und keiner soll kommen und dich von uns reissen. Fürchte nichts! Fürchte nichts!“

(Der Prior und Jesus ab.)

III. Akt.

Dieselbe Halle. Halbdunkel vor Tagesanbruch.

Jesus erhebt sich von seinem Lager. Er beugt sich über den noch schlafenden Manachem. „Dich haben Sorgen nicht angerührt. Du kamst in dieses Kloster, als du jung warst. Du wirst darin leben, bis du alt bist, in jenem Frieden, der mir nun geraubt werden soll." Er wendet sich zu Zadoks Lagerstatt. „Ich werde dich nie wiedersehen, nie wieder dieses Kloster, darin ich so lange geweilt. Für mich fängt jetzt von neuem die Unrast der Welt an, die Unrast, von der ich mich befreit glaubte."

Während er diesen Gedanken nachhängt, fährt Zadok aus dem Schlafe auf, ruft Jesus, der schon auf der Schwelle steht, bei Namen und eilt ihm nach. Die Mönche wollen wissen, wohin Jesus gehe; die Stunde der Arbeit habe noch nicht begonnen — warum er vor Tagesgrauen aufbrechen wolle? Sie haben eine Ahnung, dass Jesus sie zu verlassen wünsche. Er widerspricht ihnen nicht, und als sie ihn zurückhalten, beschwört er sie, ihn gehen zu lassen.

Der durch einen Traum aus dem Schlafe aufgescheuchte Prior erscheint in der Tür und bittet die Mönche, ihn mit Jesus allein zu lassen. Langsam beginnt der Tag hinter den Bergen zu schimmern. Der Prior fragt Jesus nach dem Grunde seines Gehens. Jesus ist in grosser Seelenangst und breitet sein Inneres vor dem Prior aus. Es sei ihm klar geworden, dass es seine Pflicht sei, hinauszuziehen und Paulus zu widerlegen, der eine auf einer Lüge aufgebaute Religion lehre. Der Prior gibt ihm zu verstehen: möge immerhin die Tatsache der Auferstehung eine Lüge sein, so halte er doch Paulus' Lehre nicht für eine falsche Lehre. „Er ist ein Jude und versichert, dass er an das Gesetz glaubt. Freilich meint er, das Gesetz in der Bibel sei nicht vollkommen, aber es werde jetzt vollkommen durch —"

„Durch meine Auferstehung", antwortet Jesus und erzählt, wie im Laufe der Nacht alle Feigheit des Tages von ihm gewichen sei, wie er fühle, ganz so wie schon einmal, dass er wieder leiden müsse, denn so sei es bestimmt. Er habe die ganze Nacht gebetet, wie schon einmal, dass der Kelch an ihm vorübergehen möge, dass ihm die Qual des Kreuzestodes erspart bleibe; denn wenn er

nach Jerusalem gehe, würden ihn die Schriftgelehrten wieder verfolgen. „Sie sind ohn' Erbarmen, diese Priester. Sie haben Paulus verfolgt, sie werden mich verfolgen. Die ganze Welt ist nur Verfolgung."

Der Prior sucht ihn zu überzeugen, dass er bleiben müsse, sie könnten ihn verbergen; aber Jesus sagt, jetzt gäbe es kein Verstecken mehr, denn Paulus sei nach Jerusalem gegangen und werde Zeugen gegen ihn aufbringen.

Sie gehen zum Fenster. Der Tag bricht herrlich über die Landschaft herein. „Es ist alles so friedlich," und Jesus gibt seiner Verwunderung Ausdruck, warum auf Erden und am Himmel solcher Friede und so viel Unruhe im Menschenherzen sei. Während Jesus in einer Ecke betet, bleibt der Prior am Fenster stehen. Plötzlich sieht er Paulus über die Ebene eilen, aber er ist allein.

„Er hat keine Zeugen gefunden. Zwanzig Jahre sind seit Golgatha vergangen, und eine grosse Zahl der Aussagen ist hinweggewischt."

Paulus kommt herein und sagt, er habe sich nicht nach Jerusalem hineingewagt, weil er wisse, dass es für ihn der Tod sei, die Stadt zu betreten; ausserdem habe es keinen Zweck mehr gehabt, denn vor den Toren der Stadt sei ihm Maria Magdalena begegnet, die ihm auf dem Fusse folge. Von ihr habe er erfahren, dass Joseph von Arimathia und Martha tot seien, dass Petrus in Antiochia weile. Und nun bittet der Prior Paulus, er möge seiner Wege gehen und seine Lehre verkünden; sie aber möge er in Ruhe lassen, sie hielten hier im Kloster an dem Gesetze fest, sie seien Juden . . .

„Und wer ist mehr ein Jude als ich?" wirft Paulus dazwischen.

Maria Magdalena stürzt herein, und als sie den Mann wiedererkennt, der auf Golgatha zwischen zwei Dieben den Kreuzestod starb, fällt sie vor ihm nieder. Sie berichtet, es sei stets das Gerücht gegangen, Jesus sei nicht tot, sie selbst habe ihn, nachdem man ihn für tot gehalten, im Garten als Gärtner gesehen, andere hätten ihn auch gesehen, nachdem sie geglaubt, er sei ins Grab gelegt worden. Und nun erzählt ihr Jesus, wie er aus seiner

Ohnmacht erwacht sei, als er von Joseph zum Grabe getragen wurde, wie ihn Joseph mit in sein Haus genommen und wie er dort gelebt habe, bis seine Wunden geheilt seien ; dann sei er in dieses Kloster eingetreten und habe zwanzig Jahre lang die Vergangenheit zu vergessen gesucht. Erst gestern abend, als dieser Mann, Paulus, ins Kloster geflüchtet kam, um ein Obdach bat und ihm mitteilte, er predige die Auferstehung Jesu von Nazareth, da seien alle Erinnerungen wieder in ihm lebendig geworden.

„Paulus, Paulus, warum verfolgst du mich? Hast du nicht meine Hände und Füsse gesehen, willst du auch noch meine von dem Speer durchbohrte Seite sehen? Nein, selbst das würde dir nicht den Glauben an mich geben."

„Glauben — Glauben — wer hat den Glauben gehabt wie ich?"

„Der Glaube an dich selbst, Paulus, hindert dich, an mich zu glauben. Was ein Mensch zwanzig Jahre geglaubt hat, wird er bis an sein Ende glauben."

Dann wendet sich Jesus zu Magdalena und bittet sie, ihnen zu sagen, ob das Grab leer gewesen sei.

„Ja, das Grab war leer und der Stein hinweggerollt."

Nun bittet er sie, nach Jerusalem zurückzukehren und nichts von dieser Begegnung verlauten zu lassen, und nimmt Abschied von Magdalena. Der Prior geleitet sie hinaus.

PAULUS (allein mit Jesus) : „Kein Mensch weiss, was er glaubt, aber niemand ist so glaubensstark wie ich. Warum soll der Leib Jesu nicht von den Toten auferstanden sein? Deine Jünger verkünden doch auch, dass die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen rein werden, die Tauben hören, die Toten aufstehen, und dass das Evangelium den Armen gepredigt wird."

JESUS : „Nichts von alledem ist wahr, bis auf das eine, dass das Evangelium den Armen gepredigt wird."

PAULUS (in Zorn geratend) :„Zwanzig Jahre hab ich das Wunder der Auferstehung gepredigt, zwanzig Jahre die Lehre verkündet, dass Christus am Kreuze starb, um die Menschheit von dem Fluch des Gesetzes zu erlösen. Ich kann meinen Glauben an die Auferstehung nicht im Stiche lassen. Es hat eine Auf-

erstehung gegeben. Christus ist auferstanden in mir, Paulus. Ich bin die Auferstehung. Soll ich es ruhig mit anhören, dass ein Mönch aus einem essäischen Kloster hinauszieht und erklärt, er sei es gewesen, der am Kreuze starb, und die Auferstehung sei nur eine von Paulus gepredigte Fabel?"

JESUS: „Aber in diese Fabel werden andere Fabeln hineingewoben werden."

PAULUS: „Denk an den Schmerz, den es den Gläubigen bereiten wird!"

JESUS: „Besser, deine Freunde leiden jetzt, als dass die ganze Welt hernach ewig leide!"

PAULUS: „Der Glaube an die Auferstehung hat neue Menschen geschaffen, hat sie geläutert, wie das Gesetz es nie vermochte, und fortan werden sie in Demut und Gehorsam wandeln und einander lieben."

JESUS: „Die Zeit ist nicht fern, da die Menschen, statt einander zu lieben, durch den Glauben zum Hass geführt werden, und ungezählte Verbrechen werden früher oder später in seinem Namen begangen werden. Deine Lehre ist auf einer Lüge begründet, und sie wird Unheil anrichten, wie du es nicht ahnst. Wir wollen selbander nach Jerusalem gehen. Dort will ich ihnen sagen, dass ich ein Mensch wie sie."

PAULUS: „Wenn du nach Jerusalem gehst, wird man dich abermals ans Kreuz schlagen."

JESUS: „Sei's drum! Das Leiden, das ich beendet wähnte, mag von neuem beginnen. Lass uns selbander nach Jerusalem gehen!"

PAULUS: „Damit das Christentum lebe, muss Christus sterben."

Er stürzt zur Tür, und als Jesus an ihm vorüber will, schlägt er ihn mit seinem Stock nieder. Jesus stirbt. Paulus beklagt seine übereilte Tat. Er müsse nun nach Rom gehen, wo ihm der Tod bevorstehe. Wenn dieser Mensch eine Lüge gesagt, so habe er den Tod verdient, und durch seinen Tod werde das Christentum errettet. Darauf geht Paulus ab.

Der Prior kommt zurück und schreibt Jesu Tod mehr einer plötzlichen seelischen Erschütterung zu als einem Schlage von

Paulus' Hand; denn wer könne einen so wahrhaft gütigen Menschen wie diesen Jesus von Nazareth erschlagen? Er ruft etliche Mönche herbei, die den Leichnam hinaustragen. Der Prior folgt ihnen.

Weil Du mich liebst

Von ANDREAS VON ADY

Spiegel der Wunder
Sind Deine Augen:
Sie sahen mich an.
Meisterin bist Du,
Hohepriesterin, —
Gesalbte der Küsse.
Heil Deinem Weibtum —
Es hat mich gesehn,
Gesegnet Dein Weibtum —
Mich hat es erschaut.
Und weil Du mich liebst
Mit grosser Liebe —
Mit grosser Liebe
Lieb ich Dich;
Und weil Du *mich* liebst,
Trägst Du die Krone:
Du bist das Weib,
Du bist die Schönste.

Aus dem Ungarischen von Heinrich Horvàth

Wedekinds Weg

Von FERDINAND HARDEKOPF

Wenn jemand, zur schlichtesten, unbewachtesten Aeusserung, nur den Mund zu öffnen braucht, damit sofort eine Anekdote, eine unglaubliche Legende, ein Beitrag zur Mythologie entstehe: so wird das seine Gründe haben. Immer aufs Neue erstaunt, in der trotzigen und wieder demütigen Haltung dessen, dem alles heute Menschliche fremd ist, beobachtet Frank Wedekind, wie kein Wort, das er sagt, kein Werk, das er dichtet, glatt in die Gegenwart eingehen kann. Auf eine fatale Art haben Autor und Publikum hier die Rollen getauscht: vor Wedekind, dem Zuschauer, spielt die Welt, in unaufhörlichen Varianten, das verächtliche Drama ihrer Verständnislosigkeiit und Unverständlichkeit, ihrer Sesshaftigkeit, ihrer Treue zur Tünche: der einzigen, feigen Treue, die sie zu vergeben hat. Diese skandalöse Vorstellung hebt an, wie ein banales Fieber, so oft der aufmerksame Dichter, behutsam, höflich im Parkett, vor der unbegriffenen Handlung ein Lächeln, ein Hüsteln, ein Scharren nicht vermeidet. Oder durch den Schleier seiner Augen glüht es heisser: wie eine Rettung. Dann denkt er an s e i n e Zeit. Er gehört nicht zu unseren Tagen, dieser Unkontrollierbare. Auch keine deutsche Zukunft würde das Kompliment verdienen, dass man ihr solche Bewohner zuwiese. Sondern wie es Flüsse gibt, die plötzlich im Erdboden versinken und, nach langem unterirdischem Laufe, wieder aufsteigen, fern zum Lichte neugeboren: so hat eine versunkene Welt, unsichtbar fortströmend und sich sublimierend, in Wedekind ihren spätesten Sohn an die Oberfläche geworfen, damit er es sei, der ihre letzten Erkenntnisse künde. Das achtzehnte Jahrhundert, wie blutarm und geistreich auch immer, hatte seine feinen Säfte noch nicht verbraucht, als die Demokratie es guillotinierte. Diese Säfte, eingesickert rund um das Schaffott, sprudeln nun wieder, jenseits einer mystischen Filtration.

Man wird der Gegenwart zubilligen, dass Derlei tief beunruhigt. Unter den heutigen Dingen ist nichts unwahrscheinlicher, als dass Frank Wedekind lebt. Er selbst muss jeden Morgen darüber endlos verblüfft sein. Da er jedoch, aus tiefer Erdgebundenheit, über Reserven verfügte, so entquoll einer Uebermenschenlaune der Entschluss: nicht auf sich zu verzichten, auch in der unrichtigsten Epoche nicht. In diesem Augenblick begann sein Kampf um die Welt und die Blamage einer Gesellschaft, der jede geistige Bereitschaft, kasuistisch zerfaserte Werte aus einer psychologischen Vergangenheit zu übernehmen, von Grund aus versagt war. Wedekind selbst — anfangs ahnte er vielleicht kaum, wie es um ihn stand. Er fühlte nur, dass er da war und eine Partnerin brauchte. Er warb. „Frühlings Erwachen" ist die keuscheste, bräutlichste Pfingstblüte aus den wilden Gärten der Wagner, Klinger, Lenz. Birkenlaub, das zitterte im Sturm und Drang. Und in früher Lyrik flutet, wie dunkel bewegte Tannenschwingen, das Pathos aus Schillers erster Periode. Das gelbe Licht dann in Lulus Salons, die Mathematik ihrer Karriere, das Bunte ihrer Wirkungen — es ist ancien régime, bereichert um die Nervosität, um die vibrierende Feinhörigkeit eines unerhörten Emigrantentums . . . Als prompt das Berechenbare eintrat: als Neu-Deutschland den Bazillus im Blute spürte und sich Infektionen dieser geistigen Art verbat, ja: ihn, den ehrlichsten aller Giftmischer, für einen tückischen Clown erklärte: da brach Wedekind in sich zusammen. Der Bürger sei stolz auf diese

Katastrophe: keiner ward je so ausgestossen, all seinen Himmeln entrissen. Wieder geschah das Entscheidende quand même. Dieser Dichter entschied sich für einen Passionsweg, den noch jedem anderen die Kritik abgenommen hatte: er entblösste, zerlegte sich vor allem Volke und zeigte, wer er war: ein Heiliger. Vieler dramatischer Stationen bedurfte es dazu. Es muss ein Martyrium gewesen sein ohne gleichen. Es scheint vollendet. Jetzt wissen alle, an denen ihm gelegen sein kann, welche evangelische Absicht in Frank Wedekind Fleisch geworden ist.

Nach diesem grauenvollen Umwege ist er in sein Reich zurückgekehrt. Er braucht nicht mehr zu beichten, nicht mehr Gestalten zu schaffen nach seinem Bilde, er darf endlich wieder Geliebte formen: Geschöpfe, zu denen er lind und zart sein, mit denen er spielen, in denen er sich spiegeln kann. Ohne solchen imaginären Verkehr zerginge er unter den Menschen. Lange nach Wendla und Lulu ist jetzt Effie erstanden, ein Mädchen, das aus seinem aristokratischen Elternhause die äusserste, zum Cocottentum nötige Feinheit mitbringt. Der Bourbonenzeit hatte man die Möglichkeit abgeschnitten, Effie in ihrer Vollkommenheit zu bilden: die Enthusiastin ihres Metiers, bewusst und naiv und ganz wahr. Im schönen Einklang ihrer Natur, ihrer Bestimmung und ihrer Wirkung triumphiert sonnigste Aufrichtigkeit. Als Wedekind ihre Geschichte*) neulich in München vorlas, konnte man sehen, wie tief er Effie liebte. Er näherte sich ihr ganz vorsichtig und streichelte sie mit seiner Stimme. Weisse Lichtgarben goss er um sie. Er behandelte sie mit zärtlichster Diskretion, fürchtete stets, sie zu verletzen. Als hätte die Erde sich aufgetan, und er sei ihr Krater, der fein zerrissene Mund verbannter Feuerströme: so sass Frank Wedekind und warb wieder — nicht mehr für sich, nur noch für sein jüngstes Kind. Von Effies Seele weiss er viel. „Welt, in mir ging dir ein Weib verloren" — hat er von sich gesagt. Baudelaire, wenn er die bläuliche Dämmerung um Dirnenaugen genoss und bald darauf bemitleidete, war christliches Publikum. Wedekind steht innerhalb des Ringes. Wie ein Kenner aus jener Zeit, weiss er um alle Situationen, alle Intriguen, die möglich sind. Und der scheinbare Rationalismus, der ihn die Gefühle ablehnen lässt, verklärt sich zu höchster Sachlichkeit, Zuverlässigkeit, Güte. Hier wölbt sich über dem mathematischen Schachbrett des Rococo eine Religion . . . Effies Freudenweg erklimmt die steile Höhe des Schlosses Wetterstein (desselben, das den Dichter aufwachsen sah, und das, in Donalds, des Bruders Roman: „Ultra montes", Schloss Wildegg geheissen hatte). Dort oben — eine dünne Höhenluft weht — wartet die Krönung: Effie tötet sich zur Lust dessen, den sie liebt.

Sie muss für Deutsche verdächtig sein. Unserer Zeit, in der die Zeitungen das Abenteuer ersetzt haben, wird nichts qualvoller, als der ungeregelte Triumph der Courtisanen — der Mädchen, die die süsse Schmach, Mensch zu sein, am reichlichsten, fieberhaftesten fühlen; in deren Elend, deren Reue noch unverwüstliches Selbstgefühl lodert; die den Luxus auskosten, alle Männer voll anerkennen zu dürfen — jeden nach seiner Art; und denen an Gefährlichkeit es keiner je gleichtun wird. Mit Befremden auch wird der Deutsche erfahren von der neuen Sittlichkeit, die erwächst, sobald die Grenze überschritten ist; von dieser virginité refaite —: wieviel Disziplin, Wachsamkeit, Zartheit ist da auf einmal zur Pflicht geworden!

*) „Schloss Wetterstein", Familientrilogie (In allen Sätteln gerecht; Mit allen Hunden gehetzt; In allen Wassern gewaschen), bei Georg Müller, München.

. . . Wedekind hat die Märkte, auf denen er sich geisselte, verlassen. Er steigt ins Gebirge. Lawinen drohen da und Gletscher. Aber, wie Nietzsche, liebt er die Gefahr. Lockt ihn das ewige Eis, in dem Ibsen entschwand? Oder blendet, jenseits der Berge, Petri Kuppel seinen Blick? . . . Wie immer diese Linie verläuft: sie wird die Fieberkurve eines Mannes sein, der, jeder Kritik längst entrückt, ein Anrecht hat auf unsere ehrfürchtigste Diagnose.

Anatol

Der gemütliche Urenkel Child Harolds tänzelte diese Woche über die Bühne des Lessing-Theaters. Die Wiener Mama hat den englischen Gemahl mit einem Franzosen, genannt Mauppassant, betrogen. Das ethnographische Experiment dieser Rassenmischung hat der Dame viel Vergnügen verursacht, und es ist daraus ein gar zu nettes Kerlchen entstanden. Der lebenslustigste Weltschmerzler, der Mann mit dem kusshungrigen Sattsein, ein ewig beschäftigter Müssiggänger.

Ein Kunstprodukt der Grossstadt charakterisiert durch die gut gebügelte Hosenfalte. Das ist Anatol. Aber die ewige Sehnsucht nach dem Weibe veredelt diesen Gecken. Ein künstliches Etwas, ein Dandy in steter Berührung mit dem Elementaren alles Weiblichen. Das ist das Problem dieser Einakter.

Es sind lustige, wohlige, leichte Stücke. Leicht in der Form, lustig im Dialog, wohlig in der Atmosphäre, aber eigentlich tief rührend und aufwühlend, geschrieben in verstecktem Leid von einem Vielgeprüften am Weibe.

Anatole auf seiner unaufhörlichen Liebesjagd ist wie ein unbeholfenes Kind, das seine Mutter sucht. Hat das Kind seine Mutter gehabt, soll auch der Mann die seine haben. Untreue Männer sind nicht hart und herzlos (wie man sie gewöhnlich schildert), — sie sind die grössten Kinder, die weichsten Muttersöhnchen, mit einer Sehnsucht ganzer Hingabe und eines vollen Geliebtseins. Kein Wunder, dass ihre Seelenwanderung durch viele Frauenleiber dauern muss ein Leben lang.

Werde ich allein geliebt? Nur für mich geliebt? Kann ich im Augenblick eine Ewigkeit schenken? Das sind die Schicksalsfragen Anatoles.

Seine Existenz ist ausgefüllt durch den Kampf mit der Frau. Das hat für uns Heutige, Nervigere etwas störendes. Der Kampf des Mannes, der durch das Weib aus seinen Bahnen gelenkt wird, regt mich auf. Aber das enge Leben eines fin de siècle-Männchens, der gar keine Bahnen geht: sein Winseln und sein Stöhnen, seine Gebärden und seine Witze, das alles wirkt schon etwas verstaubt. Es gibt uns mehr dokumentairen Aufschluss über ein entschwundenes Jahrzehnt, als der Stoff an aufpeitschendem, in uns eingreifendem Interesse erregen könnte.

Darum hat auch das Publikum, das vier Stücke geniessend und mitempfindend aufnahm, plötzlich nach dem fünften widerstanden. Es war zu viel aus einem Guss, und mit der gewohnten Undankbarkeit der abgekühlten Theaterbesucher verliessen die Leute kaum applaudierend das Haus.

Von dem Recht dieser Undankbarkeit will ich nun auch Gebrauch machen. Ich will es sogar missbrauchen. Ich schweige über manches Treffliche, das uns besonders die Schauspielerinnen boten und möchte einige verfängliche Fragen stellen:

Hat man je einen Weltmann so eine scheussliche Bude bewohnen sehen? Anatole in so einem Zimmer ist um die Hälfte seiner Wirkung gebracht.

Ist das eine Gasse am Weihnachtsabend? Bewegen sich diese Schauspieler in einem gut geheizten Salon oder in Schnee und Eis, zwischen Häusermauern? Ist das eine Wiener Balleteuse? Fräulein Sussin spielt glänzend, aber sie trägt einen Regenmantel wie ein Berliner Dienstmädchen, das zu Schramm geht. Kleinigkeiten. Frivole Aeusserlichkeiten. Aber sie stören mein Auge. Und wenn ich ins Theater gehe, kann ich doch meine Augen nicht in die Seele stecken? Weil es Aeusserlichkeiten gibt, die ablenken, darf man aus Trotz gegen solchen eitlen Aufwand nicht vergessen, dass es auch Aeusserlichkeiten gibt, die zugleich das Innere offenbaren. LUDWIG HATVANY

Die Wartenden

Menschen der heutigen Gesellschaft, die den Roman von Arthur Holitscher lesen, müssen in ungeheurer Angst erwachen. In dieser Dichtung erscheint unsere Zeit wie ein blitzschnell lautloser Absturz im Fiebertraum. Man kommt vor dem Buch gar nicht auf Fragen nach irgend einer Kunst. Dem Leser bleibt nichts als verzweifelte und fruchtlose Abwehr. Aber man ist gegen das eigene Entsetzen wehrlos, man kann das Buch nicht einmal im Schreck zuklappen und weglegen: so unmerklich gleitend und in unheimlich immaterieller Stille geht es weiter.

Die Menschen in der Dichtung Holitschers warten ihr Leben lang. Der Mann auf die Begegnung mit der Geliebten, das ungeliebte Mädchen auf den Mann; ein anderer wartet auf das Mädchen. Ein Künstler wartet auf seine Vision; die Frau, die er malt, wartet auf Enthüllung seiner Menschlichkeit. Um diese Menschen schliesst sich ein Chor knirschend Verzweifelter, Russen aus der Revolution. Sie warten auf die Freiheitstat, Ermordung des Grossfürsten. Dieser Ring düsterster Finsternis des Elends schliesst sich um den Mann, das Warten taucht ihn unter, wie eine Welle. Sie alle verkommen, sterben verhurt oder unter Zuhälterfäusten, werden zerstört im Abgrund elendester Dunkelheit. Der Mann findet die Geliebte wieder, es ist zu spät, ihre Sinne sind erloschen. Es bleibt nichts mehr. Vielleicht die Tat? Mitten in diesem geordneten Deutschland, unter sympathisch gut gekleideten und harmlos Satten will dieser gutgekleidete, gesättigte Deutsche das Revolutionsattentat ausführen. Er wartet. Dann ist es zu spät, und er stirbt einen dreckigen Tod. Er wartet noch im Tod — vielleicht ein Ausweg!

Das scheint kein epischer Inhalt zu sein. Diese Menschen, die nicht selbst handeln, sondern den Moment ihres Lebens suchen, in dem alle Triebe gedrängt sich zu einer Handlung in die Zukunft entladen, die enden alle nicht in einer Tat, sondern mit einem schrecklichen Abbiegen, in einem stumpfen Ausweg. Es erscheint zweifelhaft, ob ein solches Buch in etwas anderem wirken könnte, als mit einigen Stimmungseindrücken. Aber der Nachhall ist von einem furchtbaren und starren Klang. Erstaunlich, wie es aufgebaut ist ganz aus jener zerlegenden Psychologie, die man heut schon den Unterhaltungsblättern gönnen möchte — erstaunlich aufgebaut als hartes Dichtwerk. Diese Zerlegung und Auflösung — sonst billige Technik — wird hier zum Mittel einer Auf-

*) „Worauf wartest Du?" Roman von Arthur Holitscher. S. Fischer, Berlin 1910.

lösung und Zerstörung der ganzen Zeit, die sie entstehen liess. Die kalt verschlossene Form der Zurückhaltung wird zu einem mächtig drohenden Ausdruck ethischer Verantwortlichkeit. Holitschers Roman hat vielleicht das Aeusserste gegeben, was die heutigen Romane mitleidender Psychologie vollbringen können. Das Stoffliche der Technik des psychologischen Romans, das Durchfüllen der Passivität, ist für Holitschers Buch zum Stoff geworden; zur Darstellung dieser letzten, tiefsten, furchtbarsten Hemmung unserer heutigen Gesellschaft: jener der Wartenden. Damit ist diese Dichtung der Schlussstein einer ganzen Epoche, und darum hat dies Werk der Vielheit und der Verknüpfung auch schon wieder die grossen — nicht mehr individuellen — sondern Gemeinsamkeitswirkungen der reinen einfachen Epik. LUDWIG RUBINER

EIN WENIG GIFT

Zu Mariae Empfängnis ruhte der Reichstag. Tags darauf, bei der Debatte über die allgemeine Politik, hielt der Sozialist Scheidemann eine Rede, aus der ein ungewohnter Mut lachte, bequeme Konventionen zu knebeln, zu vergewaltigen. Bisher gab es eine höchste parlamentarische Schande. Sie hiess: „Zum Fenster hinaus reden" und bedeutete, dass man es weniger auf die müden Insassen des Saales, als auf das unendliche Volk da draussen absah. Jeder, der den Verdacht solcher Schmach abzuwehren hatte, trug all seine sittliche Entrüstung auf die Tribüne. Herr Scheidemann pfiff auf diese Moral. In kecker Positur verhiess er: in keiner anderen Richtung, als gerade zum Fenster hinaus werde er reden, dröhnen, schreien. Mit der verachteten Tendenz brüstete sich dieser gelbe Mann, dessen gierige Geschicklichkeit, Gifte zu dosieren, den empfänglichen Blick verführt. Das Hämische wird bei Scheidemann zur Virtuosität. All die Instinkte des Enterbten — er leugnet sie nicht, schiebt Rücksichten ruppig bei Seite, dreht Spiesse um, zischt das vergiftetste Wort heraus. Viel Bewusstheit ist im Spiele; in erwogenen und abgewogenen Sätzen entfaltet sich eine paradoxe Sprungbereitschaft, ein Hass. Lange haben wir diesen Ton nicht vernommen. Er wird wirken. Dass einer hasst: gibt es das noch in Deutschland? Dass jemanden Hass aufrecht hält?! O, man kann, trotz teuren Brotes, davon leben wohl ein Jahr! Vielleicht schoss doch in manche Brust ein seliges Fluten bei diesem bösen proletarischen Pathos ... Denn wir ersehnen das Pathos (die tönende Formung eines Gefühls), die Geste: Lebens- und Erkennungszeichen! Als repräsentatives Nationaltheater, das die politischen Leidenschaften aufpeitschen müsste, empfinde sich das Parlament! Das Glück, Glühende am Werke zu sehen, wird uns wertvoller sein, als selbst die Herabsetzung irgendeiner Steuer. Wir leben ja nicht vom Brot allein. Wählen wir in den nächsten Reichstag Temperamente, Pathetiker, Gestikulanten, Kerle mit Hass und Nerven, und injizieren wir diesem legislativen Körper ein unvorhergesehenes Quantum von — das Wort sei gewagt: von Geist!

WIE MAN PRÄSIDENT BLEIBT

Das Schauspielerparlament hat getagt, und Hermann Nissen ist Präsident der Bühnengenossenschaft geblieben. Man hatte sich auf einen grossen Gerichtstag gerüstet, das Feldgeschrei der Empörten begann zu schwellen, und ein

heroischer Mann sollte Busse tun. So dachten sichs alle Biedern, welche Menschenwert und -würde am Barometerstand der Moral ablesen, und nach ihrem Ermessen musste Herr Nissen entweder gänzlich umfallen oder ein anderes Engagement finden. Für die Rolle des unbeugsamen Stimmführers, des Donnerers gegen persönliche Unsauberkeit, schien er sich disqualifiziert zu haben. Aber es gab auch viele Gesinnungspolitiker, welche sich die Persönlichkeit Nissens um keinen Preis verekeln liessen. Und Herr Nissen hatte weder zu bekennen noch sich zu reinigen. Er musste sich nicht wehren, und er liess sich auch nicht bitten. Und wenn er ganz bescheiden angefragt wurde, ob es doch nicht besser wäre, auf das Präsidium zu verzichten, machte er eine beschwichtigende Gebärde: „Jetzt nicht. — Davon später. — Ein andermal.“ Und er liess sich den Präsidentenstuhl fester schrauben. Durch geheimnisvolle Ventilatoren war die Spannung entwichen. „Er ist gerichtet“, liess sich schüchtern der böse Geist der Opposition vernehmen. — „Er ist gerettet“, jubelten die Engelsstimmen seiner Parteigänger. Und die Luft begann ihn wieder so wohlig zu umströmen, und neue Huldigungen belohnten seine Bereitwilligkeit, dem fixen Gehalte und der Begünstigung einer Dienstwohnung treu zu bleiben. Ein Verehrer machte auf die Unglaublichkeit aufmerksam, dass es Genossenschaftler gäbe, welche den Namen Nissens gar nicht kennen. Wie ist das wirklich möglich? Monate hindurch war von der peinlichen Nissenaffäre in den Blättern zu lesen. Die Zeitungen taugen nichts.

Und man darf sich auch nicht einbilden, dass heute jemand geliefert ist, wenn irgendwer Geschichten erzählt, wie man Präsident wird.

Eine amüsante Anekdote berichtet, wie ein Kaufmann seinem Freunde ein Depot ableugnet. Der Buchhalter und alle Untergebenen, welche Zeugen der Hinterlegung waren, schütteln den Kopf. Sie können sich an nichts erinnern. Als sie das Zimmer verlassen, händigt der Chef dem betroffenen Klienten das Geld ein und meint lächelnd: „Ich wollte nur sehen, ob ich mich auf meine Leute verlassen kann.“

Diese Geschichte hat mit der Nissenaffäre nichts zu tun, und die Genossenschaftler sind keine Kommis, aber die Fabel von dem übermächtigen Chef fiel mir trotzdem ein. Man ist unverantwortlich für Assoziationen, und man muss zuweilen an den Zauber einer Persönlichkeit denken, dessen Geheimnis darin beruht, dass man sich auf seine Leute verlassen kann.

DIE PISTOLEN DER PROFESSOREN

Der bei dem Gastmahl des preussischen Plato die Freiheit der Wissenschaft rühmende Roethe hat gewiss damals schon an die lieblichen Zustände gedacht, die profaneren Blicken jetzt erst durch das Geräusch nicht losgegangener Pistolen preisgegeben wurden. Was ist natürlicher, als dass in einem monarchistischen Staat die Freiheit der Wissenschaft durch ein Duell garantiert wird? Was ist natürlicher, als dass die alten Herren Schmoller, Wagner und Sehring sich von der Regierung den strebsamen Benjamin der Nationalökonomie gleichsetzen liessen; dass sie zwar murrten, aber den ihnen unbequemen Eindringling nicht sofort abschüttelten. Sie hatten doch die Macht; ihre Dreieinigkeit hätte selbst die deutsche Eiche Althoff entwurzelt. Und die Freiheit der Wissenschaft wäre auf diese Weise gerettet worden. Jetzt sind schon Pistolen erforderlich. Ein Fünfunddreissiger fordert einen Sechzigjährigen. Wie denkt Plato und seine

Jünger über dieses Attentat? Zu was für einem verzweifelten Mittel muss ein Karrieremacher greifen, um sich den ihm von der Regierung gesicherten Posten gegen störrische Vorderprofessoren zu bewahren. Er lässt sich hinreissen zu einer Tat, die der preussische Staat mit Festung oder Gefängnis bedroht, und die doch der Komment fordert. Vor den bürgerlichen Konsequenzen schützt ihn die duellfreundliche Regierung, und vor der Unbehaglichkeit, losfeuern zu müssen, bewahrt ihn die gesinnungstüchtige Fakultät, die — in berechtigter Feigheit — sich nicht totschiessen lassen will.

Neue Bücher

Ausführliche Besprechung vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Falle statt.

GERHART HAUPTMANN: DER NARR IN CHRISTO EMANUEL QUINT. Roman. S. Fischer, Verlag, Berlin 1910.

MARTIN BERADT: EHELEUTE. Roman. S. Fischer, Verlag, Berlin 1910.

BERNHARD KELLERMANN: EIN SPAZIERGANG IN JAPAN. Paul Cassirer, Berlin 1910.

LOVIS CORINTH: DAS LEBEN WALTER LEISTIKOWS. Ein Stück Berliner Kulturgeschichte. Mit zwei Originalradierungen und zahlreichen Abbildungen im Text. Paul Cassirer, Berlin 1910.

VON STENDHAL-HENRY BEYLE: RÖMISCHE SPAZIERGÄNGE (PROMENADES DANS ROME). Mit 24 Tafeln nach Kupfern von Piranesi. Verdeutscht von Friedrich von Oppeln-Bronikowski und Ernst Diez. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1910.

CHARLES DE COSTER: TYLL ULENSPIEGEL UND LAMM GOEDZAK. Legende von ihren heroischen, lustigen und ruhmreichen Abenteuern im Lande Flandern und andern Orts. Deutsch von Fr. v. Oppeln-Bronikowski. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.

MICHAIL KUSMIN: TATEN DES GROSSEN ALEXANDER. München 1910. Hyperion-Verlag Hans von Weber.

PAUL CLAUDEL: DER TAUSCH. Deutsch von Franz Blei. München 1910. Hyperion-Verlag Hans von Weber.

LUDWIG SPEIDEL: HEILIGE ZEITEN. Weihnachtsblätter. 1911. Bei Meyer & Jessen, Berlin.

HEINRICH MANN: DAS HERZ. Novellen. Im Insel-Verlag. Leipzig 1910.

PAUL SCHEERBART: DAS PERPETUUM MOBILE. Die Geschichte einer Erfindung. Ernst Rowohlt Verlag, Leipzig 1910.

HERBERT EULENBERG: SONDERBARE GESCHICHTEN. Ernst Rowohlt Verlag, Leipzig 1910.

Verantwortlich für die Redaktion: Wilhelm Herzog, Berlin-Halensee.
Verlag von Paul Cassirer, Berlin W. 10, Viktoriastrasse 5.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Erster Jahrgang No. 5 1. Januar 1911

PAN

Halbmonatsschrift herausgegeben
von **WILHELM HERZOG** *und* **PAUL CASSIRER**

JNHALT:

Heinrich Mann......................Geist und Tat
Alfred Kerr............................Stunden
Frank Wedekind...................Autobiographisches
Wilhelm Herzog...................Die kommende Demokratie
Emile Verhaeren.....................Peter Paul Rubens
Quivis......................................Fragen an Herrn Riesser
Oskar Fried...........................Russisches Erlebnis
Austriacus...............................Die Angelo Neumanns
René Schickele.......................Briands Vollendung

Kurt v. Breysig Festspiele
175 Zweifel eines Deutschen
Ferdinand Bonn

Geist und Tat

Von HEINRICH MANN

I.

Von allen, die je schrieben, hat den grössten, greifbarsten Erfolg Rousseau gehabt. Wer ist er? Ein trauriger Figaro, der nichts liebt als seine Leidenschaft und tiefernst genommen werden will. Ein Landstreicher, der ein Volk sucht und einen Staat erträumt. Ein Kranker, der sich nach guter, gesunder Natur sehnt. Ein Menschenfeind, der mit einer fernen, geläuterten, geistigen und gütigen Menschheit rechnet. Ein Feind der Privilegierten, der Gräfinnen begehren muss; der die eigene Niedrigkeit, die eigenen Laster hasst und sich, unfähig, je dem Schlamm zu entrinnen, immer von neuem mit den Tränen und Gesichten der Seele reinigt, seine ausgesetzten Kinder in einem Roman erzieht, seine schöne Liebe in einem Roman liebt; der so gerecht und wahr in seinem Roman vom Staat ist, dass ein ganzes Volk von diesem Augenblick ab sich gerecht und wahr will, und über sein armes Leben hinaus ein so verklärter Kämpfer ist, dass nun ein ganzes Volk, das geistigste und tätigste, das je da war, seinen Kampf weiterkämpft.

Seine idealistischen Romane fanden ein Volk von Lesern, das sie darstellte. Dies Volk machte die Revolution nicht, solange es nur hungerte: es machte sie, als es erfuhr, dass es eine Gerechtigkeit und eine Wahrheit gebe, die in ihm beleidigt seien. Auch seine Nachbarn erfuhren es; aber obwohl sie nicht weniger hungerten, handelten sie doch nicht. „Revolutionen sind selten," sagt Napoleon, „weil das menschliche Leben zu kurz ist. Jeder denkt bei sich selbst, es lohnt sich nicht, die bestehende Ordnung umzustürzen." Die Franzosen von 1790 dachten, dass es sich lohne. Ihre feurige Naivität, ihr Glaube an den Geist machte sie fähig, den Traum eines Dichters auf die Erde herabzureissen. Und war's nur der Augenblick, als die Grenzen der Provinzen

fielen, der Adel abdankte, auf weiten Feldern die Zehntausende der Föderationen sich Liebe schwuren; als Bauern einander sagten, dass die Revolution nicht Frankreich gehöre, sondern der Menschheit, und Abgesandte aller Völker herbeizogen, um der französischen Nation Ehre und Bruderschaft zu entbieten: dieser einzige Augenblick, den so viel Blut bezahlt hat, warf dennoch über die Jahrhunderte voraus den märchenhaften Schein, der sie nun weniger trostlos macht. Nur noch eins gilt seitdem für die Menschheit: diesem vorweggenommenen und entflogenen Augenblick nachdrängen, ihn wieder einholen. Die Geschichte hat keinen anderen Sinn mehr, als jener grossen Stunde Dauer zu geben und dem Geist, der das Geschlecht jenes Jahres beseelte, die Welt zum Körper. Was entgegensteht, alle verzögernden Mächte, jeder Triumph ungerechter Gewalt wird zum Zwischenfall vor der Ewigkeit des Geistes, der damals aufleuchtete. Aber ein Volk war nötig, das sich hingab, ihn darzustellen. Und das ihm Treue hielt. Das seit hundert Jahren Irrtümer und Zusammenbrüche nicht scheut, Despotismus und Niederlagen, Bruderkrieg und grausame Rückschläge übersteht, um nach jeder Wirrsal und Erschlaffung eine Etappe weiter zu gelangen auf dem Wege, den der Geist befiehlt. Ein Volk musste geschaffen sein, für den Geist zu streiten, musste die Ratio militans selbst sein. Die Notwendigkeit der Dinge? Die „Entwicklung"? Sie wird in aller Welt nie etwas anderes zeitigen als ein Mindestmass von Lebensmöglichkeit. Nicht Freiheit: nur Lebenkönnen. Nicht Gerechtigkeit: nur Lebenkönnen. Nicht Menschenwürde: nur Lebenkönnen. Auf die Entwicklung bauen, heisst, sich der Natur anheimstellen; und noch niemand sah sie verschwenden. Der Geist, die Revolte des Menschen gegen die Natur, ihre Langsamkeit und Härte: der Geist, der in einer Stunde den Himmel verschenkt, verschwendet Generationen für einen Funken vom Brand des Ideals. Ein Volk war nötig, das sich ihm darbrachte und von dessen stolzem Opferwillen die anderen leben konnten.

Sie haben es leicht gehabt, die Literaten Frankreichs, die, von Rousseau bis Zola, der bestehenden Macht entgegentraten: sie hatten ein Volk. Ein Volk mit literarischen Instinkten, das die

Macht bezweifelt, und von so warmem Blut, dass sie ihm unerträglich wird, sobald sie durch die Vernunft widerlegt ist. Was alles musste zusammenkommen, damit dem Geist Krieger erstanden! Nordische Menschen, vom Blut und noch mehr von der Kultur des Südens durchdrungen. Die Synthese Europas. Das Geschlecht mächtig wie im Süden, aber die ganze Künstlerschaft, die es verleiht, auf den Geist geworfen. Der Geist ist hier nicht das luftige Gespenst, das wir kennen, — und drunten trottet plump das Leben weiter. Der Geist ist das Leben selbst, er bildet es, auf die Gefahr, es abzukürzen. Möglich immerhin, dass Gerechtigkeit das Leben beeinträchtigt, und dass Wahrheit zu Abgründen führt. Liesse sich denn nicht auskommen unter einer überlieferten Herrschaft, angesichts der Vorrechte einiger, bei der formalen Unterworfenheit unter einen längst abgestossenen Glauben? Man könnte geniessen, erraffen, was die Mächtigen übrig lassen, könnte, seines heimlichen Wissens und gepflegten Innenlebens froh, abwarten, dass die Zeit von selbst reif wird. Hier aber ist ein Volk, das die erhaltenden Lügen verachtet. Das es verschmäht, ein Leben hinzufristen, über das sich nicht ungestraft nachdenken liesse. Die Pflege der Persönlichkeit scheint ihm eitel, wenn sie nicht um sich greift, erobert und beglückt. Kriegerisches Wohlwollen ist hier und generöser Leichtsinn. Sie haben nicht gefragt, diese Franzosen, wohin der Vernunfttraum eines Dichters, eines fragwürdigen Kranken, sie führen werde. Sie haben nach ihm gehandelt, weil er ihnen auf einmal die Welt erhellte; haben alles durch ihn erfahren, Schuld, Sieg, Busse — und sind, arme menschliche Tiere wie alle andern, weil sie den Mut hatten, sich zu begeistern, dennoch der Vergeistigung heute näher als andere: haben im ganzen der Nation einen Ausgleich und Gewinn errungen an Menschenwürde und sittlicher Kraft. Mögen sie, kaum, dass ein Freiheitskampf beendet, sich in neuen Ketten sehen; mögen Freiheit und Gerechtigkeit zurückweichen vor dem, der ihnen entgegengeht und erst mit dem letzten Atemzug der Menschheit erfüllt sein: wenigstens verbaut hier nicht mehr die eiserne Wand der Autorität die Zukunft. Kein Machthaber hält sich fortan gegen den Geist, dessen Strom ihn herauftrug und hinwegraffen wird . . . „Die französischen Soldaten können ihre

Vernunft gebrauchen," sagte Napoleon. „Drum sind sie weiches Wachs in der Hand dessen, der sie bei ihrer Vernunft fasst; und doch sind sie die unerschrockensten der ganzen Welt." — Die Geistesführer Frankreichs, von Rousseau bis Zola, hatten es leicht, sie hatten Soldaten.

II.

In Deutschland hätten sie es schwerer. Sie hätten es mit einem Volk zu tun, das leben will, nichts weiter. Niemand hat gesehn, dass hier, wo so viel gedacht ward, die Kraft der Nation je gesammelt worden wäre, um Erkenntnisse zur Tat zu machen. Weder die Abschaffung ungerechter Gewalt noch die Befreiung von den Ansprüchen eines lächerlich gewordenen Glaubens hat Hände bewegt. Man denkt weiter als irgendwer, man denkt bis ans Ende der reinen Vernunft, man denkt bis zum Nichts: und im Lande herrscht Gottes Gnade und die Faust. Wozu etwas ändern. Was anderswo geschaffen, hat man in Theorien schon überholt. Man lebt langsam und schwer, man ist nicht bildnerisch genug begabt, um durchaus das Leben formen zu müssen nach dem Geist. Mögen neben und über den Dingen die Ideen ihre Spiele aufführen. Wenn sie hinunterlangten und eingriffen, sie würden Unordnung und etwas nicht Absehbares stiften. Man klammert sich an Lügen und Ungerechtigkeit, als ahnte man hinter der Wahrheit einen Abgrund. Das Misstrauen gegen den Geist ist Misstrauen gegen den Menschen selbst, ist Mangel an Selbstvertrauen. Da jeder einzelne sich lieber beschirmt und dienend sieht, wie sollte er an eine Demokratie glauben, an ein Volk von Herren. Die angestammten und bewährten Herren mögen manchmal, unbeleckt wie sie sind, der hochgebildeten Nation auf die Nerven fallen: mit ihnen aber ist sie gewiss, zu leben, sicherer zu leben als die, die nur der Geist führt. Auch beherrschen sich diese Herren und werden schwerlich der Ueberspannung der Gewalt verfallen, die Explosionen schafft. Das extrem Tyrannische ist hier so unwahrscheinlich wie die Gleichheit. Keine Grausamkeit, aber auch keine Liebe. Nirgends liegen zwischen den Klassen solche Eisberge von Fremdheit. Man liebt einander nicht und liebt nicht die Menschen. Die

Monarchie, der Herrenstaat ist eine Organisation der Menschenfeindschaft und ihre Schule. Die Masse der Kleinen, die hier wie überall die grössere Wärme des Geschlechts enthält, wird zu entlegenen Hoffnungen verdammt und verdorben für die tätige Verbrüderung, die ein Volk gross macht. Kein grosses Volk: nur grosse Männer. Was es hat an Liebe und allen Ehrgeiz, alles Selbstbewusstsein setzt dies Volk in seine grossen Männer.

Seine grossen Männer! Hat man je ermessen, was sie dies Volk schon gekostet haben? Wieviel Talent, Entschliessungskraft und adliger Sinn unterdrückt worden ist, was an Demut, Neid, Selbstverachtung gezüchtet ward, und was versäumt ward in hundert Jahren an der Nivellierung, der moralischen Höherlegung der Nation, damit in unermesslichen Abständen je ein Manneswunder und Ausbund aller Herrlichkeit erscheinen konnte, übermästet von der Entsagung ganzer Geschlechter und dem lebenden Dünger der Nation entsprossen wie eine tierisch fette Zauberblume. Nun liegt und betet an! Ihr, die schaffende Macht nicht kennt, braucht nicht zu wissen, wie es um die Mächtigen steht, und dass auch der Grösste, gerade der Grösste nur in den Stunden gross ist, da er schafft: dass die Verehrung seiner Person eine leere Puppe trifft. Wieviel tote Zeit im Leben des grossen Mannes, da er sich ausgeleert und klein weiss. Wieviel Schwindel und gewaltsame Ueberhebung, um tagein tagaus zu vertreten, was er zuweilen war. Welch wahnwitzige Selbstsucht, von der Masse derer aufgehäuft, die abdanken in seine Hand. Welche Entfernung vom Menschlichen, welche Vereisung. Was für Leiden auch, Ueberreiztheit und Angst des Zusammenbruchs. Was für schaurige Einblicke eines, der absolut zu sein hat, ins Nichts. Er saugt nicht nur Tatkraft und Stolz seines Volkes in sich auf, der grosse Mann: er kauft ihm auch die Abgründe ab, vor denen das wohltemperierte Dasein der Gewöhnlichen zurückschreckt . . . Aber das dürfte nicht sein, und er dürfte nicht sein. Ein Volk von heute hat kein Recht auf so grosse Männer. Es hat kein Recht, sich von ihnen der Selbstbestimmung entheben, korrumpieren, gar anstecken zu lassen und sich, Wollwarenfabrikant oder Schmock, ein Uebermenschentum einzureden, während noch sein Menschentum rückständig ist.

Der Letzte aber, dem all diese Verirrung und Feigheit erlaubt wäre, der Mensch des Geistes, der Literat: gerade er hat sie geweiht und verbreitet. Seine Natur: die Definition der Welt, die helle Vollkommenheit des Wortes verpflichtet ihn zur Verachtung der dumpfen, unsauberen Macht. Vom Geist ist ihm die Würde des Menschen auferlegt. Sein ganzes Leben opfert der Wahrheit den Nutzen. Die Erscheinungen löst er auf, vermag das Grosse klein zu sehen und im Kleinen das durch Menschlichkeit Grosse: dergestalt, dass ihm Gleichheit zur letzten Forderung der Vernunft wird . . . Gerade er aber wirkt in Deutschland seit Jahrzehnten für die Beschönigung des Ungeistigen, für die sophistische Rechtfertigung des Ungerechten, für seinen Todfeind, die Macht. Welche seltsame Verderbnis brachte ihn dahin? Was erklärt diesen Nietzsche, der dem Typus sein Genie geliehen hat, und alle die, die ihm nachgetreten sind? Ist es der überwältigende Erfolg der Macht, den diese Zeit und dies Land sahen? Die Hoffnungslosigkeit, die eigene Natur durchzusetzen, heute und hier? Der Drang zu wirken, sei es gegen sich selbst: durch Steigerung und Verklärung des Feindes, als bewunderter Anwalt des Bösen? Ist es die perverse Abdankung des allzu Wissenden, der sich im schlechten, unbewussten Leben wälzt wie ein entflohener Sträfling? Vom tragischen Ehrgeiz bis zu elender Eitelkeit, von der albernen Sucht, besonders zu sein bis zum panischen Schrecken der Vereinsamung und dem Ekel am Nihilismus: die abtrünnigen Literaten haben viele Entschuldigungen. Sie haben vor allem eine in der ungeheuerlich angewachsenen Entfernung, die, nach so langer Unwirksamkeit, die deutschen Geister vom Volk trennt. Aber was taten sie, um sie zu verringern? Sie haben das Leben des Volkes nur als Symbol genommen für die eigenen hohen Erlebnisse. Sie haben der Welt eine Statistenrolle zugeteilt, ihre schöne Leidenschaft nie in die Kämpfe dort unten eingemischt, haben die Demokratie nicht gekannt und haben sie verachtet. Sie verachten das parlamentarische Regime, bevor es erreicht ist, die öffentliche Meinung, bevor sie anerkannt ist. Sie tun, als hätten sie hinter sich, wofür nur die andern geblutet haben, und maasen sich die Miene der Uebersättigung an, obwohl sie niemals weder kämpften noch genossen. Sie sollten herrschen, der Geist

sollte herrschen, dadurch dass das Volk herrscht. Sie sollten diesem Volk das Glück vermitteln, sich wahr zu sehen, damit es sich höher achte und wärmer fühle. Die Zeit verlangt und ihre Ehre will, dass sie endlich, endlich auch in diesem Lande dem Geist die Erfüllung seiner Forderungen sichern, dass sie Agitatoren werden, sich dem Volk verbinden gegen die Macht, dass sie die ganze Kraft des Wortes seinem Kampf schenken, der auch der Kampf des Geistes ist. Ihre Vornehmheit sollte nicht Selbstkultus sein; die deutsche Ueberschätzung des Einzelfalles, der Auszeichnung geht täglich mehr gegen Vernunft und Wahrheit; sie sollte in der Kraft sein, Mass und Vorbild zu geben. Denn der Typus des geistigen Menschen muss der herrschende werden in einem Volk, dass jetzt noch empor will. Das Genie muss sich für den Bruder des letzten Reporters halten, damit Presse und öffentliche Meinung, als populärste Erscheinungen des Geistes, über Nutzen und Stoff zu stehen kommen, Idee und Höhe erlangen. Der Faust- und Autoritätsmensch muss der Feind sein. Ein Intellektueller, der sich an die Herrenkaste heranmacht, begeht Verrat am Geist. Denn der Geist ist nichts Erhaltendes und gibt kein Vorrecht. Er zersetzt, er ist gleichmacherisch; und über die Trümmer von hundert Zwingburgen drängt er den letzten Erfüllungen der Wahrheit und der Gerechtigkeit entgegen, ihrer Vollendung, und sei es die des Todes.

Stunden

Von ALFRED KERR

Der Feldherr.
Eine Geliebte.

DER FELDHERR:

Ich liebe Dich mit Deiner Kinderstimme.
Ich liebe Dich mit Deiner Müdigkeit.

Ich liebe Dich mit allem Schmerzlich-Zarten,
Mit allem, was verwöhnt und trüb und gütig
(Am letzten Ende: gütig) in Dir lebt;
(Nur schweigend lebt — Du bist ein stiller Hase . . .)

Ich liebe Dich mit Deinen armen Fingern.
Ich liebe Dich mit Deiner schwanken Schwäche.
Ich liebe Dich mit Deinem Wunsch nach Hohem,
Der neben Deinen schlimmen Taten taut . . .

(Sie schweigt.)

Du bist nicht schlecht: nur ohne Widerstand.
Du bist nicht lügnerisch: nur ewig tonlos.
Das Ärgste kannst Du ausgefressen haben
Und wirst nur hübsch und müde sein und still.

(Sie schweigt.)

Du schreitest über Schreckensgrenzen schweigend.
Und über jedes Wasser gehst Du . . . tonlos.
Du staunst nicht, wo ich staune — sondern gehst!
Staunst, dass ich staune . . . und verrätst Dich nicht.

Ich liebe Dich! Von Messern tief zerschnitten.
Du Balg! Du Weibstück! Kröte! Niedergang!
Du holdes Marterbild! Gekreuzigte!!

Eh' ich Dich kannte, — war Dein Schicksal aus.
Es haben Tausende getan, was Du;
Dass Du es tatest, reisst mich aus den Fugen.
Ich hatte Dir ein Standbild aufgestellt.
Ich hatte Dich erbaut als Genoveva.
Und Du erbautest Dich indes — mit wem?

Eh' ich Dich kannte, — war Dein Schicksal aus.
Sonst schlaf' ich steinern; jetzo wach' ich nachts
Und denke, tobend, an dies Schreckliche,
Und weiss, dass es nicht schrecklich ist . . . und tobe.

Sonst lab' ich mich in brüllend-heitrer Brunst;
Bei Dir durchkältet mich der Fieberzorn:
Wem hat sie die Bewegung einst gemacht?
Wann? . . . gestern Nachmittag? (Vor einer Stunde?)

Wo meine Hände ruhn — lag wer? lag — was!
Es schläft auf Deinen Brüsten, die mich küssten,
Die weisse Trauer der Entgötterung.

(Sie schweigt.)

Du leugnest wieder —?

DIE GELIEBTE (atmend):

Du beschimpfst mich . . . wieder.
Du fühlst Dich wohl, wenn Du mir wehe tust.

DER FELDHERR:

Ich fühlte Schmerz: bis ich Dir Schmerzen gab.
Und fühle Schmerz . . . weil ich Dir Schmerzen gebe.

Ich will nicht, dass Du leidest — doch ich will's!!

Ich möchte, Luder, Dich in Watte wickeln.
Ich möchte jede Fliege von Dir fauchen.

Ich möchte Dich in ein Gehäuse setzen
Und hinter seinem Glase schlafen sehn.

Sonst bin ich stark und furchtbar, hier ein Strohwisch,
Empfindlerisch . . .
weil Du so lautlos bist;
Weil Du so kindhaft-ernst verdorben bist;
Weil Du allein fliegst in der Welt der Seelen;
Weil Deines Auges Aug' verloren flirrt;
Und weil Du, wenn ich rase, Dich bespringend,
Die Hand bewusstlos auf die Augen legst . . .
(Bewusstlos? — Komödiantin . . .)

DIE GELIEBTE (still):
Du beschimpfst mich — .

DER FELDHERR:
Ich wollte Dich nicht mehr berühren, Aas.
Ich sagt' es Dir; und küsste Deine Knie.

DIE GELIEBTE (ehrlich, leise):
Was tobst Du nur! kannst Du nicht menschlich sein? —
Ob Du mir glaubst, ob Du mir nicht glaubst: Einzig
Ein Wunsch lebt in mir, den Du nicht verstehst:
Dich zu besitzen. Still mit Dir zu leben.
Allein und fern. Mit Dir. Und ohne Folter.

Und ohne Prüfen, was gewesen sein kann.
Und ohne Forschen, was dahintersteckt.

DER FELDHERR (noch grollend):
Du Luder.
Eh' ich Dich kannte, — war Dein Schicksal aus.

(Er küsst ihr die Finger; den Fleck zwischen Ohr und Kehle.)
(Es dunkelt.)

Autobiographisches

.Von FRANK WEDEKIND

Zur Abfassung dieser Skizze, die 1901 — also vor jetzt neun Jahren — in München niedergeschrieben wurde, bewog Herrn Frank Wedekind einzig die Absicht, einem jungen Literaten freundliche Förderung angedeihen zu lassen. Aus meiner Bewunderung für den Dichter war mir der Wunsch erwachsen, seine Produktion durch einen Lebenslauf dokumentiert zu sehen, seine Werke als Teil eines Schicksals erkennen zu dürfen. So wagte ich mich, nachdem mehrere Briefe vorausgegangen waren, bis zu der Bitte vor: der Dichter möge mir, für meine literarischen Zwecke, einige biographische Sachlichkeiten zur Verfügung stellen. Das Material, das Herr Wedekind mir sandte, wird hier zum ersten Male gedruckt. Ich habe den Text in keiner Weise geändert.

FERDINAND HARDEKOPF

Geboren 24. VII. 1864 in Hannover.

Mein Vater, aus einer alten ostfriesischen Beamtenfamilie, war ein vielgereister Mann. Er war Arzt und war als solcher zehn Jahre lang im Dienste des Sultans in der Türkei gereist. 1847 kam er nach Deutschland zurück und sass 1848 als Kondeputierter (Ersatzmann) im Frankfurter Parlament. 1849 ging er nach San Franzisko und lebte dort fünfzehn Jahre. Mit 46 Jahren heiratete er eine junge Schauspielerin vom deutschen Theater in San Franzisko, die genau halb so alt war wie er selber. Diese Tatsache scheint mir nicht ohne Bedeutung. Der Vater meiner Mutter war ein Selfmademan. Er hatte als ungarischer Mausefallenhändler angefangen und gründete Ende der zwanziger Jahre eine chemische Fabrik in Ludwigsburg bei Stuttgart. 1830 organisierte er im Verein mit Ludwig Pfau eine politische Verschwörung, und beide wurden auf der Festung Asberg eingesperrt. Dort erfand mein Grossvater, wie Sie aus dem betreffenden Artikel im Konversationslexikon ersehen können, die Phosphorstreichhölzer. Nach seiner Freilassung errichtete er eine chemische Fabrik in Zürich und starb 1857 im Irrenhaus in Ludwigsburg in vollkommener Geistesumnachtung. Er hiess Heinrich Kammerer. Vor zehn Jahren errichtete ihm die Bürgerschaft von Ludwigsburg ein Denkmal. Er war in hohem Grade musikalisch begabt. Was meine Schwester Erika und meine Wenigkeit an musikalischer Begabung besitzen, stammt entschieden von ihm.

1864 kehrte mein Vater nach Deutschland zurück, lebte acht Jahre in Hannover und kaufte 1872 das Schloss Lenzburg im Kanton Aargau in der Schweiz, einen der schönsten Flecken Erde, die ich je gesehen. Dort wuchs ich auf als zweitältester von sechs Geschwistern, deren drittjüngstes meine Schwester Erika ist. Ich besuchte in Lenzburg die Bezirksschule und darauf das kantonale Gymnasium in Aarau. 1883 machte ich mein Abiturium. Ich beschäftigte mich dann mehrere Jahre journalistisch als Mitarbeiter der „Neuen Zürcher Zeitung“ und anderer Schweizer Blätter. 1886 wurde in Kempthal bei Zürich das indes weltberühmt gewordene Etablissement Maggi für Suppenwürze gegründet. Maggi engagierte mich gleich bei der Gründung als Vorsteher seines Reklame- und Pressbureaus. In dieser Zeit verkehrte ich hauptsächlich mit Karl Henckell, dem ich die Schätzung aller modernen Bestrebungen verdanke.

Ausserdem gehörten Gerhart Hauptmann und Mackay zu unserem Kreis. Dann verkehrte in Zürich auch so ziemlich alles, was sich in der jungen Literatur hervortat oder hervortun wollte. Zürich war damals ein hervorragendes geistiges Zentrum, eine Bedeutung, die es seit Aufhebung des Sozialistengesetzes vollkommen verloren hat.

1888 reiste ich ein halbes Jahr lang als Sekretär mit dem Zirkus Herzog und ging nach dessen Auflösung mit meinem Freunde, dem bekannten Feuermaler Rudinoff, nach Paris und begleitete ihn als sein Mitarbeiter auf einer Tournee durch England und Südfrankreich. 1890 kehrte ich mit Rudinoff nach München zurück und schrieb dort mein erstes Buch „Frühlings Erwachen“. Dann ging ich, da mein Vater indessen gestorben war, nach Paris zurück und wurde dort schliesslich Sekretär eines auch in Berlin bekannten dänischen Malers und Bilderhändlers namens Willy Grétor, in dessen Dienst ich auch ein halbes Jahr lang in London tätig war. Während meines Londoner Aufenthaltes machte ich durch Dauthendey zum ersten Male die Bekanntschaft der neuen deutschen symbolistischen Literatur, die damals eben im Aufblühen war. Den Winter 95 auf 96 verbrachte ich wieder in der Schweiz, und zwar unter dem Namen eines Rezitators Cornelius Mine-Haha. Als solcher

rezitierte ich in Zürich und anderen Schweizer Städten Szenen aus Ibsenschen Dramen. Meine Hauptnummer war die vollkommen freie Rezitation der „Gespenster" mit ausführlicher Markierung jedes einzelnen Bühnenbildes, indem ich durch mein Spiel in jeder Szene hauptsächlich die jeweilige Hauptperson darstellte. In diese Zeit fällt auch der Plan einer Gründung eines reisenden literarischen Tingel-Tangels, den ich, wie ich Ihnen schon schrieb, damals mit Bierbaum und einigen jungen Damen erörterte.

Im Frühjahr 1896 reiste ich zur Gründung des „Simplicissimus" nach München, dessen politischer Mitarbeiter ich während zweier Jahre blieb. Im Herbst 97 gründete Dr. Carl Heine sein Ibsen-Theater in Leipzig und engagierte mich als Sekretär, Schauspieler und Regisseur. Als Schauspieler führte ich bei ihm den Namen meines Grossvaters Heinrich Kammerer. Wir bereisten ganz Norddeutschland und kehrten über Breslau und Wien im Hochsommer 98 nach Leipzig zurück. In Leipzig, Halle, Hamburg, Braunschweig und Breslau hatten wir auch den „Erdgeist" aufgeführt, in Leipzig erlebte das Stück zehn Wiederholungen. Da sich das Ensemble damals auflöste, ging ich nach München und wurde Dramaturg, Schauspieler und Regisseur am dortigen Schauspielhaus. Dann kam der Simplicissimusprozess, dessen sofortiger Erledigung ich nur deshalb auswich, um ein halbes Jahr Zeit und Ruhe zu einem Bühnenstück zu gewinnen. Ich stellte mich dem Richter, sobald ich das letzte Wort am „Marquis von Keith" geschrieben hatte. Auf der Festung Königstein schrieb ich den Roman Mine-Haha, der gegenwärtig in der „Insel" erscheint. Seit meiner Freilassung bin ich nur wenig mehr als Schauspieler aufgetreten, zweimal am Stadttheater in Rotterdam und fünfmal am Münchner Schauspielhaus, und zwar als „Kammersänger". Augenblicklich singe ich hier allabendlich meine Gedichte nach eigenen Kompositionen bei den „Elf Scharfrichtern" zur Guitarre.

Die kommende Demokratie

Von WILHELM HERZOG

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird der grosse Ruck nach links, den die europäische Politik in dem letzten Jahrfünft erlebt hat, selbst in Deutschland, in Europas Flachland — wie Nietzsche höhnte — nicht ganz spurlos vorübergehen. In der Türkei, in Portugal, in Frankreich, in England stehen heute an der Spitze der Regierungsgeschäfte Männer der Demokratie. Durch Gewalttaten, durch diplomatisches Geschick oder durch die Strömung getragen haben sie die Macht erobert, die sie jetzt legitimiert, der jeder sich unterwirft. Und noch der reaktionärste Fürst eines fremden Staates, so sehr er sich von den Führern der „Pöbelherrschaft" angeekelt fühlen mag, — es ist seine Tragik: er muss sie anerkennen, er muss mit ihnen rechnen. Ja wir vernahmen sogar von dem Gottesgnadenmonarchen Worte der Schätzung für einen sozialistischen Minister der französischen Republik. Doch, gleichviel, was kümmern uns die konzentrierten Säuren des Absolutismus, — wenn wir sie nicht entgiften, was scheren uns die volksfeindlich-mystischen Reden eines Potentaten, — wenn wir sie nicht widerlegen können? Er ist ja im Recht. Woraus sollte er seine Existenzberechtigung schöpfen, wenn nicht aus einem nebulosen und dunklen Reich, wo das Dasein Gottes und die unbefleckte Empfängnis als zwei unumstössliche Selbstverständlichkeiten gelten. Er muss zum Gottesgnadenbegriff kommen, und dieser Begriff ist nur die Konsequenz einer subalternen Romantik.

Aber ein Volk, das auf allen Gebieten Grosses und Bewunderungswürdiges leistet, dessen Künstler, Wissenschaftler, Techniker, Industrielle in der ganzen Welt gerühmt werden, ein geistig mit so frischen, unverbrauchten Mitteln emporstrebendes Volk wagt nicht, das Joch religiöser und politischer Bevormundung abzuschütteln, und liefert seine politische Geschäftsführung einer kleinen Kaste Privilegierter aus oder einer vielfach kompromittierten Bureaukratie.

Aber selbst die geruhigsten Hirne wittern schon, dass ein Er-

wachen, ein allgemeines Wecken kommen muss. Die greisesten Wackelköpfe werden aus der Ruhe gestört und fangen an, sich mit dem Schreckgespenst einer Demokratie freundlicher zu stellen, und schon tun sie so, als ob sie mit diesem gefährlichen Geist auf Du und Du ständen. Der — wie sagt man doch? — Nestor der deutschen Nationalökonomie, der vor wenigen Jahren geadelte Gustav Schmoller, hat in der letzten Weihnachtsnummer der „Neuen Freien Presse" einen Artikel veröffentlicht über „die gegenwärtige innerpolitische Lage Deutschlands und die Demokratisierungstendenzen der Gegenwart".

Herr v. Schmoller bekennt sich als absoluten Gegner der Volkssouveränität. Das hat niemand anders von ihm erwartet. Überraschender wirkt sein Zugeständnis: „die grosse Frage der nächsten Zukunft wird die preussische Wahlrechtsvorlage bleiben." Nach diesem erkenntnistheoretischen Satz, den sich der Nestor schwer abgerungen haben muss, steigt er gemächlich eine Stufe herab und predigt folgende dualistische Philosophie: „da gilt es einerseits, keinen radikalen Sprung ins Dunkle zu machen, andererseits der heutigen Zeit die liberalen Konzessionen zu gewähren, die für ein paar Jahrzehnte Ruhe schaffen. Es handelt sich um die grosse Frage, welche Konzessionen können und sollen dem demokratischen Zug der Zeit gemacht werden."

Verehrter Nestor der Nationalökonomie, Sie werden weiter einerseits und andererseits konzessionieren dürfen, und zwar so lange, bis man Ihnen und denen, als deren müder Verteidiger Sie auftreten, die Konzession entzieht. Man nennt Sie einen Kathedersozialisten. Man tut Ihnen Unrecht.

Sie sind vielmehr ein gefährlicher Pathetiker vom alten deutschen Schlage, und über die illusionistischen Tiraden, denen Sie sich dann und wann hingeben, vergessen Sie doch nie die Anerkennung der regierenden Macht. Ja, Sie nehmen aus ihren Händen Ehrungen und Auszeichnungen entgegen und glauben dennoch, ihr gegenüber ein objektiver Beurteiler bleiben zu können. Das Wort des Angelus Silesius:

Schwarz oder weiss, nur nit grau,
Kalt oder heiss, nur nit lau

ist nicht für Sie geschrieben und muss Ihnen immer als das ver-

nunftwidrige Wort eines extremen Demagogen erschienen sein, eines, der fordert, dass man Farbe bekennt. Die Zeit scheint nicht mehr allzu ferne, wo Ihr gutgläubiger Quietismus als Hohn empfunden werden wird.

Am selben Tage, da Sie in Wien delphisch orakelten, brachte die „Frankfurter Zeitung" an der Spitze ihrer Weihnachtsnummer einen fraglos unbedeutenden aber doch: sympathischen Aufsatz von Dr. Bernardino Machado, dem portugiesischen Gelehrten und gegenwärtigen Minister des Auswärtigen im portugiesischen Kabinett.

Zeitungsartikel und Interviews wollen nicht viel besagen. Sie pflegen weder besonders tief zu sein noch einen neuen Gedanken zu verraten. Sie bieten nicht einmal eine originelle Form der alten Ideen. Weder der portugiesische Republikaner noch der englische Schatzkanzler hüten sich vor der Phrase. Beide schwingen entschlossen die Fahne der Humanität. Man mag ihrer Geistigkeit misstrauen, aber man muss ihr Ethos anerkennen. Ja, gewiss, es sind Phrasen — aber fordert von Politikern kein Differenzierungsvermögen; wenn sie es hätten, es würde sie schwächen — diese Menschheitsphrasen stecken in jedem Buch der französischen Revolution, und ihr findet sie bei Mirabeau so zahlreich wie bei dem göttlichen Jean Jacques. Kultiviertere Köpfe mögen sich von diesen Allgemeinheiten mit leisem Widerwillen abwenden; sie verachten dieses ewige Stroh; ihrer feinnervigen Indifferenz jedoch wird nie die winzigste Tat gelingen.

Herr Dr. Bernardino Machado fürchtet die Demokratisierungstendenzen der Gegenwart nicht, er ist vielmehr so kühn, zu behaupten: „die Fortschritte des menschlichen Geistes bestehen nachweislich in seiner Demokratisierung."

Und hören Sie die aufreizende Stimme des Lloyd George, des englischen Schatzkanzlers: „Nous en avons assez d'être le jouet de nos aristocrates .... Nous continuerons dans cette voie, car nous savons que le militarisme et l'impérialisme sont les grandes adversaires du progrès de l'humanité."

Trotz allen Phrasen: in dem radikalen Programm des Lloyd George symbolisiert sich die neue, die kommende Demokratie.

Wieder wird Europa den Wegen Englands folgen müssen. Der geniale Arrivist, der heute die französische Republik leitet und der viel von Lloyd George gelernt hat, wird sich durch nichts — weder durch den tiefbegründeten Hass seiner einstigen Genossen noch durch die Lockungen seiner Freunde von heute — auf einen fragwürdigen Abweg drängen lassen. Er wird, so sehr es seinen Ehrgeiz auch reizen könnte, nie ganz nach rechts steuern.

Unsere deutschen Staatsmänner werden viel zu wenig gezwungen, sich mit den Forderungen des Volkes auseinander zu setzen, und wenn sie es — geölt oder gelangweilt — tun, schweben sie in einer imperialistischen Wolke über den Niederungen des gemeinen Lebens; sie sprechen im Auftrag ihres hohen Herrn; und sie haben etwas ewig Unfassbares, Unverantwortliches, so dass sie einem, wenn man ihnen etwas vorhalten muss, fast leid tun.

Die Bahn werde frei für jene jungen radikalen Geister, die glauben, dass eine grössere Gerechtigkeit keine Verflachung erzeugen muss, dass Demokratie und Kultur sich nicht ausschliessen, sondern einander bedingen, und denen es gelingt, Deutschland von dem Odium eines politisch unselbständigen Volkes zu befreien und es an die grosse Internationale der europäischen Demokratie anzuschliessen.

Peter Paul Rubens

Von EMILE VERHAEREN

Das Werk dieses Meisters ist eine tönende Ode an die Freude. Diese Ode, die jeder grosse Künstler in einigen begnadeten Stunden seines Lebens dichtet, die Dante ersinnt, wenn er seine Göttliche Komödie mit den goldenen Kreisen des Pradieses krönt, die Shakespeare als Feerien seinem zuckenden und blutigen Theater beifügt, die Beethoven in seine stürmische und tragische Symphonie einschaltet, singt er, Rubens, mit einer einzigen Heiterkeit und Kraft sein ganzes Leben lang. Das ist das Wunderbare bei ihm!

Vor ihm hätte man in der ganzen Kunstgeschichte einen so zauberhaften Triumph vergebens gesucht. Die hohen Klänge

sind nicht von Dauer in dem menschlichen Chor. Sie erschallen, werden gedämpfter, verhallen; Rubens erfüllte die Welt mit ihnen — mühelos und ununterbrochen.

Und seine Freude beschränkt sich nicht auf einen Ton. Sie ist von einem vielgestaltigen und wundersamen Leben. Sie fängt in den Netzen ihres Sanges jeglichen Schmerz auf; sie mischt in ihre Ausbrüche alle Tränen und alle Seufzer; sie ist die menschliche Seele in ihrer Ganzheit, obwohl sie stets die Freude ist.

Möge Christus auf Golgatha sterben, mögen die Jungfrau und der Heilige Johannes die pathetischen Zeugen seiner Agonie sein, weine und verzweifle Maria Magdalena immerhin zu den Füssen des plumpen und brutalen Hochgerichts, was tut's! In den Linien, den Farben, dem roten Glanze der Sonnenuntergänge, den flatternden Gewandungen der Personen, den wilden aufgelösten Haaren, die plötzlich ihre ganze Herrlichkeit erkennen lassen, den seidenen und goldenen Stoffen, den zuckenden Armen, den schönen, flehend ausgestreckten Händen, die alle zwischen ihren Fingern Blumen halten könnten, der reichen, üppigen, dekorativen Komposition, dem zauberhaften Leben, das sogar inmitten dieser grossen Trauer entsteht, äussert sich die Freude, laut oder leise. Keine von Grund aus schmerzliche Note, kein unheilbar düsterer oder verhängnisvoller Akkord lässt sich vernehmen. Das ganze Werk entfaltet sich im Pomphaften und Prunkvollen; es stellt einen Zug von Gemälden dar: sein Ziel ist ein strahlender Gipfel, den gewaltige Sonnen beleuchten, ohne jemals zu verlöschen. Und diese Freude entspringt nicht dem Geist, der Vernunft, einer philosophischen Anschauungsweise, sondern dem Instinkt, der Sinnlichkeit eines naiven und ungestümen Flämen. Sie breitet sich aus wie eine überschäumende Gesundheit, wie eine mit sich reissende Fröhlichkeit, wie — wenn man so sagen darf — ein Embonpoint von Ideen und Empfindungen. Dass sie bisweilen fast gewöhnlich wirkt, ist möglich. Am häufigsten indes hält sie sich an die Kraft und erstürmt die Kunst. Dann wird sie episch und grosszügig und vermehrt die unvergesslichen und geheiligten Meisterwerke.

So charakterisiert steigert sich diese Freude bis zur panischen Lust, vor der das dionysische Altertum gezittert hat und deren

Leidenschaft und Grösse die Hymnen und Mysterien uns ahnen lassen. Die ganze Natur, alle Instinkte wirken hierbei mit, und mit wirklicher Überraschung sieht man, wie sie mitten in einer christlichen Zeit, in dem frommen XVII. Jahrhundert, mit der gleichen Glut, die sie vor dreitausend Jahren beseelte, ein Maler wieder erweckt.

* * *

Rubens war ein Mann der Eleganz und der Schönheit. Wo er sich auch immer sehen liess, zwang er zur Bewunderung. Er wurde schnell berühmt. Er arbeitete mühelos. Mehr als irgend ein anderer begriff er, dass in der Kunst alles leicht oder aber unmöglich ist. Er drückte aus, was er dachte, ohne sich selbst zu kritisieren, ohne seine unmittelbare Spontanetät jemals durch Skrupel zu behindern. Er schuf, wie ein Kind spielt. Seine Kolossalgemälde scheinen wie von selbst entstanden zu sein. Jede Skizze wächst zu einem Werke.

Er liebte seine Rasse: ihr verdankte er seine wertvollsten Eigenheiten. Er liebte an ihr die Biederheit, die Völlerei, das brutale und rote Ungestüm. Das unter Philipp II. geschröpfte und verheerte Flandern lebte dennoch, trotz der Hiebe, die es noch zu fühlen bekam, wieder auf. Bankette, Aufzüge, Feste feierten den Regierungsantritt des erzherzöglichen Paares Albrecht und Isabella. Das flämische Gelächter begleitete von neuem den Refrain der ländlichen Lieder und Rundgesänge. Das Volk, das in seiner Fröhlichkeit ebenso heftig wie tief und beharrlich in seinem Missgeschick ist, fand in sich selbst dieses weite heidnische Herz wieder, das so viele Jahrhunderte des Christentums nicht zu ersticken vermocht hatten und das noch heute bei jedem Glockenton schlägt, der an den Ufern der Schelde die jährlichen Kirmesse entfesselt.

Peter Paul Rubens war also ein gesunder, glücklicher, schöpferischer Mensch, der in einer Epoche wirkte, da die Rasse nicht mehr unter dem Kriege litt und keuchte. Wenn auch noch hier und da einige Hinrichtungen Flandern mit Blut befleckten, er sah sie nicht. Er arbeitete im Einklang mit seiner Zeit und seinem Lande, während Rembrandt — jener Höchste unter den ganz Grossen — vereinsamt schien. Die ästhetischen Theorien

Taines können das Rubenssche Genie in ihren Schlingen fangen, während Rembrandt ihnen entschlüpft. Man möchte sagen, dass er von einem andern Planeten kommt, um der Welt das Gefühl für eine ungeahnte Schönheit zu vermitteln. Sein so klares, zugleich strahlendes wie düsteres Werk leuchtet wie ein Meteor auf, während das von Rubens sich angekündigt hat, fortsetzt, was andere begonnen haben — in Flandern oder auch in Italien; es besteht aus zahlreichen Erinnerungen; Michelangelo und Tizian beeinflussen ihn in seinen Anfängen ein wenig. Die einzigen Berührungspunkte, die sich zwischen Rembrandt und Rubens ergeben dürften, liegen in der Überlegenheit ihres Genies, darin, dass beide Maler des Universums geworden waren.

* * *

Ich habe soeben eine Reihe von Briefen wieder gelesen, die Rubens unterschrieb. Seine Korrespondenten? Sustermans, Junius, du Quesnoy, Peiresc. Der vollkommene Mann, der er war, enthüllt sich in ihnen ganz und gar. Die Stimmen seines Jahrhunderts summen hier wie in ihren Stöcken die Bienen. Er nimmt an allem teil. Das Altertum, das er anbetet, studiert er in Statuen, Kameen, Medaillen. Er ist ein geschickter Latinist und geduldiger Entzifferer rätselhafter Texte und Inschriften. Seine Freunde sind sehr gelehrte Humanisten, Sammler und Künstler.

Jeder Neuheit jagt er nach. Eine Entdeckung reisst ihn fort und lässt ihn tief Atem holen. Er selbst spürt nach denen, die suchen und entdecken. Er berichtet Peiresc im August 1623:

„Es freut mich sehr, dass Sie die Zeichnung für das perpetuum mobile erhalten haben, die ich mit grosser Exaktheit und in der Absicht, Ihnen das wirkliche Geheimnis dieser Erfindung mitzuteilen, angefertigt habe. Sobald sie in der Provence sein werden und es daselbst erprobt haben, verpflichte ich mich, alle Ihre Zweifel zu beseitigen, so es nicht glückt. Vielleicht werde ich (obgleich ich noch nicht die förmliche Versicherung abgeben kann) meinen ‚Complicen‘ dazu bestimmen, dass er mir ein vollständiges Instrument nebst Gehäuse anfertige, genau so, wie wenn ich es für mich in meinem kleinen geheimen Atelier benutzen

wollte. Wenn ich es ermöglichen kann, will ich es Ihnen mit Vergnügen zum Geschenk machen."

Diese Stelle beleuchtet scharf die wissenschaftlichen und Erfindersorgen, die Rubens heimsuchten, und das kleine geheime Atelier, von dem er spricht, enthüllt uns irgendwelche persönlichen Untersuchungen, um die sich der Meister gemüht haben mochte.

Sein Gehirn kommt uns also wie eine Art Knotenpunkt vor, in dem alle die neuen Wege zusammenlaufen, die die Renaissance angebahnt hatte. Er ist Literat, Archäologe, Gelehrter, Naturforscher, Philosoph.

Er wird gehärtet in der wahren Atmosphäre seiner Zeit, ihren Strömungen, ihrem Strudel — und zwar in dem Masse, dass ihn eines Tages die Könige unter Berufung auf seine universelle Begabung durch ihre europäischen Höfe als Botschafter schicken werden. So wird er zum Chevalier Rubens werden; er wird sich mit seiner neuen Würde genau so selbstverständlich und bewunderungswürdig geben wie in seinem Atelier zu Antwerpen vor seinen Gemälden und seinen Modellen. Alle Welt wird er bezaubern, instinktiv erraten, was zu tun und zu sagen ist. Er wird der sein, dem man schmeichelt und der triumphiert; aber nichts, weder Erfolg noch Lob, wird ihn vergessen lassen, dass er vor allem Künstler ist. Demgemäss antwortet er jenem spanischen Granden, der ihn fragt, ob er bisweilen in der Malerei Zerstreuung suche, dass er ein Maler wäre, der sich bisweilen vergässe, um nur ein Diplomat zu sein.

Sein Charakter ist übrigens so glücklich und gut wie glücklich und leicht sein Leben. Kein Missgeschick. Seine Frau, die schön ist, schenkt ihm lichte und schöne Kinder. Stirbt Isabella Brandt, heiratet er Hélène Fourment. Seine beiden Gattinnen und Kinder, seine gewöhnlichen Modelle, werden den Schmuck seiner Gemälde bilden. Durch sie, das heisst durch unaufhörlich beobachtete und bewunderte Wesen, wird er die Bibel, die Evangelien, das Altertum interpretieren. Dank ihnen wird er der Geschichte und der Legende Intimität und echtes und warmes Leben verleihen, und für immer werden Kälte und Sprödigkeit aus seinen tragischen oder pastoralen Beschwörungen verbannt werden.

Den Hass kennt er überhaupt nicht; den Neid zertritt er unter

seinem nicht endenwollenden Triumpf; Eifersucht vermag ihn nicht zu treffen.

Er ist hilfreich und freigebig. Dienste erweist er gern. Liebenswürdigkeit wird ihm zur Richtschnur seiner Handlungen. Seine Nebenbuhler bewundert er mit Freuden. Hier folgt einer seiner Briefe an Francois Duquesnoy. Er sendet ihn von Antwerpen nach Rom.

„Das Lob, das man Ihrer vor kurzem in Sankt Peter aufgestellten Bildsäule des Heiligen Andreas zollt, findet hier seinen Nachhall; ganz Flandern und ich insbesondere freuen sich über Ihren Erfolg und nehmen an Ihrem Ruhm teil. Hielte mich nicht Gicht und Alter hier fest, und wäre ich dadurch nicht zur Untätigkeit verdammt, so würde ich mich dahin begeben, wo Sie weilen, um dieses moderne Meisterwerk zu betrachten und die Vollkommenheit einer so schönen Arbeit zu bewundern. Ich hoffe immer, das Vergnügen zu haben, Sie in unserer Mitte zu sehen, und dass eines Tages Flandern, unser teures Vaterland, durch Ihre Talente in neuem Glanze erstrahlen wird. Ich wünschte wohl, dass dem so würde, bevor meine Augen sich schliessen, die jetzt noch die Zauberwerke Ihrer Hände zu bewundern vermögen."

Die vollkommenste Einheitlichkeit herrscht also sowohl in seinem Charakter wie in seiner Kunst, und diese Einheitlichkeit lässt sich in einem Wort zusammenfassen, dem Wort: Glück! Was ist denn auch natürlicher als dass sein Werk — wie wir gesagt haben — ein Werk der Freude sei und dass diese Freude, verstärkt und vermehrt durch das Hirn eines Genies, sich derartig steigere, dass sie allmählich zu dem Begriff selbst wird, den er sich von der Schönheit macht! Was ferner natürlicher, als dass diese Freude durch die Zeiten hindurch zu ihren Ursprüngen wieder zurückkehre und der begegne, die Griechenland in seinen Anfängen kannte und die sich in Dionysos verkörperte?

* * *

Alle Gattungen, mit denen sich ein Maler beschäftigen kann, wurden von Rubens behandelt: religiöse, historische, mythologische Gemälde, Porträts, Landschaften, Genreszenen. Schen-

ken wir dieser zahllosen Menge in gedrängter Form unsere Aufmerksamkeit.

Die Mehrzahl der gotischen Maler fassten die katholische Kunst als einen Kult auf, den man mit dem Tode trieb. Der gesunde Trieb, der Rubens erfüllte, musste ihn notwendigerweise von einer so trauervollen Vorstellung fern halten. Golgatha, die Stätte, da ein Gott verschied, von der jedoch eine Welt ausging, wurde in seinen Augen nicht zu einem Orte der Qual, sondern zu einem Berg der Auferstehung und des Ruhmes. Christus, der die neue Schönheit und das verjüngte und wiedererwachte menschliche Gewissen versinnbildlicht, erscheint ihm vor seinem Geiste kraftvoll und strahlend. Das war der Gott von Thabor; und die Jungfrau und vor allem Maria Magdalena waren nur die Menschheit, die weint, die aber dennoch hofft. Rubens hat niemals den nackten Tod gemalt, und in seinem Werke erscheint meines Wissens auch nicht das Gerippe.

Nehmen wir zuerst also die zahlreichen Kreuzigungen, die des Museums in Antwerpen und die im Louvre. Nehmen wir weiterhin den „Kreuzesweg" des Museums in Brüssel, die „Kreuzaufrichtung" der Kathedrale in Antwerpen, in verschiedenen Privatsammlungen eine Reihe von wundervollen, ans Kreuz gehefteten Christusgestalten mit einer verscheidenden, ungeheuren und blutroten Sonne hinter dem Gebirge.

Von allen diesen „Kreuzigungen" ist die des Museums zu Antwerpen unbestreitbar die rührendste. Von anderen unterscheidet man sie durch den Titel „Der Lanzenstich". Gegen einen stürmischen Horizont, wie wenn weit hinten eine Feuersbrunst wütete, strafft sich in Gemeinschaft mit zwei zuckenden und wilden Schächern der Leib Christi, der nur in den krampfartig zusammengezogenen Füssen das Leiden verrät, mit ausgebreiteten Armen, das Haupt auf die Brust gesenkt, empor. Ein Henker durchbohrt ihn mit einem spitzigen Eisen. Die Jungfrau wehklagt zur Seite des Heiligen Johannes. Pferde stampfen. Ein Durcheinander von Kriegsleuten und Henkersknechten. Volk schaut zu, und in der Ferne erkennt man Jerusalem. Dieses ganze düstere Bild ist so bewegt, so gedrängt, so aufgeregt, wie es eine Szene wäre, in der das Leben überschäumte. Noch mehr, sie, die die grosse

Trauer der Liebe tragen müsste, Maria Magdalena, erscheint unter ihren Tränen und ihren aufgelösten Haaren wie eine wundersame und sehr reiche Verkörperung der Jugend, eine üppige, sonnige und glühende Pflanze, deren Einführung schon jede tief-innerliche Traurigkeit leugnet und verscheucht und trotz des aufgerichteten Marterwerkzeuges, trotz des Blutes, trotz der Leichname inmitten dieser Qual selbst die Stimmung irgend eines unbestimmten Festes erweckt. Ihre seidenen Gewänder, ihr saftiges und rosafarbenes Fleisch, ihre Augen, die beim Bitten lächeln, ihre leuchtenden und festen Arme ziehen den Geist von dem Gedanken an den Tod ab und wenden ihn dem Leben zu. Der Schmerz der Jungfrau ist mehr melodramatisch als aufrichtig; man fühlt nicht das äusserste Grauen in ihrem Schluchzen. Oh! Mit welch anderer Stimme schreit doch in dem unweit von dem „Lanzenstich" ausgestellten „Triptychon" Metsys das Leiden, die Marter und das Ende eines Gottes!

In dem „Martyrium des heiligen Liévin" in dem Museum zu Brüssel wird der Schrecken des Dramas gleichfalls zu einem Triumpf. Der leidenschaftliche und wilde Pinsel des Künstlers malt in solcher Erregung die Linien wirr durcheinander und die Töne und Farben so wundervoll, dass man sagen könnte, hier wäre ein Genuss geschildert. Die rote Zunge, die von einem Henker mit scharlachener Mütze dem Märtyrer herausgerissen wird, erscheint neben der Zange, die sie packt, wie ein herrliches Kleinod — Koralle oder Rubin —, und die Goldstoffe des Messgewandes und die grünen, in der Luft sich bewegenden Fahnen wie die lächelnden und rundlichen Engel und das riesige weisse, sich gen Himmel bäumende Pferd verbannen in einem Hauch von Lyrismus und Taumel jegliche Angst und jegliche Trostlosigkeit. Noch einmal: für Rubens sind weder der wahre Schmerz, noch die Trauer vorhanden. Er malt mit schönen Stoffen bekleidete Körper, Brüste, leuchtende Arme, fette und schöne Hände; seine Kunst gebiert das Leben; und was das Leben ist, erfasst er. Was sind seine „Jüngsten Gerichte" an den Wänden des Münchener Museums anders als Katarakte aus prachtvollem Fleisch, Klumpen von Männern und hängenden oder fallenden Weibern, Büscheln von tollen Bewegungen, die vom Himmel

in einer solchen Raserei herabprasseln, dass man die Verdammten nicht von den Erwählten unterscheidet, und dass statt der Stunde der Wiedervergeltung es allem Anschein nach die Stunde der unermüdlich roten und überschäumenden Fruchtbarkeit ist, die ertönt. Sogar das feste und zuckende Haupt der „Medusa" scheint Leben auszuströmen. Die Schlangenhaare sind so grauenhaft lebendig, dass sie gar nicht mehr an Furcht und Entsetzen denken lassen, sondern an Weinlaub, das sich um Edelsteine und Email windet. Aber besonders in den heiligen Episoden, die nicht des Triumpfes entbehren, steigert sich die Kunst des Meisters bis zu ihrer eigentlichen Höhe. Wie wunderbar ist doch die „Anbetung des Magier" des Museums zu Antwerpen! Das auf Stroh liegende Jesuskind sieht wie ein Haufen reifer und saftiger Früchte aus, die seine Mutter stolz zeigt. Die reife und schöne Erde Flanderns, ihre mächtigen und fruchtbaren Sonnen, ihre ideale Kraft und ihr ideales Licht leuchten aus diesem Hauptwerk, und der so grosse im Vordergrund neben der Krippe lagernde Ochs erweckt noch mehr als die Personen die Erinnerung an Ländlichkeit und Stärke. Die drei Magier sind Kolosse. Der eine von ihnen, der Neger, der in grünen Satin gekleidet ist und einen festen und hohen Turban trägt und dessen Augen begehrlich und strahlend dareinblicken, beherrscht mit dem Ungestüm seines Pomps und seiner Triebe die ganze Szene und spreizt sich ganz gewaltig im Mittelpunkte der Szene. Fraglos kommen sie aus dem Morgenland, die guten weisen Könige, und ihre Kamele, deren Köpfe man gewahrt, bestätigen es; aber das Morgenland, aus dem sie kommen, ist wohl wie Flandern ein Reich, in dem man bequem, üppig und schwelgerisch lebt, so wie Rubens sich mit Vorliebe jedes Land vorstellte.

„Die von Engeln umgebene Jungfrau" des Louvre zeigt sich wie in einer Grotte aus Fleisch und sie ist die Apotheose der Mutterschaft; das Bild atmet eine entzückende Tierheit und riecht nach sahniger und frischer Milch. Blumenbüschel von kleinen fleischigen Kindern, die in Rosen und Butter gebadet zu sein scheinen, umgeben die Mutter ihres Herrn Jesus; sie setzen ihr eine Krone auf, reichen ihr Palmen, stossen sich, küssen sich, schauen, bewundern und spielen. Die ganze nackte und strah-

lende Unschuld, aller Glanz und alles Leben der Fruchtbarkeit und der Gesundheit sind hier leuchtend dargestellt. Maria erscheint nicht mehr als Jungfrau, sondern wie ein Symbol der Frau Flanderns, wo die Erde und die Gattinnen unermüdlich fruchtbar sind.

Autorisierte Übertragung von MARIO SPIRO

Fragen an Herrn Riesser

Herr Professor, warum haben Sie sich stellen lassen? (Warum haben Sie die Frage beantwortet, ob Ihr Hansabund sozialistenfeindlich ist?)

Herr Professor, mit ähnlichem Recht könnte man Sie stellen und fragen: ob Ihre Mitglieder an die Unsterblichkeit der Seele glauben, an den allmächtigen und allwissenden Gott (der ein Staatsbestandteil ist und sicher von allen geglaubt wird, welche den Diensteid auf ihn leisten, auch von den Universitätsprofessoren).

Herr Professor, Ihre Reden sprachen von einem Bürgertum, „das, wenn es einmal einen kühnen Schritt nach vorwärts getan hat, sofort wieder Angst vor seinem Mut bekommt". Nun? Warum haben Sie nicht, als man Sie stellte, geantwortet wie der Ritter von Berlichingen?

* * *

Sie konnten mit Nein antworten: als ein jetziger, als ein die Zeit verstehender, als ein kämpferischer, als ein unabhängiger Mensch. Herr Professor, Sie hätten gar nicht zu antworten brauchen. Und Sie haben mit Ja geantwortet.

(Warum betonten Sie da in Ihren Reden, der Bund sei nicht politisch?)

* * *

Sie hätten als Unabhängiger nicht klagen sollen: die Sozialdemokratie rüttelt an den Grundlagen des Bestehenden. Denn: diese Grundlagen und dies Bestehende sind ja so, dass es heute darauf ankommt, an ihnen zu rütteln. (Becker auf Bartmannshagen, ein rühmenswerter Pionier, weiss das.)

* * *

Warum sagten Sie nicht salomonisch: die Hansa hilft von Fall zu Fall denen, die am wenigsten kulturfeindlich sind? Die „letzten Ziele" der Sozialisten haben Ihnen Wurst zu sein (wie alles Abstrakte) — der Augenblick aber stellt sein Gebot.

Herr Professor, warum wollen Sie sich klein machen? Sie haben frische Reden gehalten, vorzüglich auf den Zweck des Werbens zugeschnitten. Vorn ist Ihr Bild, auf dem Sie wie Björnson, bloss gescheiter, aussehen. Die Besten in Deutschland und die Zukunftvollsten halten es (Theorien hin, Theorien her) mit allen, die bereit sind, Ernst zu machen.

* * *

Die Besten und die Zukunftvollsten haben in der Toga für Sie Krieg und Frieden. Herr Professor, was wählen Sie?

Die Zukunftsvollen stehen vor Ihrem Hansabund nicht pathetisch; sondern in der Erkenntnis, dass er eine Geldmacht ist, und zum Kriege gehört Geld. Auch ungern verlören wir eine Helferkraft Ihres Schlages. Wählen Sie den Ruhm — oder den Spott? Hier ist die Toga.

Der Augenblick dieser Gründung hat Sie emporgetragen. Warum trachten Sie nicht durchzudrücken, was Ihnen in der tiefsten Truhe des Herzens das Liebste wäre?

Herr Professor . . . QUIVIS

Russisches Erlebnis

Was dem Musiker Oskar Fried in Petersburg Pittoreskes widerfuhr, schildern diese Zeilen:

Merkwürdiger Vorgang. Man wird der Majestätsbeleidigung angeklagt. Man soll den Kaiser von Russland beleidigt haben. Warum? Weil man eine vierte Probe zur Neuenten Symphonie braucht! Dieser Zusammenhang ist wenig klar — nicht?

Ich verhandelte wegen der vierten Probe mit zwei Musikern des Orchesters — von denen der eine mir deutsch das übersetzte, was der andere mir russisch zu sagen hatte. Ein dritter soll, hinter einer Säule versteckt, diese Verhandlungen mit angehört haben (ich habe den geheimnisvollen Dritten nie gesehen) — die Anklage wegen Majestätsbeleidigung ist ihm zu danken.

Dieser versteckte Musiker, offenbar für seinen Beruf mit besonders feinem Gehör begabt, will Folgendes vernommen haben: „Alles in Russland ist käuflich — sogar der Kaiser." Die andern Zwei bestätigten es gern.

Ich hatte gesagt, ganz harmlos: „Eine vierte Probe ist eine Geldfrage — und auch in Russland ist doch für Geld alles zu haben." Ein Satz, der unanfechtbare Wahrheiten enthält.

Wenn ich diesen missverstandenen Satz nicht gesprochen hätte, war alles gut; ich dirigierte weiter in Petersburg, Moskau, Kiew und hätte Erfolg, Ruhm, Geld . . .

Statt dessen werde ich fortgewiesen aus einem Lande, dessen Volk ich liebe, da es wie kein zweites den Künstler ehrt — und mit Herzlichkeit ihm eine zweite Heimat bietet. Warum in aller Welt sollt' ich dieses Volk beschimpfen?

Auffallend bleibt eins: dass man etwas vernimmt, was ein anderer nie gesagt, — und dies Vernommene so rasch . . . verwerten konnte, dass aus einer gleichgültigen Bemerkung eine grosse politische Affäre wurde.

Man staunt über die Geschicklichkeit . . . Vivat der Wettbewerb! . . . OSKAR FRIED

Die Angelo Neumanns

„Reformator des Bühnenwesens"; „Seltner Förderer der Kunst". Wo hört man diese Worte? Nicht nur in Prag.

Der Verstorbene war ein Mann der Fanfare, der hartnäckigen Selbsthinweise, ein Unterstreicher seines Namens, er genierte sich nicht. Ein Kenner der Theaternotiz . . . Herr Direktor Angelo Neumann nimmt ein Stück an. Zweitens: Direktor Angelo Neumann wird das Stück aufführen. Drittens: Direktor Neumann führt das Stück demnächst auf. Viertens: Das Stück wird jetzt von Direktor Angelo Neumann aufgeführt. Lauter fesselnde Vorgänge, die er den Zeitungen nicht verschwieg.

Erfolge bestrahlten niemand so hell wie den Direktor . . . Und (ein heut abgekommener Zug) kein Dichter, kein Komponist durfte die Stadt verlassen, ohne durch ein öffentliches Schreiben dem Bühnen-Oberhaupte zu danken. Warum ist dieser Zug abgekommen?

* * *

Der Verstorbene war ein furchtloser Unternehmer. Er bewältigte Riesenprogramme. (Neumann hat zeitlebens Wagnerbegeisterung und Wagneroper gepflegt. Musiker, die jahrelang seine Mitarbeiter waren, behaupten, sein Herz hätte bei Meyerbeer und Verdi gewohnt.)

Er bewältigte Riesenprogramme. Er spielte das Moderne und Benedix; Wedekind und Blumenthal und Hauptmann und die französischen Schwänke; Klassiker, Zyklen, den ganzen Hebbel, Schiller, Goethe, Grillparzer, Lessing, die Königsdramen von Shakespeare. Und Henrik Ibsens Werke . . . Alles mit gleicher „Tatkraft".

Und in alle Welt wurde das telegraphiert.

Er stürzte mit gleicher Stetigkeit auf die bedeutendsten Werke wie auf den Unterhaltungsschmarrn, — man pries ihn als Organisator, als ungewöhnlichen Kenner . . .

Das war System. Er hatte die Fähigkeit aufzufallen. Er liess wohl — in gemessenem Abstand — auch die andren gelten — die Dichter, die Künstler. Aber niemand zweifelte füglich, dass er die Hauptursache der Wirkungen und Erfolge war.

* * *

Dieser Mann musste ausserhalb Berlins schalten? Ungezählte Male denkt man seiner. An der Spree herrscht ja seine Mode: der Person des Veranstalters mehr Geltung zu gewähren als Dichtern und Darstellern zusammengenommen. Das Sonnensystem Angelo Neumanns ist eingebürgert; die Theaternotiz hat ihre Blütezeit; man ist ein böswilliger Mensch, wenn man den Kult bestimmter Unpersönlichkeiten nicht mitmacht . . .

* * *

Man denkt an Angelo Neumann: wenn nach Sensationspremieren die Eingeladenen den Bühnenleiter hervorjubeln. Der Erfinder der Maifestspiele, der bewusste Pfleger von Masseninstinkten, wäre hier voll zu Ehren gekommen: der Sprachschatz hätte nicht ausgereicht, seine Bedeutung in dieser Sphäre komischen Übertreibens zu würdigen.

Angelo Neumann wirkt gleich einem verhinderten Eroberer, — der an ein Duodezfürstentum gefesselt war.

Dass er nicht Direktor in Berlin geworden ist (sondern bloss Ahnherr) — das war die Tragik seines Lebens.

AUSTRIACUS

Briands Vollendung

Von RENÉ SCHICKELE

I.

Nie hat jemand Briand ein Buch lesen sehn.

Wo hätte er auch die Zeit hergenommen? Er war Parteisekretär, Abgeordneter, Leiter der „Laterne" oder der „Humanité", und wenn er auch selten selbst schrieb, so redigierte er um so eifriger. Er war nicht der Mann langwieriger Ausführungen; er stellte Wegweiser, gab die Parole aus und liess die andern marschieren. Wenn eine Stockung eintrat, sprang er an die Spitze des Trupps und setzte gleich das Höchstmass dieser manövrierenden Begeisterungskraft und Hellhörigkeit für Massenregungen ein, kraft deren er eine Volksmenge führte ... vielleicht nicht immer, wohin er gern gewollt hätte, aber sicher soweit, wie sie ihm unter den gegebenen Umständen folgen konnte. Und er liebte das Leben, in dessen saftigen Befriedigungen man täglich aufersteht, die Liebe, wo er sie fand, und das Kaffeehaus, durch dessen Fenster man auf das Leben wie in einen vergnüglichen Sonntag hinausschaut . . . Was Aristide Briand an politischer Bildung besitzt, sind die Ablagerungen einer von den verschiedensten Intelligenzen und Instinkten sprudelnden Umgebung in einem grossen Gedächtnis und einem eklektischen Verstand, der von allen Dingen das für die eigene Person passende Mass nimmt. Andre mochten mehr Kenntnisse haben. Briand nahm, was davon zu gebrauchen war, und kleidete sich damit. Sie sassen ihm wie ein Handschuh, aber die Faust darunter war die Hauptsache. Die der Faust ermangelten, erblickten eben ihre Mission darin, ihr Waffen und Werkzeuge zu liefern. Sie hatten Einfälle, aber was waren ihre Einfälle wert? Genau so viel, wie sie, verändert oder nicht, aber immer an den gerade wirksamsten Platz gesetzt, in einer Aktion Briands wiederkamen.

Als Briand von der Kammer mit der Berichterstattung des Gesetzes über die Trennung von Kirche und Staat beauftragt

wurde, hatte er seine Kärrner bereits trefflich gezogen. Sie schafften nicht nur das Rohmaterial herbei, aber, auf den Stil ihres Herrn eingeschworen, wie sie waren, bauten sie das Haus bis auf die Fassade; Briand brauchte dann nur der Kammer die Honneurs zu machen. Andre wären vielleicht selbständiger vorgegangen. Es gab niemand, der die nötige Mehrheit der Kammer so schnell bewogen hätte, das Haus zu beziehen, das Gesetz anzunehmen. Er war ein Redner. Ein bittersüsser Manövrierer. Ein Menschenkenner mit vorsichtigen, karessierenden Händen, die sich im rechten Augenblick zu eisernen Fäusten zusammenballten. Eine Kraft.

Seine Stellung in der sozialistischen Partei war der natürliche Preis der Entschlossenheit gewesen, wie er sich die ungewissen Parteiverhältnisse, den Mangel an Organisation, das Fehlen einer entscheidenden Autorität zunutze gemacht hatte. Er trat in keine der vielen Kirchen ein, und er empfing die Weihen aller. Nur die asketischen Guesdisten widerstanden. Seine Bohèmenase gefiel ihnen nicht. Sie fanden ihn unordentlich, ungebildet, unzuverlässig und auf zu unwissenschaftliche Weise erfolgreich . . .

Briand hatte den Sozialismus improvisiert. Er unternahm seine Regierungsfähigkeit. Vor allem kam ihm — und das ist der andre Grund seines Erfolges — die unentschiedene Stellung seiner Partei zur Regierungsmehrheit zugute. Die Dreyfusistische Revolution hatte mit dem Sieg des empörten Freisinns geendet; die Sozialisten, die im Trubel an die Seite des antiklerikalen Bürgertums gerückt waren, wollten ihre vorteilhafte Stellung so lange wie möglich halten. Waldeck-Rousseaus Nachfolger, Combes, bildete den „Block der Linken“ und nahm die sozialistische Fraktion in die vor allem antiklerikale Regierungsmehrheit auf. Waldeck-Rousseau hatte, um soziale Reformen durchzuführen, den Sozialisten Millerand in sein Kabinett berufen. Combes brauchte die Unterstützung der Sozialisten zur Trennung von Kirche und Staat, und so konnte die Partei die Wahl Briands zum Berichterstatter durchsetzen . . . Das Gesetz wurde gewählt. Die Kammer gab dem ausgezeichneten Berichterstatter zu Ehren ein Bankett. Wie wenig die Sozialisten auf die weitere Ent-

wicklung Briands gefasst waren, beweist ein Scherzwort, das Jaurès in seiner Festrede gebrauchte: „Wir leihen Ihnen Herrn Briand," sagte er den Radikalen, „wir schenken ihn nicht." Im März 1906 kam Sarrien an die Regierung. Es hiess, dass Briand das Ministerium für Kultus und Unterricht erhalten sollte. Am schicksalsvollen Abend, wo die Entscheidung fiel, spielte Kamerad Aristide in der Redaktion der „Lanterne" Poker. Einer, der ihn heute grimmig hasst, und der an der historischen Pokerpartie teilnahm, bewundert noch heute das schöne Phlegma Briands, wie er zum Abnehmen der Karten aufforderte, während die Ministerkandidaten wie arme Seelen in Paris umherirrten, und intrigierten, und sich am Telephon heiser schrien. „Aristide," gesteht er, „Aristide, der sich zu einem kleinen Poker hinsetzte, zur selben Stunde, wo Sarrien dem Präsidenten der Republik das, die neuen Minister ernennende Dekret zur Unterschrift vorlegte, das war beinahe Turenne, der am Vorabend einer offenen Feldschlacht ruhig auf einer Lafette einschläft." Jemand fragte: „Fürchtest du nicht, dass dir ein Schmutzfink, während wir hier sitzen, einen gemeinen Streich zu spielen versucht?" „Oh," sagte Briand nachlässig, „ich bin ruhig. Sie können nichts ohne mich machen . . . Gib mir zwei Karten." Spät in der Nacht besuchte er die „Humanité". Dort rieten ihm alle, das Portefeuille abzulehnen. Jaurès richtete ernste Vermahnungen an ihn. Die Sozialisten waren nämlich schon damals gegen die Beteiligung ihrer Parlamentarier an der Regierung. Drei oder vier Kongresse hatten den „Fall Millerand" gründlich untersucht und endlich mit viel Feinheit beschlossen, dass ein Sozialist, der in ein bürgerliches Ministerium eintrete, wenn nicht aus der Partei austreten, so doch einen Urlaub nehmen müsse. Briand nahm einen Urlaub . . . Er behielt sein Portefeuille vom Oktober 1906 bis zum Januar 1908. Er hatte damit begonnen, dass er richtige Schulmeister ins Ministerium berief und allerhand Anstrengungen zur Hebung des Lehrerproletariats machte, die seine sozialistischen Freunde mit Vergnügen wahrnahmen . . . Der Unterricht ist ein idyllisches Ressort.

Briand konnte auch als Minister seine Freunde und das Kaffeehaus nicht entbehren. Aber er behielt nur die sichersten,

die geborenen Handlanger und gewann neue in der guten Gesellschaft, wo er jetzt verkehrte; er wählte das vornehmere Café Weber bei der Madeleine. Er entsagte dem Boulevard und seinen Übergangsfreuden, wie er als Abgeordneter Montmartre und seine zweifelhaften Lustbarkeiten abgeschworen hatte. Für ihn, den Minister, gab es kein Winkelchen in den staatlichen Theatern, das sich vor ihm verschlossen hätte. Er nahm den besten Schneider. Er liess sich die feine Herrenwäsche zeigen. Die Salons, die zuerst nur von seiner Kraft geblendet waren, fanden bald auch seine Manieren angenehm. Aber die alten Kameraden in der Kammer klopften ihm gelegentlich noch auf die Schulter. In seinem guten Anzug war er noch immer der Teufelskerl, dessen vergeistigt proletarische Ausdrucksweise und gute Laune die andern zum Tanzen brachte.

Das änderte sich unter Clemenceau, der Aristide Briand das Portefeuille der Justiz gab. Die Justizbeamten sind ganz andre Leute als die zum grossen Teil sozialistischen Lehrer. Clemenceau spasste nicht mit den Sozialisten, noch weniger mit den Revolutionären. Es fanden blutige Zusammenstösse zwischen Streikenden und der „bewaffneten Macht" statt, die Gerichte übten Strenge, und Briand fand das alles in der Ordnung! Es liess sich mit dem besten Willen nichts Sozialistisches mehr an ihm entdecken. Und er hatte doch auf der Tribüne der Kammer gesagt, dass er auch als Minister der alte sei und keine seiner früheren Ansichten verleugne! Eines Tages vertraute Jaurès in den Wandelgängen der Kammer dem vorübergehenden Clemenceau an: „Sie haben einen Banditen neben sich sitzen!"

Jaurès ist der grösste Optimist und der beste Mensch in ganz Frankreich. Als er die Fahnenflucht seines Freundes Aristide feststellte, war der schon lange über dem grossen Berg, auf dem Boulevard St. Germain oder in Neuilly, hatten der gute Schneider und die zarten Schlipse und die gastlichen Villen ihr Werk getan. Das Nessushemd einer schönen, gepflegten Frau tötete den Sozialisten vollends. Aus der Asche stieg ein Ministerpräsident. Briand liess seinen Schnurrbart stutzen. . .

Seit dem Monat Oktober dieses Jahres kennt ihn die Welt. Überall, wo Fürsten auf der Ordnung ihrer Zivilliste thronen,

bewundert man den Premier der französischen Republik. Weil er skrupellos ist, nennt man ihn einen Staatsmann; einen Charakter, weil er die verspäteten Anhänger einer Lehre, deren Wahrheit er als erster mit wundersam mächtiger Stimme ins Land rief, aufpacken und ins Gefängnis werfen liess; einen Patrioten, weil er sich über das Gesetz erhob, um die Rothschilds vor der Notwendigkeit zu bewahren, ihre Dividenden zu verringern; einen hervorragenden Geist, weil er tat und sprach, was am Tage vorher in den Zeitungen einer verängsteten Grossbourgeoisie gestanden hatte. In Wirklichkeit ist er banal geworden. Er ist verbraucht. Ausgesaugt. Müde gestreichelt. Tot geschwatzt. Der erste Sturm bläst ihn um, und dann wird man seine Seele auf einem Bidet zum Laienhimmel reiten sehn! An den Fenstern der teuren Etagen werden Frauen sein, die weinend die „Internationale" flüstern. Rothschild wird die Kanonen schiessen lassen.

II.

In seiner Jugend fand Briand eine Idee, die noch keiner vor ihm „unternommen" hatte. Sie war ein glänzendes Geschäft, und man darf behaupten, dass Briand aus ihm herausholte, was es unter kräftigen Fäusten hergeben konnte. Als er Ministerpräsident wurde, brauchte er ein Programm. Er sah sich nach einer Idee um. Sein Privatsekretär, der kleine Parson, reichte ihm gleich einen ganzen Strauss. Der Strauss war schön, wenn auch ein wenig farblos. Briand umwickelte ihn mit einer Papiermanschette eigner Erfindung und nannte ihn: L'Apaisement. Man verstand, dass Frankreich jetzt, da Briand glücklich Ministerpräsident geworden war, den inneren Frieden brauchte, um nach der politischen auch eine wahrhaft soziale Republik zu werden. Das schien wirklich sehr wünschenswert. Wenn die Schonung der gemässigteren Elemente dem grossangelegten sozialen Werk zugute kam, konnte man Briand loben. Was ihm nützte, konnte diesmal der Republik nicht schaden. Das Programm wurde gehört und beredet, und dann wartete man, was nach dem Programm käme. Es kam lange nichts. Das Programm bestand darum nicht weniger. Endlich kam der

Streik der Eisenbahnarbeiter. Und jetzt erfuhr man, was Briand unter einer sozialen Republik versteht. Er unterdrückte einen vollkommen gesetzlichen, von seinem eigenen Justizminister für gesetzlich erklärten Streik mit der Dampfwalze seiner Polizei. Vierzehn Tage gab es keine Freiheit der Presse mehr. Die Polizei leerte die Redaktionen der revolutionären Zeitungen. Sie liess die Automobile passieren, die die braven Zeitungen in die Provinz trugen, und hielt die andren an, die sozialistische Organe beförderten, Hervé, der im Gefängnis sass, durfte keine Briefe mehr abschicken und keine Besuche mehr empfangen. Er versetzte das Land in Belagerungszustand und mobilisierte die streikenden Eisenbahnarbeiter. „Die Plötzlichkeit des Streiks," erklärte er, „beweist seinen revolutionären Charakter . . ." Als der Streik vorüber war, blieb auch von den sozialen Reformen nichts mehr übrig. Nicht einmal Millerand „mit seinem Minimum sozialistischer Ansprüche". Briand hatte seine Kollegen überredet, mit ihm zu demissionieren. Sie taten es ungern. Natürlich wurde Briand, da die Kammer ihm ihr Vertrauen ausgesprochen hatte, vom Präsidenten der Republik mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragt. Es war absolut nicht mehr das alte. Als die Namen der neuen Minister bekannt wurden, schüttelte alles den Kopf. Niemand kannte die Herren. Lauter Schatten um den einen grossen Mann, und die betrogenen Kollegen wunderten sich sehr. Der grosse Mann kam mit dem alten Parsonschen Bukett wieder. Wenigstens sah das neue Bukett dem vorjährigen sehr ähnlich. Aber beim näheren Zuschauen merkte man, dass es, kräftig gerupft, das entscheidende Geschenk für die Aktionäre der Ordnung enthielt: Gesetze gegen die Gewerkschaften, Gesetze gegen das Streikrecht. Die Faust kam zum Vorschein, Briands alte Faust in der neuen Manschette, sie streckte drei Finger und schwor, der Reaktion zu dienen, einer Reaktion, wie sie die dritte Republik noch nicht erlebt hat . . . Darauf wurde bekannt, dass der Ministerpräsident sich mit der reichen Witwe eines konservativen Abgeordneten zu verehelichen gedenke. Und die Camelots, die auf den Boulevards „La Poigne d'Aristide" besangen, schlossen mit einer Strophe, die die Geschichte einer Dynastie beginnt:

Mets ta redingot' grise
Un p'tit chapeau t' va bien;
Et puis, quoi qu'on en dise,
Ne te refuse rien;
Va vite à la Mairie,
Là, content comme un roi,
Prends-y femme jolie,
Pour nous laisser de toi:
Beaucoup d'enfants,
Des p'tits Briand.

Elegante „Garconnières“ führen, wie eine lange Galerie, in den ehelichen Alkoven, das ist gute alte Pariser Sitte. Briand richtet sich die Gesetzlichkeit, die ihm während seiner Laufbahn von vorn und von hinten gedient hat, endlich auch zum Schlafen ein. Er folgt der Vorschrift der Kulturträger: „Schmücke dein Heim! Mache dein Leben zu einem Kunstwerk! Vollende dich!“ Hoffentlich stört ihn niemand. Er ist im Begriff, sich zu vollenden.

Vive la bagatelle!
Swift

KURT V. BREYSIG

In einem Aufsatz, betitelt: „Der einige Geist des deutschen Volkes" („Tag" vom 25. Dezember 1910) geht der Historiker Breysig, Professor an der Universität Berlin, gründlich wie er nun einmal ist, bis auf die „Männerbünde der Ururzeit" zurück. Er tadelt mit Recht die erbarmenswerte Nüchternheit und Verstandeshelle der Gegenwart, und er preist die Dämmerung der Urzeit, und er rühmt unser Landvolk, das vom „Erbgut des ältesten Glaubens" noch nicht abgefallen sei. Doch auch hier, fügt er bedauernd hinzu: „nur Reste freilich noch, verwitterte, verschwimmende Gestalten: Götter und Geister doch auch einst, so hart auch anderthalb Jahrtausende zähen Priesterzornes sie verfolgt haben."

Der Historiograph schliesst seine überaus klaren und in ihrer Präzision fast überscharfen Ausführungen, nachdem er sich über sein Lieblingsthema, den deutschen Adel, noch dahin geäussert hat, dass er „tief eingebettet sei in ein tiefes Wechselverhältnis", — nach dieser kurzen Vergewaltigung der deutschen Sprache schwingt er sich wieder zu den Höhen ewiger Weisheit, in deren orakelnder Atmosphäre er gewöhnlich lebt, und aus dieser Luftschicht der Geister prägt er die denkwürdigen, bis in die fernste Zukunft geltenden Worte: „Alle Staatsbaukunst vermag auf Grundvesten von Basalt und Granit sicherere Mauerwerke aufzuführen als auf Kiesel und rinnenden Sand". Wir hüten uns ihm zu widersprechen. H.

FESTSPIELE

Herr Direktor Max Reinhardt soll zuvörderst, wie wir hören, in einer Reihe von Zirkussen rings im herrlichen deutschen Land das psychische Drama „Der alte Fritz bei Leuthen" unter ständiger Mitwirkung der Turnvereine von Grossenhain, Wurzen, Riesa, die sich einer zentralen Lage erfreuen, und bei sorgfältiger Reproduktion von Kartätschengeräuschen in Stilisiertheit zur Darstellung bringen. Regisseur Hollaender wird jedesmal am Schluss den Jubel-Choral „Nun danket alle Gott" mit eindrucksvoller Pantomimik leiten. Ein bedeutsamer Tag bricht an. Graf Zeppelin, der herrliche alte Degen, verklärt den Ausschuss mit seinem Lebensabend.

Wir unterlassen nicht, nochmals darauf hinzuweisen, dass ein bedeutsamer Tag anbricht; an die Stelle der unverständlichen, im Drama erstrebten Gestaltung menschlicher Seelen tritt endlich das sonnige Schauspiel der Fünftausend mit den Lichtseiten des Daseins.

Den Wurstverkauf hat eine chemnitzer Firma übernommen.

175

Graf Günter von der Schulenburg, Bülows Schwager, ist von Angehörigen entmündigt worden. Er prozessiert. Er hat vermutlich ein abweichendes Geschlechtsempfinden. Er war Mitglied eines Klubs „Die Eigenen". Er soll am Schicksal eines Freiherrn von Fürstenberg beteiligt sein, der vor seiner Hochzeit, als Männerfreund verdächtigt, in den Schlossteich ging. Schulenburg bestreitet, schwachsinnig zu sein, — scheint aber seine Geschlechtsanlage nicht zu leugnen.

Dieser letzte Punkt wäre der bemerkenswürdigste des Prozesses. Es gab noch unlängst eine Zeit, wo wachsende menschliche Einsicht das Los der Gleichgeschlechtigen altruistisch ansah. Wildenbruch half mit seiner Unterschrift, Straflosigkeit vom Gesetz für sie zu fordern. Eine Besserung war auf dem Wege.

Erst seit anno Eulenburg ist durch Reklame mit Hirnmangel jene gute Wallung zum Abebben gebracht worden. Ohne Verstandesgrund. Es wird gut sein, sie aufzufrischen. Die Mitarbeiter des „Pan" (welche heterosexuell sind, bitte) bereiten eine Eingabe vor und nehmen Unterschriften an.

ZWEIFEL EINES DEUTSCHEN

Welcher Kenner gibt Auskunft über meine Rechtslage, wenn ich öffentlich über den Kopf gehauen werde?

Ich muss Schnittwunden hinnehmen, wenn sie durch den Säbel eines uniformierten Schutzmanns erfolgen. Widerstand wäre strafbar. Offenkundige Staatsgewalt. Die Unsicherheit entsteht erst bei Gummischläuchen und Holzknüppeln.

Darf man einen Geheimpolizisten — der ohne sich auszuweisen, losschlägt — abwehren, gegebenenfalls niederschiessen? (Eigene Lebensgefahr.) Nein! Nur einen Augenblick rührt sich dieser Zweifel. Man muss auch vor einem gänzlich unlegitimierten Schläger stillhalten. Es genügt, dass er sich ausweist, wenn ich im Hospital bin. Notwehr ist auch hier ganz unstatthaft. (Falls er nur selber das Bewusstsein befugter Amtsübung hat.)

Ein kleiner Nachteil ist allerdings damit verbunden. Man weiss jetzt im Gedränge nie, falls man Keile kriegt, ob jemand in berechtigter Amtshandlung haut.

Der uns Schlagende legitimiert sich nicht. So empfiehlt es sich stillzuhalten — auf die Gefahr, durch einen Privatmann einige Knüppelhiebe zu empfangen.

* * *

Andere Frage: Wenn der amtlich Hauende (uniformiert oder nicht) zugleich beleidigende Worte ruft („Schwein!", „Trine!", „Saustück!", „Hund, verfluchter!") — welche Mittel empfehlen sich, ihn wegen Beleidigung feststellen zu lassen? Er überschreitet ja die Amtsgrenze: die nur erlaubt, mir über das Gehirn zu schlagen. — Man wendet sich an den Polizeileutnant. Der wird ihn wegen grober Pflichtverletzung aufschreiben . . .

* * *

Wenn erwiesen werden sollte, dass jemand von Schutzleuten durchgelassen, darauf hinter der Durchlassstelle von anderen Schutzleuten verwundet, somit (unwissentlich) in eine Menschenfalle geschickt worden ist: darf er den obersten Leiter der Expedition, hier den Herrn von Jagow, auf Schadenersatz belangen? (Jeder Spediteur ist für seine Fuhrleute verantwortlich.)

Der Erfolg ist unsicher. Es empfiehlt sich einen Versuch zu machen — und jedenfalls gegen die berliner Polizei gerichtliche Klagen endlich einzubringen.

FERDINAND BONN

Neue Liga: Reinhardt-Bonn.
Staune nicht. Das kommt davon.
Nestroy erst — zum Angewöhnen;
Später wird er Shakespeare klöhnen.

Dann — was kannste und was haste! —
Spielt er Ödipus, Jokaste,
Gretchen, Tasso, Gyges, Golo,
Hamlet mit dem Geigensolo.

Selig röchelt die Kritik:
„Reinhardt! Pschsch! Entdeckerblick!"
Und ein Dramaturg fügt bei:
„Dieser Bonn!!!! Er hat den Schrei!!!!"

Hui, er strrrahlt und rrrollt sich heiser —
In den Zirkus fährt der Kaiser.
Jubel-Liga: Reinhardt-Bonn.
Staune nicht. Das kommt davon!

K.

Neue Bücher und Kunstmappen

Ausführliche Besprechung vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Falle statt.

DRUGULIN-DRUCKE AUS DEM VERLAG VON ERNST ROWOHLT, LEIPZIG:
PAUL VERLAINE: VERS.
HERBERT EULENBERG: DEUTSCHE SONETTE.
SHAKESPEARE: SONNETS.
MOLIERE: LES PRECIEUSES RIDICULES.
GOETHE: TORQUATO TASSO.
DIE BRIEFGEDICHTE DES JUNGEN GOETHE.
AUGUST GRAF PLATEN: VENEZIANISCHE SONETTE.

HANS REISIGER: STILLE HÄUSER. Novellen. 1910. Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

RENE SCHICKELE: WEISS UND ROT. Gedichte. 1910. Paul Cassirer, Berlin.

HEINRICH HEINE: AUS DEN MEMOIREN DES HERRN VON SCHNABELEWOPSKY. MIT LITHOGRAPHISCHEN ZEICHNUNGEN VON JULIUS PASCIN. 1910. Paul Cassirer, Berlin.

MAXIMILIAN HARDEN: KÖPFE. 1910. Erich Reiss, Berlin.

SIEGFRIED JACOBSOHN: MAX REINHARDT. 1910. Erich Reiss, Berlin.

DIE KUNSTKAMMER. Eine Sammlung von Gemälden unserer Zeit in farbiger Wiedergabe. Ausgewählt und mit Texten versehen von EWALD BENDER: Max Liebermann, Mädchenbildnis. — Lovis Corinth, Mutter und Kind. Verlegt bei Römmler & Jonas, Dresden.

MAX DAUTHENDEY: DIE GEFLÜGELTE ERDE. Ein Lied der Liebe und der Wunder um sieben Meere. Albert Langen, München.

MAX DAUTHENDEY: WELTSPUK. Lieder der Vergänglichkeit. Albert Langen, München.

Für unverlangte Manuskripte kann keine Garantie übernommen werden.
Sprechstunden der Redaktion: Montags, Dienstags, Mittwochs von 11—1 Uhr.

Verantwortlich für die Redaktion: Wilhelm Herzog, Berlin-Halensee.
Verlag von Paul Cassirer, Berlin W. 10, Viktoriastrasse 5.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Erster Jahrgang No. 6 16. Januar 1911

PAN

Halbmonatsschrift herausgegeben
von WILHELM HERZOG und PAUL CASSIRER

JNHALT:

Hermann Bahr.......... }
Richard Dehmel....... }
Ludwig Frank........... } Todesstrafe
Alfred Kerr.............. }
Heinrich Mann......... }
Julius Meier-Gräfe... }

Tagebuch des jungen Flaubert

Alfred Kerr...............Der deutsche Schwund

B. Schweigman.........Die Welt um Houndsditch

George Moore...........Meine Bekanntschaft mit der Bibel

Wilhelm Herzog......Possen

Ludwig Rubiner.......Kultur, Musik und Pfitzner

Emil Faktor................Die Ritter vom Geiste

Schwärmer und Bestien - „Die Ursachen beseitigen"

Todesstrafe

Mord bleibt Mord, auch wenn er verstaatlicht wird.

Ja, für mein Gefühl ist ein Mord, der von staatswegen, ohne Leidenschaft, mit Überlegung und noch, wie zum Hohn, im Namen der Gerechtigkeit verübt wird, viel scheusslicher, als wenn irgend ein Mensch im Affekt (Eifersucht, Neid, Hass, Zorn, Habsucht) einen anderen niedermacht. Dies, wenn ich es auch niemals entschuldigen kann, kann ich doch psychologisch verstehen, ich kann mir vorstellen, dass jemand einer solchen Tat verfällt. Dagegen weiss ich mich ganz unfähig, je bei kaltem Blut ein Todesurteil zu fällen, zu bestätigen oder auszuführen, es ist mir undenkbar.

Für mein Gefühl ist das Leben eines Menschen, er sei auch wer er sei, das höchste Wunder, das tiefste Geheimnis, das grösste Heiligtum. Wird es durch Menschenhand verletzt, so geschieht für mich etwas wider die Natur, etwas Unfassliches, etwas, das nicht sein kann. Ich habe dann das Gefühl, als wäre die sittliche Welt aufgerissen. Und ich habe das Gefühl, dass die Welt nach solcher Tat lange braucht, um allmählich über ihr wieder zuzuwachsen. Dass es nun aber gar der Hüter der sittlichen Welt, das Gesetz, selbst sein soll, wodurch ihre Verstörung, ja Vernichtung geschieht, dies gehört für mich zu den Denkunmöglichkeiten.

Es muss irgend ein Fehler in meinem Gehirn sein, der mich verhindert zu begreifen, wie Staaten, die sich christlich nennen, die Todesstrafe haben können. Ich lese doch: Du sollst nicht töten! Ich lese, dass den Christen verboten ist, Aug um Aug, Zahn um Zahn zu fordern. Und ich lese, dass den Christen der, dem sie dienen, gesagt hat: Widersetzt euch dem Ruchlosen nicht, sondern wenn dich jemand auf die rechte Wange schlägt, halte ihm auch die andere hin; und wenn jemand mit dir rechten und dir den Rock nehmen will, lass ihm auch den Mantel! So muss ich, bei meinem Fehler im Gehirn, denken, dass es in Christen-

staaten keine Todesstrafe geben kann und dass Staaten durch die Todesstrafe sich öffentlich von Christus lossagen.

Ich glaube nicht, dass Strafen abschrecken. Ich glaube nicht, dass der Mensch durch Furcht besser wird. Ich glaube, dass der Mensch durch das Beispiel besser wird, durch die Gegenwart guter Menschen. Ich glaube, dass jeder von staatswegen verübte Mord ein böses Beispiel ist und die guten Menschen wegdrängt, weil sie dadurch an sich selbst irre werden. Ich glaube, dass die Todesstrafe eine Rechtfertigung der Mörder ist. Der Mörder, über den sie verhängt wird, kann sich sagen: Was habe ich denn schliesslich anderes getan als ihr mir jetzt tut? Und er kann sich sagen, dass, so lange sogar der Staat selbst nicht die Kraft hat, der Rachsucht zu widerstehen, man dies doch von einem einzelnen armen Menschen wirklich auch nicht verlangen kann.

Man beruft sich gern auf den frechen Witz: Die Herren Mörder sollen anfangen! Das ist, als wenn ich daraus, dass mich einer anlügt, das Recht ableiten könnte, nun auch ihn anzulügen, oder den Dieb zu bestehlen, oder an jedem so schlecht zu handeln, als er an mir gehandelt hat, was denn zur Folge hätte, dass die Handlungen der Bösen bestimmen würden, was erlaubt sein soll.

Ich aber bin der Meinung, dass ich, was mir recht erscheint, tun muss, und was mir unrecht erscheint, lassen muss, ohne zu fragen, wie sich andere Menschen dazu verhalten und ohne zu fragen, wie es mir dabei ergehen wird. Und ich bin der Meinung, dass die sittlichen Forderungen, die man an jeden Menschen stellt, auch für den Staat gelten. Ich bin der Meinung, dass ein Staat, der sich herausnimmt, Böses mit Bösem zu vergelten, indem er auf den Mord den Mord setzt, sittlich ebenso tief steht wie der Mörder, ja dadurch gerade das Beispiel zur Unsittlichkeit gibt.

Wien HERMANN BAHR

Die Todesstrafe wird solange die ultima ratio juris bleiben, als es noch Menschen gibt, die keine Ehrfurcht vor fremdem

Leben, dagegen Furcht vorm eigenen Tode haben. Das gilt für Richter wie Verbrecher, für Obrigkeiten wie Untertanen.

Blankenese RICHARD DEHMEL

Wer gegen Lohn einen wehrlosen Menschen fesselt und tötet, begeht einen feigen Mord, auch dann, wenn der Staat den Täter dingt und zahlt und den Akt als eine „Hinrichtung" tituliert. Die Erfahrung vieler Völker hat bewiesen, dass die menschliche Gemeinschaft zu ihrer Erhaltung das unmenschliche Mittel der Todesstrafe nicht braucht. Nicht Schutz der Gesellschaft, sondern Schutz der Autorität bezwecken die Verteidiger des Henkers; — zu dem morschen Amtsgebäude der Legitimität gehört als Turmschmuck das alte „Schwertrecht" des Fürsten, über Leben und Sterben der „Untertanen" zu entscheiden. Als am 1. März 1870 der norddeutsche Reichstag beschloss, die Todesstrafe abzuschaffen, waren unter den 81 Abgeordneten, die diese Staatseinrichtung beibehalten wollten, 67 Adelige und 14 Bürgerliche. Mit Recht folgerte aus diesen Ziffern der klarblickende Ludwig Bamberger, dass „die Entscheidung in der Hauptsache eine Frage sei zwischen der alten Feudalwelt und der neuen bürgerlichen".

Mannheim LUDWIG FRANK, M. d. R.

Ich habe meinen Standpunkt ein für alle Mal in die Worte geprägt:

„Du sollst nicht töten" — sagt der Denker
Nicht bloss zum Mörder. Auch zum Henker.

Grunewald ALFRED KERR

Ich halte dafür, dass das Menschengeschlecht verantwortlich zu machen ist für Alles, was es hervorbringt. Wenn es auf seine

grossen Männer stolz sein möchte, soll es gefälligst auch seine Verbrecher leben lassen, und zwar als Menschen.

München HEINRICH MANN

Wie weit es geht, die Kultur eines Volkes (Kultur in rein reellem Sinne) nach seinem Verhältnis zur Todesstrafe zu beurteilen, möchte ich nicht entscheiden. Aber ich glaube, die Strafe ist nicht praktisch, denn sie erfüllt nicht einmal, was die Anhänger der Abschreckungstheorie von ihr erwarten. Dem anormalen Spieltrieb, den man in richtigen Verbrechernaturen annehmen muss, mag die vage Aussicht auf die Hinrichtung sogar einen Kitzel hinzufügen. Könnte man das Prestige des Märtyrertums durch vollkommene Lächerlichkeit ersetzen, so wäre die Todesstrafe vielleicht wirklich furchtbar. Aber man wird auch einen siebenfachen Mörder nicht abhalten können, sich auf dem Schafott als Helden oder Opferlamm zu fühlen und dieses Gefühl anderen mitzuteilen.

Paris, 6. I. 11. J. MEIER-GRAEFE

Tagebuch des jungen Flaubert

Es folgen hier zum erstenmal in deutscher Sprache — soweit nicht Wendungen in einer fremden zum Vermeiden gesetzlichen Anstosses erforderlich schienen — unlängst bekanntgewordene Aufzeichnungen, die Flaubert zwischen Zwanzig und Dreissig unterwegs in ein braunledernes Notizbuch kritzelte.

Sie zeigen eine Natur, die Dinge sachlich, Stimmungen sehnsüchtig, beides im Fluge, festhält. Sie zeigen einen Menschen mit Lebensdurst ohne Gemachtheit. Sie zeigen Stunden eines grossen Aufrichtigen — vor dem Beginn der Daseinsarbeit.

Der tüchtigen, für Freunde des Schrifttums fesselnden Zeitschrift „Les marges", welche das Verdienst und den Mut der ersten Veröffentlichung dieser Tagebücher hat, dankt der ‚Pan' die Erlaubnis zur deutschen Wiedergabe.

VON MAILAND NACH COMO*)

Von Mailand nach Como steigt die Strasse langsam an. — Im Hafen von Como, der kein Hafen ist — und das macht ihn entzückend —, kleine Nachen mit Holzbögen, die das Zelt tragen, wie man es in Kupferstichmappen sieht. Dieses Bild wirkt italienisch, unbekümmert und farbig. Ich weiss nicht, ob die venetianischen Gondeln schöner sind. Mir ist der Anblick eines von diesen elenden Booten lieber, als der des schönsten Linienschiffes der Welt. Die Seelandschaft ist anmutig, sinnlich, italienisch, der Vordergrund steil abfallend, die Häuser in grellen Tönen. Die Ferne schneeweiss und ganz voll von allerliebsten Anwesen, geschaffen zur Arbeit und zur Liebe. Taglioni und Pasta am linken Seeufer, wenn man vom Como kommt. Die Villa Sommariva; eine Steintreppe führt bis ins Wasser, um in die Gondel zu steigen. Grosse Bäume. Rosen, die über eine Quelle wachsen. Amor und Psyche von Canova. Von der übrigen Galerie habe ich nichts gesehen. Dorthin bin ich mehrmals zurückgekommen, und das letzte Mal habe ich die zu Tode erschöpfte Frau, die dem Amor ihre beiden langen Statuenarme hinstreckt, unter die Achselhöhle geküsst. Und ihr Fuss! ihr

*) Aus einem Notizbuch, das Flaubert im Frühjahre 1845, während einer kurzen italienischen Reise, bei sich trug.

Kopf! ihr Profil! Man verzeihe mirs: abér das war seit langem mein erster sinnlicher Kuss. Es war noch etwas mehr. Ich umfing die Schönheit selbst. Der Genius — ihm galt meine glühende Gier. Ich fiel her über die Form, fast ohne zu bedenken, was sie darstellte. Erklärt sie mir, Bureaukraten der Ästhetik, ordnet sie ein in euer System, wischt eure Brillengläser gut ab und sagt mir, warum das mich beseligt!

Man erklimmt eine ganz steile, breitstufige Stiege. Dann, auf der anderen Seite des Sees, ein schwarz und weisses Haus: die Villa des Generals Zerballoin. Aussicht über die drei Seen —: hier möchte man leben und sterben.

* * *

VON DER ÄGYPTISCHEN REISE (1849—1851)

ABFAHRT VON ALEXANDRIA — FAHRT AUF DEM NIL — BULAK.

Sonntag früh Abreise im Nilschiff, das im Schlepptau eines kleinen Dampfers fährt. Am Rande der flachen, toten Ufer einige Araber, die ganz nackt sind und laufen. Von Zeit zu Zeit kommt ein Reiter vorbei, in kurzem Trab und ganz in Weiss auf seinem türkischen Sattel. Passagiere: eine grosse, magere, elegante Frau, die Tochter des österreichischen Konsuls, in griechischer Tracht und verheiratet mit einem Arzt, der auf Kissen daliegt; eine Abessynierin an ihrer Seite; scheussliche englische Familie, die Mama schien ein alter kranker Papagei; Herr Duval de Beaulien in schottischem Plaid; ein arabischer Ingenieur, der englisch sprach und abends etwas angesäuselt war. Latfeh: Hühner auf den Häusern, sie gleichen denen der alexandrinischen Bauern. Trübseliges Aussehen des ganzen. Der Nil; Sinken der Sonne; am Horizont glänzten weiss die Minaretts von Fonah. Links im Vordergrunde grünes Wiesenland. Erste Nacht auf dem Nil, ein Gefühl von Stolz und Erhabenheit. Ich mache Bewegungen. Ich rezitiere Verse von Bouilhet. Kann mich nicht ins Schlafengehen finden. Kleopatra. Die Wasser sind gelb. Es ist sehr still. Ein paar Sterne sind da. Tüchtig eingepackt auf meinem Feldbett,

schlafe ich glücklich ein. Wache vor Max*) auf. Als er aufwacht, streckt er seinen linken Arm aus, um mich zu suchen. Auf der einen Seite die Wüste; auf der anderen (auf dem rechten Ufer, zu unserer Linken) ein weites grünes Grasland mit Feigenbäumen, das aussieht wie eine Ebene der Normandie, während zu unserer Rechten alles grau-rot ist und man die beiden Pyramiden sieht, davon eine kleinere. Schleusenarbeiten, wie Brückenbögen im Bau. Wir verstehen davon keine Bohne . . . Zur Linken türmt Kairo sich auf einem Hügel auf, die Mehemed-Moschee wölbt ihre Kuppel. Der Mokatam kahl dahinter. Ankunft in Bulak. Tohuwabohu der Ausschiffung. Etwas weniger Stockschläge als in Alexandria. Von Bulak nach Alexandria führt eine Chaussee — Bäume, Sträucher. Das Orient-Hotel auf dem Esbekijer. Besuche beim Konsul, der ein schöner Mann ist. Sandiger Hof; kleiner, guter, kauderwelschender Bekin-Bey; hübsche Wohnung mit Pflanzen und chinesischen Kunstdingen im Salon; beim zweiten Besuch Frau Marie in schönem weissem Kleid.

Am Abend unserer Ankunft Fest eines muhammedanischen Heiligen. Männer, in Form eines Parallelogramms aufgestellt und psalmodierend mit Gesten, die ein Mann in der Mitte vormachte; ein anderer in der Ecke sang die Melodie. Idiotisches Gesicht eines jungen Mannes (zurückweichender Schädel, magere, vorspringende Nase), den der Rausch des Rhythmus packte. Ein Kind sang auch und bewegte sich wie die Männer.

Possenreissereien. Der eine machte die Frau. Laszive Spässe der Kranken und des Arztes. „Wer ist da? nein, ich öffne nicht. Wer? — Es ist . . . — Wer (usw., wiederholt) — Eine Hure — Ah, tritt ein — Was macht der Herr Doktor? — er ist in seinem Garten — mit wem? — mit seinem Esel, den er . . .“

Gestern, den ersten Dezember, haben wir am Fusse der Zitadelle einen Clown gesehen mit einem Knaben von sechs bis sieben Jahren und zwei kleinen Mädchen, barfuss, in bauen Blusen und spitzen Wollmützen. Fürzchen, die die Mädels mit ihren Händen machten. Der Bengel war vorzüglich, klein, hässlich, frech.

„Wenn Sie mir fünf Para geben, bringe ich Ihnen meine Mutter

*) Maxime du Camp, Flauberts Freund.

zum —; ich wünsche Ihnen jede Sorte Vergnügen, besonders dass Sie einen langen — haben.“ Der Ausdruck, mit dem er „Allah“ sagte, als er einen Topf mit Kuchen entdeckte. Die arabische Sprache erschien mir wundervoll. Zwei oder drei Equipagen mit Paschas passierten den Platz, ohne dass die Menge sich umkehrte. Bunte Fäden, aus dem Munde des Hexenmeisters hervorkommend. Doppelte Stöcke, um sich zu schlagen. In einer Taubheitsszene schrie der Knabe, in der Verzweiflung sich nicht verständlich machen zu können, dem Tauben in den Hintern.

Orient-Hotel. Herr von Neuville. Dummes Hotel. Nil-Hotel. Ein Korridor, vollgeklebt mit Gavarnis; die Wüstengewänder streifen das raffinierte Parisertum, das die Zivilisation hierher schickt. Die Cocotten, die Studenten und die Bürger Daumiers stelzen da unbeweglich vor dem Neger, der die Nachttöpfe ausleeren geht.

Hochzeit, Paukenspieler auf Eseln — reich gekleidete Kinder auf Pferden — Frauen in schwarzen Schleiern, ein schrilles Girren ausstossend. Kameel, ganz mit Piastern bedeckt. Raufbolde, Leute, die mit Säbeln und Schilden kämpfen. Der Tänzer, frisiert und gekleidet wie eine Frau, gesticktes Wams, geflochten — Goldpiaster auf dem Rücken. Castagnetten, unbeschreibliche Bauchverrenkungen, grosse Reverenz, bei der seine Hosen sich bauschen. Rasendes Schütteln des Beckens, wobei er nicht von der Stelle weicht.

Abendbesuch bei der Triestinerin. Kleine Strasse hinter dem Orient-Hotel. Vorne ein grosser Divan-Saal, nach der Strasse hinaus, an beiden Seiten kleine Luftlöcher nach der Strasse hinaus, unverschliessbar. Geradeaus ein grosses Fenster ohne Rahmen, vergittert, durch das man einen Palmenbaum sieht. Die beiden Mädchen, in Schleier gehüllt, kauern auf einem grossen Divan. Auf einer Art Kamin eine Nachtlampe und eine Karaffe mit Raki. Die Triestinerin ist die Treppe heruntergekommen, eine kleine, blonde Frau mit Madonnenfrisur. — No. 1 stumpfnäsig, lustig, brutal, un poco mata signor; No. 2 grosse schwarze Augen, regelmässige Nase, müdes, leidendes Gesicht. Sie spielte auf dem Tische Tarabusch, während die andere tanzte, nachdem sie ihren Gürtel aufgewickelt und abgeworfen hatte. Alexandrinischer

Tanz, die beiden Arme heben sich abwechselnd und die Hand berührt die Stirn. Ein anderer Tanz: die Hände gerade, der Rumpf unbeweglich, Triller des Beckens. Vorherige Abwaschung der Damen. Eine Katzenfamilie, von meiner Decke aufgestört. Hadely hat ihr Kleid nicht aufgemacht; sie hat mir ein Zeichen gemacht, dass sie Brustschmerzen habe.

Ein festgehaltener Augenblick: sie voran — Rascheln der Gewänder — Geräusch der Goldpiaster in ihrem Haarnetz, ein helles, langsames Geräusch — Mondschein — sie trug eine Leuchte.

Auf der Matte — hartes Fleisch. — . . . von Bronze. — . . . rasiert, trocken, dabei fett — das Ganze war ein Eindruck von Pestilenz und Lepra-Hospital — sie hat mir geholfen, mich wieder anzuziehen — ihre arabischen Worte, die ich nicht verstand. Es waren Fragen von 3 oder 4 Worten, und sie wartete auf Antwort — die Augen dringen in einander ein — die Intensität des Blickes ist verdoppelt — Josephs Benehmen inmitten alles dessen — faire l'amour durch Dolmetscher.

Zitadelle, Strassen zwischen aufsteigenden Mauern. Mehemed-Moschee, die man vollendet, in der Mitte ein hübscher Springbrunnen in Alabaster, in einer Ecke der Moschee das vorläufige Grabmal Mehemeds, umgeben von einer Holzeinfassung, mit Teppichen bedeckt, unter einem Kronleuchter von Kristall. Oben von der Zitadelle Rundblick über Kairo. Die Pyramiden lagen im Sonnenbrand, man konnte sie nicht sehen. Zur Rechten das Grab der Kalifen, Brunnen Josephs, mehrere Stufen. Grauschwarze Mauern, ein riesiger Akazienbaum breitet sich darüber, biblischer Winkel, man steigt hinab. Unten ist es herrlich, ein grosses viereckiges Loch, unmittelbar in den Felsen gehauen. In der rechten Mauerseite hat man viereckige Oeffnungen angebracht, um Licht zu haben; unten hydraulisches Rad. In einer Höhlung der Mauer Josephs Grab; ein Felsblock mit einer kleinen Kugel darüber. Es klingt hohler, als der zusammenhängende Fels. Wir steigen wieder zur Stadt hinab auf dem Wege, wo die Mamelucken massakriert wurden. Mehemed sah sich das an vom dicken Turme, von oben aus, wo der Telegraph steht. Bevor wir an das Tor kommen, das auf den rumelischen Platz führt, Zu-

sammentreffen mit dem alten türkischen Kuppler; er ist mit Napoleon nach Frankreich gegangen und zurückgekehrt. Auf dem Platz finden wir den Clown wieder, die beiden Mädelchen und den Jungen.

Spassmacherzüge:

Der Narr des Mehemed ergriff in einem Bazar eine Frau und . . . sie vor dem Laden coram publico — Vor einiger Zeit liess sich, auf dem Wege nach Choubra, ein Kind von einem Affen . . . — Ein Marabut (Priester) ging ganz nackt in den Strassen spazieren mit einem Hut auf dem Kopf und einem anderen auf dem . . ., er nahm ihn ab um zu pissen, und die unfruchtbaren Frauen legten sich unter die Urin-Parabel und benetzten sich damit — ein Heiliger (Idiot) starb kürzlich, erschöpft durch die . . . . . der Frauen, die ihn besucht hatten.

(Mitgeteilt von Linant Bey*), Montag, den 3. Dezember.)

* * *

PYRAMIDEN BEI SONNENAUFGANG

(Freitag, 6. Dezember)

Gegen $3^1/_2$ Uhr stossen wir fast an die Wüste, wo die drei Pyramiden sich erheben. Ich halte mich nicht länger und lasse mein Pferd, das im Morast einherstampft, mit verhängten Zügeln dahingaloppieren. Max in zwei Minuten tut es mir gleich. Wahnsinniger Ritt. Ich schreie. In einem Wirbelwind hetzten wir bis zur Sphinx (die Araber folgten uns anfangs mit ihren lauten Schreien). Der Sand, die Pyramiden, die Sphinx ganz grau mit einem starken Stich Rosa. Der Himmel ganz blau. Adler schweben langsam um die Gipfel der Pyramiden. Wie wir anhalten, ist Max bleich; ich fürchte, dass mein Kopf mir wegfliegt und suche, „meine Bewegung zu meistern". Wir reiten in scharfer Gangart weiter, umkreisen dann, im Schritt, die Pyramiden, zu ihren Füssen. Das Gepäck verspätet sich, die Nacht bricht ein. Aufrichten des Zeltes, Abendessen, Wirkung der Laterne auf der weissen Leinwand. Die Waffen kreuzweise

*) Oberingenieur der Strassen und Brücken in Aegypten.

zusammengelehnt. Die Araber sitzen rund um ihre Feuer oder schlafen, in Decken gehüllt, in Gräben, die sie mit den Händen aus dem Sande gehöhlt haben. Ich schlafe ein in meinem Pelz, all das geniessend. Die Araber singen eine monotone Canzone, ich höre welche, die Geschichten erzählen. Um 2 Uhr weckt uns Giuseppe, im Glauben, das sei der Tag. Es war nur eine helle Wolke am Horizont, und die Araber hatten den Sirius für Venus genommen. Pfeife, geraucht im Sternenlicht. Aufgestanden um 5 Uhr; als erster mache ich Toilette, vor dem Zelt, mit dem leinenen Eimer. Ein paarmal schreien Schakale. Grosse Pyramide; die Steine, die auf 200 Schritt Entfernung die Grösse von Pflastersteinen zu haben scheinen, sind nicht weniger als drei Fuss hoch. Wir steigen durch den linken Winkel hinauf. Max voran. Die Araber ziehen mich, schieben mich. Ich kann nicht mehr. Bin elend vor Atemnot, muss 5 oder 6 mal stehen bleiben. Endlich komme ich oben an. Wir erwarten eine gute halbe Stunde den Sonnenaufgang.

Vor uns der Himmel hat einen apfelsinenfarbenen Streif, da wo die Sonne aufgehen soll. Alles zwischen ihr und uns ist ganz weiss und scheint ein Ozean. Es ebbt zurück und flutet wieder. Die Sonne. Sie kommt rasch und steigt über die länglichen Wolken hin, die sind wie Flaumfedern von unbeschreiblicher Zartheit. Die Bäume, Kränze von Dörfern scheinen im Himmel zu sein. Die ganze Perspektive ist gerade und senkrecht, wie ich es schon einmal im Hafen von La Picade gesehen habe. Hinter uns die Wüste, violette Sandwellen, ein violettes Meer. Der Tag nimmt zu. Zweierlei ist da: die trockene Wüste hinter uns, und ein herrliches, unendliches Grün, durchfurcht von Kanälen und hier und da von Palmengruppen unterbrochen, und dann im Hintergrunde, ein wenig zur Linken, die Minaretts von Kairo, besonders die Mehemed-Moschee, die anderen überragend. Ich finde nach der aufgehenden Sonne hin: „Humbert Frotteur".

* * *

Sonntag Vormittag. Keneh liegt, wie Siout, nicht hart am Nil, sondern etwa 90 Meter davon. Sandufer und Deich unter grossen Bäumen zum Spazierengehen, Rausch des Huren-

viertels. Die Mädchen hocken auf Strohmatten, an der Tür ihrer Lehmhäuser, helle Gewänder, blauer Himmel, starkes Gelb, Rosa, Rot, grell auf der Farbe ihrer Haut. Negerinnen mit Narben (Messerstiche?) im Gesicht. Dicke Frau (Madame Maurice) in Blau, Augen schwarz, tiefliegend, Kinn frech. Kleines Mädchen mit krausen Haaren, die in die Stirn gehen. Ein anderes im bunten syrischen Plaid. Grosses Mädchen, die eine so süsse Stimme hatte, wenn sie zu einem sagte: „Cawadja". Die Kupplerinnen halten sich bei ihnen. Die Sonne glühte auf den Markt, man roch das Sandelholz. Unerwünschte Ankunft der Herren Ortali und Fiovami. Muss zu ihnen gehen, Beschuldigungen wegen des Herrn Cony. Eifersucht. Ankunft eines Engländers, eines Dragoman und des Reiseunternehmers Abraham. Statue von Fiovami, sitzend und die Arme gekreuzt, unter einer Tonne. Am Fenster griechische Frau, ein Kind säugend, klein, weiss, blaue Augen. Fiovami grüne Leinenhosen, verkrüppelte Hand. Doktor Ortali, Korse, erinnert mich an Francese, meinen Führer aus Ajaccio.

Wieder in die Hurenstrasse. Gehe dort spazieren. Sie rufen mir zu: „Cawadja, Cawadja, Bakschisch!" Ich verschenke Piastermünzen. Das alles scheint mir so schön, dass ich es mir versage, sie zu . . ., damit die Melancholie des Augenblicks mir bleibe, und ich gehe weg.

Weitere Notizblätter folgen.

* * *

Der deutsche Schwund

Von ALFRED KERR

I

Etwas blöde, etwas hart
 Ist die deutsche Gegenwart.
Reich an Wohlstand (dies hauptsächlich),
 Sonnig, schneidig . . . . und erbrechlich.

Schaudernd biegen sich die Balken
 Vor dem grossen Hirnverkalken.
Kuscht Euch, bis die Schwarte kracht —
 Wenn Ihr man Geschäfte macht.

In die Moabiter Pfützen
 Sah man rote Säfte spritzen.
Mancher, wenn sein Krafthieb sass,
 Scherzte: „Hure! Saustück! Aas!"

Wenn sie sanken, wenn sie lagen,
 Wurden sie halbtot geschlagen.
Wo die Leute schüchtern stockten,
 Gab es Spitzel, welche lockten.

Greise haut man über'n Kopp;
 Rote Suppe . . . na und ob.
Leidet's, Kinder, gebt nicht acht, —
 Wenn Ihr man Geschäfte macht.

II

Gänse schnattern, selig-grausend,
 Vom Theater der Fünftausend.
Rossedunst vor Zirkusstufen,
 Riegenchöre, Hurrarufen.

Statt der Ibsen, Hauptmann, Hebbel:
 Brüllerei und Pferdeäppel.
Massen jauchzen, Massen flennen,
 Dramenschwund-Sechstagerennen.

In choragischer Vermummung
 Kreist der Genius der Verdummung.
Schaudernd biegen sich die Balken
 Vor dem grossen Hirnverkalken.

III

Uebermenschlich zeigt sich's fast,
  In dem Metropolpalast,
Die Fassade stilvoll-knallig
  Aefft den Schlossbau von Versallich.

Durch die Pracht des Mittelgangs
  Kommt man ins palais de dangs.
Nebenan strahlt stolz, oh Gott,
  Paviljong de la Mascotte.

Alle Namen sind franzö'sch,
  Und es riecht nach schweissigem Fleesch.
Eine dicke, greise Schneppe
  Watschelt auf der Mormortreppe.

Schnörkelwände, goldbeladen,
  Nutten, Putten, zwei Kaskaden.
Positiv und kerngesund —
  Sonnig ist der deutsche Schwund.

Ackerstrasse, prima, pik,
  Wedelt Hüfte bei Musik.
Horch! aus jeder Unterredung
  Rülpst der Genius der Verblödung.

Schaudernd biegen sich die Balken
  Vor dem grossen Hirnverkalken.
Blut ; und Kitsch ; und Knotenpracht —
  Wenn Ihr man Geschäfte macht.

Die Welt um Houndsditch

Von BRAUNHARD SCHWEIGMAN (Whitechapel)

So schönheitslos und gemein, so voll Schmutz und Roheit und voll brutaler Instinkte ist die Welt sonst nirgends. Nicht, dass die Bestie hier in Massen durch die Strasse läuft. Nicht, dass der Mischmasch ekelhafter Geräusche besonders augenfällig zutage tritt. Nein. Aber die abstossenden Einzelheiten verdichten sich zu unauslöschlichen Gesamteindrücken: Abscheu vor Menschen und Häusern.

Wenn Menschen den Namen dieses Stadtteiles aussprechen und einen verächtlichen Begriff damit verbinden, dann meinen sie die Gegend, weiter hinaus. Der eigentliche Kernpunkt ist heut ein enges, schmutziges Ghetto — mit echten Kaftans und Peies. Nicht abstossend wirken auf den Tiefersehenden diese winkligen Gassen mit den starken Typen und dem lauten Geschrei der Strassenhändler in einer Sprache zwischen Englisch, Deutsch und Yiddisch.

In diesem bunthastigen Leben, beim Klang dieser singenden Worte nimmermüder Zungen, inmitten dieser lebhaften Gesten (und zwischen all diesen Gerüchen) spürt man uralte Tradition; den Pulsschlag und die Sonderheit eines Volkes, dem aufdringliche Kultur der Neuzeit fremd bleiben soll; nicht, weil sie zu diesem Volke nicht gedrungen, sondern aus eigenem Willen. Weil man das Alte verehrungswürdiger findet als das zerstörende Neue. Und der strenge Sabbath trägt feierliche Erhabenheit in das lärmende Chaos.

* * *

Ein solcher Markt . . .! Eine Mischung von jüdischem Ramschbazar, Wochen- und Jahrmarkt. Rostiges Handwerkszeug, krumme Nägel, alte Möbel, gestohlene Uhren, Kleider, Esswaren, wertvolle Inkunabeln, Kelims und Jidjims, lebendes Geflügel und tote Fische koscher und treife. Für ein paar Groschen ein „echter" Rembrandt. Der Stil ist Ghetto, und gefeilscht wird auch Sonntags . . . Die Puritaner Englands wollten diese Sonntagsentheiligung niederdrücken. Vergeblich. (Vielleicht hatten englische Gesetzgeber die Ahnung, dass es besser ist, Sonntags die Seele mit Handeln, als mit Alkohol auszufüllen.) Dieser Markt bleibt nicht am Sonntag, sondern am Sabbath und an allen jüdischen Feiertagen geschlossen. Er hebt sich kurz vor solchen zu einer einzig in der Welt zu findenden Handelssymphonie.

* * *

Ein anderes Bild: das englische Whitechapel der Not. Ein Misthaufen von Spitzbüberei und Fanatismus. Voll stickiger Fäulnisatmosphäre die niedrigen Räume.

Da wohnen drei, auch vier Familien beieinander; freilich sind nur selten alle Personen im Haus — aber man hat doch zur grösseren Vorsicht die Gerechtsame jeder Familie durch Kreidestriche markiert . . . Männer, Frauen und Kinder, Verheiratete und Ledige, Gesunde und Kranke hocken zusammen, willkürlicher Gemeinschaft preisgegeben. Ethisch gewertet, tiefer stehend als Hunde. Sie führen auch ein erbärmlicheres Leben als die . . .

Kinder von vier und fünf Jahren haben mehr an Bestialität gesehen, mehr an Gemeinheit mit ihren Ohren vernommen, als ein anderer Mensch im ganzen Leben in sich aufnimmt. Stiehlt der eine, bettelt der andere, prostituiert sich die Dritte, leben wieder andere in Blutschande: das Kind sieht alles, hört alles und macht alles nach, so früh es geht . . . Entsetzen fasste mich, als ich sehen musste, wie acht- und zehnjährige Mädchen sich abends im Altgate zu Sexualfeinheiten ausboten, die einem den Ekel in den Hals treiben. Der schlaueste Verbrecher des Kontinents könnte von diesen Kindern Geschicklichkeit und Verderbnis lernen — von Kindern, die das Laster studieren, wie andere auf Schulen die Wissenschaft.

* * *

Und für alle gibt es nur ein Erlösungsmittel: Alkohol. Hat man Geld erbettelt, dann geht es ins Public house. Whitechapeler Kinder weinen nicht, denn sie bekommen ihren Anteil am Schnaps. Säuglinge, die Whisky schlucken, schreien selten und haben nie Hunger. Ihre Wangen sehen rot aus — und sie leben nicht so entsetzlich lange.

* * *

Das Haus, wo Jack the Ripper sein letztes Opfer suchte. Ein Haus wie alle. Er hatte zwar der Polizei genau Zeit, Ort, Stunde angegeben und triumphierte doch, weil man an diesen Zynismus nicht glauben konnte. Hier triumphiert die Bestie täglich. In einer Siebenmillionenstadt, wo der einzelne oft erst nach Jahren vermisst wird; wo die Polizei sich nur in Patrouillen vorwagt; wo man jeden gestohlenen Gegenstand umsetzen kann im Diamondklub.

* * *

Die grossen Lodginghäuser. (Nicht die zwei oder drei Prunkgebilde, die dumme und einfältige Wohltätigkeit in den letzten Jahren in diese Bezirke gebaut und die niemand benutzt. Die anderen Häuser mit grossen Sälen.)

Jeden Saal hat man durch Bretter, die aber dem Auge bequem Durchlass gewähren, in kleine Zellen geteilt. Oben und unten fehlen diese Bretter. Als einziges Mobiliar ein Bett . . . was sag' ich, eine Lagerstatt, bestehend aus einem schmutzigen Haufen sogenannter Bettstücke, die nie überzogen werden und immer voll Ungeziefer sind.

Hier kann man für wenige Pennys schlafen, allein oder mit einer Genossin. Dieser Marmitentypus lungert des Nachts um zwölf, um eins, in den Strassen des Eastend und geht lediglich für die Groschen, die das erbärmliche Nachtlager kostet, eine eheliche Gemeinschaft ein . . . Wenn man nicht irre werden will an seinesgleichen, darf man für diese Wesen, für dieses Gemisch von Tier, Elend und Schmutz den Begriff Mensch nicht gelten lassen.

Der Morgen findet alle im Kellergeschoss wieder. Ein grosses Kaminfeuer glüht hier Tag und Nacht. In einer Ecke wird geschmort und gekocht. Gerüche von halbverfaulten Fischen, die man brät, verpesten die Luft. In einer anderen Ecke wird heftig politisiert, die Aussichten des heutigen Favorits werden erwogen, vielleicht und jedenfalls auf die bloody Germans geschimpft, denn man hat mich als Outsider erkannt — und würde mich schmähen, wäre mein Elend so gross wie das ihre.

Wieder in einer anderen Ecke entkleiden sich Männer und Frauen, suchen das Ungeziefer zu töten — und waschen Hemden und Strümpfe, an der nahen Ofenglut wartend, bis beides trocken geworden.

* * *

Mit namenlosem Weh im Herzen geht man durch all diesen Jammer. Ich könnte vielleicht erleben und gewahr werden: dass auch hier in der Brust einzelner eine Sehnsucht lebt.

Und ich müsste vielleicht alles hinwerfen. Und ich müsste diesen Menschen ein Befreier werden. Und ein Prediger.

Ein Erretter vom Tier.

Meine Bekanntschaft mit der Bibel

Eindrücke

Von GEORGE MOORE

Der irische Schriftsteller (dessen Gesichtsausdruck durch Manets Bildnis festgehalten wird) gab neulich den Lesern ein Szenarium, worin der fanatisierte Paulus den Christus totschlägt.

Moore zeigt hier — wenn er den Jesaias mit Richard Strauss, den Markus mit Maupassant vergleicht und den Paulus mit Don Quichote — mit welchen Eindrücken die Bibel zum erstenmal ein erwachsener Mensch liest, der sozusagen die Dinge naiv und als Schriftsteller anschaut.

In zwiefachem Geiste trat ich der Bibel nahe: als Schriftsteller und aus Interesse an religiösen Problemen. Ich habe den Schriftsteller vor den Bibelkritiker gesetzt, weil die Genesis fast ganz wie ein Literaturwerk, wie eine Sammlung von Volkssagen auf mich wirkte. Meine literarische Neugier war rege, wie die musikalische Neugier eines Musikers etwa durch eine Sammlung schlichter Kirchenlieder geweckt wird. In den Erzählungen der Bibel erhalten wir Anekdotisches, nichts weiter, ohne landschaftliche Schilderungen oder Charakterzergliederung. Die alten Erzähler wussten nichts von diesen Künsten, sie verliessen sich ganz auf den Violinschlüssel, und so charakteristisch sind ihre Melodien, dass wir uns von der felsigen Einöde des Sinaigebirges nie weit entfernen. Wir hausen in Zelten; Herden und Rudel sind vor unsern Augen; der Geschmack von Ziegenmilch und Lab ist uns auf der Zunge. Ein strenges Leben mit wenig Freuden und grosser Sorge um die Nachkommenschaft. Rahel gibt Bilha, ihre Magd, Jakob, aus Gram über ihre Unfruchtbarkeit, und als Jakobs erstes Weib, Leah (Rahels Schwester), keine Kinder mehr zur Welt bringt, folgt sie dem Beispiel der Schwester und gibt Jakob ihre Magd Silpa, die ihm einen Sohn gebiert und später noch einen; Leah gebiert aufs neue, und schliesslich macht der Herr auch Rahel fruchtbar, und sie bekommt nach vielen unfruchtbaren Jahren Kinder: ein ethisches System, das dem kargen Leben der Stämme in der Wüste entsprang; es kennt wenig Freuden, wie der Puritaner mit Genugtuung bemerken wird.

Die Freude tritt erst ins Leben der Hebräer ein, als sie aus Ägypten ziehen, sich im Lande Kanaan niederlassen und Jerusalem bauen. Da lesen wir, wie David von den holden Beinen der Bathseba im Bade betört wurde; wie die Königin von Saba zu Salomo kam, „um ihn mit Rätseln zu versuchen“. Hier stockt und umschreibt der alte Chronist ein wenig in der Erzählung, das ist auffällig; aber trotzdem sickert durch, welchen Zweck der Besuch der Königin hatte, und Salomo gibt „der Königin von Saba alles, was sie begehrte und bat, ohne was er ihr gab von ihm selbst“.

* * *

Alle diese Geschichten las ich mit Spannung und Interesse, wie mancher vor mir; auch die Geschichte Esthers. Danach schien mir die Geschichte Hiobs im Anfang eine rohe Volkssage, mit einer gewissen grotesken Erfindung ausgestattet, die verschiedene Rhetoriker zur Tragödie zu steigern bemüht waren; nicht dadurch, dass sie das menschliche Motiv entwickelten, wie es die ursprünglichen Erzähler der Wüste getan hätten, sondern dadurch, dass sie Rhetorik und Dialektik darüber breiten. Wenn ich eine Geschichte zu kritisieren wage, die alle Welt bewundert, so geschieht es, weil es mir vorkommt, als ob der hebräische Rhetoriker zum erstenmal im Buche Hiob aufträte. Nur ganz vereinzelt hat er meine Sympathie, aber ich erkenne in ihm einen Mann von wüstem Genie, der alles, was ihm in den Kopf kommt, herausschreit, ohne sich im mindesten um Komposition oder auch nur um den Zusammenhang seiner Sätze zu kümmern, dessen Zwecks ist: Zwang auszuüben und Schrecken einzujagen. Dass der hebräische Rhapsodist neben vielem Sinnlosen auch schlagende Verse gellend von sich gibt, ist nicht zu leugnen.

Die Verfasser oder Bearbeiter des Buches Hiob schrieben auch die Psalmen. Technik und Zweck: Zwang auszuüben und Schrecken einzujagen, sind die gleichen. Gelegentlich bemerken wir bei dem Psalmisten das Verlangen, zu singen, aber er hat sich, wie mir scheint, nie recht darüber klar werden können, was er singen wollte, und so geht alles kunterbunt durcheinander in den Psalmen, die man mir immer als die schönste Literatur der

Welt gerühmt hat. Ich schloss daraus, die Bewunderer der Psalmen müssten sie oft gelesen haben; aber als ich mir diese hebräischen Gesänge ansah, entdeckte ich, dass dem nicht so sein könnte. Der Durchschnittsleser verlangt eine Art Fortsetzung und ist nicht sehr geneigt, sich von der Schönheit eines Ausdrucks einfangen zu lassen. Auch kann man nicht behaupten, dass ein vereinzelter schöner Ausdruck gute Literatur macht. Ein Zigeuner, der auf seiner Fiedel seiner Stimmung nachgibt, mag zufällig einmal eine hübsche Phrase finden; darum ist er noch kein grosser Musiker.

Was ich an dieser ganzen Literatur auszusetzen habe, ist: das Fehlen von Pianostellen, und ich kann die Zeile: „Ich heule vor Unruhe des Herzens" nicht als ausreichende Erklärung gelten lassen.

Doch die Unruhe des Psalmisten ist nicht schwer zu verstehen. Er lebt in Angst vor seinem Gott, einem eifervollen, rachsüchtigen Gott, der stets zu vernichten bereit ist, einem Gott, der „sein Volk ins Schwert übergab und über sein Erbe entbrannte". „Ihre junge Mannschaft," heisst es da, „frass das Feuer, und ihre Jungfrauen mussten ungefreit bleiben. Ihre Priester fielen durchs Schwert, und waren keine Witwen, die da weinen sollten." Und nachdem all dies geschehen, „erwachte der Herr wie ein Schlafender, wie ein Starker jauchzet, der vom Wein kommt, und schlug seine Feinde zurück, und hängte ihnen eine ewige Schande an."

Nach den Sprüchen kommt der Prediger — ein schönes agnostisches Werk, in dem Gott — zum erstenmal in der Bibel — den kürzeren zu ziehen scheint. Er tritt in den Hintergrund. Auch über ihm scheint ein Schicksal zu schweben. Wer weiss, ob ich ohne dieses Buch je bis zu Jesaja gelangt wäre! Mit so viel Nutzen ich ihn auch gelesen habe, man hätte ihn überschlagen dürfen. Da steht gleich geschrieben: „Des Herrn Tag kommt, das Land zu zerstören und die Sünder daraus zu vertilgen. Denn die Sterne am Himmel und sein Orion scheinen nicht helle. Die Erde soll beben von ihrer Stätte durch den Grimm des Herrn Zebaoth. Und sie sollen sein wie ein verscheucht Reh und wie eine Herde ohne Hirten. Darum dass, welcher sich da finden

lässt, erstochen wird, und welcher dabei ist, durchs Schwert fallen wird. Es sollen auch ihre Kinder vor ihren Augen zerschmettert, ihre Häuser geplündert und ihre Weiber geschändet werden.“ Jesaja spricht, wie der Psalmist, immer fortissimo. „Fahret hin gen Tharsis; heulet, ihr Einwohner der Insel.“ Und er heult weiter ohne eine Pianostelle, bis Jeremias sein Geheul aufnimmt. Und das ist das schrillste in aller Literatur — man mag ihn mit Richard Strauss vergleichen. Er heult zu jeder Zeit, bis er endlich in einen Brunnen geworfen wird. Ich bekenne, dass ich die Geduld verlor, als er wieder herausgezogen wurde, denn ich wusste, er würde weiter heulen wie vorher . . . und so geschah's.

Da es so wundervolle Stellen in der hebräischen Literatur gibt, scheint es eigentlich schade, dass wir nicht schärfer zu scheiden suchen. Es ist unentschuldbar, denn Luther hat uns den Weg gewiesen, als er sagte, das Buch Amos verdiene unsere Achtung nicht in dem Masse wie viele andere Teile der Bibel. Ich war ihm für seine freimütige Kritik dankbar, als ich die kleinen Propheten überflog. Sie machen den Eindruck einer skurrilen Gesellschaft mit sehr geringer literarischer Begabung; und doch möchte man sie nicht aus dem Kanon fort wünschen. Sie betonen nachdrücklich die Idee, durch welche die Bibel allein von allen orientalischen Büchern für den Europäer annehmbar geworden ist. Sämtliche Propheten, die grossen und die kleinen, sind Moralisten; ordinär, ungeschliffen, wenn man will, aber Moralisten in einem Sinne, in dem es die Griechen nie waren; und die kommerzielle Auffassung des westlichen Europa brauchte ein ausführliches Gesetzbuch. Die Bibel und der Handel vertragen sich zusammen, bei den Protestanten so gut wie bei den Juden; und überall, wo die katholische Kirche zur Herrschaft gelangt ist, sich über die Bibel gestellt und sie abgeschafft hat, da ist (mit Ausnahme von Belgien) die Industrie- und Handelsbevölkerung zurückgegangen.

* * *

Bei Beendigung des alten Testaments, ehe der Leser das neue anfängt, steht er da, wenn ich dem Keats'schen Sonett auf

Chapmans Homer ein Gleichnis entlehnen darf, wie ein Reisender auf einer Bergspitze des Isthmus von Panama: ein Ozean zu beiden Seiten; die schwer vereinbaren Meere des Sturms und der Ruhe.

Lukas las ich zuerst, vermutlich weil ich gehört hatte, dass er der einzige Schriftsteller unter den Evangelisten sei. (Man soll sich immer vor Schriftstellern in acht nehmen.) Ich glaube, ich war beinahe sofort enttäuscht. „Eine glatte, leblose Erzählung", sagte ich mir, „von einem geschickten Schriftsteller, der ebenso gewandt ist wie Maeterlinck" — wenn ich, der Deutlichkeit halber, die moderne Literatur heranziehen darf. Was ich hauptsächlich in der Erzählung des Lukas vermisste, war Christus selbst. In der Darstellung des Lukas scheint er eine leblose, hübsch frisierte Wachsfigur mit gefärbten Bäckchen, die im Vorbeigehen ganz nette Gemeinplätze äussert.

Matthäus gefiel mir schon weit besser. Bei ihm gewinnt Christus einige Realität trotz einer gewissen Retouche des Textes, die mir nicht entging. „Ein Bild, das beim Restaurator gewesen ist," dachte ich. In den Worten, mit denen Christus den Schlüssel zum Himmelreich Petrus übergibt: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeine, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen . . . Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein, und alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los sein" — in diesen Worten erkennt der kritische Sinn leicht die kirchliche Tünche. Dabei fiel mir ein, dass ich einmal gehört hatte: „Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten"; ich schlug die Stelle im Johannes-Evangelium nach und musste über die geschickte Art lächeln, mit der der kirchliche Textrevisor seinen Vorgänger verbessert hatte. Und der Gedanke stieg in mir auf, dass der Verfasser des vierten Evangeliums, als er diese Berichtigung niederschrieb, sein Auge auf meinem armen Lande ruhen liess. In Irland fliessen aus dem Fegefeuer reichere Dividenden als aus irgend einem Handelsunternehmen, sei es nun die Bierbrauerei oder die Branntweinbrennerei.

* * *

Erst bei Markus erhaschte ich einen Blick von dem wirklichen Christus, dem herrlichen jungen Ketzer, der aus Galiläa kam, um die Priester in Jerusalem zu stürzen. Wie weit die von Markus erzählte Geschichte tatsächlich wahr ist, werden wir nie erfahren; aber es steht fest, dass sie auf dem Papier wahr ist. Dieser treffliche Chronist hatte beim Schreiben die Szenen, die er schildert, vor Augen, wenn er ihnen vielleicht auch nicht als Augenzeuge beigewohnt hat. Seine Darstellung zeigt dieselben Vorzüge, die wir an Maupassant bewundern. Er ist ebenso konzis, deutlich und objektiv. Ich weiss nicht, ob je eine Geschichte besser erzählt worden ist; wir erhalten die Legende (eine Legende ist eine Geschichte, die von Mund zu Mund gegangen ist; deshalb kann eine Legende ebenso gut in sechs Tagen wie in sechzig Jahren entstanden sein). Bei Markus erhalten wir die Legende in ihrer volkstümlichen Schlichtheit, wie sie einige sechzig Jahre nach der Kreuzigung berichtet wurde; sie ist ein glänzendes episches Dokument und zweifellos von historischem Wert. Aber erst wenn wir zur Apostelgeschichte kommen, gehen wir von der Legende zur Historie über — ein wunderbares Erzählerwerk, das man Lukas zuschreibt, wiewohl er, meiner Ansicht nach, es nicht verfasst haben kann. Der einzige von den drei Evangelisten, der es verfasst haben kann, ist Markus. Das Evangelium Johannis ist eingestandenermassen ein rein kirchliches Werk, das irgendwo gegen Ende des zweiten Jahrhunderts geschrieben worden ist.

Sollte dieser Aufsatz einem der gelehrten deutschen Bibelkritiker in die Hände fallen, so bitte ich ihn, über die Bibelkritik eines Schriftstellers, der die Bibel zum ersten Male liest und ohne eigenes Verschulden zu einer Aufzeichnung seiner Eindrücke veranlasst worden ist, nachsichtig zu lächeln. Doch warum soll die Furcht, etwas Albernes oder Triviales zu schreiben, meiner Feder Einhalt tun? Wer von uns hat in seinem Leben nicht etwas Albernes oder Triviales geschrieben? La belle affaire! Von dem Beispiel meiner Vorläufer und Zeitgenossen ermutigt, bekenne ich, dass bei der ersten Lektüre der Apostelgeschichte eine neue Stimme zu meinem Ohr drang; sie tönte so deutlich aus den Worten hervor, dass ich keinen Zweifel haben konnte:

Paulus sprach hier in eigener Person. Jedem andern wäre es unmöglich, seinen Ton so vollkommen aufzufangen. Paulus selbst ist es, und zwar unverkennbar, wenn er zum letztenmal nach Jerusalem zu gehen beschliesst und von seinen Jüngern und Freunden in Ephesus Abschied nimmt. Ich hatte die Episteln noch nicht gelesen, als ich zu dem Schluss kam, dass jedes Wort vom 18. bis zum 35. Vers des zwanzigsten Kapitels kein blosser Bericht, sondern von Paulus selbst gesprochen sei. Wie Paulus dazu kommt, in eigener Person in der Apostelgeschichte zu sprechen, das mögen die Kritiker entscheiden; aber Paulus hat diesen Teil der Erzählung für ihren Kompilator geschrieben; oder die Kompilatoren übernahmen ihn — dessen bin ich sicher — aus einem verloren gegangenen Manuskript, aus einem Briefe des Paulus. Und wenn diese Verse als Auszug aus Paulus' eigenen Schriften gelten, dann folgt daraus, dass Paulus selbst einen sehr beträchtlichen Abschnitt der Apostelgeschichte geschrieben haben muss.

Eine ganz wundervolle Gestalt ist er in der Apostelgeschichte, dieser Paulus, dem die Idee seiner Sendung auf dem Wege nach Damaskus kommt. Manche schreiben die Offenbarung des Gottes im Himmel der Wirkung des Sonnenstichs zu; es gibt immer prosaische Menschen auf der Welt, die alles natürlichen Ursachen zuzuschreiben bereit sind. So führten Don Quixotes Erweckung seine Nichte, seine Haushälterin und der Priester auf eine natürliche Schwäche im Gehirn des Don zurück, die sich infolge der Lektüre von Ritterromanen noch verschlimmerte, und sie glaubten ihn von seiner Narrheit zu heilen, indem sie die Bücher verbrannten. Petrus sah gewiss in Paulus einen sehr überspannten Menschen, und da er nicht Sanchos festen Glauben an ihn besass und ihm keine Insel zum Lohne versprochen war, blieb er zurück, was nicht weiter bedauerlich ist; denn wäre er Paulus gefolgt, so hätte die Inquisition in Spanien nicht die Veröffentlichung des Don Quixote erlaubt.

Eine so abenteuerliche Erzählung wie die von Paulus hatte die Welt nie zuvor vernommen, nie solche Heilungen der Kranken, solche Wunder; und wir dürfen auch nicht vergessen, dass die Geschichte mit humoristischen Abenteuern geschmückt ist, wie

der Austreibung eines Geistes aus dem Körper eines Mägdleins, das durch seine Prophezeiungen seinen Herren viel wert war. Dafür bekam Paulus Schläge, wurde ins Gefängnis geworfen und in den Block gelegt. In Lystra ward er gesteinigt. Er steckte so viele Püffe wie Don Quixote ein, aber sie vermochten ihm ebenso wenig etwas anzuhaben wie fünfzehnhundert Jahre später dem unerschütterlichen Ritter aus der Mancha.

Die Erzählungen sind in verschiedenem Geist geschrieben, stimmen aber im wesentlichen überein: in beiden findet sich derselbe Held: energische, mutige, einer Idee ergebene Männer, und beide wecken in uns die gleiche Liebe, was natürlich ist, denn wir lieben sie um der nämlichen Eigenschaften willen. Beim Lesen der Apostelgeschichte erstand Paulus vor meinen Augen so deutlich wie der Ritter von der traurigen Gestalt. Obgleich kein Wort über seine persönliche Erscheinung dasteht, ist mir, als kennte ich sie so genau wie die des Don: ein Mann von Mittelgrösse, ungefähr 1,72—1,75 Meter hoch, breitschultrig, mit einem runden, von dunklem, krausem Haar bedeckten Schädel, mit kurzem Hals, langem Oberkörper, kurzen Beinen und einem Bauch unter dem Gurt. Mich dünkt, er sei immer vor mir. Sein Bart ist dünn, seine Haut gerötet und hart; manchmal erscheint er mit offenem Hemd, er hat einen dichten Busch gekräuselter Haare auf der Brust, und mit der geröteten Hand fährt er an die Brust und kratzt sich beim Sprechen oder zupft keck an seinem Bart. Er hat grosse, vorstehende Augen. Paulus soll gestottert haben; aber wenn er mit mir spricht, stottert er nie. Ich sage: er spricht; doch es wäre korrekter zu sagen: er scheint zu sprechen; denn wenn er spräche, wüsste ich, ob er Griechisch oder Englisch redete. Er macht oft den Eindruck, als ob er zum Sprechen ansetzte, und manchmal hab ich ihn gehört oder zu hören geglaubt, aber die Silben waren nicht so scharf artikuliert, dass ich sagen könnte, welche Sprache er gebrauchte. Seine gedrungene Gestalt begleitet mich auf meinen Spaziergängen, und wenn ich die Episteln aus der Hand lege, um eine Weile nachzudenken, und in den finstern Raum hinter meinem Speisezimmer blicke, dann ist es mir oft, als sei er da und rumore im Schatten. Etliche

werden verstehen, was ich meine; etliche nicht, was nicht zu ändern ist. Man schreibt nicht für Krethi und Plethi.

* * *

Wir stehen jetzt auf der Schwelle zu den Episteln. Doch ehe wir zu ihnen übergehen, wird es sich empfehlen, Rückschau zu halten, denn wir sind einen weiten Weg gekommen. Schlagen wir die Bibel auf, so gelangen wir in ein Reich von Märchen — Wüstenmärchen, sehr schönen Volkssagen, welche die ganze Welt des Okzidents kennt,[1] welche jedermann bewundert: das Märchen von Joseph, das Märchen von Samson . . . doch wozu sie einzeln aufzählen? Wir treten in den Bezirk der Psalmisten und Propheten, wo wir viele schöne Ausdrücke finden, unter vielem Zusammenhanglosen und Beleidigenden verstreut. Wir lassen die schreiende Menge hinter uns, bis wir zu den ruhigen, segensreichen Legenden des Neuen Testaments kommen. Wir sind auf dem Grenzgebiet der Menschheit und folgen einer schönen, interessanten Gestalt durch die Schatten der Zeit und den Firnis der Kirche, so dass wir sie manchmal in der dicken Übermalung ganz aus den Augen verlieren. Die Apostelgeschichte, wie ich eben schon sagte, bringt uns von der Legende zur Historie. Hier begegnen wir zum erstenmal einem wirklichen Menschen, der das Leben des Fleisches und der Welt lebt. Hier lernen wir diesen Mann in der Gewohnheit seines Lebens kennen, so gut wie Don Quixote, und wenn wir die Episteln aufschlagen, sehen wir ihn in aller Glut seines Verstandes und in aller Launenhaftigkeit seines Geistes. Don Quixote bleibt bis zum Ende erstaunlich lebendig, aber ein etwas oberflächlicher Held. Die Natur übertrifft die Kunst: in Paulus gibt sie uns den reinen Helden in der Romantik seines täglichen Lebens und seines Verstandes, und beide sind gleich interessant, gleich bestimmt. In seinen Episteln verfolgen wir seinen Geist Satz für Satz, in jeder abschweifenden Umschreibung, verstehen ihn eine Zeit lang und verlieren dann den Faden seines Vortrags, wie einer, der verwirrt ist, sich verliert, obgleich er alles, was er sagen will, im Herzen hat. Aus Überfülle an Energie und Mitteilungsbedürfnis

vermag er sich nicht auszudrücken. Zum erstenmale stossen wir in der Epistel an die Römer auf das Christentum, auf die Paulinische Lehre, dass Christus uns vom Gesetz erlöst hat und dass wir in uns selbst, nicht im Ritus das Heil suchen müssen. Petrus, der lediglich ein frommer Jude war, konnte das nie begreifen, und so fingen in diesen beiden Männern der Katholizismus und der Protestantismus an.

Die Episteln des Paulus sind für mich die natürlichste Literatur von der Welt; nirgends sonst hören wir die Stimme eines Menschen so deutlich. Der Atem des Sprechenden streift unser Gesicht, wir nehmen seinen auf uns gerichteten Blick wahr. Er ist so menschlich, dass er sogar die Theologie interessant machen kann; und wenn er die Theologie bei Seite lässt, redet er mit uns über eben die Fragen, die wir heut in den Zeitungen erörtern, über das, was als sexuelle Probleme bekannt ist. Mir will es allerdings scheinen, dass die Geschlechter selbst diese Probleme längst entschieden haben, aber andere denken darüber anders und schwatzen unaufhörlich über diese Dinge, ohne dass jemand so gut spräche wie Paulus in den Episteln. Er berührt diesen fesselnden Gegenstand zuerst im siebenten Kapitel der Epistel an die Römer. Da er ein Christ der Frühzeit ist, schätzt er den ledigen Stand höher als den verheirateten, aber es ist besser zu heiraten, sagt er, als zu huren. Das ist das Schöne an Paulus: er wusste sich immer mit dem Leben abzufinden, und er lebt ebenso nachhaltig in seinem Fleisch wie in seiner Theologie.

Ein sexuelles Bekenntnis hat stets etwas Gewinnendes; wir kennen einen erst, wenn er oder sie uns geschlechtlich Farbe bekennt. Paulus tut dies in der zweiten Epistel an die Korinther, und sein Geständnis entströmt seiner reinen Menschlichkeit, nicht der Eitelkeit, sich zu künstlerischen Zwecken zu offenbaren. Paulus wusste nichts von der Kunst an sich. Er sagt: „Auf dass ich mich nicht der hohen Offenbarungen überhebe, ist mir gegeben ein Pfahl ins Fleisch, nämlich des Satans Engel, der mich mit Fäusten schlage, auf dass ich mich nicht überhebe. Dafür ich dreimal dem Herrn geflehet habe, dass er von mir wiche; und er hat zu mir gesagt: Lass dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Darum will ich

mich am allerliebsten rühmen meiner Schwachheit, auf dass die Kraft Christi bei mir wohne."

Man darf bezweifeln, ob es Paulus immer gelang, diese Schwächen des Fleisches zu unterdrücken; aber niemand würde ihn weniger lieben, selbst wenn wir wüssten, dass dies der Fall wäre. Er liebte die Menschheit mehr als irgend einer, und darum liebt die Menschheit Paulus. Wer kann seine Episteln ohne Ergriffenheit lesen — selbst der stumpfeste Leser muss bemerken, in wie gewinnender Weise er am Ende jeder Epistel seine Jünger und Proselyten, die Mitglieder der von ihm gegründeten Gemeinden, grüssen lässt. Diese Gemeinden waren oft nur eine einzige Familie, vielleicht genügte einer aus einer Familie, und deshalb kannte er alle, die er bekehrt hatte. Frauennamen kommen häufig in den Episteln vor, und es ist erquickend, von Julia, Priscilla, Phoebe, Aquila und den übrigen zu lesen. Er wurde von Frauen geliebt, wie es sich bei einem solchen Manne von selbst versteht, und manch eine hätte ihm gern ihren Reichtum zur Verfügung gestellt, aber Paulus nahm nur einmal Geld, während er es sonst vorzog, von der Ausübung seines Gewerbes zu leben.

Doch tiefer noch als das Geheimnis der Geschlechter ist das Geheimnis des Daseins. Wir alle werfen einmal die Frage auf, ob es eine Gottheit gibt und ob wir mit dem Göttlichen verwandt sind, sei es auch noch so entfernt. Dieser Gedanke ist stärker in uns als irgend ein anderer, und jeder, der zu schreiben versucht hat, hat auch versucht, sich dazu zu äussern. Der Psalmist drückt oft glücklich aus, wie vergänglich und unnütz das Leben des Menschen ist; aber Paulus, scheint mir, geht darüber ein wenig hinaus: er lässt in seinen Blättern manchmal Vorstellungen aufleuchten, die sich den Worten jedes andern Schriftstellers entziehen, und dadurch sehen wir Paulus in der mystischen Umhüllung, in der jeder Mensch sein Leben lebt. Solche Momente treten in die Schriften des Paulus wie in das Leben selbst, plötzlich, unerwartet, neben der Lehre, die er predigt, einer Lehre, die für ihn so wirklich war wie die Kleider, die er anhatte, wie die Nahrung, die er zu sich nahm. Aber ein Etwas ist hinter dieser Lehre, etwas rein Persönliches, ein vornehmer Pantheismus, der Sinn für das Göttliche und sein Verhältnis zu ihm. Er verliess

sich auf die Lehre der Auferstehung, um Konvertiten zu machen, aber hinter der Auferstehung lag der grosse Pantheismus des Orients, dem er als Orientale nicht entrinnen konnte — wenn ihm irgendwer entgehen kann, ob er nun aus dem Okzident oder dem Orient stammt. „Und sie priesen Gott über mir" (Galater 1,24). Und dann wieder findet im zwanzigsten Vers des zweiten Kapitels der natürliche Pantheismus des Mannes noch deutlicheren Ausdruck: „Ich bin mit Christo gekreuziget. Ich lebe aber; doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir. Denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich in dem Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet hat und sich selbst für mich dargegeben. Ich werfe nicht weg die Gnade Gottes; denn so durch das Gesetz die Gerechtigkeit kommt, so ist Christus vergeblich gestorben."

Über das Thema Paulus könnte meine Feder immer weiter kritzeln. Wenn ich einhalte, so möchte ich die Frage aufwerfen, ob irgendwer Paulus je so klar gesehen hat wie ich. Ein Mensch von so originalem Wesen wie Paulus, der das ungewöhnliche Werk der Auslegung und Durchführung des Christentums geleistet hat, muss tausend Schriftsteller inspiriert haben, und alles, was ich vorbringe, ist sicher schon gesagt worden; nur kenne ich es nicht. Im besten Falle habe ich meine Kenntnis dessen, was die Welt über Paulus denkt, aus Unterhaltungen gewonnen. Professoren des Griechischen haben mir gesagt, sein Griechisch sei so schlecht, dass sie über ihn als Schriftsteller unmöglich sprechen könnten; aber das kommt mir vor, als wolle man die Mittel über den Zweck stellen. „Warum," fragte ich meinen Professor, „sich an den Mitteln stossen, durch die die erstaunlichsten Resultate in der Literatur erzielt worden sind? Paulus ist so wirklich wie Hamlet, wie Don Quixote, wie Falstaff, wie Jean Jacques Rousseau, der Hunderte von Seiten schrieb mit der ausgesprochenen Absicht, dem Publikum einen wirklichen Menschen mit all seinen Lastern und Unvollkommenheiten zu geben. Und doch sagen Sie mir, es lohne nicht, über seine Literatur zu sprechen, weil er nicht im attischen Idiom geschrieben habe."

Andere Freunde, literarischere und theologischere, haben es

als seltsam hervorgehoben, dass Paulus so wenig von seinen Reisen in den Episteln spreche. Dieses kritische Bedenken habe ich nur so weit verstehen können, als es ein Vorwand ist, die Echtheit der drei grossen Episteln anzufechten und sie gleich den übrigen zu verwerfen. Paulus hat keinen Bericht über seine Wanderungen in die Episteln eingeflochten, weil er zu seinen Freunden über Dinge sprach, die seinem Herzen näher standen, und weil er ein Gefühl für literarisches Dokum hatte, wenn er auch kein Berufsschriftsteller war.

Eine scharfsinnige Beobachtung, die wohl oft gemacht worden ist, eh' ich sie heute mache, ist die: dass Paulus es scheinbar nie für der Mühe wert gehalten hat, irgend welche von den schönen Aussprüchen, die Christus zugeschrieben werden, in der Apostelgeschichte oder in den Episteln anzuführen. Auf diese kritische Bemerkung habe ich nie eine befriedigende Antwort gehört. Ein Geistlicher hat mir einmal entgegnet, der Grund, warum Paulus die Worte Christi nicht zitiere, liege darin, dass sie den Leuten, unter denen er sich bewegte, bekannt waren. Es lohnt kaum, darauf zu erwidern, dass die Worte Christi den Heiden und den Leuten, zu denen Paulus auf seinen Reisen kam, nicht so gut bekannt sein konnten, wie sie es heute in der Christenwelt sind, die beständig Christi Worte zitiert.

* * *

Wir haben hier den Kern des Geheimnisses. Wie kommt es, dass Paulus sich nie über diese Aussprüche äusserte? Wie kommt es, dass er nur drei Dinge aus dem Leben Christi gewusst zu haben scheint? Immer wieder erwähnt er, dass Christus gekreuzigt ward und von den Toten auferstand, und einmal spricht er davon, dass der Herr Jesus in derselben Nacht, in der er verraten wurde, Brot nahm, dankte und sprach: „Nehmet, esset, das ist mein Leib, der für euch gebrochen wird; solches tut zu meinem Gedächtnis.“ Und an einer andern Stelle sagt, wenn ich mich nicht täusche, Paulus: „Er wurde in einem Garten verraten“; aber ich kann mich unmöglich besinnen, in welcher Epistel das steht, wenn es überhaupt vorkommt. Ich erinnere mich sehr gut,

wie es mich überraschte und wie ich mich bewogen fühlte, das Buch aus der Hand zu legen, fortzugehen und mich mit einem Bekannten über Paulus zu unterhalten.

Es gibt nicht allzuviele in Dublin, die an einer freien Diskussion Interesse nehmen. Wir haben katholische und protestantische Geistliche, aber ihre Ideen sind stereotyp. Nicht zu ihnen ging ich, sondern in die Nationalbibliothek. Da musste ich den Schriftsteller John Eglinton treffen, der sich immer für religiöse wie literarische Fragen interessiert und zuzuhören versteht. Aber inmitten meiner kritischen Einwände und stichhaltigen Vermutungen spiegelte sich auf seinem Gesicht eine gewisse Unaufmerksamkeit, so dass ich ihn fragte, woran er denke. Er gab mir zur Antwort, er hätte in ein Buch geblickt, das der Bibliothek zugegangen war — ich glaube, er sagte: an eben diesem Nachmittag —, in ein französisches Werk: die Ansicht eines Arztes über die Kreuzigung Jesu von Nazareth. Aus dem Bericht, den wir in den Evangelien erhalten, glaubte der Arzt schliessen zu dürfen, dass Christus am Kreuze einen Anfall von Starrsucht gehabt, aber nicht den Tod erlitten habe. Wenn dem so wäre, könnte seine Erscheinung vor Maria Magdalena im Garten mehr oder minder befriedigend erklärt werden und auch seine späteren Erscheinungen.

Die Idee, dass Christus nicht am Kreuze gestorben sei, war mir nicht neu. Eine sehr alte Legende erzählt, er habe nach der Kreuzigung in Indien gepredigt; und ich hatte auch gelesen, dass viele die Vermutung hegten, er sei ein essäischer Mönch gewesen. „Warum also," fragte ich mich, „soll Christus nicht in sein Kloster zurückgekehrt sein, nachdem man ihn im Hause Josephs von Arimathia von seinen Wunden geheilt hatte? Warum soll Paulus nicht, nachdem er tagsüber in den Bergen Palästinas gepredigt hatte, an die Tür dieses Klosters geklopft haben?"

Ein paar Tage darauf diktierte ich das Szenarium „Jesus und Paulus" . . .

Possen

Von WILHELM HERZOG

Der lilienstrenge Professor Richard M. Meyer charakterisiert in seiner Literaturgeschichte Johann Nestroy mit diesen Worten: „Sein Cynismus entspringt weder der Notwehr noch dem Uebermut, sondern einfach angeborener Gemeinheit.“ Das Deutsche Theater, einmal vor der angeborenen Gemeinheit dieses cynischen Subjekts gewarnt, belebte sein klägliches Produkt durch Kabaretscherze und neu-berlinische Couplets. Man aktualisierte den Cyniker und wurde — schnoddrig. Der Regisseur fand Nestroy nicht witzig genug; er bereicherte ihn durch improvisierte Verse. Er schlug für Nestroy eine Shakespearebühne auf und setzte in die Logen auf der Bühne Herren und Damen seines Theaters. Welch ein genialer, den Stil dieses Werks treffender Einfall. Nestroys Tempo ist zu flott; der Regisseur sah das ein und zog die Aufführung mit feierlichem Opfermut auseinander. Besonders aber suchte er den Wiener Possendichter mit der angeborenen Gemeinheit dadurch zu ehren, dass er ein Ensemble ernster Künstler Herrn Bonn anzupassen suchte. Dieser Histrione rächte sich auf eine ganz vermaledeite Art dafür, dass man ihm das Violinsolo gestrichen hatte. Er sprang — als ein dickwanstiger Falstaff (er hatte die Aufgabe gestellt bekommen, den Schneider Zwirn zu spielen), — er sprang herum, er hopste, er drängte sich vor, er schrie, er gröhlte, und neben ihm stand — ein Bassermann, der mit den diskretesten Mitteln die Wirkung seines Partners nicht erreichen konnte. Ein Bild der Rührung, Bassermann — in einer solchen Gesellschaft — sich selbst ironisieren zu sehen.

* * *

Aber gleichviel: Berlin amüsiert sich. Bei Mystik und bei Possen. Bei Bonn und bei Bernauer. Und ein abseitiger Dichter wie Stucken, der weniger amüsiert, als erbaut, stärkt das christliche Gemüt der Berliner Theaterbesucher.

Das Berliner Theater spielt eine alte Posse: „Bummelstudenten“ mit so frischen Kräften, mit so viel Uebermut und

Verve, dass man die Blödheit der Vorgänge vergisst und sich von dem unglaublich lustigen Berlinertum der Herren Sabo und Cleving gefangen nehmen lässt. Bekam man bei Reinhardt zu Silvester Gähnkrämpfe, so wurde man hier wieder aufgeweckt und animiert durch eine einfallsreiche, freche Regie, die das Publikum zur Mitwirkung fortriss. Es ist ja alles cachiertes Operettentheater. Die Konjunktur — so erklären uns die Theaterfachmänner — fordert diese Entwicklung.

Schön. Gehen wir vergnügt wieder den Gründerjahren entgegen.

Kultur, Musik und Pfitzner*)

Von LUDWIG RUBINER

Das Glück und Unglück der Künstler ist, dass ihr Daimonion und Schaffendes droben in einem himmlischen Jerusalem wo'nt, wo nichts mit den Angelegenheiten des Menschen zu tun haben muss. Welch ein Fall, wenn die Schöpfung des Mannes auf seine eigene menschliche Form stösst, in der er geht, tanzt und fühlt. Und welches ungeahnte, überzeitliche Glück der Nationen, wenn in dieser imaginären Stadt zwei ganz getrennte Persönlichkeiten — der Musiker und sein Stoff — sich wirklich begegnen. Dann gibt es auch Himmelsquartiere, deren Strassen Labyrinthe sind, man findet den eigenen Weg nicht wieder, man begegnet niemandem, nur drüben fern hört man das Geräusch und die Rufe Fremder. Dies ist die Tragik des Künstlers. Und das ist auch die Tragik Pfitzners, dessen menschliche Konflikte rührend und sympathisch sind, aber nichts gegen jene tödlichen, deren Quellen in ihm selber liegen.

Pfitzners Musik ist Glanz, Strahlen, Feuerwerk und Klugheit — deren er sich tief schämt. Aus der Scham, dass ihm alles so virtuos und prasselnd gelingt, kommt die Hemmung. Die Hemmung des Genierens, umgewandelt in musikalische Form wird zu Themen, die für Pfitzners Ohr volkstümlich, nach deutscher Romantik, märchenhaft klingen. Pfitzner ist erschüttert, zerrissen, ein Verstörter vor lauter angeborener Leichtigkeit. Er hat mit diesem höchst persönlichen Konflikt soviel zu schaffen, dass ihm nicht viel bleibt, auch etwas für die Musik zu tun. Das ist herzergreifend: er kann erfinden wieviel er mag — es klingt nie neu, sondern immer wie Spezialistenarbeit mit Brillanz über lang Bekanntes. Glauben wir nicht an die deutsche Romantik Pfitzners, lassen wir uns nichts von der Märchennatur einreden — welche übrigens nicht unbedingte Erfordernisse für eine Kultur sind. Aber bei ihm geht es bunt exotisch zu: Er ist eine Tschaikowsky-Seele und will Kunstwartbilder komponieren. Diese „Rose vom Liebesgarten“, deren ersten Akt Oscar Fried in Berlin spielte, führt in ein Haus mit verdumpfender Atmosphäre. Im Garten Zwerge aus Terrakotta vor Märchengrotten aus Kunststein, in den Zimmern vlämisch-imitierte Möbel, auf dem Paneelsofa ein Kissen „Nur ein Viertelstündchen“, auf den Etagèren Barocknymphen aus Porzellan — im Nebenzimmer, schon versteckt, aber doch im Nebenzimmer der Trompeter von Säkkingen hinterm Schrank. Bräunlich graue Musik von Carl Löwe, ein Eindringling spielt mal ein Thema von Brahms, dass die Pianinolampen wackeln. Und über alles breitet sich das zähe Licht der Orchesterfarben Richard Wagners. Es ist Musik aus der Gründerzeit. Pfitzner, der seine moderne und stark neurasthenische Virtuosität verheimlichen will, zwingt sich zu Werken, deren „Tiefe“ und Gefühlsform um fünfundzwanzig Jahre zu spät kommt. Da aber die deutsche Musikkritik in Bemühung, Einsicht und Stil um

*) So gewiss der „Pan“ anders, als diese Zeilen tun, Pfitzners Orchesterfarben schätzt: so gewiss bleiben diese künstlerischen Worte kennenswert.

mindestens dreissig Jahre hinter unserer Kultur zurückgeblieben ist, so kommt er immer noch früh genug. Samt dem musikdramatischen Text, dessen Gestabreimtes man am treffendsten auf Sächsisch deklamiert hören würde, und in dem Elfen, Kobolde und die unvermeidlichen Hüter diverser Symbole aus Hans Thomas Gemälden eine grosse Rolle spielen. Warum führt man das nicht auf? Wie unverständig, diese Musik ist durchaus hoftheaterfähig. Sie hat eine fabelhafte Virtuosenbrisanz mit der Waldhornsehnsucht nach dem Jägerhemd. Während man gegen den „Freischütz" viel haben kann, und ihn doch nicht zu den Bildern von Ludwig Richter rechnet. — Welch lächerliche Verwirrung, Chaos der Trottelei, Unglück der deutschen Kritik: Schon sind wir aphoristisch auf dem Sprung, Richard Strauss als Reaktionär vor neuen musikalischen Formerkenntnissen zu erklären, und mit Pfitzners volkstümlich gehemmter Buntheit muss man sich immer noch auseinandersetzen. Ist das etwas Neues? Menschen mit musikalischem Takt im Leibe wissen es längst. Man muss es öffentlich aussprechen, damit die zaghaft Erkennenden sich nicht von dem Jubelgebrüll der verschwommenen Psalmodisten erstickt fühlen. Es war nötig, dass Frieds Mut in Berlin die Klärung herbeigeführt hat.

Davor spielte er Busonis bescheidene Bühnenmusik zu Gozzis Turandot. Vorstadt in einem unwahrscheinlichen Süden — nicht Venedig, unbereister. Verquetschte Häuschen mit gelbem Lichtschein in riesiges Blau, Laubengänge aus Stein. Irgendwo unsichtbare Felsen, Steinbrüche. Ochsenkarren, drinnen liegt ein Kerl und singt, lang auf einem Ton. Die zwei Räder knarren. Noch zwei Töne, dann ballt sich das blaue Schimmern zusammen, wirft sich zwischen die Töne: hinauf, unerwartet ein Ganzton. Intervall des Unbedingten, Hinausfliegenden. Gläserne Unendlichkeit. Dazu knarren die Räder des Karrens. Im Zimmer unter funzeligem Oelschein spielt einer auf den gelbgeschlagenen Tasten Bach, aus dem brüchigen Rest der Töne plinkert dünn eine strenge Passacaglia, draussen singt der Mensch im Karren und die Räder krachen. Dies ist etwas von Busoni; unexotisch und gerad so unchinesisch wie der Gozzi selbst. Töne aus einer südlichen Heimat, so tief heimatlich, dass sie märchenhaft phantastisch klingen. Zuletzt fassen sich im Dunkel die Menschen an den Händen und springen mit Lichtern durch die Nacht im Kreis auf und nieder, an den Wänden schiessen die Schatten durcheinander.

Pfitzners Protzengemüt und Busonis Kultur, wer wüsste davon in Berlin, wenn nicht Oscar Fried den Mut hätte, alle paar Wochen für unbekannte Musik vor einem gemieteten Orchester zu stehen. Das Gefühl hineintauchen zu lassen in jede Stimme der Partitur, zugleich den Geist hinaufpeitschen zur bereitesten Ueberlegenheit über die Mathematik der musikalischen Form. Jeden Orchestermenschen immer von neuem zu formen nach seinem Bilde, ihn zu füllen mit dem Blute des Dirigenten. Das Ergebnis: Zwei Abendstunden leuchten. Der Hörer tritt in die Nachtluft hinaus, alles ist vergessen . . .

Die Ritter vom Geiste

Von EMIL FAKTOR

Die Betrachtungen Heinrich Manns, welcher in seinem Aufsatz „Geist und Tat" die Einflusslosigkeit literarischen Schaffens vor der sozialen Entwicklung des deutschen Volkes zu verstehen gab, werden jeden Schriftsteller von Geblüt aufgeschreckt haben. Sein brennender Vorwurf, dass die literarische Begabung von heute der herrschenden Klasse diene, trifft Zustände und Konsequenzen — aber in seiner allgemeinen Fassung ist er etwas ungerecht.

Es hat sich ein Gegensatz zwischen Geist und Tat herausgebildet: weil dem Schöpfer des Geistigen jede Möglichkeit benommen ist, seine Anschauungen vom Glück des Menschen in Wirklichkeit umzusetzen.

Das Schicksal des Schriftstellers ist wirtschaftliche und politische Ohnmacht. Seine Machtsphäre ist das Tintenfass, sein Kriegsfeld der Schreibtisch. Er darf sich ereifern, verdammen, innerste Ueberzeugungen in leuchtende Gedanken fassen — aber kein Mittel ist ihm gegeben, irgend etwas einzuführen oder zu beseitigen. Er darf reden ohne die Gewissheit, dass er gehört wird. Seine Begeisterung und sein Hass, seine bittersten Erkenntnisse, seine fruchtbarsten Vorschläge werden schon einen Tag später Zeitungsmakulatur . . . oder kostbar gebundene Schmuckstücke für das Fenster des Buchhändlers. Er hat im besten Falle Leser und feinschmeckerische Geniesser, die im nächsten Augenblick hundert anderen Einflüssen preisgegeben sind. Das Volk ist zu müde, zu abhängig, um bessere Möglichkeit anders zu empfinden wie als paradiesische Träume. Es fühlt genau: seine geistigen Berater sind hilflose Beschwörer des Gedankens.

* * *

Der Schriftsteller von heut hätte tausend Fähigkeiten, sich in die praktische Arbeit zu stürzen, zu reformieren, seine schärfere Beobachtungsgabe für Massregeln zu nützen, der Willkür an den Leib zu rücken, Vorurteile auszurotten, den ursprünglichen Sinn

der staatlichen Gemeinschaft aus dem Wust von Gesetzen, Vorrechten und tausendjährigen Gewohnheiten herauszuarbeiten. Aber Volk und Staat, Parlament und Stadtverwaltungen, Körperschaften und Privatunternehmungen verzichten auf die Hilfe der geistig-schöpferischen Begabung.

Man kennt kluge politische Köpfe, die temperamentvoll für die freieste Form des Menschenrechtes eintreten; aber sie werden niemals mit dem Abgeordnetenmandat betraut, ihr Besserwissen von qualvoll unterdrückten Bedürfnissen des Volkes wird missachtet. Es gibt Psychologen der Grossstadt, denen man nicht einmal das Amt eines Armenvaters anvertrauen würde; pädagogische Talente schreiben sich die Finger wund, ohne jemals zu der Kontrolle auch nur des bescheidensten Unterrichtsbezirkes zugelassen zu werden; die besten Versteher, die heissesten Temperamente, Menschen von Ahnungen im Zukunftsgefühl, Organisatoren, Naturen von Weitblick, Uebersicht und zusammenfassender Energie werden in ihr papierenes Bereich zurückgedrängt und zum unfruchtbar utopistischen Sichselbstbegnügen verurteilt... Verlegersorgen und der Kampf um die eigene Existenz vollenden die Verwandlung des in Welttiefen ausgreifenden Schriftstellers in einen Stilkünstler, Literaten.

Von der Natur zur Steigerung des allgemeinen Lebensglückes und zur Befreiung gebundener Volkskräfte geschaffen, liegt die streitbare Mannschaft der Intellektuellen selber gefesselt. Nur der Ruf von aussen, die aufsteigende Bewusstheit des Volkes, dass die Geistigen auch Demolierungsarbeit und den Neubau des Staates zu vollführen vermögen, kann die Erlösung bringen und die mit Kraft Geschwellten ihrer Monomanie entreissen. Kochende Seelen verzischen im Uferlosen ihren Dampf, der die Mühlen und Schwungräder der Menschheit treiben könnte. Es ist kein Wunder, wenn sie ihre Stosskraft in falsche Kanäle ableiten — um sich nicht im ungenützten Gluten aufzuzehren.

* * *

Die Literatur müsste aufhören, ein Luxusartikel der Begüterten, ein Zierrat und Aufputz der Kultur zu sein. Das schöngeistige Wort von der Zwecklosigkeit der Kunst hat für die entwicklungsfähigste Menschheit seinen Sinn längst verloren, und wenn man die Arbeit der Geistigen nicht mehr als Spielzeug der Phantasie auffassen wird, werden sie selber aufhören, mit Gedanken und Ideen bloss zu spielen.

Es wird nichts mehr verlangt, als die Männer des Geistes nicht für untüchtiger und unpraktischer zu halten als gelernte Bürokraten und routinierte Berufspolitiker. Sie wissen nicht bloss etwas zu sagen, sondern sie kennen auch die Verantwortung ihrer Worte — besser als Diplomaten und Staatsanwälte.

Man lasse die tüchtigsten von ihnen den Geist auf seine Werkfähigkeit prüfen.

Vorläufig ist schon der Hinweis auf die Zusammenhanglosigkeit von „Geist und Tat“ etwas Beherztes, das Nachhall verdient. Nur sollten die Worte Heinrich Manns nicht bloss die Intellektuellen aufregen.

Vive la bagatelle!
Swift

SCHWÄRMER UND BESTIEN

Die Welt um Houndsditch ist hier durch Farben eines Ansässigen gemalt worden.

Es lässt sich gegen die Zwei, die von Tausendundzwanzig berannt, auch erlegt wurden, mancherlei sagen, — jeder Feigling bei uns hat es gesagt.

Man kann wider sie etwa vorbringen: es ist unpolitisch, seine Gastgeber zu beschiessen (geschossen haben sie schon 1909 bei Tottenham in einer Automobilschlacht). Es ist unpolitisch, sie dadurch weniger gastlich zu machen . . .

Juden, Letten, Polen wirken aus der Eilands-Zuflucht gegen das menschliche Entwicklungshindernis, welches Zar und unbeschränkte Macht der Beschränktesten heisst. Das ist an sich ein Verdienst.

Es sind Verbrecher unter ihnen? Aber nicht soviele wie in der Hut des angegriffenen gekrönten Schädlings. Mancher von ihnen „arbeitet“ für sich, beim Plündern? Aber dort alle.

Es sind immerhin menschliche Streiter. Bisweilen verworrene Köpfe? Ein Wunder, dass sie nicht verworrener sind — wo die Hemmenden alles Wissen zu erwürgen trachten.

Ob es banal klingt oder nicht, — auch ungebildete Schwärmer können ein wahres und edles Gefühl haben: sie wissen (aus ihrer Not), was der Menschheit fehlt.

(Deshalb soll ja der Ungebildete soviel Wahlrecht geniessen wie der Gebildetste: weil, ob einer wenig oder viel weiss, er einen Wunsch, einen Wunsch frei haben muss).

. . . Es lässt sich manches gegen die Houndsditcher einwenden. Aber in Deutschland haben sich bei ihrem Untergang zuviel Stimmen in Gemeinheit gelabt; zuviel Seelen in Erbärmlichkeit gesühlt wie die Säue. Jeder Lümmel, der nackte Neger auf Befehl schlachtet, ohne Erbarmen, ohne jeden „Idealismus“, empfängt ihre Hochachtung. Doch der Kämpfer — mögen es schon irrende sein — für einen zweifellos starken, befreienden Gedanken wird von dieser ehrlosen Bande verspottet wie ein Lump und bespuckt wie ein Aas. So tief im Blut sitzt die Feigheit. Der Schuhputzertrieb. Der Widerstand gegen das Aufwärts.

Der letzte, wirrste, unangenehmste Houndsditcher ist ein wertvollerer Mensch als das entwickeltste dieser Klosettgewächse.

QUIVIS

DIE URSACHEN BESEITIGEN

Das Haupt der Hansa, Riesser, hat nun am Kreuzweg die linke Richtung eingeschlagen. Die linke war hier die rechte. Den Sozialismus bekämpfen? Nur dadurch, dass man seine Ursachen beseitigt! Indem man also die Agrardemagogie bekämpft, bis aufs Messer, als welche die Verbitterung schafft.

Sehr klug. Um sozialistenfeindlichen Belferern innerhalb der Hansa den Mund zu stopfen. Das Argument ist sogar geeignet, im Wahlkampf überall dort verwandt zu werden, wo Gebundenheit nach rechts . . . und Neigung nach links vorliegt.

NICHT SILESIUS, SONDERN RICHARD DEHMEL

ist der Autor des Reimspruchs, den ich im vorigen Heft in meinem Aufsatz: „Die kommende Demokratie" zitierte. Der Spruch, den ich bei dem Dichter des „Cherubinischen Wandersmann" — in der schönen von Hartleben besorgten Ausgabe — (bei Georg Bondi) gelesen zu haben glaubte, steht — wie Dehmel mir schreibt — in seinen „Zwei Menschen" (Romanze I, 12). Ich habe mich davon überzeugt, es ist so, und mit Vergnügen stelle ich hier, um Dehmel vor jedem möglichen Vorwurf zu bewahren, mein Versehen und seine Autorschaft fest. W. H.

Für unverlangte Manuskripte kann keine Garantie übernommen werden.
Sprechstunden der Redaktion: Montags, Dienstags, Mittwochs von 11—1 Uhr.

Verantwortlich für die Redaktion: Wilhelm Herzog, Berlin-Halensee.
Verlag von Paul Cassirer, Berlin W. 10, Viktoriastrasse 5.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Erster Jahrgang No. 7 1. Februar 1911

PAN

Halbmonatsschrift herausgegeben
von **WILHELM HERZOG** *und* **PAUL CASSIRER**

JNHALT:

Alfred Kerr........................Jagow, Flaubert, Pan
Max Slevogt.........................Des Dichters Psyche
Richard Dehmel..............Neudeutsches Kirchenlied
TAGEBUCH DES JUNGEN FLAUBERT
Ludwig Hatvany..............Der Sechziger Strindberg
B. Schweigman.................Orontius Hochsprung
Robert Lewin..................Das Psychopathische der Kunst
Philipp Franck..................Corinth und Golgatha

Ich bin ein Preusse. – Deutsche Demokratie. –
Willi Nordau. – Todesstrafe.

Jagow, Flaubert, Pan

An den Polizeipräsidenten

S. g. H.,

ich habe für Sie eine Vorliebe: weil Sie gleich mir die kurzen Sätze mögen. Darf ich Sie für einen Schüler halten . . . (von abweichender Denkart)? Sie warnen kurz Neugierige. Mit einem Wort: ein Stilist. Dies aber vorausgesandt, muss folgendes bemerkt sein.

Sie haben, lieber Zögling, wider die vorige Nummer des „Pan" ein Verbot erlassen. Sie waren anfangs nicht so freundlich, Gründe näher mitzuteilen. Ein Polizist (mag er schon der oberste von allen Polizisten sein) ist also befugt, den freien Vertrieb von (doch! doch!) wertvollen Blättern auf eine Willensregung hin zu unterdrücken? Und wer zu Schaden kommt, erfährt nicht einmal die Ursache?

Sie finden gewiss, Bruder in Apolline, nicht bloss darin Ihr Ziel: Machtbeweise zu geben; sondern, wenn Ihr Amt einen Zweck haben soll: erzieherisch zu wirken. Wie aber ist in Zukunft (dacht' ich) Anstoss zu unterlassen möglich: wenn bis zur folgenden Nummer verheimlicht wird, woran Sie Anstoss genommen? hä? Sechzehn Beiträge hatte das Heft — Sie waren aber zu dem Geständnis nicht zu kriegen, welcher Ihnen missfallen hat.

Da erhebt sich . . . Sie wissen, was? Die Frage nach dem Warum. Scham war verletzt? Unangenehm sind Ihnen, Herr Präsident, anklagende Strophen über Moabit gewesen mit Zeilen wie:

Wenn sie sanken, wenn sie lagen,
Wurden sie halbtot geschlagen . . .
Mancher, wenn sein Krafthieb sass,
Scherzte: „Hure! Saustück! Aas!"

Dieser Schlussvers (dacht' ich) kann die amtliche Ursache der Verfolgung nicht gewesen sein — er enthält nur Worte, die zuvor (gegen geprügelte Frauen) von Ihren Leuten verwendet worden; Zitate sind es aus dem Wortschatz der die Ordnung regelnden Staatsglieder. Ich war, geehrter Herr, nur der Chronist, nicht der Täter dieser Aeusserungen — mehrere von Ihren Beamten hatten das Schamgefühl, das öffentliche wie das private, nicht bloss von Lesern, in der rüdesten, gemeinsten, brutalsten Form verletzt: ohne dass es Ihnen bisher gelungen ist, einen einzigen davon zu fassen. Wollte sagen: seien Sie mild gegen literarische Bestrebungen — Herr Kondiszipel.

II.

Der „Pan" hat schriftlich nach den Ursachen des Verbots gefragt. Welche Antwort schickten Sie?

Statt einer Antwort geschah folgendes. Einer von den Ihren, bürgerlich gekleidet, mit der Marke, kam, wie mir erzählt wird, in den Verlagsraum . . . und gesellte zum Verbot des Strassenhandels nun als neuen Verfolgungsakt die Mitnahme fassbarer Nummern (deren bloss noch sechs in seine beauftragten Hände fielen). Das war die Antwort, Gefährte.

Noch jetzt verhehlten Sie, welcher Beitrag Ihnen missliebig war.

Sehen Sie auf dem folgenden Blatt, faksimiliert, den schlichten Zettel, den Ihr Gesandter hinterlassen. Es ist fesselnd, alles gegenständlich zu zeigen. Zum Angedenken.

III.

Ich hatte bis hierhin, Freund, Stil-Leben, Konfrater, mein Schreiben gefördert —da kam endlich das Ihre. Mit der Auskunft.

Zwei öffentliche Stimmen, das Berliner Tageblatt und die Nationalzeitung, hatten den Mangel der Auskunft bemängelt. Da stellte sich nun heraus, dass ein Versehen der Registratur vorlag. Ein Versehen hatte die Absendung verhindert . . .

(Die neue Nummer war so gut wie fertig.)

Sechs
Ex. Heft No 6 im Verlag
Paul Cassirer Viktoriastr. 35
beschlagnahmt.
Berlin, d. 21/1. 1911



IV.

In jedem Falle weiss man jetzt: dass Flauberts Tagebuch den amtlichen Grund für die Verfolgung ausmacht. Darf ich Ihnen (freundschaftlich, unter uns zwei Literaten) schildern, was diese Niederschriften des ungeheuren, schweigsam das Leben und mit gehämmerten Worten die Welt bauenden Künstlers wert sind? Folgendes: sie bilden . . . Belegstücke für ein recht vereinzeltes Geschöpf. Auf die Naturgeschichte solcher Geschöpfe, glauben Sie!, kommt es an — neben der Zimmerung von Heimstätten; neben der Sättigung von Mägen; neben der Fortpflanzung; neben Einteilung und Ordnung dieses Menschenwirrsals . . vielleicht stehen solche Dinge noch oberhalb der Verbesserung von Flugwägen, von Siriusphotogrammen, von Fernsehereien, — Bruder.

Schöpferhirne kennen lernen. Regungen, noch so geheime; die sonst vertuscht, versteckt abgelogen werden; Aufrichtigkeiten von Kerlen, die mit Bewusstsein, doch halb unbewusst, vergessen haben, welche Wächterschar auf der Welt um sie lebt; welcher Schwindel; welches Menschengespreiz; welches Fliehen von der Wahrheit; welches Märchengestrüpp um sie wächst, dämmert, gebietet, droht — und alles herunterdrückt.

Es ist ja verständlich: man will sich der tierischen Vergangenheiten gerne nicht entsinnen — aber ist es „Tierisches“, was die dahingesunkenen Blätter dieses Vereinzelten, dieses Flaubert, dieses Schreib-Heiligen, dieses Jahrhundertkünstlers durchsonnt, durchtastet, durchatmet? Ist es nicht am Ende das Gegenteil: eine Hochzeit der Unterleibswelt mit einer Wipfelwelt? Jagow, — ist es nicht eben der Aufstieg, der zwischen Peniswallungen, Gerüchen, Abstossungen, Neugierden, Ergüssen, Rasereien liegt . . . und zwischen Nachsinnlichkeiten, Ruhgefilden, Sterntümern, Schicksalsstunden?

V.

Schriftsteller, Genosse, Stil-Leben, Sie wissen jetzt, um wen es sich handelt. Läsen Sie die Bovary zum Xtenmal auf einem canarischen Eiland, in Tacoronte, halb auf dem Berg, nachts . . . läsen Sie zum Xtenmal dies Buch, so dass Ueberraschungen keine

mehr möglich sind, und es liefen Ihnen, setzen wir den Fall, im weissrosigen Dunkelmorgen über das Jochbein Tränen — was sagten Sie?

Es wäre nicht Empfindsamkeit! Man ist erschüttert: nicht weil der Untergang einer Frau gemalt; sondern weil er unsterblich gemalt ist. Erschütterung, Kollege, nicht über die Frauensperson: sondern über den Burschen, der sie schuf . . . Ecco.

VI.

Läsen Sie gar die Education sentimentale; auf einem Schiff, zwischen Piraeus und Malta, meinetwegen auf dem Alexanderplatz; und Sie bekämen plötzlich ein Gefühl, als stände jemand wie der verflossene William, berufsmässiger Schwan vom Avon, — doch heller, heutiger, unsriger — neben Ihnen; und es blickte dort in alles Höchste, in allen Ernst, in das Wichtigste, Heisseste dieses Hierseins die Täuschung; hineinblickte das Erwachen, die Unzulänglichkeit, der ewige Abgrund zwischen Hoffen und Haben, zwischen Wünschen und Werden, zwischen Schweben und Kriechen, zwischen Traum und Tat, alles ohne Metaphysik (dieser Satz kommt nie zu Ende) — — kurz: Jagow, lesen Sie zu jeder dienstfreien Stunde, am Alexanderplatz, die Education sentimentale —:

Und Sie verbieten diese Blätter nie mehr.

VII.

Auf sie muss ich nun kommen. Salammbo trägt sich in Afrika zu. Bevor er sie schrieb, war er dort. Als er dort war, hat er aufgezeichnet, was Sie verboten haben.

Wollen Sie uns Vorarbeiten zu einer von den Künstlern der Erde bestaunten Meissel-Schrift vergällen? Nicht nur das punische Werk und der heilige, versuchte Antonius bekommen Lichter von diesem Tagebuch. Ich möchte den Herausgebern, den tapferen Franzosen aus der Marges-Gegend, bemerken: dass Flaubert seit anno 62 ein Buch über den heutigen Orient plante; dass in seinem Kopf Leinwände, Skizzen, Umrisse, Farben,

Menschenköpfe, Strahlen schaukelten, — mit allen Eunuchen, allen heutigen Hotels, allen Leibern, allen Lüsten, allen schwarzen Gehröcken, allen Lenden, allen Brüsten, aller Fremdenzucht, allen Wildheiten, allem Blut, allen Nabelschnüren des alten Ostens. Der neue Orient — in ihm der einstige. Jagow, Stilist, (grade Sie müssten dem Stilisten Flaubert nahe stehen! !) — ein schlechter Kerl will ich sein, wenn er nicht an die schweigsamen, aufrichtigen (also nicht unkeuschen) Notizbücher gedacht hat, — welche seine damals blühende Hand, vor dem Beginn der grossen Lebensarbeit, kritzelnd füllte.

. . . Und das haben Sie verbieten wollen?

VIII.

Ich weiss, dass Sie jetzt mit neuen Augen den Mann sehen.

Sie selber fallen ja nicht vom Stuhl, ich auch nicht, wenn scharfe Sachen menschlichster Art geäussert werden; warum also dergleichen gebildeten Lesern versagen?

Wollust wird nicht erzeugt: Kenntnisse werden erweitert! Verbieten Sie pornographische Blätter: nicht geschichtliche!

Das deutsche Gesetz beruhigt sich: wenn der geschlechtliche Reiz nur als Mittel zu künstlerischen Zwecken dient. Ist es Ihnen, Herr, noch zweifelhaft, dass künstlerische Zwecke hier bestehen?

IX.

... Stossen Sie die Besten lieber nicht vor den Kopf. Mir scheint manchmal der Vorwurf unbillig: der Mörder Soundso sei noch nicht entdeckt. Gott, in einer Siedelung von Millionen ist das schwer. Doch Ihre Leute, Präsident, hören Sie, haben in der eignen Mitte, was viel schlimmer ist, einen Täter bis heute nicht gefunden, welcher den schuldlosen alten Bürger Herrmann vom Leben zum Tode gebracht. Glauben Sie nicht, dass mehr Zerrüttung, mehr Schade solcherart über das Land kommt: als wenn die Welt einen wichtigen Menschen, ein Phänomen, ausgekleidet und aufrichtig kennen lernt? Haben Sie wirklich Zeit — bevor es Ihren Leuten gelang, einen Blutschuldigen in

der eigensten Mitte zu finden? und da machen Sie sich die Umstände mit dem „Pan"?

Sie haben einen Irrtum begangen. Der Staatsanwalt auch. Steigen Sie (das ist ernst gemeint) hinab in die Schlucht Ihres Herzens; und bedenken Sie (als wär' es am ersten Tag): wozu Sie angestellt sind.

Um unschuldige Seelen vor Gift zu hüten? Vielleicht. Aber nicht, um den Pfad zu einer seltenen Pforte für Mündige zu sperren. Auch diese Strasse, bester Schüler, gehört dem Verkehr. —

Item: einen Irrtum zu erkennen ist keine Schande. —

Mit herzlichem Gruss

collegialiter gesonnen

Ihr

Grunewald, 30. Januar. ALFRED KERR

Des Dichters Psyche



Zeichnung von Max Slevogt

Ick bin preu'scher Beamter —
Sie Schweinhund, verdammter!

Neudeutsches Kirchenlied

Von RICHARD DEHMEL

Immer kann man nicht lobsingen
und den Weihrauchwedel schwingen;
jeder Weg zwar führt nach Rom,
aber nicht zum Petersdom.

Ja, die Wölfin, Römer säugend,
beisst noch heute überzeugend
nach dem jüdischen Jesulein
auf dem I-A-Esulein.

Dennoch, deutscher Fuchs, du weisst es,
trug der Jude kraft des Geistes
in das Wolfsnest seinen Ruhm;
sprich drum nicht vom Christentum!

Wisse: nur dem Eselhaufen
ziemts den Juden umzutaufen,
der ein Mensch und Dichter war,
kein verchristelter Barbar.

Hör den Spruch der weisen Eulen:
mit den Wölfen muss man heulen,
aber mit den Eseln nicht —
denn Gott sprach: es werde Licht!

Tagebuch des jungen Flaubert

II

Hier folgen fernere Blätter der unlängst bekannt gewordenen Aufzeichnungen.

Der Urtext ist nicht von Frau Franklin Grout, der Nichte des Meisters: sondern durch die „Marges" veröffentlicht worden, die von Eugène Montfort herausgegebene Literaturzeitschrift, — und am Eingang steht der Satz: „Seuls des esprits bas et bornés, de ceux qu'il détestait avec tant de puissance, pourraient s'offenser de le voir tel qu'il se montre ici" . . .

Abermals erkennt man: wie dieser Arbeitsberserker einem unmittelbaren Leben zugänglich war, bevor er arbeitete; — wie aber dies Leben, kaum genossen, schon Vorarbeit für seine Dichtung wurde.

VON DER ÄGYPTISCHEN REISE (1849—1851) IN ESNEH

Mittwoch, den sechsten*). Gegen 9 Uhr morgens sind wir in Esneh angekommen. An der Uferböschung stehen ein paar Palmenbäume. Weiterhin geht der Weg allmählich abwärts, dann ändert sich das Terrain und man steigt wieder an. Da liegt das nubische Viertel.

Während wir frühstückten, kam zu uns eine magere Tänzerin: schmales Gesicht, die Augen gemalt mit Antimon; von ihrem Kopfe wallte ein Schleier, den sie seitlich mit den Ellbogen festhielt. Sie plauderte mit Joseph. Hinter ihr trabte ein zahmer Hammel, die dichte Wolle mit Henna gelb getupft und auf der Nase ein Samtband als Maulkorb. Seine Füsse sahen aus, als wäre es ein künstlicher Hammel. Er wich seiner Herrin nicht von der Seite.

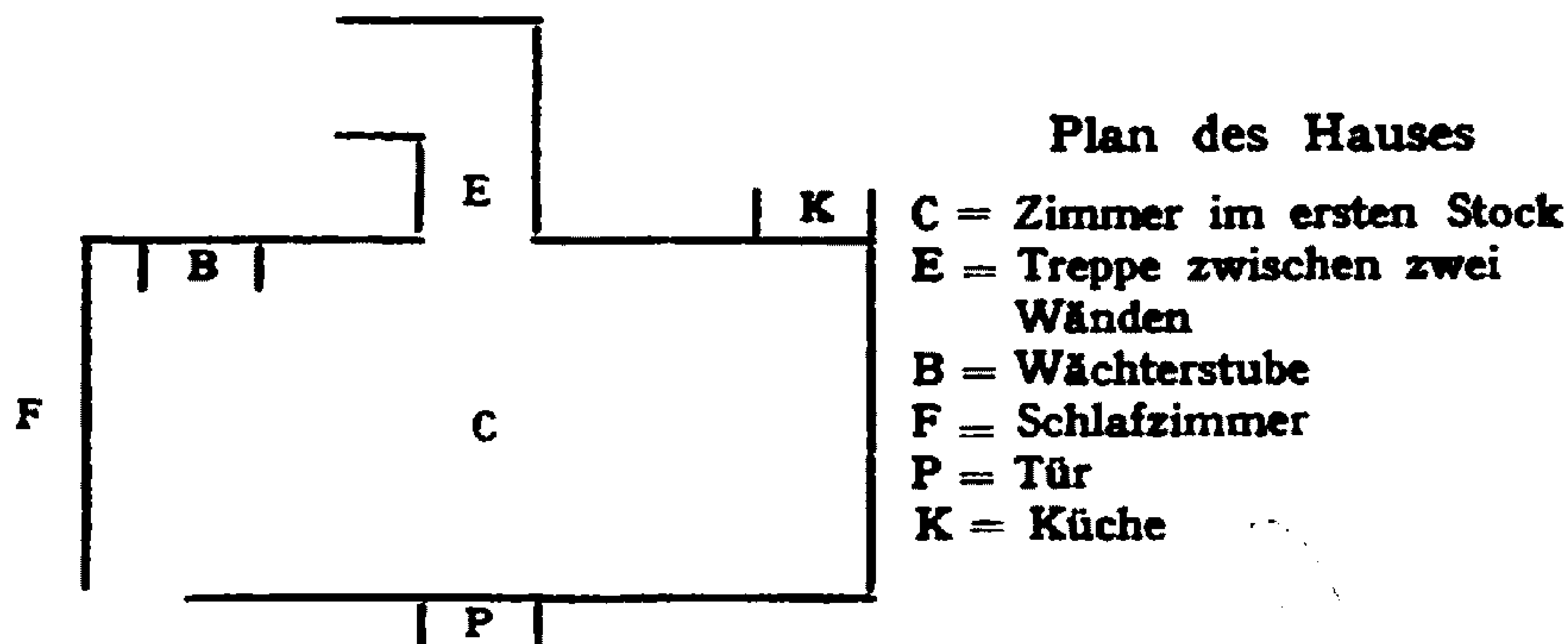
Die Stadt, wie alle ihrer Art, besteht aus getrocknetem Lehm. Weniger gross als Keneh, die Bazare weniger reich. Café. Dort befindet sich die Post, das heisst: der Effendi erledigt dort seine Geschäfte. Schule oberhalb einer Moschee, wohin wir gehen, um Tinte zu kaufen. Erster Besuch im Tempel, wo wir nicht lange bleiben. Auf manchen Häusern erheben sich eigentümliche

*) 6. März 1850.

kantige Türme, mit Masten, auf denen, dicht gedrängt, Tauben sitzen.

Einige Huren vor ihren Türen, aber nicht viele, weit weniger als in Keneh, in schlichteren Kleidern und demütigerer Haltung. Die Tänzerin von heute Morgen, Bembeh, führt uns; hinter ihr trabt der Hammel. Sie stösst eine Tür auf und wir treten in ein Haus, das einen kleinen Hof hat und vorn eine Treppe. Auf der Treppe steht, uns zugewandt, hell im Mittagslicht, eine Frau, in Hosen, um den Leib nichts als einen Schleier von tiefem Violett. Das ist die berühmte Sophia Ruschuk-Hanem. Sie kam gerade aus dem Bade. Wir steigen in die erste Etage, kommen in ein viereckiges Zimmer mit weissen Kalkwänden. Zwei Diwane, zwei Fenster, eins nach den Bergen zu, eins nach der Stadt, von wo aus Joseph uns Sophias anderes Haus zeigt. Sie ist ein königliches Geschöpf, heller als eine Araberin, die Haut nur leise angedunkelt, festes, hartes Fleisch. Wenn sie sich hinsetzt, bilden sich bronzene Falten auf ihrem Bauch. Grosse Augen, schwarze Brauen, gescheiteltes schwarzes Haar (widerspenstig beim Kämmen). Mitten auf dem Kopf ein kleiner Zweig von künstlichen Blumen (weissen), der von einem Ohr zum anderen reicht. Armspangen; ein zwei- oder dreifaches Halsband aus dicken Goldbeeren; ein goldenes Blatt, etwas fleischig, am Rande mit zierlichen Körnern eingefasst. Sie fragt uns, ob wir eine kleine Vorstellung (fantasia) wünschen. Max will sich erst mit ihr ergötzen und steigt hinunter. Ich folge.

Ein Zimmer zu ebener Erde, mit einem Diwan und einem Ruhelager aus Palmenholz.



Plan des Hauses

C = Zimmer im ersten Stock
E = Treppe zwischen zwei Wänden
B = Wächterstube
F = Schlafzimmer
P = Tür
K = Küche

Tanz. Die Musiker erscheinen: ein Knabe und ein alter Mann. Ein Fetzen Tuch bedeckt sein linkes Auge. Sie kratzen beide auf dem Rebbabeh, einer Art Geige mit zwei Saiten aus Rosshaar. Ein falsches, höchst peinliches Instrument, das sie unermüdlich bearbeiten, bis man sie anschreit: sie sollen aufhören. Ruschuk-Hanem und Bembeh tanzen. Der Tanz der Ruschuk ist brutal wie Peitschengeknall. Sie presst sich die Kehle zusammen, so dass ihre offenen Brüste ganz nahe aneinandergedrängt sind. Zum Tanzen gürtet sie sich mit einem braunen Schal, den sie bindet wie eine Halsschleife; der Schal trägt einen Goldstreifen mit drei goldenen Eicheln als Troddeln. Sie reckt sich hoch, bald auf der einen Fussspitze, bald auf der anderen. Wundervoll. Während ein Fuss auf der Erde bleibt, kreist das andere Bein in der Luft; die Wade des einen Beines streift das andere Schienbein. All das in einem leichten Sprungschritt. Bembehs Lieblingstanz besteht darin, dass sie, immer mit ein und demselben Bein, einknickt und dann vorwärts hüpft. Es ist wie ein rhythmisches Hinken. Ihre Hände sind mit Henna gefärbt. Sie scheint die Kammerzofe zu sein, die Vertraute der Ruschuk. Ruschuk hat auf dem rechten Arm eine Reihe blauer Schriftzeichen eintätowiert. Als Kunst ist beiläufig ihr Tanz nicht entfernt so viel wert wie der von Hassan und Bilbin. Aber der Schritt der Ruschuk-Hanem gleicht dem auf alten griechischen Vasen. Ruschuk hat ein Tamburin ergriffen; ihre Art es zu spielen ist berauschend; sie hält den Arm gekrümmt, den Ellbogen niedrig, das Handgelenk hoch, und die spielenden Finger fallen gespreizt auf das Fell des Tamburins. Die Damen, besonders aber der Musiker, nehmen reichlich Branntwein. Ruschuk tanzt, meine rote Mütze auf dem Kopf.

Ruschuk bringt uns bis ans Ende ihres Viertels, klettert uns abwechselnd auf den Rücken und macht soviel Albernheiten, wie eine richtige Christendirne. Das Café dieser Damen. Wir trinken eine Tasse. Das Etablissement hat den typischen Stil aller solcher Häuser; flaches Dach, schlecht und recht aus Zuckerrohr zusammengefügt. Ruschuk freut sich, wie sie Max sagen hört: „Allah il Allah“ usw.

Ausführlicherer Besuch im Tempel. Wir steigen hinauf —

wir erwarten den Effendi im Café, ihm meinen Brief zu übergeben.

Abendessen. Dann wieder zu Ruschuk. Das Zimmer ist von drei Öllämpchen erleuchtet. Ihr Schein fällt auf blinkendes Gerät, wie manchmal an Kirchenwänden. Die Musiker sind auf ihrem Posten. Hastig leert man kleine Gläser, diese Freigebigkeit wie unsere Säbel tun ihre Wirkung. Es tritt ein Saphiah Zougairah, eine kleine Frau mit starker Nase; ihre tiefen, schwarzen Augen sind lebhaft, wild und sinnlich. Ihr Piaster-Halsband klingelt wie ein Wägelchen. Sie tritt ein und küsst uns die Hand; die vier Frauen sitzen in einer Reihe auf dem Diwan und singen. Die Lampen werfen zitternde Figuren auf die Wand, gelbes Licht. Bembeh trägt ein rosenrotes Kleid mit weiten Ärmeln (alles durchsichtige Stoffe). Ihre Haare deckt, nach Fellachenart, ein schwarzes Tuch. Sie alle singen, die Tamburine tönen und die Geigen (rebeks) kreischen eine grell eintönige Begleitung. Dann etwas Leises. Wahrscheinlich ist es ein Totenlied? Heiterer . . . mit Saphiah Zougairah (kleine Sophie) die den Diwan . . ., sehr verdorben, nervös und wollüstig. Am schönsten dann mit Ruschuk. Gefühl ihres Halsbandes in meinem Gebiss. — . . . — mich wie mit Samtstreifen, ich komme mir wie ein Tiger vor.

Bienentanz. Den alten Fergalli schicken wir weg und auch unseren anderen Schiffsmann. Die hatten dabeigestanden und waren das Groteske des Bildes. Dem Musiker wird sein Turban bis über die Augen gestülpt, und auch dem Kinde, das spielt, werden die Augen verbunden mit einem schwarzen Tuch. Ruschuk entkleidet sich, während sie tanzt. Es wird getan, als wolle man sich mit einem Schleier bedecken, der aber schliesslich weggeworfen, darin besteht dieser Tanz. Übrigens tanzt sie nur ganz kurze Zeit, sie mag diese Art nicht mehr. Joseph ist begeistert und klatscht in die Hände. Ruschuk zeigt uns noch jenen berühmten Pas, für den ich keinen Namen finde, dann hüpft sie in die Sofaecke zurück, hockt da nieder, atmet in keuchenden Stössen, man wirft ihr einen weissen Mantel hin, der rosa gestreift ist, in den hüllt sie sich bis zum Halse. Dann nimmt man den beiden Musikern die Binde von den Augen.

Der Ruschuk lag nichts daran, dass wir die Nacht bei ihr blieben, weil sie fürchtete, Räuber könnten uns, die Fremden, überfallen. Unten im Zimmer schliefen Wächter oder Zuhälter (die sie reichlich mit Püffen bedachte) zusammen mit Joseph und der Negerin, einer abessinischen Sklavin, die auf jedem Arm, wie eine Brandwunde, die runde Narbe einer Bubonen-Pestbeule hatte. Wir legten uns schlafen, sie wollte den Rand des Bettes behalten. Lampe: der Docht brannte in einem ovalen, schnabelförmig zugespitzten Becken. — — . . . schläft sie ein, ihre Hände verflochten in die meinen. Sie schnarcht. Die Lampe, deren mattes Licht uns kaum erreicht, lässt ihre schöne Stirn erglimmen wie fahles Metall. Der übrige Körper im Schatten. Ihr kleiner Hund schläft auf meiner seidenen Jacke auf dem Diwan. Da sie über Husten klagte, hatte ich meinen Pelzmantel über unsere Decke gebreitet. Ich höre Joseph und die Wächter leise sprechen. Ich bohre mich in Träume der Erinnerung. Einmal bin ich eingeschlummert, den Finger um ihr Halsband gelegt, als wollte ich sie festhalten, wenn sie aufwachte. Ich habe an Judith und Holofernes gedacht, wie sie beieinander lagen. Um 2¾ Uhr aufgewacht. — . . . voll Zärtlichkeit, unsere Glieder haben sich ohne Worte viel gesagt. (Während sie fest schlief, drückte mich bald die Hand, bald die Hüfte regelmässig wie in unbewusstem Schauder.) Sie geht hinaus, sagt Joseph etwas. Kommt zurück mit einem Gefäss glühender Kohlen. Wärmt sich, legt sich wieder zu Bett. „Basta."

Abschied am Morgen. Sehr ruhig sagt man sich Adieu. Unsere beiden Matrosen kommen, um unsere Sachen ins Schiff zu bringen. Jagd in der Umgebung von Esneh. Ich schiesse eine Taube. Wind. Araber auf den Feldern. Die Berge waren nicht mehr zart rosig, wie morgens, als wir von Ruschuk weggingen. Die frische Luft tat meinen Augen wohl. Feld, Hecken, Baumwolle. Der Wind pfiff in den dünnen Zweigen der Gazis wie durch Binsen. Mein Matrose, ein Nubier, beugte sich vor, um zwischen den Zweigen Tauben zu finden. Als er mir welche zeigte, sah ich sie kaum. Ein Mann schöpfte Wasser. Ich dachte an einen ähnlichen Morgen: beim Marquis de Pomereu au Heron, wo ich, nach dem Ball, ganz allein im Park spazieren ging.

Ich kehrte zur Barke zurück, suchte Joseph. Brief dem Effendi übergeben. Fleisch gekauft, auch einen Gürtel. Der Schneider wegen meiner Gamaschen in einer Herberge, wo Joseph gewohnt hat; Tinte in der Moschee; die Schule voll von Kindern.

Wir treffen Bembeh und die vierte Frau, die Tamburin spielte. Bembeh hat für unsere Verproviantierung mit Brot gesorgt. Ihr Gesicht ist todmüde. Abreise von Esneh gegen 12 Uhr mittags; die Beduinen verkaufen uns eine Gazelle, die sie am Morgen erlegt hatten.

* * *

Ein Duft, wie von zuckersüssem Terpentin, lag auf dem Hals der Ruschuk-Hanem. Es war Rosenöl. Ihre erste Höflichkeit war: welches zu holen und mir die Hände damit einzureiben.

Um sich gegen die glühenden Kohlen zu schützen, zog sie sich die Decke über den Kopf. —

„Ja zaîneb, ja zaîneb," den Ton auf der ersten Silbe. —

Nachts, während des Tanzes, bin ich auf die Strasse gegangen. Über dem Hause, zur Linken, glitzerte ein Stern ganz stark. Die Stille. Einzig das Fenster unseres Hauses war erleuchtet. Und der Lärm der Musik; und Frauenstimmen. —

Das Gesicht gegen die Wand, macht' ich mir, ohne mich anzustrengen, den Spass, Wanzen zu töten, die die Mauer entlangliefen. —

Im Café der Damen: Eindruck des Sonnenlichts, das durch die Spalten des Rohrdaches dringt und Leuchtflecken malt auf die Matte, wo wir sitzen. —

Sie, die Arme zurück, dann auf die Kniee, bis sie die Tasse Kaffee mit ihren Zähnen erfassen konnte.

* * *

ROM, APRIL 1851

EINE BEGEGNUNG (SAN PAOLO FUORI LE MURA)

. . . Wir betrachteten, auf dem Innern der Kuppel, die sich über dem Altar wölbt, ein sehr schönes antikes Mosaik: J. C. (inmitten der Evangelisten), beim Mahle sitzend; zu seinen

Füssen ganz klein der Papst Honorius III., am Boden kriechend wie ein Tier.

Wie ich mein Gesicht nach links wandte, sah ich eine Dame in rotem Kleide langsam näherkommen. Sie stützte sich im Gehen auf den Arm einer alten Frau. In einigem Abstand folgte ihnen ein alter Herr im Überrock, um den Hals einen Schal aus gestrickter Wolle.

Ich nahm mein Augenglas und näherte mich. Irgend etwas riss mich auf sie zu.

Als sie bei mir vorbeiging, sah ich ein bleiches Antlitz mit schwarzen Brauen und einem breiten roten Band, das ihr ins Haar geflochten war und auf die Schultern niederfiel. Wie bleich sie war! Sie trug Handschuhe aus grünlichem Leder. Ihre kurze, viereckige Taille drehte sich etwas bei der Bewegung des Gehens. Sie stützte sich mit dem rechten Arm auf den linken Arm ihrer alten Dienerin.

Eine plötzliche Leidenschaft stieg mir, wie der Blitz, hinab in den Bauch. Ich hatte Lust, mich auf sie zu stürzen wie ein Tiger. Ich war geblendet! Ich hielt meinen Hut vor mich und machte mich wieder daran, die Fresken anzusehen und den Kustos, — der Schlüssel in der Hand trug.

Sie blieb stehen, setzte sich auf eine Bank. Ich betrachtete sie und . . . infolge der jähen Süsse, die mich überkam.

Ihre Stirn war gerade und weiss. — Ein Weiss wie altes Elfenbein oder sehr glatter parischer Marmor. Hinter zwei schwarzen Stirnbändern leuchtete das rote Band hervor (eingefasst von zwei weissen Streifen) das erhöhte die Blässe ihres Gesichts. Das Weisse ihrer Augen war eigentümlich. Man hätte denken können, dass sie eben erwacht sei, dass sie aus einer anderen Welt komme. Und doch: dieser Frieden! Ihr Augapfel, glänzend schwarz und fast im Relief (so deutlich trat er hervor), sah einen mit himmlischer Ruhe an. Was für Brauen —: schwarz, sehr fein und sanft niedergehend! Ein ziemlich grosser Raum zwischen den Brauen und dem Auge. Das liess ihre Lider grösser erscheinen und machte die Brauen noch schöner, weil man sie für sich, unabhängig vom Auge sehen konnte. Ein Kinn wie ein Apfel. Die beiden Mundwinkel senkten sich etwas; ein

bläulicher Bart-Anflug um den Mund herum. Das Ganze des Gesichtes rund.

Sie erhob sich und schickte sich zum Gehen an. Brustleidend? oder nierenkrank? Nach ihrem Gang zu urteilen, vielleicht eine Genesende. Sie schien sich des Frühlings zu freuen. Es war vielleicht das erste Mal, dass sie ausging; sie hatte sich dafür angezogen.

Der Kustos ging voran und öffnete ihr die kleine Tür, die in die Basilika führt. Der alte Herr, den ich aus den Augen verloren hatte, reichte ihr die Hand, um ihr beim Hinabsteigen der drei Stufen behilflich zu sein. Ich blieb mit offenem Munde auf der ersten stehen und zögerte, ihr zu folgen.

Dann haben wir den Klosterhof besichtigt. Die gewundenen Säulen mit Mosaiken: grün, gold, rot. Ich fühlte die heisse Luft. Die Sonne schien heiss. Weniger Rosen als im Klosterhof von San Giovanni in Laterano, dem er durchaus ähnlich ist. Monsieur Lacombe fragte den Kustos, ob er die kranke Dame kenne; der Kustos antwortete : nein.

Man hat mir dann noch Fresken gezeigt: ich habe nichts gesehen. Als ich die Kirche verliess, sah ich sie wieder: sie sass entfernt auf Steinen, neben arbeitenden Maurern.

Ich werde sie nie wiedersehn!

In der Kirche bekam ich Lust, mich ihr zu Füssen zu werfen, den Saum ihres Kleides zu küssen. Ich hatte Lust, auf der Stelle bei ihrem Vater um sie anzuhalten!

Im Wagen dachte ich daran, wie ich ihr Porträt bekommen könnte, und dass ich deswegen Ingres oder Lehman aus Paris kommen liesse . . . wenn ich reich wäre.

Ich habe daran gedacht, mich ihnen als Arzt vorzustellen, um sie zu heilen! — und sie zu magnetisieren! Ich zweifelte nicht, dass ich sie magnetisiert und vielleicht geheilt hätte.

Was würde ich nicht geben, um ihren Kopf in meinen Händen zu halten! Um sie zu küssen, auf die Stirn, auf ihre Stirn.

Wenn ich italienisch gekonnt hätte, wär ich auf sie zugetreten, wie sie auf den Steinen sass. Ich hätte leicht etwas gefunden, um mit ihr ein Gespräch anzuknüpfen.

Wie schönes Wetter! Die Gegend so schön — durch das Tor bei der Pyramide des Sestius sind wir zurückgekehrt.

Zwei Geistlichen in weiten roten Gewändern und spitzen Hüten begegnet.

Dann um den Palatin herumgefahren und beim Zollamt ans Ufer des Tiber gekommen.

Aus dem Wagen gestiegen bei der abgebrochenen Brücke; köstlicher Blick auf den Fluss und die Strömung.

Um vier wieder im Hotel. Schon verwischen sich in meinem Gedächtnis ihre Züge.

Leb wohl. — Leb wohl. —

Dienstag vor Ostern 15. April

Der Sechziger Strindberg

Von LUDWIG HATVANY

I.

Vier Schauspiele. Strindberg schreibt als Nebentitel: Die Dramen des Sechzigjährigen.

Der alte Strindberg ist seines Zornes Herr nicht mehr — mithin hat er auch die Herrschaft über seine Figuren und sein Theater verloren. Seine Schauspiele sind unaufführbar, unvorstellbar, unbeholfen, ungeschlacht, in der Erfindung und Ausführung gleich verworren, das ist das rasende, schreckenvolle, haarsträubende, und doch so erhabene Theater ohnmächtig verkrampfter Hände, der schäumenden Wut im zahnlosen Munde.

Dieser widerspruchsvoll sich selbst verneinende Satz, der die Dramen in einem Atem verworren und erhaben nennt, vermöchte die Wirkung auszudrücken, die Strindberg mit diesen, der Welt, der Bühne, ja sich selber widersprechenden Dramen (der deutsche Titel ist: Kammerspiele. Bei Georg Müller.) auf mich geübt, als ich unmittelbar neben Szenen von sicherster Bühnenkenntnis und wahrem Künstlertum auf Szenen stiess, deren Unbeholfenheit nicht mehr künstlerisch zu nennen war; als ich aus Schönheit und Tiefe ohne jeden Übergang hinübergerüttelt wurde in das wilde Irrereden des tobenden alten Kindes.

Wie mag das zusammenhängen, dass dieser Schriftsteller, der das weiteste Bild der Welt in sich trägt, der wie Goethe in sämtlichen positiven und humanistischen Wissenschaften bewandert ist, aus all seinem Wissen doch nur Zerrissenheit und Verzweiflung herauszulesen imstande war und als ein wahrer Anti-Goethe mit schrecklichen Flüchen auf Leben und Tod, so grauenhaft altert?

Die grösste Krankheit dieses greinenden great old man ist, dass er nie wirklich altern konnte. Frisch, unberührt, jungfräulich brachte er aus jungen Jahren seine Erbitterungen und Empörungen herüber. Denn nur die Krämer sind in ihrem achtzehnten Jahre glücklich. Der empfindende Mensch entdeckt in diesem Alter den grossen Unterschied zwischen den Träumen der Schulbank und der Wirklichkeit der Welt. Vielen helfen die Jahre und die Püffe des Lebens, manchen die Weisheit über diese Krise. Dem Dichter Strindberg hat nichts darüber hinweggeholfen. Sie bleibt für ihn das Erlebnis fürs ganze Leben. Selbstverständlich betrafen ihn diese ersten Enttäuschungen in

der Liebe. Aus ihnen stammt denn auch der in Fluch und Bannspruch umgekehrte Minnesang, das Hohelied des Hasses dieser zarten, empfindsamen Troubadourseele: die Tragödie des Vaters.

Dies ist das Sujet aller seiner Stücke, Novellen und Romane.

So lange er liebte und geliebt wurde, schmerzte ihn nur das Weib, in dessen Schoss sein lockenprangendes armes Dichterhaupt nie die sorglose, weiche, Rast unbeschränkter Hingabe finden konnte.

Heute schmerzt ihn auch anderes: eigentlich alles. Es ist derselbe Ernüchterungsprozess, wie einst mit dem Weibe; die Dinge sind nicht so, wie wir sie gerne uns vorstellten, und Strindberg spricht das Urteil aus: also sind sie schlecht. Die Ruhe des Alters ist ebenso wenig wert, wie die der Kindheit. Wohin du blickst, vor- oder rückwärts, nirgends findest du, was du gerne finden möchtest. Die Welt ist traurig und hässlich, weil sie für sich selbst lebt und nicht für dich erschaffen ist.

* * *

Der Schauder dieser ersten Erfahrung durchschüttert auch die letzten Bücher des alten Schriftstellers. Da er nun über den Kampf der Geschlechter hinaus, zu neuen und unbekannten Gebieten des menschlichen Leidens und Hasses, vorgedrungen ist und sich zu ihrer Gestaltung eben das Drama, die Kunstform der breitgetretenen allbekannten, von jedermann durchlebten, ja ausgeschöpften Empfindungen gewählt hat, so erscheint nichts natürlicher als die Primitivität, man könnte sagen Praeraffaelität seiner Stücke. Daran darf man sich nicht stossen. Oder wärs vielleicht besser, wenn auch diese Prärien und Bergschluchten der menschlichen Seele säuberlich bemessen und ausgeglichen würden von den Ingenieuren, Schienenlegern und Brückenbauern der Leidenschaft, den vortrefflichsten Herren Sudermann und Bataille?

Freuen muss man sich, dass es noch primitive Urkräfte gibt und dass wir ihre Zeitgenossen sein dürfen. (Gauguin und der alte Strindberg. Mich drängt etwas, diese beiden Namen niederzuschreiben, so neben einander. Sie bloss niederzuschreiben. Alles andere — eine Parallele — ja, bloss die Andeutung einer solchen — würde gerade die Nuance verdunkeln, die ich fühlbar machen möchte.)

II.

Folgendes etwa ist im primitiven Symbol des ersten Stückes zu lesen: das Alter schenkt wohl Ruhe, aber diese Ruhe taugt

nichts. Es ist keine Entschädigung für all das, was du vom Leben versäumt hast. Jene duftenden, stillen, wohlgeordneten Zimmer, darin die lieben alten Herren und schönen, weisshaarigen Damen mit gedämpften Stimmen sprechen, leise umhergehen oder über einer Schachpartie hindämmern — es sind die traurigen Zufluchtstätten des verfallenen Körpers, der verschrumpften Seele und des verengerten Geistes. Wenn das Leben noch einmal dem Greise sich anbietet, so weiss er nicht was, damit zu beginnen. Denn der Alte ist egoistisch — nicht mit dem tapferen Egoismus der Jugend, sondern aus Feigheit.

Der alte Herr, der seine langverlorene Frau und sein Kind hätte zurückbekommen können — lässt sie wieder schön ihrer Wege gehen. Wozu sich in anderer Angelegenheiten mischen? Und der alte Herr setzt sich vor die Konditorei im Hause, plaudert mit dem Konditor, — es wird Abend ..... man zündet die Lampen an ..... und der Vorhang kann fallen.

Das ist die Kunst Strindbergs. Diese intimen Szenen, wenn die Menschen im Laden des Konditors aus- und eingehen — wenn der alte Herr und die junge Haushälterin die Wohnung einrichten — und das grosse letzte Bild: der alte Mann und die dämmerdunkelnde Stadt.

Niemand hat sich soviel mit Häusern und Wohnungen, mit Zimmern und Möbeln beschäftigt wie er. Sein Element ist dies. Strindberg fühlt, wie Möbel und Häuser gespensterhaft zu uns gehören — all ihre zutunliche Wärme und ihre mysteriöse Spukhaftigkeit.

* * *

Das zweite Stück gehört ganz dem Hause: Die Tragödie der Familienhäuser. Ein lange Ausgewanderter kehrt gerade an dem Tage zurück, da das Haus seiner Familie abgebrannt ist. In den Ruinen liegt der Hausrat umher; all die alten gewohnten Möbel, die ganze Kindheit. Dieser schlechte, staubige Kasten war also die Uhr die im Speisezimmer prangte und mit heimlichem Klange die Zeit verkündete, die glückliche Zeit der Kindheit Auch die Jugendgespielen erscheinen: die Verwandten, die Kameraden — gealtert, gebrochen, vom Leben verzerrt. Und die Erinnerungen, die sie aus der Vergangenheit beschwören, erscheinen alle in ihrem wahren Lichte: in ihrem vergilbten, zersplissenen, jammervollen, zernichteten Wesen. Sogar das verehrte Bild der Eltern ist Lüge — sie waren Menschen, also vom Leben beschmutzte, armselige Geschöpfe. Darum ist die Flucht in den Kindheitstraum für den illusionslosen Menschen ebenso hoffnungslos wie die grösste Lüge, Strindbergs ewiger

Feind, die Liebe, der nun der alte Liebeskämpe im dritten Stücke noch einmal den Krieg erklärt.

Eine letzte, blutige Abrechnung. Eine letzte? Vielleicht spart er uns noch das allerletzte, noch haarsträubendere auf. Der alte Herr (Strindberg gibt seinen Helden selten Namen — er sagt nur: der alte Herr, die Mutter, das Mädchen usw.) wird im Krankenstuhl gefahren und die ganz verblödete Generalin, die einstige Geliebte des alten Herrn, lässt nur Töne vernehmen wie ein Papagei: kurre . . . . geigei . . . kurre. Wenn bei dem alten pensionierten General Teegesellschaft ist, wird überhaupt nicht gesprochen. Was sollten sie auch sprechen? Sie wissen ja alles von einander. Dieser hat jenen beschuftet, der den anderen ausgebeutet, der eine die Frau des andern verführt — . . . aber all dies gehört der Vergangenheit an. Das Alter kittet die Laster wahllos aneinander. Das sind schon nicht mehr Menschen, sondern bloss in der Konservenbüchse der Zeit nebeneinander faulende Leichen. Aber sie essen und trinken dennoch und wollen leben. Sogar der Lebenswille ist hässlich bei den Alten; Strindberg verabscheut sie, für ihren Durst und für ihren Hunger. Es gibt eine hasserfüllte Szene, in der Strindberg diese Gespenster zeigt, wie sie Tee trinken.

Im andern Zimmer schäkert ein junger Mann mit der in sündiger Liebe empfangenen krankhaften, wunderschönen Tochter des Generals.

* * *

Was die Romantiker in melancholischen, melodisch hin- und wiederschwebenden Strophen von weitem umkreisten, das ewige Thema vom wandelbaren Menschenkind, das in der wechselnden Welt von ewiger Liebe spricht: Strindberg rückt ihm quälend nahe. Der junge Mann fleht und deklamiert, wie es die Art der sehr jungen und sehr verliebten jungen Männer ist — und das junge Mädchen im Zimmer, vom Hyazinthenduft durchhaucht, weist ihn ab. Sie fühlt, dass sie ihn abweisen muss. Das hyazinthenduftende Zimmer muss ja jeden Tag abgestaubt und gefegt werden, sonst ginge alles in Staub und Schmutz und Unrat zugrunde. Und was ist das Weib? dass es der Mann so vergöttert — es ist ja bloss das kleine traurige Tier, das gegen diesen Schmutz ankämpft. Ihr ganzes Leben ist nur ein Kampf gegen all den Unrat und die zwei schönen Hände, die wir verliebt streicheln, sind nur die Waffe in diesem garstigen Kampfe. Und dem Weibe, gehört auch die Sorge für die Küche. Sie muss die Aufsicht führen über diese ekelhafte Leichenkammer, aus der das Leben kommt, sogar das Leben derjenigen Frau, die der

Mann mit törichtem Sinn über andere erhebt. Die Empfindung des Mädchens ist, dass man sich nur in einer reinen Welt der Liebe hingeben kann, wo es alle diese Dinge nicht gibt.

Das grosse Liebesduo wird durch die eintretende Köchin unterbrochen. Was hungrige, gierige, habsüchtige Frauen je über Dienstboten, über das Kochen, über billige oder teure Speisen zusammengeschwätzt haben, das hat die krankhaft erregte Phantasie Strindbergs in dieser Köchin zu einer mythologischen Schreckgestalt erhitzt.

Strindberg verabscheut die Frau hauptsächlich wegen ihres schlemmerischen, genäschigen Wesens, wegen ihrer kalten, doch kleinlichen Nüchternkeit. So ist deine Braut, doch wisse du, den das Weib in Schmerzen geboren hat, und der du deshalb in Anbetung vor den Frauen niedersinkst, wisse; so ist auch deine Mutter.

Die Mutter ist es, die den Vater quält bis aufs Blut und ihn betrügt.

Die Mutter ist es, die der Familie die besten Bissen noch in der Küche wegschnappt und schmales, schlechtes, geschmackloses Fleisch auf den Familientisch setzt.

Die Mutter ist es, die das Zimmer ihres Sohnes nicht heizen lässt und seine Studiengroschen fortgrapft. Die Mutter . . . .

Aber ich kann nicht fortfahren, mein Herz steht mir still, wenn mich dieser prometheische Rappelkopf zwingt, seine Anklagen gegen die Mutter zu wiederholen.

Der grosse „Schlager“, die Schlussszene des einen Aktes ist gerade, dass das erwachsene Mädchen, die übrigens die Frau des einstigen Geliebten ihrer Mutter ist, sich entschliesst, gutes, schmackhaftes Fleisch zu kochen:

Die Mutter: Wollt ihr kommen und Grütze essen — — — —
— —

Gerda: Kommt, gehen wir! Kourage, meine Herren. Sie sollen ein Beefsteak von mir haben. — — — —

Die Mutter: Von dir?

Gerda: Ja, von mir, in meinem Haus — — — — —

Das Publikum lacht vielleicht. Strindberg weint. Der Fehler steckt nicht im Publikum, sondern in Strindberg. Er kann nicht mehr so gelassen weinen, wie es der Dramatiker muss. Und doch hat er oft genug bewiesen, dass er mit einer geheimnisvollen, also vollkommeneren Technik arbeitet als selbst Ibsen. Aber damals war von der Liebe, den in so vielen Formen dramatisierten Fragen sich paarender Männer und Frauen die Rede. Die neuen und ins Unendliche sich verlierenden Bezirke der Bitternis, die er jetzt mit greisem Kopfe zuerst beschreitet, verwirren ihn

einigermassen. Wie die primitiven Maler, hat er keine Perspektive, trotz mancher bühnenwirksamer, genialer Einfälle. Sogar die leere Bühne versteht er hexenmeisterlich zu beleben. Bei geöffneten Türen und Fenstern verlischt im Luftzug die Lampe, auf dem Tische wirbeln die Papiere des toten Vaters und gespenstig wiegt sich der Lehnstuhl dieses zu Tode gequälten Mannes. Bloss die szenische Instruktion lesend, fühlt man Tränen in der Kehle.

* * *

Die Erinnerung an solche sich ins Gedächtnis ätzende Szenen nimmt auch derjenige mit, der beim Lesen der Strindbergschen Kammerspiele die ungleichmässigen Zuckungen des vielfach gerissenen und unlösbar verknüpften Fadens mit Recht als verwirrend empfindet. Es sind halbe Werke, aber Werke eines ganzen Künstlers. Wenn nun die Gestalten aus dieser Künstlers ganzer Welt hervortreten, flüchtig über die Bühne eilen um wieder in seiner ganzen Welt zu untergehen, so mag das Stück Erfolg haben oder durchfallen, klar oder nebelhaft sein — im Grunde genommen bleibt es sich gleich. Keinen Theaterdirektor kann man zwingen, ein solches Stück aufzuführen, keinen Schauspieler es zu spielen, — aber man kann auch dem Kritiker nicht verbieten, die ganze Kunst dieses ganz Grossen zu fühlen. Viel feine und geschickte Theaterschriftsteller haben mich zerstreut und interessiert. Ich bin kein Wichtigtuer und denke nicht daran, es zu leugnen: ich empfinde Dankbarkeit für sie. Kann ein Mensch einem andern mehr geben, als ein wenig Vergnügen? Nun, unterhalten hat uns dieser skandinavische Hiobsmensch nicht im geringsten. Im Gegenteil. Geärgert, erzürnt, im Innersten durchrüttelt und verwirrt hat er mich. Aber ich bin erfüllt von ihm, ich trage ihn mit mir herum. Kann ein Mensch einem andern mehr geben, als ein wenig Vergnügen? Jawohl, das kann er — er kann sich selbst hingeben.

Orontius Hochsprung

Von BRAUNHARD SCHWEIGMAN

Der Dichter Orontius Hochsprung empfand ein eigentümliches Jucken, welches ihn wiederholt zwang, mit der Hand eine Bewegung nach dem jeweilig so unangenehm juckenden Körperteil zu machen. Orontius Hochsprung konnte sich dieses Gefühl gar nicht erklären. Und das Unangenehmste war, dass dieses unbehagliche Kitzeln und Brennen der Haut innerhalb weniger Tage sich ganz bedeutend verstärkte. Und immer juckte es im unrechten Augenblick, nämlich wenn Menschen dabei waren. Und kratzen musste man doch. Und dann guckten die Leute den Dichter — so meinte er wenigstens — immer so eigentümlich an.

Als er in der Strassenbahn zu einer Redaktion fuhr, welche ihn ab und zu ein paar Mark für ein Feuilleton verdienen liess, juckte es ganz besonders oft. Infolgedessen musste Orontius Hochsprung auch ganz besonders oft die kratzende Bewegung machen. Da passierte ihm etwas, das ihm ungeheuer peinlich war. Seine Nachbarn rückten ostentativ von ihm ab. Der eine, ein Arbeiter, sagte dabei lauter als nötig war:

„Den beissts, ick jloobe, der hat Bienen."

Fast gleich darauf stand der andere, vornehmere Nachbar auf und verliess den Wagen. Während er im Hinausgehen dem Dichter einen feindseligen Blick zuwarf, murmelten seine Lippen empört:

„Unerhört, so was!"

* * *

Orontius Hochsprung erbleichte und errötete abwechselnd, denn obwohl er die Augen niederschlug, fühlte er instinktiv, dass alle Blicke auf ihn gerichtet waren. Und obwohl ihn jetzt ganz aussergewöhnlich juckte, keine Macht der Welt hätte seine Hand nach der Stelle gebracht. Er biss die Zähne zusammen und trug ergeben das peinigende Gefühl. Bald verliess er den Wagen.

* * *

Auf der Redaktion hatte er heute kein Glück. Er wollte mit Gewalt nicht kratzen, da das Gefühl aber manchmal übermächtig zu werden drohte, versuchte er durch Verrenken der Glieder sich für Augenblicke Linderung zu verschaffen. Diese eigentümlichen Bewegungen blieben dem Redakteur keineswegs verborgen und veranlassten ihn zu der Frage, ob Hochsprung

krank sei. Der Dichter war verwirrt. Hatte ihn schon der Vorgang in der Strassenbahn ein wenig verwirrt gemacht, so verlor er jetzt ganz seine Fassung. Aber da das auf keinen Fall ihn irgendwie beeinflussen durfte, wollte er doch heute wegen eines dringend benötigten Vorschusses eine ganz besonders gute Wirkung machen — so versuchte er sich schnell zu fassen, indem er sich mit nervösem Zucken entschuldigte.

Mit seiner Aufmerksamkeit war es vorbei. Als es ihn gleich darauf an einer ganz besonders empfindlichen Stelle juckte, da verliess ihn für eine Sekunde die Ruhe vollends und er kratzte. Schaudernd wurde ihm im nächsten Moment die Ungehörigkeit seines Benehmens klar, und in demselben Augenblicke sah er wieder dieses impertinente, malitiöse Anstarren seines Gegenübers, das er in den letzten Tagen so oft bei Menschen gesehen.

Da verliessen ihn sein Mut und seine Ruhe ganz. Er brachte nicht einmal seinen Wunsch vor, sondern verabschiedete sich schnell.

* * *

Diesesmal musste er zu Fuss gehen, denn er hatte keinen Groschen mehr. Auf dem langen Wege nach seiner im Osten der Stadt belegenen Wohnung wurde das Jucken zu einer unausstehlichen Qual. Und jetzt dachte er zum erstenmal über die Ursache des Juckens nach.

„Sicher ist es Hautjucken, allerdings in etwas extremer Art." Dachte er und beruhigte sich bei dem Gedanken allmählich. Etwas später traf er auf der Strasse einen Freund und fragte diesen, was gegen Jucken gut sei.

„Kalte Abreibungen."

Das war nicht sein Fall. Dennoch beschloss er, den Rat zu befolgen.

Bevor er aber noch in seine Behausung gelangte, sollte sich die Ursache des Juckens auf eine nie geahnte Weise aufklären. Als es nämlich einmal ganz besonders hartnäckig unter den Armen juckte, fasste Orontius Hochsprung zwischen Weste und Hemd durch, um sich energisch zu kratzen. Plötzlich fühlte er etwas Weiches, Rundes zwischen den Fingern. Neugierig dieses Etwas festhaltend, zog er behutsam die Hand hervor und entdeckte ein winziges Tier.

„Eine Laus!" sagte er unwillkürlich. Und obwohl er noch nie ein solches Tier gesehen, hatte er gleich das Gefühl, so müsse eine Laus aussehen. Orontius Hochsprung schüttelte sich, als er das strampelnde Tierchen beobachtete, und wiederholte dann resigniert:

„Läuse."

Das war ja grossartig. Eigentlich so ganz unangenehm war ihm nach der ersten Überraschung diese Entdeckung nicht mehr. Sie hatte ja zweifellos auch eine andere Seite. Es war ein Erlebnis. Und zwar von ganz eigenem Reiz. Sofort begann sich der Analytiker, der Dichter, in ihm zu regen.

Solche Gedanken wurden schnell erstickt, als heftiges Brennen an die unangenehme Begleiterscheinung dieses Erlebnisses erinnerte. Orontius Hochsprung dachte nach. Wo er sie nur her hatte? Sicher aus der Volksküche, die zu besuchen er infolge seiner Wirtschaftsverhältnisse zuweilen gezwungen war. Unangenehm, unangenehm. Dann fielen ihm die Geschichten der Pennbrüder in der Garküche ein. Dass man Bienen — so sagten sie — nicht wieder wegkriegen könne, es sei denn, man liesse sich ausbrennen oder werfe alle Kleidung weg.

Orontius Hochsprung war in Schweiss gebadet, als er daran dachte. Kleider wegwerfen? Er hatte ja kaum zu essen, woher Geld zu neuen Kleidern nehmen? Wie gejagt stürzte er die Treppe hinauf und riss sich die Kleider vom Leibe, um zu sehen.

Ja, wie das wimmelte und lebte. Er rannte im Zimmer umher. Allmählich wurde er ruhiger. Mit scharfem Anteil beobachtete er das Treiben, dann machte er sich an das Werk der Vernichtung. Bald sah er nichts mehr; befriedigt ging er schlafen.

* * *

Am anderen Morgen, als er durch die Strassen schlenderte, merkte er, dass sie doch nicht ausgerottet waren, denn es juckte nach wie vor. Und wieder zog seine Hand ein Exemplar hervor.

Am Abend erhielt er von seiner Liebsten einen Absagebrief. Sie löste das Verhältnis wegen . . . nun sie schrieb es nicht aus, aber Orontius Hochsprung schrie es durchs Zimmer.

Im Erfahren solcher Vorkommnisse lebte Hochsprung eine ganze Weile. Mit Entsetzen sah er, wie sie sich vermehrten. Bald waren auch die andern Kleidungsstücke besucht. Kein Mittel half gegen die Sechsbeinigen. Wie oft hielt er die Stellen, welche ein Nest enthielten, an das brennende Talglicht und hörte, wie die platzenden Tiere ihr Leben verknackten. Er hatte schon seine ganze Hose durchgebrannt. Einmal erstand er beim Trödler für ein paar Groschen ein neues Hemd.

* * *

„Etwas muss doch helfen", dachte er, „wenigstens wird das einige Tage die Qual hinausschieben, dann wird ja die Redaktion der ‚Revolverkugel' meine letzte Novelle bezahlen, und dann gibt es neue Kleider."

Orontius Hochsprung irrte sich. Noch nie waren seine Qualen derartig gewesen, wie an dem Tage, da er das neue Hemd zum ersten Male trug. Er erinnerte sich wieder der Gespräche aus der Garküche, dass die Tiere am liebsten in neue Sachen gingen.

Um sich etwas Erleichterung zu verschaffen, trug er das Hemd abwechselnd links und rechts. Als er eines Tages seine Brieftasche hervorzog, sah er sie daran, rund und vollgefressen.

Orontius Hochsprung liess sich in keiner Gesellschaft mehr sehen, besuchte und empfing keinen Freund mehr und getraute sich nicht in die Bibliothek, in der sonst täglich seine Arbeiten erledigt wurden. Wohl aber fasste er sich jetzt dreimal in der Minute hinter den Kragen. Er zog etwas hervor. Das rollte er dann ein paarmal zwischen den Fingern, etwa wie es kleine Kinder mit Brotkrümeln tun, und warf es fort.

Orontius Hochsprung litt unbeschreibliche Qualen. Nicht mehr direkt durch die fressenden Empfindungen. Im Gegenteil, daran hatte er sich schon gewöhnt, und er dachte manchmal an Kroaten, die ohne diese Haustiere gar nicht sein konnten — und bei denen der Aberglaube verbreitet, der Mensch, welcher keine Läuse habe, sei nicht gesund. Auch hatte sich zwischen seiner Person und den Insekten, seit er ihre Gewohnheiten kannte, ein Verhältnis hergestellt. Er merkte am eigenen Körper, dass sie immer weniger Pein verursachten.

Ihn folterte nur die Angst, wie er sie los werden sollte, denn er war kein Slowak, er zurück musste unter zivilisierte Menschen gehen, — in die Bibliothek, um zu arbeiten.

* * *

Als er entdeckte, dass auch sein Bett erfüllt war, berechnete er, dass die Summe immer grösser wurde, die er brauchte, um sich zu reinigen.

Niemand half ihm. Die Redaktionen, mit denen er jetzt schriftlich verkehrte, (er warf die Briefe in den Kasten, getraute sich aber nicht, sie zu besuchen) waren gerade jetzt ganz besonders hartnäckig. Und wozu er das Geld wollte, wagte er nicht zu schreiben.

Furchtbar wurde seine Lage. Er lebte von trockenen Semmeln, etwas Tee ohne Zucker. Mit dem Verfall seiner Kräfte schien auch sein Geist abzunehmen. Er ertappte sich oft, wie er, laut wirres Zeug redend, durchs Zimmer ging. In einer ruhigen Stunde fasste er einen Entschluss. Im Westen wohnte ein Mäcen. Den wollte er jetzt aufsuchen. Müde, den ausgemergelten Magen wollten die schwach gewordenen Beine nicht mehr tragen, machte er sich auf den Weg. Endlich kam er an. Der Diener führte ihn gleich darauf ins Empfangszimmer. Der Mäcen fragte:

„Nun, mein lieber Hochsprung, was machen Sie denn?"

Jetzt begann sich alles vor seinen Augen zu drehen, er wurde schwindelig, fasste die Lehne eines Sessels, und seine Aeusserungen presste er in den lallenden Ruf: „Ich habe Läuse!"

Der Mäcen wich zurück, indem seine Hände eine abwehrende Bewegung machten. Dann klingelte er. Ein Diener erschien.

„Führen Sie den Herrn hinaus."

* * *

Hochsprung wurde sich der nächsten Vorgänge nicht genau bewusst. Als die frische Luft belebend auf ihn einwirkte, ernüchterte er. Mit lauter Rede und gestikulierenden Bewegungen eilte er durch die Strassen. Er schien plötzlich Kraft bekommen zu haben. Schon liefen einige Kinder hinter ihm her. Gleich darauf trat er einem Herrn auf die Füsse. Der Herr schien erregt und sagte einige Worte über diese Ungehörigkeit. Ehe er sichs jedoch versah, hatte ihn Orontius Hochsprung auf den Zylinder geschlagen und hieb dann weiter wie ein Rasender, wohin er traf.

„Leute aus dem Hause zu werfen, du Lump. Du kannst auch noch welche kriegen."

Er redete weiter. Der Fremde konnte nur mit Mühe Orontius Hochsprung abwehren, der wütete. Endlich erschien ein Schutzmann. Mit Hilfe nachkommender Beamter wurde Orontius abgeführt. Man überzeugte sich im Polizeigefängnis schnell von der Sachlage, zog ihm infolgedessen seine Kleider aus, steckte ihn in eine Wanne, dann in Anstaltskleidung. Er liess es über sich ergehen.

In eine Zelle gebracht, versank er sofort in tiefen Schlaf . . . Stunden später ertönte durch den Flur des Gefängnisses Geschrei, die Klingel wurde heftig und oft gerissen. Aufseher liefen herzu. Das Geschrei und das Klingeln kam von der Zelle Orontius Hochsprungs.

Als man die Zelle öffnete, stand der Dichter mitten in ihr, strich mit den Händen von oben bis unten seine Kleider ab und sprach angstvoll:

„Nehmt mir doch bloss die Läuse ab. . . .

Und dann bittend und klagend, herzzerreissend:

„Sie fressen mich auf. Millionen . . . . in Scharen."

Und dann wieder hastig:

„Gebt mir eine Bürste, aber schnell." — — — — — — —

Man brachte Hochsprung in eine Irrenanstalt. Dort wurde er verhältnismässig ruhig. Nur ab und zu bekam er Zustände, dann schrie er wieder: „Tötet sie, verbrennt sie . . . . . ."

Gestern ist er gestorben.

Das Psychopathische der Kunst

Eine Untersuchung von ROBERT LEWIN

Je suis Saint Esprit
Je suis sain d'esprit.
V. v. Gogh.

Die Kunst ist weit. (So unendlich sind ihre Möglichkeiten, wie die Zahl der Individuen.)

Weil aber, was der Künstler mitteilt, unter der Tünche des Tagesbewusstseins liegt, vermag der Verstand nicht, der Kunst Grenzen zu stecken. Gerade wo das beschränkte Gehirn den Beginn eines Verrücktseins (eine Zusammenhanglosigkeit) zu erkennen glaubt: gerade dort begibt sich die Künstlerseele in das dunkle Gebiet des Hellsehens.

Gestalt! Farbe! Rhythmus! Ob man durch halluzinatorische oder visionäre Zustände in eine Verzückung gerät, ist gleich. Wenn man nur früchteschwer wiederkommt . . .

Wo ist aber die Grenze zwischen dem, was aus „heiligem Wahnsinn" geboren wird und dem Produkt einer heillosen Zerrüttung? Man muss doch bestimmen können, was die Gesichte eines William Blake trennt vom hilflosen Stammeln eines wirren Kopfes? Es muss einen Massstab geben?

* * *

Hier hilft uns . . . eine grosse Sicherheit der Empfindung Der Starke bleibt nicht mit den fünf spezifischen, nimmersatten Saugnäpfen an der Wirklichkeit kleben. Die steiermärkische Realität eines Defregger ist für Schenkstuben; nicht Sache des Künstlers. Der Starke dringt mit feineren Organen in eine höhere Wirklichkeit.

Um hierhin zu gelangen, muss ein Netz von Hemmungen zerrissen werden. Mit hunderten von eisernen Barren sind Tore verlegt im Gefängnis unseres Leibes. In erhabenen Stunden schwinden sie. Je mehr Hemmungen fallen, desto mehr werden Assoziationen frei — die im lärmenden Lichte des Tags ein dumpfes Dasein führten. Der Starke vermag nun, rückschreitend, die Fesseln der Gegenwart zu lösen.

(Wenn es noch einen Zeitbegriff gibt, so ist es ein rückläufiges Erleben von vielen, vielen Daseinszuständen; wenn es noch einen Raumbegriff gibt, so ist es ein Sichausbreiten in vielfachen Dimensionen . . .)

* * *

Losgelöst von allen fesselnden Hemmungen ist nun die Seele; einer ungeheuren Sammlung fähig. . . Nicht faulige Stagnation ist das, sondern immer sich steigernde Befreiung.

So ist auch Decadence zu verstehen; jenes arg missbrauchte, schlecht erfundene Wort. Was der Borniertheit als Zerrüttung erscheint: das ist vielfach Befreiung der Seele.

Eine Ablösung vom Körperlichen beginnt und ein Wandern in jenes Grenzland, wo das Wunder zuerst geschah. Wo das zuckende Protoplasma in die Welt gezaubert wurde. Hier, an dieser Urstätte reift der Wille, . . . der Sündenwille. In Schaffensmut und -Übermut werden die Geschöpfe des Zeus neu erzeugt.

Der Künstler vermag den geheimen Schlichen organischen Werdens nachzugehn und ist imstande, unsere Welt mit Wesen zu erfüllen, die Erinnerungen sind an das Urentstehen . . . Wir schauen in eine Wirklichkeit, gegen die unser Tagesdasein zu einem blassen Schemen wird.

* * *

Hier wird auch klar, dass technische Fähigkeiten durchaus nichts Accidentelles sind. Es gibt keine Rangunterschiede zwischen Genie und Talent. Der künstlerisch Starke bedarf der technischen Begabung! Der Raphael ohne Hände ist ein Unsinn! Eine faule Ausrede für rohe Willkür und talentiertes Gespreize.

* * *

Damit haben wir die Kriterien für das Kunstwerk und gegen jede Flunkerei. Was ein Künstler seherisch erblickt, das wird nicht nur sein Gepräge tragen, — es wird auch konstruktiv eine erhabene Wirklichkeit darstellen. Was von einem zerfallenden Gehirne produziert wird, kann niemals . . . konstruktiv sein.

Wenn aber das Gehirn der Starken die Pfade des „Normalen" verlässt, so wird die technische Fähigkeit niemals ermatten. Rembrandts Handschrift verrät sich immer, mag er in jedweder Art Trunkenheit gezeichnet haben . . . Noch deutlicher wird dieses Phänomen bei Goya. Ob er das Porträt einer Marquise malt oder die wüsten Visionen des Hexensabbaths: wir finden stets ihn; seine Handschrift. Eines von seinen „Gespensterchen" hat eine Riesenhand. Das ist von Goya organisch gewollt. Ein Grausen meldet sich vor dem Wissen dieses Meisters. Wär es anders, so hätten wir Lächerliches vor uns. Die Brücke vom Tiefen zum Unsinn ist hier sehr schmal.

* * *

Aber nun kommt die Kehrseite.

Dieses Merkmal, welches gestattet, das Werk künstlerischer Vision vom Produkt des Irreseins zu scheiden, lässt sich auf andere Produkte anwenden, — die weder aus visionärem Erleben, noch aus reellem Wahnsinn hervorgegangen sind.

Mache! Mache!

Es gibt Menschen, die ein Quentchen künstlerischer Begabung zum Originalen stempeln wollen. Das billigste Mittel hierfür ist, den wilden Mann zu spielen. Vorzugsweise tun es Jünglinge, die einen Künstlerberuf in sich fühlen. Ihr erster Schritt führt schon in die „Decadence" mitten hinein. Man wählt sich irgend einen bestialischen Urtrieb; etwa das Sexuelle. Hat man das Problemchen, dann ist das Darstellen sehr leicht. Urtrieb . . . und Primitivsein . . . und das Bild ist fertig. Es gibt solche Zeichnungen.

Eben dieser Pseudokunst können wir die Maske vom Gesicht reissen. Reif sein ist alles. Wenn man reife Sicherheit spürt, glaubt man Alles. Wir können aber bald hinter gewollten Verzerrungen, hinter absichtlichem Zerfahren die Ohnmacht der Unreife fühlen . . .

Es ist nicht alles Hysterie, was sich so gebärdet. Nervöselndes Herumwirtschaften auf der Fläche in Kohle oder Öl vermag nicht eine Vision vorzutäuschen. Die maniakalische Gebärde bürgt nicht für Künstlertum . . .

* * *

Vincent van Gogh hat noch aus der völligen Zerrüttung seines Geistes Zeichnungen hinterlassen, auf denen jeder Strich wie künstlerische Notwendigkeit erscheint. Jeder Strich bedeutet einen Sieg des Genies über den Zerfall.

Aber die Mache der falschen Anfängerschlichtheit wirkt ganz und gar nicht auf Den, der die Kunst als das einzige Mittel betrachtet, das wir Armen besitzen: um durch die Luke unseres Kerkers einen Blick in den Gnadenhimmel zu tun.

Corinth und Golgatha

Von PHILIPP FRANCK

Man hat sich gewöhnt, Lovis Corinth als einen anzusehen, der seine Bilder mit groben Pinselstrichen zusammenhaut, dem es auf ein paar Entgleisungen und Sünden gegen den guten Geschmack nicht ankommt. Man hat es ihm verübelt, dass er einen Kriegsknecht auf dem Bilde der einen Kreuzigung darstellte, wie er eine belegte Butterstulle ass. Bei der ganzen Tragödie war dies gewiss nicht der grösste Roheitsakt. . . Man hat Corinth oft vom Standpunkt der „guten Stube" aus bewertet und hat gefunden, dass man nicht alle seine Bilder in einen „Salon" hängen kann. Ein Massstab für grosse Kunst! Ebensowenig ist die Frage nach dem Geschmack von Wichtigkeit; am wenigsten nach dem gegenwärtigen.

Fragen des Geschmacks sind viel mehr Fragen der Erziehung als der Kunst. Erzogen soll ein Künstler im Geschmack nicht werden. Vielleicht macht er ihn, aber auch dazu ist er nicht verpflichtet.

* * *

Blickt man auf Corinths Werke zurück, so fielen die grossen Würfe in grosser Zahl. So grosse Würfe, dass man sie ruhig den Grössten an die Seite stellen kann. So das wundervolle Bildnis Rittners als Florian Geyer, das man in die Nähe von Velasquez setzen mag. So einige seiner Damenporträts oder seiner Bilder von Nymphen und Satyrn, die ganz wohl in des Rubens Nähe bestehen können. Sein grosses Können, sein hochgesteigertes Handwerk, sein grosser Blick für die Natur machen, dass Corinths Bilder bleiben werden, wenn all die Werke der Nachahmer fremder Errungenschaften vergessen sind.

Auf dem neuen Altarbild für seine Vaterstadt Tapiau werden Butterbrode nicht gegessen; eine ganz gewaltige Tragödie spielt sich mit den vier dargestellten Figuren ab. Eine Kreuzigung ist kein Kinderspiel, Blut muss fliessen, Jammer und Qual

müssen zur Darstellung kommen. Ist nun zur Erzeugung der grossen Erschütterung der Naturalismus Corinths ein Hindernis? Müssen alle diese gewaltigen Dinge in gewisser Weise zurechtgemacht, „verklärt", stilisiert werden? Ist es nicht möglich, eine solche Sache so vorzuführen, wie sie mit allen Schrecken ge wesen ist?

* * *

Corinths Vettern in seiner Anschauung sind die grossen Deutschen, Matthias Grünewald und die Meister, die in der Kirche den Gläubigen nichts schenkten, die ein Hautabziehen bei einem Märtyrer als das hinstellten, was es doch ist: ein sehr eklige Sache. Sehr wenig salonfähig ist solch ein Geröstetwerden gewiss. Aber es gehört doch vom frommen Standpunkt aus uit zum Dogma. . . Sollten die Nerven zu schwach geworden sein oder sollte der „Geschmäckler" eine Kreuzigung mit ihren Schrecken nicht mehr geschmackvoll genug für unsere Zeit finden?

Bliebe das Künstlerische. Das Bild ist ein Triptychon. Das etwas gegen die Seitenteile erhöhte Mittelbild zeigt den sterbenden Christus am Kreuz allein, hoch auf der Schädelstätte, — mit einem Blick auf beschneite Berge im Hintergrund, mit braunen, nackten Felsen an den Seiten. Die Arme sind von langen Blutrinnen überrieselt, das Gesicht ist im Tode verzerrt, der ganze Körper mit blutenden Rissen bedeckt. . . Auf dem linken Bilde steht der Apostel Paulus in härenem Gewande vor einer grünlichen Wand mit den starren weit aufgerissenen Augen, mit schwarzen Haaren und kurzem schwarzem Bart. In den Armen hält er die Schrift und das nackte Schwert. . . Auf dem Bilde rechts diktiert ein Engel dem Evangelisten Matthäus die Geschichte vom Tode des Erlösers.

* * *

Prächtig, wie Corinth diese drei Teile zusammengebracht hat. Die Farben bilden ein gemeinsames Band. Das violettblaue Gewand des Apostels Paulus, der blaue Himmel mit dem violettroten Regenbogen hinter dem Gekreuzigten, das vio-

lette Kleid des den Evangelisten inspizierenden Engels und das satte Blau des Matthäus, dazu das Braun der Felsen, der Engelsflügel, des Mantels des Evangelisten, das Weiss der Schriften und des ausbrechenden Lichtes hinter dem Kreuze, alle diese Farben verschlingen sich, verstärken sich und steigern sich zu einem bezwingenden Ganzen.

Alles Fleisch, die Gesichter, die Hände (besonders die des Christus) vorzüglich gemalt. Auf die Zeichnung überall grösste Sorgfalt verwendet.

* * *

Die Stadt Tapiau kann sich ihres Geschenkes freuen. Und die naiven Gläubigen können sich daran erbauen, umsomehr als ihnen durch allerlei Aesthetentum die Sache meist verekelt werden wird.

Es ist jetzt üblich, den Naturalismus als eine Mode anzusehen. Er ist als solche niedergejammert worden. Menschen, nämlich die, die Dinge sehen wie sie sind, denen die Sonne Homers auch heute noch die ewig schöne Sonne ist, die nur ihr Leuchten und ihre Wirkung auf die Gegenstände noch intensiver studierten, die weder säuerlich antiquiert, noch snobistisch verschroben sind, sondern die Welt mit gesunden Sinnen unerbittlich erfassen, die sind nach solchen Anschauungen tot ... Tot wie der böse Naturalismus selber.

Aber ich kann ein Geheimnis verraten: In der bildenden Kunst lebt er und wird immer leben!

Wers nicht glauben will, der betrachte die drei neuesten lebensprühenden, farben- und lichtfreudigen Schöpfungen Max Liebermanns, die in den gleichen Räumen zu sehen waren!

Vive la bagatelle !
Swift

ICH BIN EIN PREUSSE

I. ETHIK

PRÄSIDENT : Herr Abgeordneter, Sie können mir den Rücken lang rutschen.
DER ABGEORDNETE : (wehrt sich).
PRÄSIDENT : Was ? ! Ich rufe Sie zur Ordnung.
DAS HAUS : Wir beraten, ob Verschärfungen zu beantragen sind . . .
DER ABGEORDNETE : Gegen den Präsidenten!?
DAS HAUS : Gegen den beleidigten Abgeordneten . . .
PRÄSIDENT : (wird durch einen Fackelzug gefeiert).
DER ABGEORDNETE : Weil er gesagt hat, ich soll ihm den Rücken lang rutschen ? ?
DAS HAUS : (schwenkt die Fackeln und singt) :
Ein blonder Baum steht hoch im Tann,
Ich bin ein schlichter Ehrenmann !

II. ANSPRACHE

(Ein Scheitel, mit Portefeuille.)

Meine Herren ! Die Volksvertretung vertritt die Wünsche des Volkes. — Wer am wenigsten besitzt, muss naturgemäss die meisten Wünsche haben ! — Wer jedoch am meisten besitzt, soll naturgemäss weniger Wünsche haben.

In Preussen aber lassen wir — dies ist das Geheimnis unserer glücklichen Eingebungen, unser schmuckloses Spartanertum — nach dem entgegengesetzten Grundsatz wählen :

Wer bei uns am meisten besitzt, darf die meisten Wünsche äussern ! Wer bei uns am wenigsten besitzt, darf die wenigsten Wünsche äussern ! ! Wer noch weniger besitzt, darf gar keine Wünsche äussern ! ! ! — Das walte Gott. (Bewegter Beifall. In schlichter Haltung singen die Fraktionsfreunde : Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren . . . Meine geliebete Seele, das ist mein Begehren . . . Kommet zu Hauf . . . Psalter und Harfe, wacht auf . . . Lasset die Musikam hören !)

DEUTSCHE DEMOKRATEN

Stehende Zeitungs-Rubrik; (dem Range nach):

Im Hotel Adlon sind angekommen: Fürst Egon von Trotta mit Gemahlin (Wehmirshausen). — Erbmarschall Huhn von Degeneraz (Guben). — Gräfin Legdichhinsky aus Mitau. — (Zuletzt:) „Daselbst ist auch Dr. Richard Strauss abgestiegen."

WILLI NORDAU

„Tosender Beifall und wiederholte Hervorrufe, wie man sie hier noch nicht erlebt hat, folgten der Aufführung."

Welcher? — Lokal-Anzeiger: „Ein bedeutungsvolles theatralisches Ereignis war die Aufführung des Oedipusdramas in dem grossen Stadtparksaal unter Mitwirkung von hunderten von Dilettanten unter Leitung des Direktors Willi Nordau vom Residenztheater in Kassel."

Willi Nordau, Dilettanten, „Hervorrufe, wie man sie hier noch nicht erlebt hat, folgten der Aufführung."

Eine Monographie des Ahnherrn der Bewegung, welcher die Lutherfestspiele schuf, soll unter dem Titel „Unser Trümpelmann und die Fünftausend" im Theaterverlag „Die Bauchwelle" mit markigem Vorwort erscheinen.

TODESSTRAFE

Aus einer dem „Pan" übersandten Äusserung des Justizrats Dr. Mamroth, des hervorragenden schlesischen Anwalts — (als Nachtrag zu den hier veröffentlichten Stimmen von Hermann Bahr, Meier-Gräfe, Heinrich Mann, Dehmel, Kerr und Frank, M. d. R.) —:

> In der Lage, von zahlreichen Hinrichtungen zu sprechen, bin ich nicht; ich hatte an der einen, welcher ich beiwohnte, gerade genug. Sie fand an einem Februarmorgen in Breslau statt. Der Delinquent hiess Krahl und hatte den Mord, den er mit dem Leben büsste, an einem Schutzmann begangen. Ich erinnere mich, dass es sich um eine empörend rohe Tat handelte, der gegenüber der Vergeltungsgedanke kaum Mitleid mit dem Täter, dessen Schuld überdies zweifelsfrei war, aufkommen liess.
>
> Der Mann ist wie ein Held gestorben, und ich stehe nicht an, zu sagen, dass alle Erbitterung, in die mich seine Tat versetzt, fortgewischt und aufgelöst wurde in staunende Bewunderung über die würdige, aufrechte Haltung, mit der er in den Tod ging. Nicht eine Spur von „befriedigtem Rechtsgefühl" habe ich empfunden, als sich auf den Wehrlosen, (der, ohne mit der Wimper zu

zucken, die Frage des die Strafvollstreckung leitenden Staatsanwalts, ob er „noch etwas anzuführen habe" mit einem ruhigen festen „Nein" beantwortete) plötzlich zwei starkknochige Männer stürzten, ihm den Rock vom Leibe rissen und ihn auf eine Bank warfen, von der im nächsten Augenblick der blutende Kopf herunterflog.

Nur schwere, innere Erschütterung und Empörung empfand ich über die furchtbare Roheit des Aktes und tiefes Mitleid mit dessen Opfer. Nicht im entferntesten hatte ich das erhebende und befreiende Gefühl, einem Vorgang beigewohnt zu haben, der, so furchtbar er auch sein mochte, doch eine Äusserung des Rechtes in seiner höchsten Machtvollkommenheit bedeutete.

All das musste ich mir erst mühsam und allmählich wieder zurückkonstruieren, die unmittelbare, der Vollstreckung des Urteils folgende Reaktion, die sie bei mir auslöste, war gerade die umgekehrte. Die verbrecherische Tat verblasste, und der Verbrecher erschien mir fast im Licht eines Märtyrers.

Wenn ich damals noch irgend einen Zweifel über meine Stellung zur Frage der Todesstrafe gehabt hätte, der Anblick ihrer Vollstreckung hätte mich zu ihrem erbitterten Gegner gemacht.

JUSTIZRAT DR. MAMROTH

Der Professor Dr. Kahl hat nämlich auf dem deutschen Juristentag behauptet: Durch den Anblick der Hinrichtung werde das Rechtsgefühl befriedigt . . .

Für unverlangte Manuskripte kann keine Garantie übernommen werden.
Sprechstunden der Redaktion: Montags, Dienstags, Mittwochs von 11—1 Uhr.

Verantwortlich für die Redaktion: Wilhelm Herzog, Berlin-Halensee.
Verlag von Paul Cassirer, Berlin W. 10, Viktoriastrasse 5.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Erster Jahrgang No. 8 16. Februar 1911

PAN

Halbmonatsschrift herausgegeben
von **WILHELM HERZOG** *und* **PAUL CASSIRER**

JNHALT:

Alfred Kerr ....Ballade vom Alexanderplatz
Lovis Corinth............Der Einsiedler
Venturus.......................Die Meineidslinde von Essen
Oskar Loerke............Das Du — Abend auf der Terrasse von Saint-Cloud
Herbert Eulenberg....Horaz
Robert Walser ....Skizze
Franz Blei....................Sternheim
Ludwig Rubiner.......Rosenkavalier
Max Brod..................Die imaginären Zimmer
Eduard Bernstein.......Verwerflichkeit des Mordes

Intermezzo — Seicht
Vom untergegangenen Stern — Die Paschahose

Ballade vom Alexanderplatz

Tief im Sessel sass das Ober-
Haupt der Polizei — und stierte
Auf die Schrift von Gustav Flaubert,
Die er zweimal konfiszierte.
Dacht' an andres; wollte lächeln,
Doch er gab es auf am Ende,
Trommelte mit ernsten Knöcheln —
Und besann die Zeitumstände.

Schien geärgert, schien beleidigt;
Seufzte: „In den Landtagshallen
Hat der Dallwitz mich verteidigt —
Doch der Zedlitz liess mich fallen!
Zedlitz mimt den Ordnungshüter,
Will mir die Leviten lesen,
Glaubt, mein Lob der moabiter
Truppe sei zu doll gewesen.

Hörten sie den Speech im Schlosse,
Weiss nicht, wie sie drüber dächten . . .
Schliesslich ist er kein Genosse,
Sondern Blaublut von der Rechten . . ."
Sprachs. In Flauberts Tagebücher
Sah er stumm, zerstreuten Geistes;
„Zedlitz hat den besten Riecher
Für die morituri — heisst es . . .

Gnade hat auf die besonnte
    Stirne meines Haupts geschienen,
Und ich tat auch, was ich konnte —
    Gegen alle Freie Bühnen;
In der Friedrichstrasse ferner
    Liess ich Ross und Menschen warten;
Dann zum Ausgleich als moderner
    Mensch vergab ich Pressekarten.

Hab mich, treu bis auf die Knochen,
    Meiner Truppen angenommen;
(Wer den Herrmann abgestochen,
    Hab' ich noch nicht rausbekommen).
Schritt als Redner zur Estrade,
    Mutig-furchtlos wie ein Bulle,
Und das Wörtchen Gottesgnade
    Schmiert' ich auf die Butterstulle . . .

Aaaaaber . . . wessen Hirn kann fassen
    Was im Zeitenschosse lauert?
Zedlitz hat mich fallen lassen — —
    Ob es nu noch lange dauert —?"
. . . Tief im Sessel sass das Ober-
    Haupt der Polizei — und stierte
Auf die Schrift von Gustav Flaubert,
    Die er zweimal konfiszierte.

ALFRED KERR

Der Einsiedler



Zeichnung von Lovis Corinth

Am Ende warst du, Jesu Christ,
Zu deiner Zeit ein Modernist —?

Die Meineidslinde von Essen

In Preussen wird nicht nach der preussischen, auch nicht nach der deutschen Verfassung regiert. Schon deshalb nicht, weil diese feierlichen, aber konfusen Papiere, nicht die Quelle des staatsbürgerlichen Rechts, sondern lediglich die Quelle staatsrechtlicher Diskussionen sind. Die Grundrechte eines Preussen sind Streitfragen Bediensteter an den Universitäten. Und die herrschende Lehre stellt über alle gedruckten Paragraphen die Staatsnotwendigkeit. Was aber eine Staatsnotwendigkeit ist, entscheidet Wilhelm II. oder Herr Bethmann . . .

Die Wahrheit ist: Es wird in Preussen noch immer nach dem allgemeinen Landrecht regiert, in dem schon die Gelehrten Friedrichs des Zweiten die Kunst jenes preussischen Jagow übten, durch liberale Rechtsphrasen die Diktatur der Gewalt (der Staatsnotwendigkeit) zu verkleiden.

Nach dem Landrecht aber ist die wichtigste Obrigkeit die Polizei. Ihre Rechte sind ungemessen. Ihre Aufgabe ist ganz allgemein, die innere Ordnung aufrechtzuerhalten. Was die innere Ordnung ist, verfügen wieder die jeweiligen Machthaber.

Die Polizei ist zur Vollendung der Staatsnotwendigkeiten da. Demgemäss sind die ausführenden Organe der Polizei mit höchster Machtvollkommenheit ausgestattet. Das ewigeMenschenrecht der Notwehr bricht vor einem preussischen Schutzmann ehrfürchtig zusammen. . . Ein Polizist kann ohne Untersuchung und Verhandlung ein Todesurteil fällen und sofort vollstrecken. Zu seiner tatkräftigen Ausrüstung gehört der Säbel, der Browning (man darf gewisse technische Fortschritte gegen die Zeit Friedrichs des Zweiten nicht leugnen, wenn man nicht in den Verdacht böswilliger Verkleinerungssucht geraten will!) und der Gerichtseid. Auch dieser Polizisteneid gehört zu den staatsnotwendigen Mitteln. Es wird beschworen, was staatsnotwendig ist. So tief wurzelt in dem schlichten Mann mit dem Browning der Instinkt für das Preussisch-Notwendige, dass in seinem Bewusstsein alle Vorgänge der Aussenwelt so gerinnen, wie sie der innere Dienstbetrieb erfordert. Ist der Eid gar zu kompliziert und droht das

Bewusstsein, der gute Glaube, zu versagen, so springt der Vorgesetzte ein, der die Erlaubnis zur Aussage verweigert — aus Gründen der Staatssicherheit.

Wer das preussische Wesen nicht kennt, entrüstet sich über häufige Bevorrechtung des Schutzmannseides vor zivilen, besonders vor proletarischen Eiden. Wenn man aber in das allgemeine Landrecht schaut, so schwindet die Entrüstung und man beugt sich ergriffen vor dem zähen Leben des alten ständischen Rechts, das in der preussischen Justiz heute noch automatisch wirkt, obwohl es längst durch allerlei windige neumodische Gesetze abgelöst ist. Im ständischen Staat der absoluten Monarchie kannte man eben nicht den gleichen Eid. Die Bedeutung des Eides wurde bewertet nach dem Stande dessen, der ihn leistete. Waren die Eide nicht miteinander vereinbar, so wurden sie nach ständischen Points berechnet und bewertet. Es war gesetzliche Vorschrift, dass ein uniformierter einem bürgerlichen Eid vorgezogen werden musste. Die alte, gute Vorschrift ist zwar heut im Sinne des papiernen Rechts gesetzwidrig, dafür aber mitunter die Praxis — ein herrlicher Beweis für die Lebenskraft des friderizianischen Gesetzbuchs . . .

* * *

Als vor 15 Jahren der Gendarm Münter den Eid leistete, dass er den Vertrauensmann der Bergarbeiter nicht zu Boden geschlagen, erzielte er damit den Erfolg, dass sieben sozialdemokratische oder sozialdemokratischer Gesinnung verdächtige Männer 18½ Jahre Zuchthaus und sechs Monate Gefängnis erhielten. Die Güte eines Eides bewährt sich in der Nützlichkeit für den Staat. Herr Münter hatte also einen sehr guten Eid geschworen . . .

Dieser eine Eid berauschte die Geschworenen, unter denen sich kein Arbeiter befand, dass sie das Schuldig aussprachen. Dieser Polizisteneid befeuerte so die staatsanwaltliche Energie, dass er mit stürmischer Leidenschaft die höchsten Strafen forderte. Dieser Münter-Eid beherrschte die gelehrten Richter, die aus einer dünnen bürgerlichen Oberschicht sich rekrutieren, dass sie

die furchtbarsten Strafen verhängten. Dieser Eid eines Halunken blieb 15 lange Jahre in ungeschwächter Kraft.

Mochten die Zuchthäusler ihre Unschuld beteuern, mochte das ganze Proletariat aufschreien in Schmerz und Zorn, mochte der eidschwürige Polizist sofort als ein höchst verdächtiger Patron entlarvt werden, mochte die gesunde Vernunft die innere Unmöglichkeit, den Widersinn des ganzen Prozesses nachweisen, mochte der Verteidiger der Angeklagten unermüdlich für das Recht kämpfen — die herrschende Welt fügte sich dem Eid des Gendarmen, und alle wurden mitschuldig an dem Verbrechen . . .

Bis zur letzten Minute mussten die Unglücklichen die Strafe auskosten, und die ungezählten Schuldigen und Mitschuldigen scheinen in ihrem ruhigen Schlummer nicht gestört worden zu sein ; sonst hätte das herrschende Deutschland, unter dem Fluch der Zuchthäusler, von einer Pest der Schlaflosigkeit befallen werden müssen.

* * *

Der Freispruch nach fünfzehn Jahren ist keine Sühne.

Den Opfern ist der Freispruch eine späte, leise Freude, die Geldentschädigung mag das Gröbste mildern — all das ist keine Sühne.

Man pflanze zu Essen eine Meineidslinde; man pflanze sie mit diesem Gelöbnis : Wenn dein Stamm sich reckt, deine Äste sich breiten, deine Blätter schatten, dann soll — das werden wir erfüllen — die Jugend eines glücklicheren Geschlechts um dich tanzen !

VENTURUS

Diese Strophen des jungen Dichters Oskar Loerke sind vor zwei Wochen in Berlin ausgehöhnt und ausgepfiffen, zum Teil ist ihre Wiedergabe verhindert worden.

Das Du

Mein Leben ist: ich schaue zu
Einem tiefen grossen Du.
Das hat in Strömen seine weissen Adern,
In Tannen, die sie säumen, seine Wimpern,
In klugen Tieren seine Schranken
Und in den Städten seine Gedanken.
Und seinen Traum versteckt in Marmorquadern
Und Künstlermeisseln, die an ihnen klimpern,
Seine Freude am Kolbenstoss,
An Radiumkraft und Dynamos,
Und seine Krankheit hat es in den Kriegen,
Und Fieberphantasien in Königssiegen,
Sein Spielzeug in den frechen Göttern,
In ihren Derwischen, Pfarrern und Spöttern.
— — —
Mein Leben ist: ich schaue zu
Einem guten grossen Du.
Ich muss es immer begehrlicher sehn,
Und lasse es im Winde stehn
Und kann nichts sagen vor meinem Vergehn.

Abend auf der Terrasse von Saint-Cloud

Bang ists — als stände wer gebeugt auf unsre Erde, — — —
Verhüllt sein Leib von Städten, Strömen, Moor und Lehm,
Sein Haupt von stürmevollem Wolkendiadem,
Und nur die Arme, wie mit brünstiger Gebärde
Am Horizont entlang gebreitet, sieht man fahl
Durch goldnen Rauch. Und aus den Höhen in das Tal
Geht seine Stimme. Um die Lippen spielt der Qualm!
Der leuchtet feurig, durch ihn bricht des Riesen Psalm.
Von ängstend grosser Liebe bebend, ruft er dies
Auf eine Stadt:
Ma Soeur! — ma Soeur! — — ma Soeur!
Dort unten liegt, ein graues Steingetüm, Paris,
In Dunst bis zu den Nebelburgen Sacré Coeur.

Und Jemand wartet — atmet mit gestautem Zuge. — — —
Da fliegt dicht neben mir ein Abendvogel aus,
Deckt zu das Pantheon und Unsrer Dame Haus,
Ob er gleich klein ist. Denn er wächst an seinem Fluge
Und Wurfe aus des Westens in des Nordens Schein.
Schon scheint er mehr als unter ihm die Stadt zu sein,
Weil die geheimnisvolle Brunst aus Wolkenqualm
Sich an ihn drängt und jenes dunklen Riesen Psalm,
Vor Liebe graunvoll, ihm nur jauchzt. Ich höre dies
Wie innern Sturm:
Ma Soeur! — ma Soeur! — — ma Soeur!
Jemand verwarf für einen Vogelflug Paris.
Nacht schluckt den weissen Marterberg am Sacré Coeur.

OSKAR LOERKE

Horaz

Von HERBERT EULENBERG

„Alme sol possis nihil urbe Roma
Visere maius!"
Aus dem „Carmen saeculare"

Lass dich hervorzaubern aus dem Abgrund der Vergangenheit, lass deinen Staub und die Asche, zu der du verbrannt worden bist, wieder zum lebendigen Bilde zusammenblasen, guter, alter Horaz, der du wider Willen unser Kinderschreck geworden bist, wenn wir in Prima deine Oden und Epoden mit den Zähnen unsers Gehirns benagen mussten! Dergestalt, dass wir nach Jahrzehnten noch angsterfüllt von dir träumen können, wie jener alte Engländer, von dem Bulwer erzählt, dass er in Pompeji nicht bleiben wollte, weil er in der Nacht vor seinem Lehrer im Traum deine Verse nicht skandieren konnte und vor einer Wiederkunft dieses Gesichtes mehr als vor einem Ausbruch des Vesuvs erzitterte. Komm hervor aus deiner toten Zeit, du liebenswürdiger Sänger der Liebe und des Weins und der Römertugenden, der du zum Schulgespenst nach deinem Tode so wenig taugtest wie zeitlebens zum Hofmann und Schmeichler deines Kaisers Augustus!

Da bist du schon, und wandelst in deiner gelben Toga auf der heiligen Strasse im Abendschatten der Tempel und Hallen, die stolz darauf, dort zu stehen, sich dicht auf dem Forum Romanum zusammendrängen. Ein kleines Männchen bist du, zwei Fuss von oben bis unten, wie du dich selbst, voller Lust, dich immer wahrheitsgetreu widerzuspiegeln, spöttisch beschrieben hast. Und wenn zufällig ein Haufe der ungeschlachten Germanen, die des Kaisers Adoptivsöhne Drusus oder Tiberius nach Rom als Gefangene verschleppt haben, an dir vorübergetrieben wird, schaust du dagegen wie ein daumengrosser Liliputaner aus. Mit deinem vom vielen Schreiben wie eine Harfe gekrümmten Rücken und deinen kurzen Beinchen, die ein nicht unbeträchtlich Bäuchelchen tragen müssen. Und wenn dich einer deiner späteren Kommentatoren so gesehen hätte, wie du da auf dem

Forum lustwandeltest, mit deinen leicht entzündeten kleinen Triefäuglein zu den in der römischen Abendsonne glänzenden Tempelgiebeln aufschautest und als armer Neurasthenikus mit deinen Gesichtsmuskeln wahre Arenakämpfe vollführtest, er hätte sicherlich nicht so viel Mühe darauf verwandt, dich als moralisches Lebewesen zu rehabilitieren. Denn im Mittelalter galtest du im Gegensatz zu deinemFreund, dem heiligen Zauberer Vergil, ob deiner vielenGedichte an viele Geliebte als ein unglaublich unsittliches Individuum. Und ein frommer Klosterbruder, der auf Geheiss seines gelehrten Abtes anno 1300 zu seinem Entsetzen deine Gesänge abschreiben musste, malte erlöst wie der heilige Antonius nach dem Besuch des Teufels aus eigenem zum Schluss den Spruch hinzu: „Hier endigt das Werk des göttlichen Flaccus, des grössten Trunkenboldes und Wüstlings, des genusssüchtigsten Schlemmers" und so weiter in ehrlicher Entrüstung.

Ach, so schlimm war es gar nicht um dich bestellt, armer menschlicher Flaccus, und wenn du auch zum Schrecken der Philologen, die nicht umhin können, dreizehn Geliebte von dir festzustellen und zusammenzuzählen, noch mehr Amouren in deinem siebenundfünfzigjährigen Leben gehabt hättest. Und selbst dein berühmtes Schlafzimmer und Spiegelkabinett, dessen pläsierliche Einrichtung schon Lessing, dein Retter, in Schutz genommen hat, war für die damalige Zeit etwas Selbstverständliches, und für alle Zeiten nichts Unsittliches. Du tatest, ein lebenslänglicher Junggeselle, niemandem wehe mit deinen Liebschaften, die deiner Poesei und deinem Naturell so notwendig waren wie dem Karpfen das frische Wasser oder den Erdbeeren die Sonne. Und die hübschen, mundfesten freigelassenen griechischen Mädchen, die Partnerinnen deiner Leidenschaften, eine Chloe, Lydia und Lalage, alle die Plappertäschchen, Kosemündchen, Süsschen, Gräschen, Grünchen, Vergissmeinnicht und Mäuseöhrchen, wie ihr verliebter Sänger sie mit Kosenamen nennt, bedürfen unserer sittenrichterlichen Einsprache und unsers Schutzes nicht. Sie konnten dich erhören oder verschmähen, wie sie wollten, und machten von dem letzteren Vorrecht, wie deine schönsten Oden klagend verraten, oft mehr Gebrauch.

Nein, man braucht dich nicht zu retten und zu reinigen vor der moralischen Menschheit, die nach dir gekommen ist, du Freund des Mäcenas! Du wusstest Mass zu halten, so gut wie einer der griechischen Philosophen, ein Epikur, ein Zeno und Aristipp, deren Lehren du allesamt als sorgenloser Student und Akademiker in Athen gleich Austern ausgeschlürft und eingenommen hattest. Du wusstest mit griechischem Gewissen deinen Leib zu beherrschen und die Dinge dir, nicht dich den Dingen unterzuordnen und schiedest nicht als ein hungriger, aber auch nicht als ein übersättigter Gast von dem Mahl des Lebens hinweg. Du hattest noch zu leben als eine Kunst gelernt, was Jahrhunderte nach dir in Völlerei und Masslosigkeit oder im Fasten und Beten und Vorbereiten auf den Himmel vergessen hatten.

Drum lebtest du sicher in dem seiner Auflösung entgegengehenden römischen Reich wie als Kind im Wald von Venusia, in dem du dich einst verirrt und übernachtet hattest, ohne dass Bären oder Schlangen dich in deinem Schlaf und deiner Unschuld aufgefressen. Als Landkind geboren, war es dir viel lieber, wenn du dich und deine reizbaren Nerven wieder auf dem Landgut geborgen hattest, das deines Mäcenas Freundschaft dir verarmtem Manne, ohne einen einzigen Vers dafür zu verlangen, gespendet. Es lag in einem schattigen Tal, durchströmt von einem reissenden frischen Bach, und ein kleiner Eichenwald gehörte dazu und Weiden und fünf Bauernkotten. Und alles war, wie es du dir wünschtest. Dort trugst du deine alten römischen Togen auf und die durchgelaufenen Sandalen. Hobst die Birnen und Äpfel aus dem Gras, die der Wind in der Nacht heruntergestossen hatte. Zähltest die Eier, die die Hühner und Enten gelegt, und dieRosen, die aufgeblüht, und die Stecklinge, die nicht angegangen waren. Und tunktest deine Nase wie ein Kranich in eine Kalla und trankst den Duft daraus oder legtest dich ins Grüne neben den dunklen Buxbaum und überliessest, die heissesten Stunden verschnarchend, die Welt ruhig dem Augustus. Am Abend sahst du den letzten Bienen zu, die im Schatten müde über die Levkojen huschten und ihrenKorb suchten, oder lauschtest dem Singsang deiner Sklaven, die in der Mühle die Oliven zerstiessen oder mit blossen Füssen

im Herbst die Trauben zertraten, dass ihnen der rote Most bis an die Knie spritzte.

Du warst selber weder ein Trinker noch ein Schlemmer und nahmst von Iden zu Iden oft das gleiche zu dir : Erbsen, Küchenlauch oder anderes frisches Gemüse und ein Stück Schöpsenbraten, eine siebenmal durchsiebte feine Mehlspeise hinterdrein en arrière geschickt, und mit zwei Bechern billigen Landweins bespült, das war dein gewohntes Mahl jahraus, jahrein. Das asst du voll Zufriedenheit, καθ' ἡδονὴν, wie die Griechlein sagten, in dich hinein und kautest, dass dir die Stirne wackelte, und beneidetest dabei nicht den dummen Rufillus um seine Muränen noch den asthmatischen Persius um seine Fasanen und Stopfgänse. Du warst ein guter Haushälter und milder Herr und liesst dir an einem römisch republikanischen Feiertag von einem deiner Sklaven, dem treuen Davus, selbst einmal die Wahrheit sagen und lachtest darüber, wie du in dessen Kopf dich ausmachtest, als hättest du in einen Vexierspiegel geschaut. Alle Abende aber nach den faunisch fröhlichen Tagen deines bukolischen Lebens maltest du auf, was dir der Tag zugetragen. Und dichtetest nach dem Versmass der griechischen Lyriker, deiner Meister, als erster in Italien jambischeOden und liesst die schwere römische Sprache durch zierliche Ringe springen. Oder du diktiertest mit dem Rücken auf einem Polster wie beim Triclinium liegend, alle Gedanken von deinem Peristyl nach Rom aussendend, einem gelehrten Sklaven eine echte latinische Satire auf die Papyrusrolle, in der du den lachenden Sittenrichter deiner Zeit spieltest. Denn noch herrschte kein wahnsinniger Cäsar über Rom, und du brauchtest noch nicht wie Juvenal Schwefel und Pech und Rache über das Forum herabzuwünschen. Oft aber sah man dich auch schon in der dunklen Frühe, die Toga unordentlich übergeworfen, aus deinem Schlafgemach in das Atrium hasten, wo vor deinen Hausgöttern nachts über die ewige Ampel brannte. Und du entzündetest ein Kienholz, trugst es in deine Schlafkammer zurück und machtest deine Lampe an. Dann nahmst du deine Verse vor und zupftest und striegeltest wie an einem struppigen Gaul an ihnen herum. Denn du gehörtest zu den gewissenhaften Selbstbeschauern unter den Poeten und formu-

liertest deine ars. poetica, und brütetest neun Jahre über deinen Gedichten, ehe du sie von dir fortlaufen liesst. Und es konnte vorkommen, dass dir angstschweissbedeckt im Schlaf oder Traum eine falsche Zäsur oder ein vergessener hässlicher Hiatus wie ein hartes Stück unverdauten Ziegenkäses aufstiess.

Im Winter, wenn der zackige Rücken des Sorakte vom Schnee bedeckt wie weisser Marmor gegen den Horizont glänzte, litt es dich nicht mehr auf deinem harten, kalten Landgut in den Sabinerbergen. Dann zogst du aus deiner Pastorale mit geringen Habseligkeiten, die zwei Maultiere bequem tragen konnten, in die ewige Stadt hinunter. Dort wohntest du in irgendeiner hohen Mietskaserne oder insula auf zwei Stuben wie ein kleiner Rentner ein paar Monde lang. Spaziertest vor Mittags auf das Forum, auf dessen grünen Trümmern heute deutsche oder englische oder amerikanische Touristen grasen, und fischtest von den römischen Quiriten, die immer truppweise, wie jetzt noch, gleich Verschworenen zusammenstanden, ein paar Neuigkeiten auf, die du schon vorgestern im Palast des Mäcenas als unrichtig verspotten gehört hattest. War der Schatten der Sonne auf der grossen Uhr am Kapitol ein wenig gesunken, so schlendertest du in irgendein Schwitzbad, und liesst dir dein Bäuchlein und deinen Rücken klopfen und reiben wie ein Stück Schmorbraten. Und hörtest dich krümmend dabei zu, wie einer deiner Gegner und Tadler, ein Pantilius oder Tigellius, statt sich vor Scham über sein eigenes Gestümper an der kalten Brause aufzuhängen, einem Kreis nichstahnender schwimmender Römer laut wie ein Rabe seine neuesten Liebeslieder vordeklamierte. Oder du gingst solche Schandtaten vorausahnend in irgendeines der runden oder halbrunden Theater, von deren verfallenen, überwucherten Marmor- und Steinbänken heute das Gras abgesichelt wird. Und sahst dir dort eine atellanische Posse an, wo im latinischen Bauerndialekt lustige Stücke vielfach aus dem Stegreif gespielt wurden, antike Nestroyaden, in denen der Tölpel mit dem bausbäckigen Einfaltspinsel oder dem buckligen gefrässigen Philosophen aneinander geriet, bis der polternde Alte mit dem Knüttel dazwischen schlug.

Am liebsten aber gingst du gleich, ohne dich von irgendeinem

Schwätzer an einer Strassenecke aufhalten zu lassen, in den Palast des Mäcenas auf dem stillen Esquilin. Dort zwischen Mosaiken und Statuen, ewigfliessenden Brunnen und Büchern war dir am wohlsten. Und abends, um die Stunde, da heute von den unzähligen Kirchen Roms eintönig der Angelus über der Stadt gehämmert wird, fühltest du dich im Strahl der scheidenden Sonne von den Freunden Varius und Vergil umgeben, im Schutz deines mächtigen aus etrurischem Königstamm entsprossenen Herren oben in seinem Palais wie in Attika. Die freie musische Luft, die den Mäcen umwehte, war dir dreimal süsser und angenehmer als der kalte Hauch, der den spöttischen Kaiser auf seinem Palatin zwischen Prätorianern wie einen Gott umgab. Bei deinem Mäcen verlerntest du bald das Stottern und Verlegensein. Er war ein homo novus und ein Fremdling in Rom gleich dir, der du bloss der Sohn eines wackern Freigelassenen und Gerichtsvollziehers in Apulien warst. Und dein Mäcen liebte die Kunst wirklich mit allen seinen Eingeweiden, während sie dem Kaiser mehr wie Ludwig dem XIV. von Frankreich eine schöne prunkvolle Dekoration seiner glanzvollen Regierung bedeutete.

Darum miedest du, unpathetischer Sänger, die Nähe des Palatins und des Monarchen, der am liebsten griechisch witzelte wie Friedrich der Grosse französisch, und liesst dich nicht zum Hofdichter, ja nicht einmal zum Hofbeamten machen. Und dabei hast du — und das hebt dich über alle deine andern Mitpoeten! — Roms Grösse und Bedeutung gefühlt wie keiner. Dir war Rom und seine Geschichte viel mehr als dem Vergil, dessen Heldengedicht vom Äneas, das er gleich unseren heutigen Hofpoeten auf Kommando ausgeführt hatte, mehr der Majestät des Kaisers als der des römischen Volkes galt. Du warst ein echter alter Römer und Republikaner. Du hattest mit Brutus, dem Tyrannenmörder, bei Philippi um Roms Freiheit mitgekämpft, ehe du in der allgemeinen Flucht deinen Schild wegwarfst und das Hasenpanier ergriffst und dachtest: „Lieber Sklav' als tot!"

Aber dem unsterblichen Patrioten in dir ward oft bange vor der immer mehr wachsenden Majestät des Imperators und der

immer mehr schwindenden Bedeutung des Volkes von Rom. Du fühltest dich fremd unter diesen Knechten, die um das Kapitol der einstigen Quiriten heranwuchsen. Nur dein Mäcenas gab dir noch Beispiel und Mut zum Dasein, er, gegen den alle späteren, die seinen Namen als schönsten Menschentitel beanspruchten, nur Stümper in der Grossmut waren, der noch in seinem Testament an den Kaiser schrieb:

„Des Horatius Flaccus sei wie meiner selbst eingedenk!"

Darum siechtest du ohne diesen deinen Schutzherren und Freund dahin wie eine Blume im Schatten und folgtest ihm zwei Monde später in das Reich des Schweigens. Auf dem esquilinischen Hügel wurdest du verbrannt und neben der Urne deines grossen Gönners beigesetzt. Der Kaiser aber liess während der Trauerfeier dein carmen saeculare, dies herrliche Loblied Roms, das einzige festliche Gedicht, das er dir abgerungen hatte, in allen Tempeln anstimmen. Und er schaute von seinem palatinischen Palast dem Rauch deines Leibes nach, der hoch über das Forum hinwegzog, und dachte deiner Verse dabei:

„Aufgerichtet hab' ich mein Werk,
dauernder als Erz und höher als Paläste und Pyramiden.
Ewig wächst noch mein Ruhm, solange der Oberpriester
mit der schweigsamen Jungfrau, der Vestalin,
opfernd emporsteigt zum Kapitol und zum höchsten der Götter!"

Und er ahnte nicht, dass du, während alles dieses, Menschliches wie Göttliches, zertrümmert und verstaubt sein sollte, noch von den grössten Feldherren späterer Jahrhunderte, von Friedrich dem Grossen und von Napoleon, mit in ihre Kriege genommen wurdest, als liebster Gefährte!

Skizze

Von ROBERT WALSER

Er kam an, so wie aus weiter nebelhafter Ferne. Schon das empfahl ihn. Er sah aus, wie sonst kein anderer aussah. Sie dachte: „So sieht einer aus, dem noch Gefahren bevorstehen.“ Arm war er, er trug abgerissene Kleider, doch er benahm sich stolz. Seine Haltung drückte grosse Ruhe und grosse innere Freudigkeit aus. Sie dachte: „Wie herrlich muss sein Kuss schmecken.“ Ferner machte er den Eindruck, als müsse er schon viel Gefallen erweckt und schon viel Interesse hervorgerufen haben, und als sei er überall dort, wo er diese beiden Dinge herausgefordert hatte, ohne einen einzigen flüchtigen Blick zur Seite zu werfen, weitergegangen. Sie dachte: „Es ist Kühnes und Grossherziges an ihm. Werde ich ihn lieben? Wert ist er jedenfalls, geliebt zu werden.“ Ferner sah er so aus, als wisse er und als wisse er es wiederum nicht im geringsten, wie anziehend er sei. Sein Benehmen hatte etwas Verlorenes, etwas Zweideutiges. Sie sagte sich: „Dieser junge Mann versteht sicherlich diskret zu sein. Ich glaube, es muss süss sein, ihm zu vertrauen. Noch schöner und noch süsser muss es sein, ihm um den Hals zu fallen und ihn zu umarmen.“ Bei aller Sicherheit und Festigkeit seines Auftretens haftete ihm nichtsdestoweniger der Schimmer der Verstossenheit und der Schutzlosigkeit an. Da dachte sie: „Er bedarf des Schutzes. Wie glücklich würde es mich machen, ihn in Schutz nehmen zu dürfen.“ Jung war er und dennoch, so schien es, schon erprobt; eisernfest stand er da, das Bild der Standhaftigkeit und der Beharrlichkeit, und dennoch sah er aus, als sehne er sich nach überfliessenden Weichheiten und Zutraulichkeiten. Da berührte sie ihn, wie unabsichtlich und zufällig, am Arm. Sie errötete und dachte: „Er merkt, was ich will.“ Auch er errötete. Da dachte sie sich: „Der Vortreffliche! Er achtet meiner. Er ist ein Ritter.“ Er benahm sich nun in ihren Augen immer schöner, und immer mehr Stärke, Stolz und Zartheit kam aus seinem Wesen. Sie dachte: „Ich liebe. Ich darf zwar nicht lieben, denn ich bin verheiratet. Aber ich liebe.“ Sie gab ihm das mit den Augen zu verstehen, und er besass Aufmerksamkeit, Artigkeit und Intelligenz genug, um zu begreifen, was sie meinte, was sie fühlte und was sie wünschte. Und nun begann der Roman. Wenn ich jetzt kein Autor, sondern eine Autorin wäre, würde ich hieran anschliessend schleunigst zwei Bände schreiben.

Aus einer dem „Pan" zugegangenen Äusserung über den Verfasser des neulich in Berlin dargestellten Lustspiels.

Sternheim

Von FRANZ BLEI

Als man 1659 die Précieuses Ridicules zum erstenmal spielte, stand im Parterre ein alter fremder Herr auf und rief: „Courage, Molière, voilà la vraie comédie." Zehn Jahre später war der bleiche, schweigsame Dichter mit den festen braunen Augen und dem beweglichen Mund an der Tafel seines Herrn und Königs, der ihm eigenhändig von dem königlichen kalten Schinken vorlegte und sagte. „Ich bin damit beschäftigt, Herrn von Molière zu füttern, den meine Herren Offiziere ihres Umgangs nicht für würdig erachten." Am 17. Februar 1673 tat aber derselbe König nichts, den Leichnam des Dichters, der auf der Szene gestorben war — man spielte den Eingebildeten Kranken —, vor der Wut des Klerus und des Pöbels zu schützen: bei Nacht und Fackelschein wurde er eilig in ungeweihter Erde begraben. Armande, des Dichters leichtsinniges Kind-Weib, warf vom Fenster aus tausend Silberfranken unter die Menge, damit sie den letzten Weg des grössten Komödiendichters freigebe, der auch das einmal gesagt hat: „Was muss ein Mensch erleiden, bevor er stirbt!"

* * *

Schon deshalb müsste man diese hedonistische Wertung der Künste als roh und unmoralisch ablehnen, weil sie den Künstler zum eitlen Spassmacher auch dann noch macht, wenn sie ihm in zweifelhafter und verzweifelter Ehrung von seinem König den Schinken servieren lässt. Es zeichnet den Künstler aus, dass er ein viel Grösseres der Welt in sein Wesen gezogen hat, als dass er das Bild, das er von dieser Welt aus seiner Einheit zurückgibt, umfälschen könnte zu einer bloss jeweiligen Wahrheit, die sich, tragisch oder komisch gewandet, dem nichts als Ergötzbedürfnis in Dienst gibt. Des Künstlers Moral ist ganz unpraktisch. Nur der Redner gewinnt das Gute aus dem Bösen und umgekehrt. Des Dichters Intelligenz aber stellt als Dienerin eines Höheren die einzig wirklichen Wahrheiten in die Welt, die nichts als subjektiven: die andern sind nur vorläufige Meinungen. Der Künstler gewinnt die Wahrheit im Siege über seine

Leidenschaft, also aus ihr. Darum ist alle Kunst passionell und ist jeder Künstler ein tragischer Mensch. Denn die Lust zu leben ist seine stärkste Versuchung, der er nicht nachgeben darf, wenn seine Welt leben soll. Auf der Höhe wird man immer den Aufschrei des Künstlers hören: Könnte ich leben! Und deshalb denkt der zu eigenem Schaden zu gering vom Dichter und lebt fühllos, der das Opfer nicht begreift und ehrt, das der Künstler (und der Denker) mit seinem Leben der Idee des Lebens bringt, und ist der ein selbstgefälliger Tagmensch, der in der Kunst nur ein passe-temps sieht oder, wissenschaftlich, wie heute beliebt, eine Pathologie. Alles, was wir das Leben nennen, war Ungelebtes, dem die Künstler erst das Leben schenkten, sind Findungen und Erfindungen, die sich zu kulturellen Werten verdichtet haben im Verlauf der Zeiten. Wie das Wort erst Metapher war, bevor es zum konventionellen Lautbilde wurde, um doch sein weiter zeugendes Leben nur durch sein metaphorisches Wesen zu behaupten. Wie falsch ist daher die Antinomie Kunst und Leben im Munde jener, die bei der Kunst nur an die Repetition durch Virtuosen und Talente denken, bei Leben nur an die materielle Aktualität, und deren Urteil Begeisterung wird, wenn irgendeine solche Aktualität sich in die äusseren Formen der Künste begibt, welches sogenannte Werk kein längeres Leben hat, als das Ereignis selber.

Es ist an der Zeit, dass man den ethischen Charakter des Dichters wieder einsieht und ihm seine moralische Bürgerlichkeit wiedergibt, um die Beziehung zu ihm für beide Teile, für uns und für ihn, verantwortungsvoller zu machen; denn diese Beziehung droht entweder gemein zu werden, gefördert so von der Praxis einer Legion von Schellenschwingern, oder ins Nichtige und Abstruse zu geraten, gefördert so von der Impotenz jener Esoteriker, die ein Heiligtum zu hüten vorgeben, weil sie davor im Staub lungern und betrügerischen Gestus machen. Man soll begreifen, dass Schröders Anrufe dieser Zeit auch mit den Ohren der Seele gehört und vom Gewissen vernommen und nicht bloss in das dichterische Tun gestellt werden wollen, das wie ein Kunstgewerbe anzusehen man sich in dieser Zeit der „stilisierten" Schuhleisten angewöhnt hat. Man soll sich von der Leidenschaft des Sinnes ergreifen lassen, statt über die Formen, die des Dichters sind, vielen Unsinn zu sagen. Denn es möge genügen, wenn wir es wissen und danach tun: dass die Form das Leben der Kunst ist und dass, wer die Form verachtet, auch den Geist verachtet und dass, was nicht Form wurde, nichts als Intention bleibt, fähig, alles oder nichts zu werden, Gedicht so gut wie chemische Formel. Viel zu viel ist diese Sache des Künstlers Geschwätz derer ge-

worden, die besser glauben sollten, und viel zu viel ist, man denke nur an die Maler, diesem Geschwätz schon zum Opfer gefallen in dieser Zeit, die sich nicht formen konnte, weil ihr Geist nicht feststand.

— —

— —

Es sind Zeichen, dass diese Zeit Rast, Umschau und Einsicht sich nötig fühlt, denn in viel zu vielem war sie sich selber voraus und begab sich ans Letzte, wo das Erste nicht getan war, dünkte sich, wo Bescheidung am Platze gewesen wäre, überhob sich am Grössten, wo sie das Kleinste nicht zu tragen vermochte. Nicht meine ich als ein solches Zeichen, was man als Panazeen der Gesundung ausschreit, denn diese sind eher der Ramschausverkauf der letzten Giftbestände, also nicht das Theater der Zehntausend und nicht die Modernisten, nicht der Imperialismus und nicht Hebbel, nicht die Blätter für die Kunst und nicht das Frauenstimmrecht. Sondern etwas viel einfacheres und darum bedeutenderes scheint mir ein solches Zeichen zu sein, dass die Zeit zu sich kommt: nichts als eine Komödie, die erste von dreien, die sich Stücke aus dem bürgerlichen Heldenleben nennen und von denen mir auch die zweite aus der Niederschrift bekannt ist; diese heisst „Der Rock“, jene, die im Druck vorliegt, heisst „Die Hose“.

* * *

Mit den beiden Komödien hat Carl Sternheim bewiesen, dass man — wie Robert Gournay davon sagte — Butter schmieden, schweissen und hämmern kann. Die Komödien repetieren keine Kunst. Oder es liegen ihre Regeln und ihre Traditionen ganz weit zurück, im Klassischen. Jedenfalls ist eine Beziehung zum Drama, das wir aus den vergangenen beiläufig sechzig Jahren kennen, nicht da. Es fehlt jede Kompliziertheit, wie sie sich bei dem psychologisierenden Umkreisen eines sogenannten „Problems“ ergibt. Die Komödien zeigen, dass, was wir die Ideen nennen, im Heutigen keineswegs nur die Gestalt eines sogenannten Problems annimmt, sondern sich in Typen inkarniert, wie immer zuvor. Es gibt keine „modernen“ Menschen in diesen zwei Stücken, sondern Menschen von der genau gleichen Eindeutigkeit wie der Geizige oder der Eingebildete Kranke. Das Heldenhafte der Idee ist einzig von der sie durchdringenden Leidenschaft bestimmt. Hat dieses Pathos nicht genug Raum im Gefängnis seines zufälligen Leibes, seines zeitlichen Leibes, so wird es in der Qualität und in der Quantität nicht anders, es wird nur wie ein Dämon in diesem Leibe hausen und die Kreatur, die es beherbergt,

in die Luft zerren, dahin, dorthin. Wir lachen nicht, so komisch es ist, denn wir sind erschüttert von der Gewalt des Dämons. Der Dichter kann die Einheit, in der er die Vielheit der Welt sehen muss, um zu bilden, nie so zerlegen, dass im Tragischen nicht das Komische, im Komischen nicht das Tragische immanent ist. Die Tragödie ist um Hamlet herum, er selbst ist Komödie. Die Komödie ist um den Geizigen herum, er selbst ist Tragödie. Anders scheiden können nur Leute, die auch dichten, aber nicht der Dichter. Und auch mit der Ironie kann er das nicht, denn die ist nur für Skeptische. Aber der Dichter ist ein Gläubiger, ein durchaus Zustimmender, denn er hat die ganze Welt ungeteilt in sich, und sich davon das kleinste Stück wegzuwitzeln, bedeutete Amputation eines Gliedes. Er teilt auch nie seine Welt so einzeln auf, dass er dies ins Licht stellt, damit jenes im Dunkel sei, dass er das Gute nur durch das Böse existent macht und kleine kluge Vorsehung spielt, wo ein Gott der Kugel die Bahn gewiesen hat und keine Frage ist: Hat die Sonne recht oder unrecht. Der Dichter hat nie eine Meinung, denn er hat die Wahrheit, die er ins Sichtbare durch sein Werk stellt, das immer ein grosser, lebendig gewordener, vom Herzen ausgetragener Gedanke ist.

Ich rede hier nicht von den bürgerlichen Stücken, deren „Problem“ — (dieses pseudowissenschaftliche Präparat ist allen lieb, welche Leute, die beliebige Namen tragen, zu dem Zwecke dialogisch zusammenbringen, um mit vielem Psychologischen das „Problem“ diskutieren — „erleben“ — zu lassen, wobei das Publikum glücklich ist, mitdiskutieren zu können: was alles zusammen man dann ein Drama nannte, — deren „Problem“, die angenehmen oder schlimmen Folgen einer Wechselfälschung oder eines illegitimen Verhältnisses oder wovon sonst der Tratsch gerade lebt, an ein paar Figuren gezeigt wird, die zu individualisieren, d. h. lebendig zu machen, sich die Regiebemerkungen des Autors und das Spiel der Schauspieler angestrengt bemühen. Wirklich ist in diesen Stücken nur der gefälschte Wechsel: nimmt man ihn aus dem Stück heraus, so fällt alles hin wie ein Wind. Auch mehr und vieles noch über dieses Theater zu sagen, würde nicht hinreichen, es so weit wie nötig zu distanzieren, als welches dieses Ziel wäre: es auszulöschen aus dem Gedächtnis der theaterbesuchenden Zeitgenossen, es dorthin zu bringen, wo vage Erinnerungen an Zeitungslektüre sich aufbewahren.

* * *

Die vom Dichter dieser Komödien erfundenen Menschen haben ihre ungeteilte Existenz, sind Energie, von keiner hineingeschobenen Maschine bewegt, von keinem Zufall charakte-

rologisch bestimmt. Nicht sind sie so, weil das und das passiert, sondern der Zufall des äusseren Geschehens ist innere Notwendigkeit ihrer Existenz. Im „Don Juan“ hat Sternheim bis an die Grenzen des zu sagen Möglichen diesem Dämon der inneren Not Gestalt gegeben. Barock noch aus Jugendlichkeit und Bildung der Zeit, die so überwunden werden musste, romantisch im Stil, wie es vielleicht auch die übermässige Illustration des Gedankens verlangte, aber im Ganzen so deutlich, dass man auf die Stellen weisen kann, die zu den Komödien aufsprangen. Die Idee ist so lebendig in den Menschen dieser Komödien, dass sich ihre Einzelhaftigkeit ganz dem Typus unterordnet oder ihr Einzeltum durch die Kraft ihrer Idee sich zum Typus steigert. Don Juan ist nicht der Typus des Don Juan geworden, ist Charakter geblieben, Einzelfall. Die Menschen der Komödie sind einmal was sie sind und dann, über alle gesehen, Masse: dieses bürgerliche Ganze hat hier seine Form bekommen, weil seine Idee bewusst wurde und allein die Idee sich Form geben kann. Die Zeit ist sich ihres Charakters künstlerisch bewusst geworden. Das ist das Ereignis dieser Komödien aus dem bürgerlichen Heldenleben, kein künstlerisches nur, sondern ein kulturelles, dem Ereignis Balzac, dem Ereignis Dickens vergleichbar. Eine grosse Wegmarke. Die ewige Idee ist in ihrer zeitlichen Erscheinung zu künstlerischer Gestaltung gekommen. Voilà la vraie comédie.

Sucht man in der Klage über das Lebensfremde unserer modernen Dichtung einen tieferen Grund, so kann man ihn vielleicht in dem ungestillten Verlangen dieser Zeit nach ihrer Form finden. Es ist das Verlangen nach dem Klassischen, das sich vielleicht darin im Grunde ausdrückt, welches Klassische weder mit der Tradition, die wir suchen, noch mit der Regel, die wir predigen, hinreichend bestimmt ist. Im Klassischen entspricht die Ordnung des Individuums einer höchsten Ordnung. Die Leidenschaft des künstlerischen Individuums begibt sich in die strengste Regel, um ihrem Werke die Autorität, das Ein-für-alle-Mal zu geben. Und das möchte man das Klassische nennen, das die Regel allein nie definiert, die einzuhalten jenen leichte Bequemlichkeit ist, die ihr keine Leidenschaft zu unterwerfen haben. Stolz, der sich in die Demut bändigt, macht den Heiligen, den Weltzerstörer, Leidenschaft zu leben, die sich in die härteste Regel begibt, macht den Dichter, den Weltbildner.

* * *

Ich wollte nur von meinem Glauben, dass Sternheims Komödien ein Ereignis sind, berichten, und lasse es deshalb dabei, nichts weiter als ihren allgemeinen Charakter anzumerken.

Rosenkavalier

Von LUDWIG RUBINER

Bevor sich das Theater verdunkelte, stieg mein Misstrauen gegen Richard Straussens neue Oper rasch immer mehr. Es wuchs schwindelerregend, als die Lichter erloschen und das Vorspiel beginnen sollte ; und es wurde so schmerzhaft wirr, dass vor mir in der dunklen Loge der noch matt leuchtende Halbkreis der vier Ränge wimmelnd und beängstigend in die Höhe schnellte, wie ein Turm von Babel in Silber und Gold auf dem Bild eines alten Venezianers.

Und noch in der letzten Sekunde des Wartens wurde ich boshaft. Ich war überzeugt, komische Oper bedeute bei Richard Strauss ein knackendes, wackelndes, strampelndes Orchester, in das der Sänger verzweifelt wotanhafte Textworte hineinintervallt. Ich ersparte mir keine Bosheit. Und ich fragte mich : Angenommen, durch irgend eine wunderbare Fügung sässe hier im Parkett der Dresdener Hofoper ein Mann, nun, aus Houndsditch. Was spürte der vom „Rosenkavalier".

Ich bekämpfte ein unbekanntes Stück Luxuswelt mit Gründen, denen es unmöglich gewachsen sein kann.

* * *

Über die bisher bekannten Werke von Richard Strauss zu sprechen ist mit ein wenig färbender Reporterphantasie nicht schwer. Glaubwürdiges über den „Rosenkavalier" zu sagen ist fast unmöglich. Jeder von uns hat ein bestimmtes Klangbild in der Phantasie, wenn bisher der Name Strauss genannt wurde : die zerteilende, verästelnde Orchestertechnik von der subtilen Prägnanz eines modernen Fabrikbetriebes, und gleichzeitig mit dieser Geschicklichkeit primitiv kindische Barbareien, musikalische Holzhauerkultur ; grobe Eindeutigkeiten von thematischen Beziehungen, plumpe, psychologische Anzüglichkeiten einer schildernden Musik aufs Wort des gesungenen Textes. Alles gelegentlich akzentuiert von einem ungewohnten Klang, an dem vielleicht eher die Seltenheit als die Neuheit reizte. Ein Mann, der in seiner Kunst nicht Zusammenhang, sondern Verschiedenartigkeit sucht. Der, als Künstler, den farbigen Inhalt jeder einzelnen Sekunde des Lebens für unendlich gross hält, für ewig wertvoll und für unwiederbringlich. Ein Abenteurer des Moments.

Und vom „Rosenkavalier" musste ich ganz überrascht sein. Seine Kunst liegt auf anderen Lebensgrundlagen. Aber wird man mir glauben?

Die Formen der Musik sind von den Formen des realen Lebens so unendlich verschieden, dass sich jede Beziehung auf die Wirklichkeiten des menschlichen Gefühlslebens nur durch die höchst geistige, umsetzende und übertragene Deutung in musikalische Formen äussern kann. So hört man im „Rosenkavalier" Anklänge an jeden Stilausdruck, den die Oper des neunzehnten Jahrhunderts gekannt hat. Aber gelöst und einbezogen in das leuchtende Atmen der Strauss'schen Harmonisierung wirkt die Verschiedenartigkeit der Stilformen auf uns nur noch rein menschlich und persönlich, etwa wie der natürliche Ausdruck einer grossen Lebenserfahrung. Die vielen Male, in denen hier der Gang der Singstimmen in die Tonika ausläuft, rufen immer sofort bei Strauss den Eindruck einer merkwürdigen Höflichkeit hervor, fast von Verbeugung und Verbindlichkeit der Stimmen untereinander, des gegenseitigen Platzlassens. Und jedesmal wenn diese Musik in eine ältere Stilform gleitet, dann erscheint eine Atmosphäre von merkwürdig neutraler Gefälligkeit, die Luft eines Verkehrs in Traditionen. Und diese Ensembleszenen verbreiten um das Werk die eigentümlich unpersönliche Herzlichkeit, die in der spielerischen Magie der alten komischen Oper lebt. Diese Musik drückt schwebend, leichthin, gleichmütig aus, wie überpersönlich das ganze Leben ist, wie voller Takt gegen die Umwelt; wie gleichgültig der einzelne Moment: Kultur. Darüber strahlen zeitweis sanft und weit geschwungene Melodienbrücken, wie noch kein Komponist so riesig sie gebogen hat. Aber wird man mir glauben? Solche Bändigung hat niemand von Strauss erwartet.

Und die Musik hat nun auf ein Rokokostück Hofmannsthals zu gelten.

* * *

Man verwirre die Angelegenheiten der Bühne nicht: Der Text einer Oper hat gar nichts mit den seelischen Bedingungen des Dramas zu schaffen. Sein Stil ist nur aus dem Material gewonnen (Material gegeben vom Zusammenwirken der Scene und der Musik). Der Operntext ist Kunstgewerbe der Dramatik.

Hofmannsthal hat aus dem Kunstgewerbestück des „Rosenkavaliers" weder Kunst noch Handwerk zu machen gewagt. Handwerk ist es, wenn die Handlung ins Rokoko verlegt wird; in der sicheren Voraussicht, dass die Marquisenbegeisterung,

die in der Literatur schon abgewirtschaftet hat, nunmehr in weitere Kreise des Publikums gedrungen ist.

Handwerk ist die saubere Leistung reinen Philologenfleisses, ein Dialektstück zu schreiben. Kunst ist die Anlage des Stückes in den Personentypen der romanischen Komödie.

Aber der Ochs von Lerchenau fällt aus diesem Stil: dieser Rokoko-Kandaules, dem es gleich ist, ob seine Braut scharmuziert, wenns nur mit einem Adligen ist — das ist schon ein Mensch.

Indes weder dieser Mensch noch die Typen äussern irgend einen Willen, der zum Mittelpunkt des Stückes würde. Die ganze Handlung entwickelt sich allein aus der Verlegenheit aller Personen in jeder Situation. Und in diesem eigentümlichen Zug, der zum allerschlechtesten Handwerk gehört, zeigt Hofmannsthal, dass in ihm wirklich unausrottbar etwas lebt: ein unterdrückter Romandichter mit Milieutheorie.

* * *

Ach, es war schon lange vor dem „Rosenkavalier", da wollte ich eine „Grabrede auf Hofmannsthal" halten. Ich wollte an ihm das Gesetz für die Dichter zeigen: gehen zu müssen, wie man einst gekommen ist. Ich wollte auf eine ergreifende Art davon reden, wie dieser Dichter des Moments einen schrecklichen Tod gestorben ist, den Tod der Leere: nicht erkämpfen zu können, was er nicht mitgebracht hatte. Aber lassen wir das.

* * *

Vielleicht glaubt man mir mittlerweile, wie bedeutend die Musik von Richard Strauss ist. Behindert durch allerlei negative Handlungen des Textes wird diese Musik vom schwebend leichten Flug nur zum ermüdungslosen Dahingleiten gemindert; aus feuriger Grazie entbindet der Text eine gewisse liebliche Schwerfälligkeit. (Und die Dresdener Hofoper macht das mit dem hellen, springenden Willen des Lustspiels auf der Bühne — den Hofmannsthal nicht kennt; einer Beweglichkeit der Darstellung von fast romantischem Takt. Der selbstverständlichsten Einheit von Bühne und Musik — wie eine Zusammengehörigkeit der Instrumente im Kammerquartett!)

Aber was geht das uns an, ob die neue komische Oper gut oder schlecht ist, ob gewisse Kritiken geschwindelt haben, oder andere ungerecht sind? Ueber Musik wird zuviel geschrieben. Aber in Deutschland erschöpft sich die Kritik über Werke der Musik im Austeilen von Zensuren, und so muss man immer

wieder die primitivsten Grundlagen der Musik zu entwirren suchen. Immer wieder, obgleich man weiss, dass die Musik den Deutschen verdummt, und die beste Musik am meisten. Und dass die deutschen Musikliebhaber schmutzig, trüben Auges, hartherzig und taktlos sind.

Doch wieviel muss diese Musik bedeuten, wenn sie, hinaus über die leuchtende, sanfte Wollust des Einzelnen, ihre Formen noch von der Kultur unserer Zeit sprechen lässt! Denn mehr vermag die Musik der Oper nicht. Auch die Sprache dieser Formen wird zu unserer Zeit nur innerhalb ihres Kulturkreises laut. Und für einen Mann, etwa aus Houndsditch haben diese Formen der Musik erst lange Jahre später Verständlichkeit und Bedeutung.

Die imaginären Zimmer

Von MAX BROD

Doch nein, etwas Schönes sind Möbelausstellungen, etwas phantastisch Schönes, von niemandem noch bemerkt. Da stehen in einem grossen prunkvollen Ausstellungspalais, in ganz kalten Riesensälen, in Nischen verteilt: nicht einzelne Möbel, nein, ganze Zimmereinrichtungen, den Blicken aller preisgegeben. Man ermesse die tiefe Komik und die Wehmut zugleich dieser Situation. Die Zimmer sind keine Zimmer, nur Nischen eines kalten Riesensaales sind als Zimmer ausgebaut, und das soll man für ein gemütliches Zimmer halten. Für ein Kinderzimmer dieses hier, die Spielsachen sind auf dem Boden hingestreut wie von Kinderhänden, nicht von Arrangeurhänden — für ein Schreibzimmer dieses, der fleissige Herr ist nur für einen Moment hinausgegangen, seine junge schöne Frau liebkosen etwa, und hat seine Feder im Tintenfass gelassen, das offene Heft hier, die dicken funkelnagelneuen Nachschlagewerke auf dem Regal — oder dieses für ein liebenswürdiges Speisezimmer, knapp vor dem Eintritt der Familie, alles ist schon zur Mahlzeit vorbereitet, schon die Themen der künftigen Unterhaltung lauern sprungbereit in den Schatten der Serviette, die man gleich, sofort entfalten wird. — Dieser Schein ist beabsichtigt. Und doch, wie anders, merkt es niemand, stimmt die Wirklichkeit. Traurige Zimmer, eure vierte Wand hat man eingerissen und nun steht ihr, nur durch eine luftige gewellte rote Seidenschnur, durch schwache Stangen vom Gehweg getrennt, jeglichem Einbruch der Barbaren offen. Niemals werden

die idealen Besitzer, deren Geister jetzt harmonisch euren unwesenhaften Raum bevölkern, niemals wird dieses märchenhafte heroische bescheidene Gedränge biedermännischer und ehrbarer Gestalten zwischen euren Sesseln schreiten auf zarten Teppichen, den Napf vom Ofen nehmen, in die Kanapeehöhlung sich hinflegeln. Sondern ein von euren Jugendträumen gewiss sehr verschiedenes Einzelindividuum wird euch roh kaufen, einpacken, in den Speditionswagen aufladen — und ade, reizvolles Nachdenken in ungewissem Licht. Denn auch diese Atelierbeleuchtung, die durch einen in ausgespannte Leinwand verdünnten Plafond fällt, werdet ihr aufgeben müssen, diese Aquariumsbeleuchtung, diese hellgelbe Teegebäck-Sonne. Man wird wahrhaftige Fenster in eure bisher noch geschlossenen Wände bohren, alles wird sich verändern. Traurige Zimmer, und man geht an ihnen vorbei, als wären sie schon jetzt gewöhnliche Zimmer. Indessen stehen sie auf Podien, jedes auf seiner mässigen Holzerhöhung wie ein kleiner wenig begabter Violinspieler, kein Virtuose etwa im Glanz der Konzerte, sondern ein armer Knabe, den reiche Verwandte für ihr Geld ins Konservatorium geschickt haben und der jetzt nach dem Diner vorspielen soll, etwas Eingelerntes mit missklingenden Doppelgriffen. So warten sie und schauen die Betrachter an, beschämt im voraus vor lauter Angst. Und ist es da zu verwundern, dass sie ein wenig in Unordnung geraten sind, in künstlerische Verwirrung, ganz, ganz klein wenig in Lampenfieber? Nein, man kann nicht die normalen Verhältnisse von ihnen verlangen, wird sich nicht darüber bei dem diensthabenden Aufseher beschweren, dass hier eine Vase umgefallen ist — hier eine Decke sich mit dem Futter nach oben schlägt — in diesen auf Podien gestellten Zimmern. Ueberhaupt, alles ist ein wenig, nur unmerklich anders als im Leben. Eine gespenstische Misswirtschaft hat sich in das sorgfältige Arrangement eingeschlichen, man kann kaum davon sprechen, z. B. dass dieses Zimmer einen Eindruck wie etwas Breitgequetschtes macht, jenes mit seinen Rosentapeten und Seidenfauteuils trotz vorgespiegelter Eleganz entfernt an eine Rumpelkammer erinnert, an ein staubiges Zusammengedrängtsein und Zugrundegehen . . . Ich erschrecke. Ich glaube vor hundert Bühnen zu stehen, wo schlechte Schauspieler, als Zimmer verkleidet, unwahre Grimassen schneiden. Zitternd laufe ich an der in meiner Hand gleichfalls zitternden Seidenschnur hinaus, ich freue mich des neuen schrecklichen Gefühls — endlich haben moderne Möbel einen Eindruck auf mich gemacht!

Wenn ich sie aber im Leben sehe, im brauchbaren Tageslicht, dann muss ich doch nur wieder lachen.

Ich besuchte auf einer Reise mehrere Schriftsteller. Und überall fand ich diese geometrischen Regelmässigkeiten, diese Glasscheiben, die nicht flach in den Rahmen sitzen, sondern vorher noch funkelnd sich abschrägen, ehe sie münden — es sind gleichsam keine Glasscheiben, sondern riesige, simpel allerdings geschliffene Brillanten. Und überall die flache Veranda, die Metallbeschläge, die Rhomben, die weisslackierten Kästen, die das Innere der Wand wie einen Berg Sesam öffnen . . . Ein Freund gar führte mich in sein von oben bis unten ganz schwarz gebohntes Bibliothekszimmer, wie eine Totenburg ragte der Bücherkasten auf, Fabrikat der „Wiener Werkstätten". Die monumentale Einfachheit dieser Riesenkiste stimmte mich weinerlich, das muss ich schon sagen, diese Einfachheit hat zu sehr das Gigantische einer grossen Geldbörse, nicht eines grossen Menschen. Dieses Kolossale ist nicht wie das Meer, nicht wie eine unermessliche Aussicht auf eine Landschaft hinab: es gleicht eher einer Fabriksmauer oder einem unliebenswürdigen Vorgesetzten im Bureau. Kurz, es macht keinen lustigen Eindruck. Aber dann, als man mir im Speisesaal nebenan zu einem Braten kleine weisse säuerliche Perlzwieberl anbot, brachte mich die Erinnerung an den mächtigen Schrank plötzlich zum Lachen. Erklären kann ich das nicht, konnte das zu meiner grossen Verlegenheit auch damals nicht. Nur das gleichzeitige Vorhandensein eines so königlichen Brokatmantel-Kastens und dieses winzigen Gemüses mit seinem schlechten, zähen, übelriechenden, delikaten Geschmack — man muss das empfinden, oder man versteht es nicht — man muss an Mephisto neben dem langbärtigen dummen Faust denken oder an den merkwürdigen Zufall, der manchmal passiert, wenn man ein reizendes rotbäckiges Baby auf den Schoss nimmt.

Wie ich mir also ein Zimmer vorstelle, damit man darin nicht immer weinen oder lachen muss, sondern arbeiten kann nach Herzenslust? . . . Möglichst kitschig und geschmacklos, natürlich . . . Ich habe mir z. B. ein Sofa machen lassen, aus rotem Plüsch, in der abscheulichsten Vorstadt-Sezession, mit einem Ornament aus gelben Dreiecken, die wie Zungen auflecken und die Bestimmung haben, wenn ich mittags zu lange schlafe, mich in den Leib zu zwicken. Mein Schreibtisch kann ohne gedrehte Säulchen, ohne imitierte Schlösser, die gar nicht für Schlüssel eingerichtet sind, ohne Balustraden und verkleinerte Palastarchitektur gar nicht existieren. So stört er mich nämlich am wenigsten, nur manchmal danke ich ihm, wenn ich ermüdet bin, durch leises Streicheln für seine diskrete Hässlichkeit. Man möge entschuldigen, dass rote Tücher flächenhaft über meine Bücher-

gestelle niederwallen. Das soll kein Kunstwerk sein, nur das Billigste in seiner Art. Und die lange Leiter gehört dazu, die an den alten Biedermeierkasten gelehnt jede etwa reizvolle und stilechte Linie glücklich verhindert . . . So ist es, ich kann nicht heftig genug betonen (denn ich nehme von diesem Thema Abschied), wie gleichgültig mir Möbel sind, und dass ich die leuchtenden Erfrischungen meiner Sinne nicht bei ihnen und nicht stündlich suche, sondern in konzentrierter Form, in auserwählten Momenten. Und das Beste für diese Lebensweise wären natürlich Möbel aus Wasserstaub, aus Luft, aus Aetherwellen. Der Leser wird schon bemerkt haben : das geschmacklose Zimmer ist mein irdisches Surrogat für das unsichtbare, das ich einmal im Himmel bewohnen werde. Da ist alles in wohltuende Ruhe übergegangen, an keine Kante stösst man an, niemals ist ein Buch oder ein Manuskript verlegt, denn in dem Augenblick, in dem ich es hinter die lautlose gewichtlose Kastenwand stelle, ist es verschwunden, hat sich ganz einfach in Nichts aufgelöst. Und im Nichts berühren sich ja alle Bücher, alle Dinge, die man sucht, alles ist vorhanden, ohne irgend eine leiseste Spur von Nervosität . . . Es klingelt. Der Briefträger ist es und ich sehe an der Schrift auf dem Kuvert, dass eine unangenehme Nachricht von einem unangenehmen Menschen da auf mich eindringt. Keine Angst, ich ergreife den Brief und er hat sich schon in so kristallhelle Luft verflüchtigt, dass ich statt seines Gegendruckes an meinen Fingerspitzen nur plötzliche Kälte spüre, wie wenn Salmiak verdampft . . . Also wirklich, ich soll jetzt glücklich sein, ich soll nichts mehr empfinden, als was aus meinem reinen Herzen wie ein Baum emporwächst, wie ein Baum, dessen Aeste von innen her schon erschütternd mein Gehirn berühren. Keine Pulte mehr, keine Federstiele, keine Schubfächer, die stecken bleiben, wenn man sie öffnen will. Mit einem Wort, kein Hindernis mehr. Vor Jubel greife ich mir an den Kopf. Aber auch der ist, überflüssiges Möbelstück, weggezaubert und in die geöffneten Nerven klingen die Diskantchöre der Sphären.

Verwerflichkeit des Mordes

Von EDUARD BERNSTEIN

Ich bin entschiedener Gegner der Todesstrafe, halte es aber für leeres Gerede, das keinen Anhänger der Todesstrafe überzeugen kann, dass die von Staats wegen, im Namen der Gerechtigkeit verübte Tötung viel scheusslicher sei als Mord aus Eifersucht, Neid, Hass, Zorn oder Habsucht. Man kann eine Handlung ethisch nur auf Grund ihrer Motive werten, und missleitete Gerechtigkeit, die da glaubt, zum Schutz der Allgemeinheit töten zu müssen, steht sicherlich nicht tiefer als die Einbildung, man dürfe aus Eigeninteresse oder Erbostheit einen Nebenmenschen „kalt machen". Die Todesstrafe für unter allen Umständen verwerflich erklären, und darum handelt es sich beim heutigen Stande der Kriminalistik, ohne die unbedingte Achtung vor dem Leben des Nebenmenschen zur allgemeinen Maxime zu erklären, verrät wenig Nachdenken oder wenig Gewissen.

Die stärkste Verurteilung der Todesstrafe ist meines Erachtens ihre Geschichte. Es ist allgemein bekannt, dass in früheren Jahrhunderten viel häufiger hingerichtet wurde, als in unseren Tagen, und dass darum doch im bürgerlichen Leben nicht weniger, sondern mehr gemordet wurde. Es ist bewiesen, dass das Hinrichten als Abschreckungsmittel vollständig versagt hat. Kann ein Anblick abschreckender sein, als der eines am Galgen zappelnden Menschen? Und doch kam im Jahre 1864 in England eine königliche Untersuchungskommission einstimmig zu dem Schluss, dass das — damals noch öffentlich vollzogene — Hängen Morde hervorruft, indem es wenig geschulte Gemüter mit den erregenden Einzelheiten von Strafprozessen und Hinrichtungen vertraut macht. Heute wird nur noch unter Ausschluss des Publikums, gewissermassen verschämt hingerichtet, auf einen früher für unentbehrlich gehaltenen Teil Abschreckung verzichtet, und was bleibt? Noch immer gibt es unter gemeinen Verbrechern zum Tode Verurteilte, die sich auf dem Schafott als Helden vorkommen und, da das Publikum ja doch von ihrem Verhalten erfährt, auch bei vielen bloss daraufhin als solche gelten, dass sie

sich bis zuletzt aufrecht hielten. Denn unendlich gross ist noch die Zahl derer, die Fatalismus und Heldentum nicht auseinanderzuhalten wissen. Die armen Teufel aber, die auf dem Schafott zittern, haben sicher nicht geglaubt, abgefasst zu werden, als sie den Mord begingen, oder handelten in einer Verfassung, die das Moment der Überlegung ausschloss, nur die überlegte Tötung nennen wir Mord.

Die Bedrohung des Mordes mit der Todesstrafe wird niemand, den nur diese Strafe vom Mord abhalten kann, hindern, einen Mord zu begehen, wenn er sich vor Entdeckung sicher glaubt.

Wenn aber die Todesstrafe als Abschreckungsmittel kein Schutz der Allgemeinheit vor Mord ist, in welcher Eigenschaft soll sie dann noch bestehen? Den armen Sünder, über den sie verhängt wird, kann sie nicht mehr bessern, als Vergeltungsstrafe wäre sie eine Halbheit, da wir im übrigen das Aug um Auge längst mit guten Gründen aus der Strafrechtspflege entfernt haben. Bliebe nur das Motiv der Unschädlichmachung von Individuen mit unwiderstehlich gemeinschädlichen Antrieben? Aber das ist ja ein Kautschukbegriff, der Willkürlichkeiten der gröbsten Art Tür und Tor öffnet, und ausserdem gebietet unsere Gesellschaft über genügende Mittel, Menschen, die nachweislich aus krankhaften Anlagen zum Verbrechen getrieben werden, vor dem Spiel dieser Anlagen zu behüten, als dass sie nötig hätten, um dieser willen zur Barbarei zurückzukehren.

Die Todesstrafe ist geschichtlich gerichtet. Sie fristet in den Ländern moderner Kultur ihr Dasein nur noch als Überbleibsel und in Überbleibseln. Wer diesen ein Ende machen will, der erkläre den Mord in jeder Gestalt als verwerflich.

Vive la bagatelle!
Swift

INTERMEZZO

Nichts Zweckmässigeres war zu tun, als die Herausgeber dieser Zeitschrift getan: indem sie nach der ersten Einziehung von Jugendblättern Flauberts die zweite Hälfte prüften . . . und sie etwa noch anfechtbarer Wendungen entkleideten.

Von Unzüchtig-Strafbarem konnte gar keine Rede sein.

Für das deutsche Reichsgericht besteht Strafbar-Unzüchtiges: in der Absicht, Geschlechtsreiz hervorzurufen. Trifft nicht zu.

Zweitens. Dem deutschen Reichsgericht kommt es auf Unzüchtigkeit einzelner Stellen im geringsten nicht an: sondern des Ganzen oder grösserer Teile. Trifft für Kennzeichnung afrikanischer Sitten (woran Geschlechtliches ein Teilbehör ist) wieder nicht zu.

Drittens. Für das deutsche Reichsgericht kann Unzüchtigkeit nur bestehn: wo Geschlechtsdarstellung nicht Mittel zu wissenschaftlichem Zweck ist oder zu künstlerischem. Trifft natürlich am wenigsten und zum drittenmal nicht zu.

* * *

Trotzdem hat ein Polizist auch den Schluss des Tagebuchs weggenommen. (In zwölf gefundenen Heften.)

Gerichtlicher Austrag steht bevor.

Wir warten ihn zunächst ab.

Dem Klassiker eines benachbarten und befreundeten Volks (dessen Zuneigung die Sorge der Kanzler ist) machen Innenpolitiker einen Prozess . . .

Gallien sieht ihm aufgekratzter zu, als Bethmann. K.

SEICHT

Flaubert hat Pech.

Über die Bovary schrieb vor wenigen Jahren ein Assessor:

„Verkauf hat (auf preussischen Bahnhöfen) wegen des seichten und frivolen Inhalts zu unterbleiben."

Dieser amtliche Brief kam unerwünscht an die Öffentlichkeit, ist ein Museumsstück geworden — und wird heute nicht mehr verantwortet.

VOM UNTERGEGANGENEN STERN

Die vormärzliche Zeit des alten Berlin (wovon die ältesten Leute immer noch gerne faseln) hatte so allerhand Besonderheiten. Mit Stolz wurden die bei den Gesprächen am Biertisch behaglich herumgereicht. Die letzten Zeitläufte hatten das unendliche Glück, noch zwei dieser Seltenheiten mit geziemender Ehrfurcht bewundern zu dürfen. Der witzige Schusterjunge; ist leider am Ende des vorigen Jahrhunderts ausgestorben. So blieb noch die andere Rarität; die letzte: der Sternsche Gesangverein.

Wenn die Menschheit nun einmal Pech haben soll! Dieses Fossil der guten alten Zeit ist vor einer Woche selig und sanft entschlafen; kläglich zugrunde gegangen. Der Stern erlosch: da er keinen Fried mehr finden konnte, so fand er seinen Frieden!

Mit freudestrahlendem Lächeln möchten wir ihm herkömmlich ein paar blutige Zähren nachweinen: De mortuis nil nisi bene . . . doch er hatte ein zu zähes, unfruchtbares Leben.

ALFONS LAUGWITZ

DIE PASCHAHOSE

Unermüdlich sinnt der Schneider.
Und der Gatte darf nicht mucksen;
Vormals trug die Dame Kleider,
Künftig trägt sie weite Buxen.

Die Finanzfrau, die Marquise
Wird das Bein in Hosen stecken
(Pommernmädchen tragen diese
Nicht mal unter ihren Röcken).

Hosenschluss bringt Ehefrieden
Und das Ende des Krakehles.
Eine sträubt sich noch entschieden,
Das ist Karin Michaelis.

Für unverlangte Manuskripte kann keine Garantie übernommen werden.
Sprechstunden der Redaktion: Montags, Dienstags, Mittwochs von 11—1 Uhr.

Verantwortlich für die Redaktion: Wilhelm Herzog, Berlin-Halensee.
Verlag von Paul Cassirer, Berlin W. 10, Viktoriastrasse 5.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Erster Jahrgang No. 9 1. März 1911

PAN

Halbmonatsschrift herausgegeben
von **WILHELM HERZOG** *und* **PAUL CASSIRER**

JNHALT:

Alfred Kerr .... Vorletzter Brief an Jagow
Max Slevogt .... Berliner Professorenkampf
Heinrich Mann .... Die Rückkehr vom Hades
Oskar Loerke .... Ein Doppelgänger
Robert Musil .... Das Unanständige und Kranke in der Kunst
Ernst Barlach .... Die Fiedel
Herbert Eulenberg .... Fernweh
F. von Oppeln-Bronikowski .. Stendhals Römische Spaziergänge
Prof. Dr. Hermann Cohen .... Vernichtung der sittlichen Person

Schweineschlachten — Faschingshumor

Vorletzter Brief an Jagow

S. g. H.,

der Drang, Ihre Wirksamkeit zu beklopfen, durch die Mittel der Sprache festzuhalten, sie zu besingen, erwacht vierzehntägig.

Es gilt, lieber Herr Präsident, diesmal nicht Ihrer Keuschheit, die (von Flaubert zu schweigen) schon durch die harmlose Gewandung der Taucherin Serene Nord so heftig verwundet worden. Sondern heute lassen Sie mich den Eifer nachdrücklich rühmen, womit Sie einer Schauspielerin sich zu nähern suchten, ohne jedoch durch das geringste Verbot eine dazwischenliegende Kluft anzudeuten.

Wo Herr von Glasenapp, als Zensor, Ihrer Veranlagung nicht genügt, wünschen Sie für Dramen gelegentlich noch eine Polizeiprobe. Unlängst, nach Schluss einer solchen, schrieben Sie privatim einer Schauspielerin. Sie hatten grosse Eile dieses Schreiben zu Papier zu bringen, es in den Kasten zu stecken, . . . denn wenige Stunden nach dem Kennenlernen der Schauspielerin spürten Sie schon den dienstlichen Drang, sie nächstens in der Wohnung zu besuchen.

Am Vormittag sahen Sie die Künstlerin im Parkettraum, kamen ins Gespräch — und am selben Nachmittag äusserten Sie schriftlich folgendes:

„Alexanderplatz 6.

Verehrte gnädige Frau,

Da ich die Theaterzensur auszuüben habe, hätte ich gern auch persönliche Fühlung mit Schauspielerkreisen. Es wäre mir Freude, unser heutiges Gespräch fortzusetzen. Würde Ihnen mein Besuch genehm sein? etwa Sonntag ½5?"

Sie setzten hierunter nicht nur die Worte „In hochachtungsvoller Ergebenheit", sondern fügten in Vorsicht hinzu: „Bitte ‚eigenhändig' adressieren."

So voller Hingabe sind Sie hinter Ihrem irdischen Ziel her, hinter den Pflichten gegen die Kunst.

Darf man, lieber Herr und Präsident, ein paar Betrachtungen daran knüpfen?

Wollen Sie mir gefälligst sagen, was der Zensorberuf mit Schauspielerinnen zu tun hat? . . . Ich dachte, Sie hätten's mit den Stücken. Wollen Sie gefälligst mitteilen, wozu Sie mit Darstellern jene „Fühlung" brauchen, — die Sie bei der Fühlung mit einer Darstellerin beginnen? (Es ist auffallend.)

Herr von Jagow, wollen Sie gefälligst äussern: warum erbaten Sie niemals von dem erfahrenen Emanuel Reicher die Erlaubnis, ihn um 1/25 am Sonntag zu besuchen? . . . Warum niemals von dem prächtigen alten Pagay? . . . Oder von dem Väterdarsteller am kgl. Schauspielhaus Herrn Joseph Nesper? sondern von dieser Künstlerin, die unter „Eigenhändig" antworten sollte —? hä? (Auffallend ist es.)

Geehrter Polizeimeister — Sie haben die Oberaufsicht über die Strassenbahnen. Wenn Sie nun (unter Berufung darauf) an die erste und blondeste Tippmaschinistin einer Tramgesellschaft schrieben: „Ich habe die Aufsicht über die Strassenbahnen — bitte antworten Sie mir unter ‚Eigenhändig?' . . . (Was murmeln Sie?)

Sie haben die Hutnadeln der Damenschaft geregelt. Ihre einzig haltbare Tat. (Sie arbeiten sich offenbar in das Problem der Frauentracht, nicht bloss bei Serene Nord, hinein.) Wenn Sie nun — mit dem Hinweis, dass Sie über Hutnadeln amtlich entscheiden — die Trägerin einer solchen ersuchten, um halb fünf (eigenhändig) in Verkehr mit ihr treten zu dürfen? . . . Was, bitte? Sie murmelten wieder.

II.

Indem Ihr Schreiben hier abgedruckt ist, besteht nicht unbilliges Veröffentlichen eines Privatbriefes. Denn: der Brief ist kein Privatbrief, den der Berliner Polizeipräsident unter Berufung auf sein Zensoramt schreibt. Ecco. Ihr unermüdliches Wirken, auch am Sonntag, möge nicht in falscher Schüchternheit verschwiegen werden — selbst wenn es auf den Versuch

beschränkt war und man (ohne Antwort) vergebens um halb fünf, Alexanderplatz 6, gewartet hat.

Nur eine demütige Bemerkung sei gestattet. Weil ich Kritiker bin. Und weil wir besseren Kritiker beispielshalber streng darauf sehn, von keiner Schauspielerin die mindeste Gunst zu empfangen — geschweige denn mit Berufung auf das Amt sie zu erbitten. Ich täte das nicht. Die Meinungen, Herr Ritter von Jagow, gehn hier auseinander.

III.

Bleibt die Feststellung, wer die („da ich die Theaterzensur auszuüben habe") ersuchte Künstlerin war. Trotz manchem, was dagegen spricht, muss es im ‚Pan' festgestellt werden — weil rings die falschesten Wendungen verbreitet sind.

Unter allen Künstlerinnen der Welt schrieben Sie, Herr Polizeimeister (soviel Pech gibt es nie wieder) — unter allen schrieben Sie ahnungslos just an die Eine, an Tilla Durieux welche mit Paul Cassirer, dem Mitherausgeber des ‚Pan', verheiratet ist. Sie waren davon ohne jede Kenntnis; das ist beweisbar. Fest haltet's mich. Sie erfuhren es . . . ich sage nicht zu Ihrem Schrecken, Ritter, doch zu Ihrer bleichen Verblüffung erst, als der Brief (von Ihnen ins Theater gesandt) in den Händen der graziösen Empfängerin war; als sie mit ihrem feinsten Angoralächeln, . . . aber doch befremdet auf das Papierchen sah. Sie haben dann wohl innerlich eine Reihe von unruhigen Tagen erlebt. Seit Erschaffung des Erdballs ist ein solches Pech nie dagewesen. In den „Ratten" von Hauptmann sagt jemand: „Erfinden Sie so was mal, guter Spitta!"

Und schon darum (Sie sind doch religiös, Präsident?), weil hier fast ein offenkundiger Finger Gottes vorliegt: schon darum wär' es Sünde, solche Fügungen geheim zu halten.

(Auch wenn unser Kamerad Paul Cassirer sich mit allen rechtlichen Mitteln dagegen sträubt. Es ist keine „abgekartete Sache". Sondern, lieber Herr, Verfassungen dürfen auch in Zeitschriften bei uns nicht gebrochen werden. Verträge bleiben in Kraft, bei den neuen Menschen, die milde, doch etwas jakobinisch sind . . . Was zwischen dem Gatten der Künstlerin und

Ihnen sich abgespielt, ist für die Beteiligten erledigt, also nicht erörtert worden.)

Und somit wäre dieser Brief am Schluss. Wenn ein Wunsch nicht zurückbliebe. Lassen Sie mich äussern, wie Sie Ihre Zeit wirksamer verwenden. Wir wollen ja nicht bloss destruktiv sein. Irgend ein Vorschlag ... ist nicht schwer. Da war mal —

IV.

Da war mal ein Jagow, der vor langer Zeit einem vernehmenden Amtsrichter roh ins Gesicht schlug ... und vierzehn Tage Gefängnis dafür bekam. Gefängnis, vom Staatshaupt in Gnaden erlassen.

Es ist natürlich keine Rede, dass dieser Jagow Sie sind. Einen solchen Burschen hinterher zum Ordnungshalter der ersten deutschen Stadt zu setzen; zum Hüter, Wart und Hort öffentlicher Zucht: das könnte ja bloss eine sittlich-gottesfürchtige Nepotenkaste sonder Beispiel — wenn sie Kenntnis des Vergangenen besass. Also niemand soll so unsinnig sein Sie für diesen Jagow zu halten.

Doch Sie könnten dem Rufe des Staates einen Dienst erweisen — statt als Zensor Fühlung mit Schauspielerinnen zu suchen. Hier ist eine der Aufgaben.

Lassen Sie die Öffentlichkeit wissen: welcher Jagow war das?

Da wäre gleich ein Vorschlag. (Der ‚Pan' will Ihnen auch einmal danken.)

Mittlerweile,

herzlich

Grunewald, Ende Februar.

ALFRED KERR

Berliner Professorenkampf



Zeichnung von Max Slevogt

Die Rückkehr vom Hades

Von HEINRICH MANN

I.

Pandion trat, hinter sich seinen Sklaven Orestes, aus der Weinlaube der Herberge. Die Arme gekreuzt im Obergewand, schritt er die Gasse hinab. Die weissen, kleinen Häuser reihten sich fest geschlossen, ganz kahl, und die schrägen Strahlen zerstäubten rosig darauf. Eine Herme stand vor jedem. Pandion küsste eine, die ein schönes Kind war; und die Kinder, deren nackte Sohlen noch der heisse Pflasterstein wärmte, lachten ihn aus. In der offenen Halle der Schenke, hinter den bauchig vom Boden aufragenden Ölkrügen, schwenkten bekränzte junge Leute die Schalen, dass Wein umherspritzte; sie riefen dem Fremden zu, er möge eintreten. Aber Pandion verneigte sich, die Hand auf der Brust.

„Verzeiht," sagte er mit seiner geübten, tönenden Stimme. „Nicht Wein soll mich berauschen, der ich im Herzen den Rausch so grosser Gesichte bewahre. Denn wie ihr mich seht, kehre ich zurück vom Hades."

Da sie laut auflachten, lächelte auch er.

„Ich weiss wohl: was ich zu berichten habe, taugt nicht für eure Herrlichkeiten. Drum lade ich euch auch nicht ein, mir vor das Tor zu folgen, wo ich um mich das gemeine Volk sammeln will. Lebt wohl."

Sie riefen ihm nach:

„Schatten, der du von den Granatkörnern der Unterwelt gegessen hast und ihr dennoch entronnen bist, lass dich vollends zum Leben erwecken mit diesem Syrakuser!"

Bei dem Namen des Weines schien der Sklave Orestes aufzuwachen. Er zog die Zymbeln hervor, schlug sie dröhnend aneinander und rief:

„Achäer! Eilt herbei, den grossen Pandion zu sehen. Er kommt von den Stätten, wo eure Väter, die Helden, wohnen. Er kommt vom Hades."

Aber Pandion winkte ihm, zu schweigen und rascher zu folgen, und er sagte:

„Diese Herren, mein Freund, können unmöglich glauben, dass ich vom Hades komme; glauben Sie doch an keinen Hades. Wo sollten ihnen Helden, Ungeheuer und Götter wohnen, da sie in ihrer Brust nicht wohnen? Denn sie sind keine zornigen Kämpfer, wie die Helden, beileibe nicht von der Bosheit der

Ungeheuer und unvergleichlich feiner als die Götter. Ich will zum gemeinen Volk gehn."

„Wie du befiehlst, Herr," sagte Orestes. Da betraten sie das dunkle Gewölbe des Tores.

„Der Wind," sagte Pandion und bewegte die Hand von Osten nach Süden, „kommt nicht mehr schleichend über die Sümpfe herbei: er braust, und er riecht nach dem Meer. Die Herzen werden freier sein, und gern werden sie mir gehören."

Mächtig strahlte, tief dort unten, das grosse Blau durch die Scharen der Ölbäume. Sie krochen knorrig über den Acker, standen gebückt wie arme Bauern und hielten doch so reiche Kronen silbernen Laubes leicht, leicht in den götterhellen Himmel. Männer mit Hacken, Frauen, den Korb auf dem Kopf, stiegen die Erdstufen herauf. Orestes trat ihnen entgegen, er rührte die Zymbeln.

Steht, Hellenen!" rief Pandion selbst. „Denn seltene Kunde soll euer Ohr treffen. Ich, Pandion, lebe und dennoch sah ich den Hades. Diese Füsse, die nun sich in euren Staub abdrücken, sie beschritten noch gestern den ehernen Boden des Tartaros."

„Was denn," sagte einer, der aus der Stadt kam. „Wie willst du so schnell gereist sein. Hast du doch den Tag verschlafen, in der Herberge des Itys."

„Mir lieh seine Sandalen Hermes selbst, weil ich der Helena beistand, die von Trojas Mannen noch einmal geraubt war. Denn wisst, Achäer, dass die Kämpfe eurer Väter unsterblich sind. Noch immer verblutet Patroklos, die Schiffe brennen noch immer, und rasend um die Mauern verfolgt den Schatten Hektors Achill, der Schatten. Die Schwerter schmettern in die Leiber, wie Äxte in den Baum. Zu mir! ruft Ajax und wütet. Er ist allein, den Rücken an einer Eiche, und um tausend vermehrt die Feinde ein tückischer Gott. Die Helden wanken, wehe, sie sinken; — aber das Gras, das sie empfängt, belebt sie wieder. Durst brennt sie, nieder knieen sie am Strand des Lethe, sie trinken; — und vergessen sind ihnen ihre Taten, unbekannt ihr Ruhm; noch einmal ist Troja zu erobern, noch einmal heisst's weinend sterben. Da entspriessen dem rinnenden Blut der Schatten, auf der Wiese, die ihr Kampf zerwühlte, neue Blumen."

Pandion breitete, zum Boden geneigt, die Arme aus. Eine blonde Frau sprang zurück und beugte sich rasch über eine Blume im Gras, die funkelte, wie vom Blut der Schatten. Die Hirten in den Ziegenfellen drängten sich enger im Kreis; ihre Augen glänzten rund; und indes hinter ihnen die Böcke sich stiessen, fassten die Männer, rauh aufgurgelnd, die Knittel an, wenn in Pandions Geste ein Held fiel, und sie lachten, nun Achill sich rächte.

Aus dem Stadttor sprang lärmend ein Haufe Buben; sie glitten durch die Beine der Grossen: plötzlich lauschten sie lautlos. Matronen hielten den Schritt an und setzten die Last hin. Handwerker in braunen Kitteln traten herzu.

„Willkommen!" rief Pandion und grüsste sie mit den Handflächen. „Willkommen, ihr Griechen, Retter Helenas! Auch euch sah ich, auf den Feldern Elysions eure Züge an manchem Schatten, der wohl Vater oder Bruder war eines unter euch, und der sein teures Blut über die Erde Griechenlands gegossen oder das Leben im mütterlichen Meer gelassen hatte, da beim Ansturm der Feinde unsere Triremen zerbrachen. Glaubt nicht, ihr seid den Helden unbekannt. Ich sah den ehrwürdigen Nestor Männern euresgleichen die Wange küssen und sie zum Schmause ins Zelt führen."

Sie sahen sich an und murmelten beifällig. Aber ein kleiner, schmutziger Alter mit unruhigen Augen wühlte umher, und jetzt stiess er den Arm vor und rief kreischend:

„So sage denn nun, du Herverschlagener, wie du in den Hades gelangtest, in dessen schwarzer Luft doch die Lebenden ersticken. Denn wisse, dass alle mich kennen: Ktesippos, der ich, gleich dem grossen Odysseus, den ganzen bewohnten Erdkreis bereist habe."

Er beschwor, unter fliegenden Grimassen, die Menge mit den Händen.

„Habe ich euch nicht tausendmal, o Mitbürger, mit diesem Stock alle Länder in den Sand gezeichnet? Habe ich euch nicht belehrt? Euch Staunen und Furcht gemacht? Da seht, dies ist das Land der Pferde, wo ich im Joch laufen musste, und dies das Land der dreibeinigen Riesen, durch das ich unter der Erde gereist bin, so furchtbar sind sie; hier aber beginnt das Land der Kimmerier, denen man stehlen kann, was man will, denn sie sind blind."

„Freilich hast du nichts mitgebracht," sagte jemand; und ein anderer:

„Ktesippos ist sicherlich ein schlauer Mensch, und er ist unser Mitbürger. Woher aber kommt jener?"

Orestes schlug die Zymbeln aufeinander, um alles zu übertönen, aber Pandion gebot ihm Ruhe.

„Lasst den Ktesippos reden!" rief er schallend. „Dann hört mich selbst und entscheidet, wer der bessere Mann ist!"

Alle verstummten, und der schmutzige Alte machte Bücklinge ringsherum.

„Mitbürger," sagte er, „ihr, die gerechter und weiser seid, als alle andern Griechen, zu schweigen von den Barbaren, ihr werdet

nicht zweifeln, dass ein vielerfahrener Mann wie ich auch die Pforte des Hades sah. Im Land der lahmen Vögel steht sie. Aus schwarzem Erz ist sie erbaut; die feurig schmelzenden Stufen, die hinabführen, verschwinden in schwarzem Gewölk. Wer das Gesicht darüber neigt, wird wahnsinnig. Die Vögel, die den schwefeldampfenden Abgrund überfliegen wollten, liegen verkohlt am Rande, oder sie hocken flügellos und mit traurigem Gekrächz umher in der Einöde. Dieser Lügner aber wäre hinabgestiegen? Ich, Ktesippos, den ihr kennt, habe eilig fliehend den Mantel über den Kopf geworfen; und da diese Hand, die ihn zusammenhielt, leider unbedeckt blieb, ward sie gelähmt vom Hauch der Unterwelt und zittert noch jetzt, so dass ich nicht mehr, wie wohl in meiner Jugend, euch Männern die Bärte absengen kann und die Gemeinde für meine Verdienste mich nun ernährt."

„Schon viele Jahre, das ist wahr!"

„Ktesippos spricht die Wahrheit, er ist mein Schwager!"

„Auch ich," rief Pandion, „will nicht zweifeln. So hat denn Ktesippos, den ihr kennt, den Eingang zum Hades gesehen, hat Furcht gehabt, gezittert, — und sogar noch heute zittert er. Ich aber, den ihr nicht kennt, Pandion, habe die Augen geschlossen und mich hinabgeworfen. Nun, glaubt mir!"

Dabei öffnete er die Hände und sah der Reihe nach jedem in die Augen. Mehrere spreizten die Finger und wollten reden. Unter seinem Blick aber schwiegen sie und zogen sich zurück. Die jungen Leute klatschten in die Hände. Pandion sagte:

„Ihr spendet mir Beifall, ihr Griechenknaben, weil ihr in eurem Herzen wisst, dass ihr selbst nicht gehandelt haben würdet wie Ktesippos, sondern wie Pandion. Denn nicht werdet ihr mit lüsterner Furcht in den Adern die Welt bereisen; dem Grossen, das euer Sinn kennt, Helden, Ungeheuern und Göttern, ihr werdet ihnen, und sei 's um den Preis eures teuren Lebens, in die Augen blicken."

Nun klatschten alle, Ktesippos war verschwunden, und der Sklave Orestes rührte die Zymbeln.

„Achäer!" so sang er durch die Nase, „hört an den grossen Pandion, der vom Hades kommt und euch göttliche Dinge kündet!"

„Ihr werdet ihnen in die Augen blicken!" rief noch einmal Pandion. „So taten die dreihundert Jünglinge, die in den Thermopylen starben. Glaubt nicht, der Hades habe nur ein Tor; auch die Thermopylen waren eins, und jedem der dreihundert, der es durchschritt, um zu den Schatten hinabzusteigen, erschien, da sein Auge brach, Helena."

Leiser und eindringlich:

„Denn wisst, dass sie sich zeigt, um den Griechen, an ihren grossen Tagen, Führerin zu sein. Sie schwebte in den Thermopylen von Einem zum Andern, sie machte ihre Streife mörderisch, jeden für tausend Barbaren; und mit dem letzten der Hellenen stieg Helena zurück zum Hades."

Pandion reckte sich auf. Er legte stolz den Kopf in den Nacken, er lächelte langsam. Plötzlich rief er, dass alle zusammenfuhren:

„Im Hades sah ich sie. Noch einmal kämpften dort um sie die Dreihundert, gleich den Helden von Troja. Was wir als Kinder vernahmen, wovon unsere Mütter erbebt sind, dass sie uns mit Milch der Heldenliebe tränkten, das geschieht nun bei den Schatten unsterblich. Das Tor von Felsen ist aufgerichtet, es dunkelt ehern um die Griechen; — und im fahlen Licht der Unterwelt, unabsehbar wogend um Elefanten und Dreigespanne, quillt herbei aus der Tiefe das Heer des Xerxes. Du siehst ihn, von seinem goldenen Thron herab, die Hand senken: da werfen zehntausend Sklaven sich hin, dass über die Stufen ihrer Leiber die malmenden Füsse der Elefanten steigen. Leonidas aus Sparta ruft höhnend: ‚Billig, fürwahr, ist Perserfleisch! Vergebens willst du damit, o Xerxes, den Tod Griechenlands kaufen!' Und mächtig anfeuernd die Seinen, schüttelt er die Pfeile ab, die in seinem Brustpanzer zittern. Kalogeiton, der Mann, springt vor; mit ehernem Schlage streckt er zwölf Lanzenträger hin, die ihm den Freund Pylon bedrohen.

„So schützt denn," ruft er, „mit dem Wall eurer Leichen den purpurnen Elefanten, der euren König trägt. Dies lebende Herz steht vor Pylon."

„Axomenos führt das Schwert und singt dazu:

„Frei ist Sparta. Ich schlafe auf steinernem Lager und stähle diese Glieder, damit sie hart genug sind, den Tyrannen zu empfangen."

„Da trifft ihn ein Pfeil in den nackten Hals. Auf Aristarchos, der daheim ihm der liebste Spielgenosse war, stützt sich der Wankende und ficht und singt:

‚O, ihr Grossen der Perser, die ihr aus euren Sänften auf den Tod eines freien Griechen blickt, was nützt euch euer weiches, bemaltes Fleisch in den Stoffen der Serer, da ein Wink eures Königs es zum Aas wirft; was euer schön gesalbter Bart, dahinter schon die Schnur euch um den Hals liegt, des Winkes gewärtig eures Herrn.'

„Dein Blut, o Axomenos, springt wie ein Quell. Deine Stimme erlischt, du murmelst:

‚Eure tausend Weiber, ihr Fürsten, verlassen euch mit eurem

Glanz. In Sparta aber wartet des Gatten Jole, die braunäugige Blonde; und kehrt er nicht heim, werden ihre Tränen in den Knaben den Hass der Tyrannen spriessen lassen und die Liebe zum Vaterland.'

„Du sinkst, Axomenos, der Freund fängt dich auf. Vor deinem brechenden Blick aber schimmert es golden. Vorüber schwebt, mit dem hellen Haar der braunäugigen Jole, der Schatten Helenas."

Pandion selbst erbleichte und schloss die Augen. Plötzlich warf er sich nach vorn, die Arme hinausgeschnellt.

„Aber Rache nimmt für den Freund Aristarchos!"

Die Jünglinge umher atmeten wie in einem heissen Traum; und die Frauen, die geschluchzt hatten, nahmen die Hände vom Gesicht.

„Der Schmerz um Axomenos gibt ihm hundert Arme. Er mäht die Perser. Eine Gasse reisst er auf aus Leichen und: Griechen!' ruft er, ‚auf den König!' Da stürzen sie vor, die Männer, indes die schwirrenden Perserpfeile das fahle Licht des Hades verdunkeln und die Elefanten der Satrapen die eigenen Heere zerstampfen. Des Kalogeitos furchtbare Stimme erschüttert den goldenen Turm des Xerxes; er wendet sich ab, schon hebt er die Hand, um die Flucht zu befehlen . . ."

Die Jünglinge um Pandion sahen einander an und lachten. Rauhe Laute der Lust stiessen die Hirten aus. Eine Frau hob ihr Kind sich auf die Schulter, als solle es die Schlacht sehen. Im Olivenhain dunkelte es tiefer. Undeutlich schimmerten dahinten die nackten Leiber der Fischer hervor, die, vom Meer heraufgestiegen, unter der Last ihrer Netze standen. War der dort knorrige Arme warf, ein Mensch? Auch die Stämme der Ölbäume, sturmverrenkt, arbeiteten sich ab im nächtlichen Kampf. Jenseits der Wiesen aber, im westlichen Eichwald, flammte es schwärzlich. Pandion wies dorthin; klagend schüttelte er das Haar.

„Da scheint durch die Nacht des Hades das düstere Gold immer neuer Schilde unendlicher Wälder von Lanzen. Apollon, der feindliche Gott, führt sie her aus den Tiefen Asiens. Schläfst du denn, Pallas Athene? Die Unsrigen rufen sich, im namenlosen Gewimmel, bei Namen. Ach! du antwortest nicht mehr, Kalogeiton. Pylon findet dich nicht; und hundert Speere mit den Armen zusammenraffend, indess tausend Pfeile auf ihn regnen und um ihn her die Köpfe sausen, die sein Schwert durch die Luft wirft, stürzt er zusammen, Pylon, dreimal Sieger in Olympia, versinkt er, der berühmte Mann von Sparta, unter einem Gebirge aus Toten, die einander nicht kennen."

Rings um Pandion und bis in die Tiefe der Ölbäume schluchzten Männer und Frauen, schlugen sich die Brust und schluchzten. Pandion reckte steil die Hände hinauf.

„Noch lebt Leonidas! — und mit mächtig schallender Stimme sammelt er, was übrig ist von den Männern. Sie brechen sich Bahn durch die Leichen. Das Blut fliesst ihnen aus schwarzen Wunden von der Stirn bis zu den Füssen, aber furchtlos höhnen sie den Tod und die Barbaren. Sie zählen sich nicht, keiner fragt nach dem Nachbar, der nicht kam; ragend streckten sie die Speere. Achill aber, zornig aufbrüllend über das Unglück Griechenlands, springt in ihre gelichtete Reihe, er selbst, der Pelide, und rasend von ihrer alten Leidenschaft stürzen ihm nach alle Helden von Troja. Die Erde bebt unter ihrem Toben; Felsen bersten, wie sie hindurchdrängen; und in dem ungeheuren Getümmel verhallt sogar der Schrei der Götter."

Alle, die den Pandion hörten, schrieen auf, und der Sklave Orestes lärmte mit den Zimbeln, um sie in die Schlacht zu versetzen.

„Siege, o Pallas!" rief Pandion schrill. „Helden, siegt mit Leonidas und den Seinen, wie ihr Troja besiegtet! Ach! am Horizont stehen, neu aufgerichtet, die Zinnen der dunklen Stadt, und aus ihrem Tor quillt unauslöschlich die schwarze Flut Asiens. Diesmal unterliegst du, Bezwinger Hektors. Der Schatten Helenas entgleitet deiner sinkenden Hand. Die Helden ersticken im Gewühl wie schlechte Sklaven, und weinend aus erdrückter Brust um die Freiheit Griechenlands, enden sie unter den scheusslichen Füssen der Hekate."

Die Gesichter um Pandion verhüllten sich mit den Händen, und eine tiefe Stille sank herab vom beschatteten Himmel.

„Die Nacht des Hades droht finsterer, und kein Held mehr, der ihr ins Auge sieht?" fragte Pandion, klagend wie ein Kind. „Wie? nur fahle, blinde Leichen trifft ihr Blick?"

Langsam hob er die Stirn.

„Die toten Leiber quillen empor am Fels der Thermopylen. Gestützt von tausend Perserleichen, breitet der tote Leonidas die Arme vor das heilige Tor. Kämpft nun, bevor ihr eindringt, mit euren eigenen Leichen, ihr Barbaren! Unmöglich: sie vermehren sich; Tod gebiert Tod; in ihrer eigenen Nacht ersticken die Barbaren, sinken hin und ersticken; — und über sie hin tasten, düster gleissend, unkennbar einander und grausend vor sich selbst, die Ungeheuer. Geryon, der Riese, umarmt sechsfach die Toten, als bewachte er seine Herde. Die Nymphe Echidna schlingt um sie den Schlangenleib und reisst den Rachen auf. Wehe! ein stinkender Dampf wälzt sich, funkendurchsprüht, daher, nun ihr atmend naht, Sphinx und Chimäre!

Helena flieht. Ihr leichter Schatten schwankt und kreist. Es greift, es schnappt; und wo sie entrann, ballt sich, vor Gier ineinandergestürzt, die Masse der Scheusäligen. Ich, Pandion, sehe ihre Not, sehe den edlen Schatten Griechenlands der Schande verfallen. Tränen überschwemmen mich, ich stürze vor, und unter meinen irdischen Tritten weichen die Ungeheuer auseinander, wie dunkle Luft. Ich ziehe aus dem Gewande diesen Schleier."

„Hier ist er!" rief der Sklave Orestes und schwenkte ihn. Aber da rief vom Waldrand über die dunkelnden Wiesen eine Stimme:

„Komödianten! Sie kommen!"

Und sogleich spaltete sich die Menge um Pandion. Die Weiber kreischten auf vor Freude, die Kinder liefen schon. Pandion rief um so lauter:

„Seht doch die lernäische Schlange! Ihre fünfzig Köpfe reckt sie nach Helena. Wie schön das Gesicht eurer Königin, noch da sie sich ängstet! Unendlich ist die Länge des Ungeheuers, in hundert Ringen um den ganzen Tartaros engt es ihn ein, den Schatten einer Frau. Helena flieht nicht mehr, sie bedeckt die Augen. Ich aber werfe über sie meinen Schleier."

„Sie kommen auf einem Karren, sie tragen Masken. Der ganze Wald ist hell von ihren Fackeln!"

Orestes übertäubte das Geschrei mit den Zymbeln.

„Hört doch, Achäer! Er wirft über sie den Schleier. Der grosse Pandion rettet Helena!"

Pandion rief jubelnd:

„Da lassen ab und sinken zurück alle Bösen. Wiederbelebt vom heilenden Gras der Unterwelt stehen die Helden auf. Aber nicht Achill noch Herakles selbst vermögen diesen leichten Schleier, den sterbliche Hände webten, von den Schultern der Helena zu heben. Sie stehen und klagen tonlos, die schwachen Schatten so furchtbarer Helden, — indes ich, Pandion, mich mit Helena, zum Flug an die Oberwelt, auf Pegasus' Rücken schwinge."

Pandion breitete die Arme aus, und das Gesicht verklärt vom letzten Wiederschein des Tages, tat er Schritte, so glücklich, als entrinne er dem Hades ... Aber er blieb stehen und trocknete mit dem Handrücken die Stirn. Denn nun waren die meisten von dannen, Hirten und Fischer aus dem Ölhain trabten schon dahin über die Wiese, und schon erhellte sich der Wald von rotem Licht.

„Es ist nichts," schrie Orestes und lärmte. „Keine Komödianten sind es. Ein Bettler äfft euch. Hier aber ist Pandion, der den Hades sah, hier ist der Schleier der Helena: seht die Flecken

vom Saft der Asphodelen. Wollt ihr vom Honigkuchen, womit Pandion den Kerberos besänftigte?"

Und Orestes hielt die Hörer, die sich zerstreuten, an den Mänteln fest.

„Einen Obolus! Wie? So grosse Dinge habt ihr vernommen und lauft schlechten Komödianten entgegen"

Nur noch die bekränzten Herren aus der Schenke des Gyps waren bei Pandion. Sie warfen rasselnde Münzen auf Orestes' Zymbeln, und sie sagten:

„Da siehst dus, Pandion: das gemeine Volk versteht dich nicht. Es begreift nicht, dass du nur um deiner hohen Kunst willen sprichst. Sie glauben noch an den Hades, die Dickköpfe, und du lügst ihnen nicht gemein genug. Nicht du: Ktesippos ist ihr Mann. Warum bliebst du nicht bei uns, den Herren? Wir hätten dich reich gemacht."

Und sie gaben noch mehr.

Pandion sah wieder auf seine gekreuzten Arme. Der Sklave Orestes spie die Geldstürke an gegen das Unglück, und er bückte sich vor den Herren.

„Eure Herrlichkeiten haben recht, das weiss ich wohl, ich, Orestes, der ich ein Künstler bin. Der grosse Pandion hat im Verkehr mit dem Göttlichen das Verständnis der Menschen eingebüsst, und er hält es mit den gemeinen Leuten. Sie aber lassen ihn stehn mit all seiner Kunst und laufen Komödianten zu. Ich empfehle mich eurem Wohlwollen.

Auch die Herren gingen über die Wiese. Lange Schatten glitten vom Wald her. Er stand wie brennend: — und hinter der schwarzen Woge des Volkes, worüber Feuerschlangen liefen, nahte der Zug der Thespis. Ein sehr dicker Mann sass, mit Zinnober bemalt, auf einem Esel, er schwenkte einen Becher und sang heiser. Den Karren zogen, hintereinander gespannt, drei Maultiere, und Männer mit Masken ritten darauf, die Fackeln hielten. Der vorderste hatte Helm und Speer. Im Karren hockten Frauen und Kinder. Eine säugte, zwei warfen Augen und Kusshände in die Menge. Kreischen und Händeklatschen brach aus, da eine aufstand und langsam über ihrem nackten Körper den Peplos öffnete. Dazu tanzte ein Buckliger unaufhörlich; und hinterdrein trotteten zwei dürftige Gesellen, die Brot kauten.

Die Scheiben der Räder drehten sich im Grase, das Volk machte kehrt, umringte den Karren, und es drängte sich und kreischte, nun er ins Stadttor fuhr. Die Winkel der Gasse lohten auf vom Fackellicht und erloschen. Das Getrappel entfernte sich. Nun erstarb der Gesang des Silens. Pandion hob den Kopf, er atmete tief auf. Ringsum dunkle Luft; auf der Stadtmauer

glomm die kleine Lampe der Wache ... Da umkränzte eine der schwarzen Zinnen des Waldes ein wenig Silber, und fein und leis schwamm die Sichel des Mondes hervor.

„Wir reisen weiter," sagte Pandion.

„Herr," erwiderte Orestes, „im Walde sind Räuber." Und Pandion:

„Auch sie sind Menschen, und ich werde ihnen von den Helden sprechen, denen sie wohl ähnlicher sind, als die trägen Bewohner dieser Stadt."

„Herr," sagte Orestes, „du hoffst unter den Menschen immer wieder auf die, die fern sind. Möchten die Götter dir Recht geben, aber wir haben schlechte Geschäfte gemacht. Lass mich wenigstens das Säckchen mit dem Geld an der Stelle meines Leibes verbergen, die die heimlichste ist. Auch vergisst du, dass wir zwei Stunden lang gearbeitet haben, und nun essen sollten vor der Wanderung."

„Es sei;" — und Pandion folgte seinem Sklaven unter das Gewölbe des Tores. Orestes setzte sich auf die Bank an der Mauer, Pandion sah dem Aufstieg des Mondes zu: wie der Wald erzen zu glänzen begann und ein bläuliches Band sacht über die Wiese floss. Da wars, als öffneten sich die Bäume, und den Mondstreifen, wie eine Strasse, beschritt eine lichte Gestalt.

(Schluss folgt)

Ein Doppelgänger

In seinen Augen noch das Blau der Ferne,
Der Birkengruppen zarte Einsamkeit,
Geht er im Falle der Kastanienkerne,
Und Wetterleuchten greift ihm in das Kleid.

Die Türen schlagen vor dem Abendwinde,
Die Wäsche von der Leine rafft ein Weib,
Belädt sich hoch und kreischt nach seinem Kinde.
Es tropft. Er sucht sich einen Notverbleib.

Und sitzt am Wirtstisch, trinkt nicht, kann nicht lesen,
Ruft Caliban! und streichelt lang den Spitz.
Er ist auf einem stillen Berg gewesen,
Sieht auf . . . Sein Auge zuckt verklärt im Blitz.

OSKAR LOERKE

Das Unanständige und Kranke in der Kunst

Von ROBERT MUSIL

Der Verfasser dieses Aufsatzes ist der Dichter jenes psychologisch so fesselnden Buches, das vor mehreren Jahren als sein Erstlingswerk erschien und von der ernsten Kritik aufs höchste gerühmt wurde. Es hiess: „Die Verwirrungen des Zöglings Törless", und hat bis heute die Auflage des „gefährlichen Alters" noch nicht erreicht.

Gedanken, die klügeren Menschen längst bekannt sind, eines äusseren Zweckes halber ordnen, hat etwas unleugbar Langweiliges. Aber unter Umständen gibt es nichts, das einen bekannt genug dünken dürfte, als dass es öffentlich nicht noch oft gesagt werden müsste. In Berlin wurde Flaubert verboten. Dass dies wider das Gesetz geschah, weil dieses sagt: der geschlechtliche Reiz einer Darstellung ist erlaubt, wenn ein künstlerischer Zweck damit verbunden, hat bereits Alfred Kerr hier mit wenig Worten unwiderleglich gemacht. Aber in Frankfurt a. M. wurde auch ein Vortrag der Karin Michaelis über das kritische Alter der Frau verboten und in München wurde er zu halten nur vor Zuhörern einerlei Geschlechts, so oder so, gestattet. Und man denke sich aus, die Eintracht von Behörde und deutscher Meinung in folgenden Fällen:

Ein Händler und Förderer würde ausstellen Werke japanischer Holzschneider, in denen in ungeheuerlichen Durchschlingungen mehrere Paarungen traubig sich knäueln, Körperteile wie Fühlfäden über dem Boden tasten oder wie Korkzieher in der unsagbaren Leere der nachträglichen Enttäuschung sich wieder in sich zurückwinden, Augen wie zitternd quirlende Blasen über stieren Brüsten hängen. Oder ein Künstler würde darstellen den — im Grunde doch nur bürgerlichen — Vorgang, den Franzosen, Félicien Rops etwa in seinen Briefen, schwärmend den Kuss des heiligen Hügels nennen, nehmen wir an — wegen des hundegieprig gekrümmten Rückens des Mannes und der weit, unbestimmt suchenden Gleichgültigkeit der Frau. Oder ein Schriftsteller

würde schildern, wie einer auf die zitternden Hände seiner Mutter sieht und lügt, lügt, darauf lügt, dass sie immer müder und zitternder werden, irgend etwas gar nicht Wahres, Erfundenes, bloss Wehtuendes. Oder schildern : eine nah Verwandte nackt am Operationstisch, vom Messer schon angefressen ; empfunden, wie man bei einem Unglück eine Frau fasst, gleich einem Gegenstand, und sie so entkleidet ; mit dem eingeengten Bewusstseinshorizont rascher Entschlüsse. Empfunden auch mit Nichtdenken an Bezirke, die man nie betreten hat. Aber irgendeiner spricht — sachlich, wenig, medizinisch — ein Dirigierender, ein Herr und etwas liegt reglos dargeboten, eine Wunde, halb fremd hier, blumenhaft, halb blutig Schleimendes, geöffnet, mitten in der weissgespannten Haut der Seite, wie ein Mund . . . Eine automatische Assoziation . . . küssen, die wehrlose Haut der Lippen daraufpressen. Warum ? Wer weiss es ? Eine äussere Ähnlichkeit, eine Wehmut ? . . . Ein Sekundenteil Grauen darüber und dann wieder Kommandoworte und schnelle Handgriffe. Und plötzlich eine unvorhergesehene Abrechnung, blitzschnell mit dem eigenen Leben, unbestimmt lange lauernd gewesen auf diesen zufälligen Augenblick der Schwächung : Kommandos, Handgriffe auch innerlich, noch im allein mit sich sein diese Idiotie der Linie, der Bahn, sausend leer die Seele um das Massigste, Verlässlichste zusammenknüllend. — Eine Hemmung ist das (empfunden vielleicht als Auflehnung gegen den Professor und die gespannte Sachlichkeit von Kollegen, vielleicht erschrocken als weiches, tief innen im Dunkel gegen sich selbst Stossen), ein Zerflattern ; Blätter eines aufgegangenen Knäuels: Ich flattern langsam, schwankend ; fernes, blasses Nebenher, unterdrückte sonst und zeitlich gehetzte Halbvorgänge, Teile von Erregungen, nie vollendet, dennoch geschlechtlich, dennoch unerlaubt hier, dennoch promethisch, werden zum ersten Male fühlbar. Und werden — manchmal, für eine Weile gerade durch den scharfen, ruhigen Gleichschritt wissenschaftlicher Worte emporgehoben — taghell, grausam, zum Kampf um ihre Existenz gerufen, feindselig und voll schon von den Qualen, die im harmlos engen Nebeneinanderleben sie sanft ersticken werden. Und ein Schriftsteller würde darauf beharren : auch eine Mutter, eine Schwester,

bleibt nackt eine nackte Frau und wird es für das Bewusstsein vielleicht gerade erst unter Umständen, die dies am verwerflichsten erscheinen lassen; so ungefähr, mit besser durchgeführter Erfindung.

Herr v. Jagow hat bloss in einem leicht zu durchschauenden Fall, der sich um Handlungen drehte, aus deren Vollzug ernstlich niemandem ein Vorwurf gemacht wird, den mit der Darstellung verbundenen künstlerischen Zweck übersehen, der nicht belehrend angeheftet war, sondern in Wert verleihenden Menschlichkeiten lag, die licht und zitternd um die Art des Sagens schwangen. Aber es gibt Fälle, wo bei allem menschlichen Wert des Dargestellten und bei aller Kunst der Darstellung und trotz aller Anerkennung, die ihnen nicht versagt zu werden braucht, dennoch der zur Rechtfertigung genügende künstlerische Zweck geleugnet oder einem andern hintangesetzt wird; Fälle, die von künstlerischer Darstellung auszuschliessen, das Programm nicht etwa nur von Polizeipräfekten und Staatsanwälten, sondern heute auch von kunstbestrebten Zeitschriften bildet. Ich habe solche angedeutet und werde über sie sprechen: Es gibt Dinge, über die man in der Kulturgemeinschaft Deutschlands nicht spricht. Diese Tatsache erfüllt nicht nur mich mit Scham und Zorn und ich werde ihr entgegen den Standpunkt vertreten, dass die Kunst das Unmoralische und Verwerflichste nicht nur darstellen, sondern auch lieben dürfe.

Ich setze dabei voraus, dass es — was man vernünftigerweise nicht im allgemeinen leugnen wird — Unmoralisches und Verwerfliches und Krankes vom Standpunkt der Gesellschaft aus ganz mit Recht gibt. Dann gibt es aber nur drei Möglichkeiten für die aufgestellte Behauptung: Entweder das Unanständige und Kranke ist, von einem Künstler dargestellt, gar nicht mehr es selbst. Oder man müsste annehmen (abgesehen von den Fällen, wo es nur zur Kontrastwirkung, um angeklagt zu werden und dergleichen, dargestellt wird —, Fällen, die es überdies nicht gibt), dass die Liebe eines Künstlers dafür etwas anderes ist, als was man sohin an Wirklichkeiternst fordert (nämlich — um keine Sekunde lang die schlipsumflatterte Verwechslung mit dem Schalk und Überschwang von Künstler zuzulassen — : ein Kunst-

ernst). Oder das Unanständige und Kranke hat überhaupt auch im Leben seine guten Seiten.

Alle drei Behauptungen sind in gewissem Sinne richtig.

Kunst kann Unanständiges und Krankes wohl zum Ausgangspunkt wählen, aber das daraufhin Dargestellte — nicht die Darstellung, sondern das dargestellte Unanständige und Kranke — ist weder unanständig mehr noch krank. Ohne alles Sakristeigeplapper von der Mission des Künstlers ist das ein Axiom, das allein schon aus der nüchternen Betrachtung der spezifischen Funktionen folgt, durch die das Kunstwerk zustande kommt. Andere Begierden als künstlerische befriedigt man nämlich nicht durch sie ; man kann solche viel einfacher und ohne ablenkende Anstrengungen in der Wirklichkeit befriedigen und man befriedigt sie mit hinreichender Genugtuung überhaupt nur in der Wirklichkeit. Das Bedürfnis nach (künstlerischer) Darstellung empfinden, heisst — selbst dann, wenn Begierden des wirklichen Lebens den Anstoss geben sollten — kein dringendes Bedürfnis nach ihrer direkten Befriedigung haben. Es heisst etwas darstellen : seine Beziehungen zu hundert andern Dingen darstellen ; weil es objektiv nicht anders möglich ist, weil man nur so etwas begreifbar und fühlbar machen kann , . . . wie ja auch wissenschaftliches Verständnis nur durch Vergleichen und Verknüpfen entsteht, wie menschliches Verstehen überhaupt entsteht. Und wenn auch diese hundert anderen Dinge wieder unanständig oder krank wären : die Beziehungen sind es nicht, das Auffinden von Beziehungen ist es niemals.

Es ist nicht anders als bei der Wissenschaft ; in wissenschaftlichen Büchern findet man alles, die harmlosen anatomischen Unanständigkeiten und Perversitäten, deren inneres Bild man aus den Elementen einer gesunden Seele kaum mehr rekonstruieren kann ; man lasse sich durch Deckeinstellungen, wie Mitgefühl, soziale Verpflichtung oder die (zwinkernde) Heilandsmaske der Mediziner nicht täuschen, das Interesse an den Vorgängen ist ein direktes, es sucht Wissen. Und auch die Kunst sucht Wissen; sie stellt das Unanständige und Kranke durch seine Beziehungen zum Anständigen und Gesunden dar, das heisst nichts anderes als: sie erweitert ihr Wissen vom Anständigen und Gesunden.

Der Eindruck, den ein Künstler erhält, irgend etwas Gemiedenes, eine unbestimmte Empfindung, ein Gefühl, eine Willensregung, zerlegt sich in ihm und die Bestandteile, losgelöst aus ihrem gewohnheitsstarren Zusammenhange, gewinnen plötzlich unerwartete Beziehungen zu oft ganz anderen Gegenständen, deren Zerlegung dabei unwillkürlich mit anklingt. Bahnungen werden so geschaffen und Zusammenhänge gesprengt, das Bewusstsein bohrt sich seine Zugänge. Das Ergebnis ist : eine meist nur ungenaue Vorstellung des zu schildernden Vorganges, aber ringsherum ein dunkles Klingen seelischer Verwandtschaften, ein langsames Bewegen weiter Gefühls-, Willens- und Gedankenzusammenhänge. Dies ist, was wirklich geschieht, und so sieht ein kranker, hässlicher, unverständlicher oder bloss konventionell missachteter Vorgang in dem Gehirn des Künstlers aus. So aber — in eine Kette von Beziehungen verknüpft, von einer Bewegung ergriffen, die ihn hebt, mit sich zieht und den Druck seiner Schwere aufhebt — muss er auch in dem Gehirn dessen aussehen, der die Darstellung versteht. Dieses Ganze ist der Gegenstand, der dargestellt wird, und darauf beruht — und auf nichts anderem, auf keiner mit Hofschauspielerdezenz leierschlagenden Sittlichkeit — eine reinigende, automatisch entsinnlichende Wirkung der Kunst. Was in der Wirklichkeit wie ein heisser Tropfen zusammengeballt bleibt, wird hier aufgelöst, auseinandergezogen, verflochten, — verseligt, vermenschlicht. Es genügt, einmal das Werk eines Kranken in Händen gehabt zu haben, um den Unterschied des Produktes zu verstehen.

Freilich, die Kunst stellt nicht begrifflich, sondern sinnfällig dar, nicht Allgemeines, sondern Einzelfälle, in deren kompliziertem Klang die Allgemeinheiten ungewiss mittönen, und während bei dem gleichen Fall ein Mediziner für den allgemeingültigen Kausalzusammenhang sich interessiert, interessiert sich der Künstler für einen individuellen Gefühlszusammenhang, der Wissenschaftler für ein zusammenfassendes Schema des Wirklichen, der Künstler für die Erweiterung des Registers von innerlich noch Möglichem und darum ist Kunst auch nicht Rechtsklugheit, sondern — eine andere. Sie legt die Personen, Regungen, Geschehnisse, die sie bildet, nicht allseitig, sondern einseitig dar.

Etwas als Künstler lieben, heisst somit, erschüttert sein, nicht von seinem Wert oder Unwert im letzten, sondern von einer Seite, die sich plötzlich daran öffnet. Kunst zeigt, wo sie Wert hat, Dinge, die noch wenige gesehen haben. Sie ist erobernd, nicht pazifizierend.

Sie sieht also auch an Geschehnissen, vor denen anderen graut, Wertseiten, Zusammenhänge. Bei den meisten Zusammenstössen zwischen Kunst und öffentlicher Meinung werden nun entweder diese Werte nicht erkannt, der typische Fall aber ist, dass schon der Versuch, sie zu erkennen, abgelehnt wird, aus Grauen über die Umstände, unter denen sie gewonnen werden. Man belehrt den Künstler, in einem gesunden Menschen habe die Impression, die er da zerlege, keine Bestandteile, sie sei durch und durch Ekel. Und dagegen bleibt Besseres als bescheiden der Evidenz zu gedenken, die der Drehung der Sonne um die Erde immerhin reichlich lange anhaftete, nur eines : auf dem letzten Grund dieser Widersprüche den Kampf aufzunehmen, die Theorie zu verfechten, dass man — in dieser Zeit, die sich mit Dekadence und Gesundheit so viel ängstigt — die Grenze zwischen seelischer Gesundheit und Krankheit, Moral und Unmoral viel zu grob geometrisch sucht, wie eine Linie, die zu bestimmen und zu respektieren sei (und jede Handlung muss entweder diesseits oder jenseits sein), statt anzuerkennen, dass es keine seelischen Gifte schlechtweg gibt, sondern nur die giftige Wirkung eines funktionellen Überwiegens des einen oder andern der seelischen Mischungsbestandteile — wobei man an einem Übermass wohlgelittener nicht weniger eklig erkrankt als am Gegenteil —, dass jede Handlung, jedes Gefühl, jeder Wille, jede Interesserichtung — oder wie sonst man das aufzählen soll, was vorgebracht zu werden pflegt, um einen Dichter und seine Figuren seelischer Minderwertigkeit zu verdächtigen — an und für sich sowohl gesund wie krank sein kann, dass es in jeder gesunden Seele Stellen gibt, die solchen in kranken gleichen, und dass es zur Entscheidung nur auf das Ganze ankommt, auf ein Zahl-, Flächen-, Gewichts-, Spannungs-, Wert- oder noch so kompliziertes Verhältnis der heute als krank und gesund geschiedenen Einzelheiten, die nicht ein für allemal diese Bedeutung haben

dürfen, sondern nur jeweils gemäss ihrem Ergebnis in einem bestimmten Fall einer bestimmten Seele.

In Wahrheit gibt es keine Perversität oder Unmoral, die nicht eine sozusagen korrelate Gesundheit und Moral hätte. Das setzt voraus, dass zu allen Bestandteilen, aus denen sie sich aufbaut, analoge auch in der gesunden und zusammenlebenstüchtigen Seele sich finden. Und diese Voraussetzung ist richtig und wird keinem Dichter zu beweisen schwierig sein, welche Beispiele immer man ihm vorlegt. Jede Perversität lässt sich darstellen. Sie lässt sich darstellen durch ihren Aufbau aus Normalem, da man die Darstellung sonst nicht verstünde. Beruht auf der Tätigkeit dieses Aufbaues die Entsinnlichung der Darstellung, so auf seiner Möglichkeit die Menschlichmachung des Vorbilds. Kann der Aufbau aber überdies an entscheidender Stelle wertvolle Bestandteile enthalten, so die Wertmachung. Dies ist der Schlüssel zu der Kombinatorik, welche das Verständnis und die künstlerische Liebe auch des Unmoralischen und Perversen möglich macht.

Sie gilt einem intellektualisierten, wie ein Chemiker sagen würde, „angereichertem“ Abbild. Aber zu ihm kann es im Leben auch ein genaues Urbild geben. Obzwar also nicht geleugnet werden soll, dass es Krankes und Unmoralisches gibt, muss doch in den Denkbereich gerückt werden, dass man die Grenze anders bestimmen müsse. An einem Beispiel: man wird anerkennen müssen, dass ein Lustmörder krank sein kann, dass er gesund und unmoralisch sein kann und dass er gesund und moralisch sein kann; bei Mördern tut man's ja.

Sobald durch eine Kunst, die solches nicht vermeidet, Werte gezeitigt werden, ist es unwürdig und zaghaft, dagegen zu eifern. Man wird das Gebiet nicht betreten, wenn nicht bestimmte Werte locken, aber der Pausbäckchen-Standpunkt mit der um jeden Preis gesunden deutschen Kunst ist beschränkt. Gefahren brauchen nicht geleugnet zu werden. Es gibt halbe Begierden, die nicht hinreichen, um ihre Verwirklichung im Leben zu wagen, dennoch um sie in der Kunst zu versuchen, und es kann Menschen geben, die dazu Leben wie Kunst benutzen. Aber entweder erleiden sie dabei jene energieverwandelnde Wirkung (und dann

ist es ganz gleich, ob die Leute nebenbei auch krank sind), oder es kann von Kunst eigentlich nicht gesprochen werden. Trotzdem mag dies alles nicht hinreichen, um jede Nebenwirkung auszuschliessen, es mag auch richtig sein, dass man im Publikum gern bloss den Rohstoff aufnimmt, richtig, dass Kunst auf beweglichere, undiszipliniertere Innerlichkeiten wirkt als Wissenschaft und darum gefährlicher wird: aber all das sind Schwierigkeiten und keine Gegengründe. Auch die Wissenschaft hat ihr Gefolge seelischer Marodeure, und trotzdem wird man sie nicht verbieten, wenn sie — was sich anbahnt — weiter ins Volk gedrungen sein wird als heute. Was man für sie tut, muss man auch für die Kunst tun: ungern gesehene Nebenwirkungen um des Hauptziels willen in Kauf nehmen, überdies durch gesteigerte Wunderbarkeit dieses Hauptziels sie entwerten. Denn man soll nach vorwärts reformieren und nicht nach rückwärts; gesellschaftliche Krankheiten, Revolutionen sind durch konservierende Dummheit gehemmte Evolutionen.

Man wird auch im wirklichen Leben anders denken lernen müssen, um Kunst zu verstehen. Man definiere als Moral irgend ein Gemeinsamkeitsziel, aber mit einem grösseren Mass gestatteter Seitenpfade. Und stimme die Bewegung darauf zu auf starken Vorwärtswillen, um nicht bei jedem Grübelchen am Weg Gefahr zu leiden, hineinzuplumpsen.

Dieses zarte Stück ist von dem in Güstrow lebenden Bildhauer geschrieben, dessen wuchtige Werke die Sezession gezeigt hat.

Die Fiedel

Von ERNST BARLACH

Neulich traf ich einen Alten, der hatte seine Fiedel unterm Kinn und seine Finger waren zitterig und knochig.

Und ich kehrte wieder um, als ich vorbei war, aber der Alte hatte mich nicht gerufen und er hatte auch sonst niemand gehört und wunderte sich, warum meine Füsse die Wegwitterung verloren hatten und ich so schnell vergass, was ich in der Ferne suchte.

Das musste an dem Alten liegen und ich fragte ihn, was er da machte.

Musik, sagte er.

Und da wollte ich gerne wissen, was für ein Ding sie eigentlich wäre, wie sie denn aussähe?

Nun, sagte der Alte, ob ich nicht sehen könnte — dünne Strähnen lang und dünne Streichfäden quer —

Und da wollte ich wohl eine Faustvoll sammeln, denn sie schmeckten meinen Ohren gut und ich verlangte, wo sie denn wüchsen, dass man sie pflücken könnte.

Aber sie wachsen gar nicht, sie würden gespielt, sagte der Alte.

Und weil ich sehr begierig war und schnell grosse Lust bekommen hatte, an den Strähnen lang und quer, so wollte ich auch spielen und versuchte es und bekam gleich einen grossen Schrecken, denn die Saiten behagten sich gar nicht in meinen Händen und fauchten nach meinen Greiffingern, zeterten und mauzten vor übler Lust, und wie ich weiter versuchte, sangen sie erst recht nicht und weinten und kreischten, verzogen wie sie waren, und verlangten in die Arme des Alten zurück.

Dieser Schlaukopf, er log, was er mir erzählte; er selbst war die Musik und ich täte ihm gerne seine dünnen Knochen-

finger stehlen, denn wenn sie die Saiten streicheln, dann sind sie gleich wieder lieb und gut, selbst wenn sie laut geweint haben und eigensinnig gewesen sind. Dann tun sie anklägerisch, dass ich so ungeschickt gewesen bin und niemals ein rechter Saitenverführer werde und lachen mich aus und sind lustig und denken nicht an Mauzen und Schmollen; sie können nicht verstehen, dass es trübe Augen gibt und Stirnen, die in einem Netz von Runzelfalten hängen, und verlangen, dass alles grade so ausgelassen ist wie sie.

Und ich täte dem Alten gerne seine weissen Haare abschneiden und liesse mir eine Perücke daraus machen, denn wenn sie im Winde wehen und Geheimnisse flüstern, dann horchen die Saitenkinder hoch auf und lassen sich erzählen, wie der Alte auch mal jung war und weinen mit ihm über seine verwelkten Erinnerungen und seine getrockneten Andenken.

Ich täte auch gerne des Alten Augen vertauschen gegen meine eigenen; die sind wohl scharf und blank und haben weitfliegende Blicke, aber wenn seine in die Ferne wandern, wie der Wind ins Genick springenden Wolken, schwimmen und baden im Abendrot, den Durst zu löschen nach Farbe und Schönheit, dann wissen sie besser, was heimbringen den zauberlüsternen Saiten geschenkt, Gesammeltes und Geraubtes, und was sie am liebsten hören mögen, Erzähltes und Abenteuerliches aus der Ferne.

Darum machen sie sich eilig auf, knixen ihre höflichsten Knixe vor der Feldlerche und bitten um einen Tanz himmelan.

Darum fliegen sie meilenweit, flattern und schmeicheln um die fernen blauen Berge und lauschen auf Neuigkeiten und horchen aufs Geschwätz der Ehrwürdigen am Horizont. Was die blaue Ferne im Innersten denkt, des flüchtigen Schwans Wanderlied am Himmel und was die Lerche von der Heimat singt, das bringen die schnellen eifrigen Blicke den dünnen Saiten heim auf die Fiedel.

Das sind Finger und Augen, das ist das Schneehaar eines Hexenmeisters von Geiger, der hat sich die zarten, verwöhnten Dinger ganz jung irgendwo auf seine Geige gestohlen, hat sie mit seinen Märchengedanken verzaubert und mit seinem kinder-

lieben Gemüte gehätschelt und mit immer neuer Zauberei verlockt er sie weiter in die Ferne.

Er macht sie glauben, er wäre ihr rechter Vater und sie seine eigenen Kinder, so lieb hat er sie; zu schwatzen mit ihnen ist seine einzige Freude und er würde sein Leben verlieren, wenn sie ihm stürben und er ihre Plapperstimmen nicht mehr hören, wenn er sie nicht mehr mit kosenden Fingern streicheln dürfte und sie zum Lachen oder Weinen bringen mit lustigen Spässen vom Himmel oder mit Trauermähren aus der Vergangenheit.

Er hat sie ganz zu seinem Willen verführt und mit seinen Seeligkeiten genährt, all ihr Singsang, all ihr innigstes Geschwätz ist die Wiederholung, die Verjüngung seiner vertrautesten Gedanken, die ganze Musik seiner Geige spricht die Sprache seiner alten, junggebliebenen, freude-innigen, trauerfreudigen eigenen Seele.

Fernweh

Ein Sonett

von HERBERT EULENBERG

O hartes Dasein auf der deutschen Erde,
von Musen nicht, von Künsten kaum umschmeichelt,
und vom Verständnis bäurisch plump gestreichelt,
verhasst als Fremdling bei der grauen Herde.

Wie Glocken dumpf aus dichtem Nebel klingen
schallt unser Wort und Werk hier ob dem Lande,
zergrübelt und gewogen vom Verstande
will es nur schwer in dürre Herzen dringen.

Man möchte mit den Wandervögeln steigen
und dieses spröde kalte Volk verlassen,
im fremden Land in unsrer Sprache schweigen,

im Reichtum der Vergangenheiten prassen
und träumend nur den Puls der Zukunft fassen
und geizig nichts von unserm Innern zeigen.

Stendhals Römische Spaziergänge

Die endlich erscheinende Verdeutschung der „Promenades dans Rome" (geschrieben 1828) will eine Ehrenschuld Deutschlands gegenüber einem der geistreichsten Reisewerke des 19. Jahrhunderts abtragen, das in Frankreich längst den Rang eines standard work einnimmt und von dem Italien selbst schon seit Jahren eine reich illustrierte Uebersetzung besitzt.

Hippolyte Taine, der Stendhal früher Vergessenheit entriss, zeigt in seiner „Reise in Italien" unzählige Anlehnungen an dessen Reiseschriften; er hat von Stendhal vorweggenommene Gedanken systhematisch weitergebildet und nach seinem Vorbild der Aesthetik ganz neue Wege gewiesen. „Man muss den Schlüssel zum Verständnis der alten Denkmäler in den Sitten ihrer Errichter suchen", sagt Stendhal; und so laufen die kulturgeschichtlichen Darstellungen stets neben den kunstgeschichtlichen einher und bereiten ihnen den Boden.

Ein Jakob Burckhardt ist in Stendhals Fussstapfen getreten, als er seine „Kultur der Renaissance" schrieb; und durch Burckhardt wieder lernte Friedrich Nietzsche jenen geistreichen Franzosen kennen und bewundern. . . . Stendhals Neigung, die Schönheit aus der Leidenschaft zu erklären, seine Wahlverwandtschaft mit dem leidenschaftlichen italienischen Volkscharakter, gaben ihm Augen für den „dionysischen" Untergrund der italienischen Renaissancekunst, den seine Zeitgenossen über ihrer „apollinischer" Formenklarheit vergassen. Nach seinem Vorbild setzte dann Nietzsche in der „Geburt der Tragödie" seinen Mitlebenden Augen für den dionysischen Untergrund der griechischen Kunst ein; ja seine ganze Lehre vom Uebermenschen wurzelt in Stendhals leidenschaftlicher Bewunderung für die Kraftnaturen der Renaissance.

* * *

Erst heute lassen sich die vielfachen Wirkungen Stendhals, der zu seinen Lebzeiten wenig beachtet war, auf die Elite seines Jahrhunderts abschätzen; er ist einer jener „unterirdischen Klassiker", deren Bedeutung erst mehrere Menschenalter nach ihrem Tode hervorspringt. „Ich werde erst um 1900 gelesen werden", hat er selbst des öfteren prophezeit; diese Prophezeiung ist heute wahr geworden, wo die Menschheit seinem psychologischen Scharfblick entgegengereift ist.

Ein ungewöhnliches Mass völkerpsychologischen Blickes tritt in diesen „römischen Spaziergängen" entgegen, die im leichten Plauderstil hingeworfen scheinen und doch eine Fundgrube unverwelklicher Impressionen, geistsprühender Beobachtungen, anregender und belehrender Einzelheiten sind. Es dürfte wenige Bücher von gleich weltmännischem unaufdringlichem, selbständigem Gedankenreichtum geben, insbesondere wenige über Rom, das die Reisenden sonst zu hochtrabendem Pathos, zu kritikloser Bewunderung und zum Nachbeten abgestempelter Meinungen zu verführen pflegt.

Und darum ist dieses Buch noch heute durchaus modern, insbesondere in der deutschen Ausgabe (von mir und Ernst Diez herrührend), in der mancherlei veraltete Baedekerweisheit zu Nutz und Frommen des lebensfrischen Restes ausgemerzt wurde . . .

Auch dadurch unterscheidet sich die deutsche Ausgabe vorteilhaft vom Original, dass sie in ausführlicher Einleitung eine Geschichte der Entstehung des Werkes, eine Untersuchung von Stendhals Kunstanschauung im Verhältnis zu seinen Zeitgenossen, sowie eine Fülle von Anmerkungen bringt, die das, was dem heutigen Rompilger nicht ohne weiteres verständlich ist, kurz erläutern. Endlich erhöhen die 24 beigefügten Kupfer des berühmten Stechers Piranesi, des „Rembrandts der Ruinen Roms", die Anschaulichkeit der Darstellung, indem sie die ewige Stadt ungefähr so im Bilde zeigen, wie Stendhals Augen sie sahen und wie wir sie heute nicht mehr sehen.

Der grosse Kosmopolit, der Stendhal hiess, sagt manches, was unsren eigenen Gefühlen die Zunge löst oder unsere Kenntnis vom alten Land unsrer Sehnsucht erweitert.

FRIEDRICH VON OPPELN-BRONIKOWSKI

Vernichtung der sittlichen Person

Die Todesstrafe ist eine Rechtsstrafe. Das Recht hat Rechtspersonen zur Voraussetzung, auch wo es von Sachen handelt. Rechtspersonen sind und bleiben sittliche Personen. Keine Rechtshandlung darf auf die Vernichtung der sittlichen Person abzielen. Die sittliche Person aber ist an das physische Leben gebunden.

Die Rechtsstrafe hat daher Halt zu machen vor dem Leben des Menschen.

Ob der Mörder in Freiheit gehandelt hat, das entzieht sich unserem Wissen. Pathologie und Soziologie sollten uns dies gründlich klargemacht haben. Wenn wir dennoch für das eigene Schuldbewusstsein des Verbrechers, nicht für unsere Selbstgerechtigkeit und für unser kausales Wissen, die Idee der Freiheit nicht aufgeben, so dürfen wir um so weniger die Selbsterhaltung des Verbrechers, vielmehr seiner sittlichen Persönlichkeit preisgeben.

In meiner „Ethik des reinen Willens" (2. Auflage, 1907, S. 379 bis 382) ist auf Grund des Zusammenhangs der Begriffe Freiheit, Autonomie und Selbsterhaltung die Begründung dieser Ansicht versucht worden.

Marburg PROF. DR. HERMANN COHEN
Geh. Reg.-Rat

Vive la bagatelle!
Swift

SCHWEINESCHLACHTEN

Morgengrauen auf dem Schlachthofe des Gerichtsgefängnisses zu Insterburg. Die Stalltür öffnet sich. Ein uniformierter Geselle treibt ein junges Schwein heraus, das gottserbärmlich schreit und sich gegen das Schicksal sträubt, zu Wurst zu werden. Ein ganz junges Schwein mit rosiger Haut, die im Frühlicht glänzt. Um seine Hinterläufe hat man einen schwarzen Sack gehängt, wohl um das Weglaufen zu verhüten.

Ein merkwürdiges, aufrecht gehendes Schwein. Hat sogar einen Namen, heisst Auguste Milkoweit, war Dienstmagd und soll nun geschlachtet werden, weil es bösartig ist und ein paar Mitschweine totgebissen hat.

Mitten im Hofe steht der Schlachtblock. Klotzig, breit, mit blutunterlaufenem Rücken. Und Schlächtermeister Schwietz hält das blinkende Beil in der Faust, bereit, loszuhacken. Zuschauer sind auch da. Halb ärgerlich, in der kalten Morgenluft hier stehen zu müssen. Halb interessiert. Doch ein prickelndes Gefühl, zu sehen, wie ein Lebewesen abgemurkst wird, wenn's auch nur ein Schwein ist. Um das Todesröcheln zu hören und Blut zu riechen. So ein junges Tierchen. Wie appetitlich weiss die Haut schimmert. Und wie es vor Angst quiekt . . .

Das Schwein wird vor den Schlachtblock gezerrt. Die Gesellen packen es an Leib und Hals, den Kopf auf die Schnittfläche zu bringen. Aesthetisch sieht das freilich nicht aus. Gott, Schlächter müssen ein bischen roh sein; das gehört doch zum Metier. Das Schwein sträubt sich in Todesangst. Zerrt am Strick, presst den Kopf an die Erde. Schreit so entsetzlich, so trostlos, so menschlich jammernd. Ostpreussische Richter haben Gott sei dank gesunde Nerven. Sehen zu, wie das Schwein immer wieder hochgebracht wird. Wie seine Kräfte allmählich erlahmen. Wie das gellende Geschrei dumpfem Stöhnen weicht. Noch ein strammer Ruck. Das Beil saust pfeifend durch die Luft. Und ein Strahl spritzt auf. Färbt Brust und Schultern rot und sickert dann Tropfen auf Tropfen zum gefrorenen Erdreich hinab.

Das Schlachtfest ist zu Ende.

Dr. OTTO HEUER

FASCHINGSHUMOR

Heute morgen hatte ich den fanatischen Einfall, mir sämtliche Faschingsnummern zu bestellen. Wenige Minuten später kam ein Messenger-boy und händigte mir ein halbes Dutzend Zeitungen ein. Ein unerklärliches Schamgefühl hatte mich gehindert, mein wollüstiges Bedürfnis beim Kiosk persönlich zu bekennen. Der Junge lächelte mich mit verkniffenen Augen an und schien mich für etwas Kreuzfideles zu halten. Ich zahlte ihm in meiner Heiterkeitswut 1,30 Mark und stürzte mich auf die Lektüre: Münchner Neueste Nachrichten, Berliner Skandalanzeiger, Berliner Blaueste Nachrichten usw. Ich sollte auf die Kosten kommen.

Bei der dritten Nummer hielt ich inne. Ich konnte nicht mehr weiter. Ich habe mir die linke Wange schief, das rechte Auge blau gelacht und mein Schreibtischfauteuil ist ganz wackelig geworden. Göttliche Krapfenseele, chokoladen-knofelige Gemüter. Spottdrosseln der Wortverdrehung! Atlasse der Übertreibung, Exzentric-Komiker aus Kalau — ich grüsse Euch. Seit ich bei Bols zum ersten Male die Schnapskarte las, war ich nicht so aufgeräumt.

Oder soll man sich nicht wälzen, wenn der Reichskanzler im Parlamentsbericht der „M. N. N." Betmal a. d. Holzweg. der Abgeordnete Erzberger Herr Schmerzberger heisst? Im „Skandalanzeiger" eröffnet gar der Präsident von Drescher die Sitzung. Es ist zum Quietschen. Dann lese ich wieder in den „M. N. N." die hochironische Nachricht, dass die übrigen 235 Encykliken des Papstes erst in der nächsten Nummer veröffentlicht werden. Ein Zentrumsführer wird Quasselberger genannt und eine neue Grammatik der Affensprache soll an den Gymnasien bloss deswegen nicht eingeführt werden, weil ihr die unregelmässigen Verba fehlen. Dieser Humor ist so beissend, dass es mich nicht erstaunte, wenn hundert Oberlehrer den Unterricht der klassischen Sprache aus gekränkter Eitelkeit aufgäben und Witzblattredakteure würden.

Ein paar Witze über Ehrlich-Hata liessen sich die „M. N. N." im Gegensatze zu den Blauesten völlig entgehen, dafür arbeiten sie heftig mit dem „gefährlichen Alter", deren Autorin einmal Michel-Karinelis und das andere Mal Michaela Garis heisst.

Ich scheine doch nicht das richtige Medium zu sein. Aber ich kann nicht leugnen, dass ich gern gelacht hätte und diesen widernatürlichen Wunsch mit Magenschmerzen büsse. Famos war zum ersten Male der Gedanke, im Stil einer ernsten Zeitung sämtliche Rubriken zu verulken. Ich begreife, dass der Erfolg die Veranstalter ein paar Jahre lang zu Wiederholungen verleitete. Doch grauenvoll ist die Vorstellung, sich noch Jahrzehnte hindurch von dieser Fülle periodisch ausbrechender Laune umwogen zu lassen.

Offenbar leiden die Faschingskomiker an zu viel Konkurrenz. Ich meine den Witz der Wirklichkeit, die satirische Laune der aktuellen Ereignisse, die sich schwer überbieten lässt. Nahezu jede Nummer der Tagesblätter bringt eine ernsthafte Faschingsnotiz, berichtet bald über drolligste Formen eines Professorenstreites, über ein Verbot Flaubertscher Tage-

bücher aus Sittlichkeitsgründen, über die Missachtung Rodins aus künstlerischer Überzeugung, über die Meisterschaft des neuesten Reinhardtschülers Bonn als König Oedipus; und auch dass bereits der zweite Mörder der Frau Hoffmann wegen Unschuld aus der Haft entlassen werden musste, hat — nur nicht für den betroffenen Sattlermeister — einen komischen Beigeschmack. Wir lachen täglich aus freien Stücken . . . ohne Faschingsnummern.

Doch alljährlich geht mir das Herz auf, wenn ich tuchumwickelte, frostbeulenverzehrte Zeitungsverkäuferinnen mit Schellenkappen erblicke. Strassenelend bewimpelt mit Humor. Der beste Witz auf ungezwungene Karnevalslaune.

EMIL FAKTOR

ERKLÄRUNG

Ich habe bis zum letzten Moment nicht die Hoffnung aufgegeben, meine Freunde zu überreden, von der Veröffentlichung des Artikels gegen den Herrn Polizeipräsidenten von Jagow im ‚Pan' Abstand zu nehmen. Denn es widerstrebt mir aufs Äusserste, eine Angelegenheit, in die meine Frau und ich verwickelt sind, öffentlich zu behandeln. Da in den Verträgen des ‚Pan' mir kein Vetorecht zusteht, war ich entschlossen, im letzten Augenblick aus der Zeitschrift ‚Pan' als Herausgeber und Verleger auszuscheiden.

Die Erklärung des Herrn von Jagow im „Lokal-Anz.": „Was der ‚Pan' gegen mich persönlich schreibt, ist mir gleichgültig. Will er sich über die Handhabung der Zensur beschweren, so möge er den Instanzenweg beschreiten" zwingt mich, ihm auf das politische Gebiet zu folgen und meine politischen Freunde gewähren zu lassen.

PAUL CASSIRER

Für unverlangte Manuskripte kann keine Garantie übernommen werden.
Sprechstunden der Redaktion: Montags, Dienstags, Mittwochs von 11—1 Uhr.

Verantwortlich für die Redaktion: Wilhelm Herzog, Berlin-Halensee.
Verlag von Paul Cassirer, Berlin W. 10, Viktoriastrasse 5.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Erster Jahrgang No. 10 16. März 1911

PAN

Halbmonatsschrift herausgegeben
von **WILHELM HERZOG** *und* **PAUL CASSIRER**

JNHALT:

Alfred Kerr .... Nachlese
Hermann Bahr .... Tagebuch
Heinrich Mann .... Die Rückkehr vom Hades
Robert Walser .... Dickens
Arnold Schönberg .... Wenn ich heut . . .
Ludwig Frank .... Die Wahlparole

Die juristische Seite — Die Leiche

Nachlese

Von ALFRED KERR

Die Deutschen versehen ein Epigramm mit einem Sachregister.

I.

Der vorige ‚Pan' schloss mit der Erinnerung an einen misshandelten Amtsrichter und mit den Worten: „Welcher Jagow war das?" Wir lassen die Einzelheiten des Tatbestandes feststellen. Die Feststellungen werden hier zuverlässig mitgeteilt werden.

II.

Über Herrn von Jagow als Briefschreiber hat man viel in zwei Wochen gedruckt. Lachend ist zumal Süddeutschland mitgegangen. Nördlicher hat manche Zeitung den Präsidenten getadelt — und mich. In dieser Meinungsgruppe sind zwei Irrtümer herrschend. (Von den Kaffern später.)

Erster Irrtum: Privates öffentlich besprochen. Andrer Irrtum: Privates trotz der Einigung unbefugt besprochen. Ich nenne die Tatsachen, die beides widerlegen.

Privates. Die glitschigsten unter den Schwätzern und Lungerern Berlins äussern: „Personenklatsch. Erst Harden darum getadelt — und dann selber." Keine Vermengungen. Was hier gespielt hat und rechtens behandelt wurde: das ist ein ethischer Spass. Ich habe den Hieb eines Stadtwächters pariert, zu vieler Menschen Fröhlichkeit. Kein sittliches Ross ist geritten worden. Alles dreht sich um den komisch inkorrekten Schritt eines Beamten, der sich auf sein Amt berufen hat. Ecco. Lungererbande!

III.

Privatangelegenheit, öffentlich besprochen. Diese Behauptung ist bei der kaffrigen Spielart von Jagows Freunden ein übelriechender, dicker, schwachsinniger Schwindel. Die kaffrigsten Jagow-Freunde hatten sich heiser gekeift und „Drauf!!" gejohlt, als von Paul Singers Leben wirkliche Privatvorgänge beschnattert wurden: selbstverständliche Handlungen, die zu vollziehen ein Hagestolz befugt ist. Heisergequiekt und violettgegröhlt. Das da war eine Privatangelegenheit: und Ihr habt jahrelang davon gefressen. Niemand hatte sich darum zu kümmern — denn niemand hatte sich in einer Frauengeschichte glatt auf sein Amt berufen. Da wollt Ihr Euch mausig machen?

Wie dumm, die Annäherung an eine Weiblichkeit jemandem zu verargen. Der zweitstärkste Lebensreiz fiele damit weg. Aber wenn der Aufseher Berlins, der gesatzte Wächter, der Ordnungsentscheider, der Anstandsrichter, der Taktwart diesen Takt betätigt: dann, in drei Teufels Namen, ist man im Recht, eine zweifellos öffentliche Komik publice zu beklopfen, zu belichten, zu bewerten, zu belachen.

Dass man darüber sprechen muss ... In zwei Sätzen ist der Unterschied ausgedrückt. Ein Privatbrief an eine Dame würde lauten: „Ich will Sie Sonntags $^1/_2$5 besuchen." Basta. Nicht mehr Privatbrief ist ein Schreiben, das beginnt: „Da ich der Zensor bin, will ich Sie besuchen."

Die Frankfurter Zeitung betont mit Recht, es handle sich um keine nur „private Sache". Hellmuth von Gerlach erhebt mit Recht Einspruch wider die Behauptung eines „reinen Privatbriefs". In der ‚Berliner Volkszeitung' sagt Karl Vollrath: „Wir konstatieren mit Vergnügen, dass nun auch die ‚Deutsche Tageszeitung' zugibt, es handle sich um eine öffentliche Angelegenheit." Wieviel Stimmen des Südens haben hell, mitten im Lachen, das Gleiche gesagt. Der ganze Vorfall wirkt auf herzhafte Menschen wie ein europäischer Schwank von Heinrich Kleist — im Rhythmus des zerbrochenen Krugs. Seinen Klang und Gang, seinen Fall und Schall ahnt man in der holländischen Überschrift: „De gecensureerde censor." Das ist es. Oder in komisch trauten Worten wie: „Nu heeft de heer Von Jagow pech gehad."

Es klingt und prustet aus dem umsungenen, umjubelten Briefanfang: „Daar ik de theater-censuur uit te oefenen heb . . .“

. . . Aber bei uns muss man feierlich werden. „Die Deutschen“, sagt Jean Paul, „versehn ein Epigramm mit einer Vorrede, und ein Liebesmadrigal mit einem Sachregister.“ Eine schwäbische Zeitung hat zwar geschrieben: „Das ganze Deutschland lacht“ — aber ich will nun der Einfachheit und Unmissverständlichkeit halber bemerken:

Wer noch behauptet, ein Privatbrief sei von mir öffentlich behandelt worden, der ist ein Hallunke.

IV.

Zweitens. Privates trotz der Einigung erörtert. Falsches Auffassen von Paul Cassirers Worten hat die Darstellung zuwege gebracht: ein Zwist sei nach völliger Beilegung öffentlich behandelt worden. Glattester Schwindel.

Die Wahrheit ist: dass Paul Cassirer dem Abgesandten des Herrn von Jagow andauernd und nachdrücklich in jedem Stadium der Verhandlungen erklärt hat, dass, auch im Fall einer persönlichen Einigung, der hiervon unberührte politische Charakter der Angelegenheit von mir besprochen werde.

Paul Cassirer hat sich zwar gegen die Veröffentlichung meines Angriffs im ‚Pan‘, weil er dessen Verleger ist, gesträubt — keineswegs aber gegen seine Veröffentlichung überhaupt (da er mir das Recht dazu bei den Vergleichsverhandlungen ausdrücklich gewahrt hatte).

Der Unterschied zwischen meiner Auffassung und Cassirers ruhte darin, dass ich entschlossen war: den amtlich eingeleiteten, unkorrekten, komischen Schritt des Aufsehers von Berlin im ‚Pan‘ selber zu erörtern — nirgends anders: nachdem hier sein Aufsehersystem bekämpft, sein Aufsehersystem leidend empfunden worden war.

Paul Cassirer hat also von vornherein dem Abgesandten betont, dass die Besprechung eintreten werde; er hat meinen Namen genannt.

Item; wer noch behauptet, unbefugt sei von mir eine völlig beigelegte Sache der Öffentlichkeit übergeben worden: den nenn' ich einen Halunken.

V.

Die Deutschen versehen ein Epigramm mit einem Sachregister . . .

Mir geht leichthin etwas durch den Kopf. Gegen Schauspielerinnen, noch wenn sie den Schutz der Ehe haben, lebt etwas von jener Stimmung, die Schnitzler vor langer Zeit (in einem Früh-Stück) wie mit dem Silberstift gezeichnet hat . . . Dort finden sich, unter der Hand, auch diese zwei Sätze :

A. : „Was hast' ihr denn eigentlich geschrieben?"

B. : „Ich hab' sie sehr höflich zum Souper eingeladen, so höflich, wie wenn ich eine wirkliche Dame einladen würde . . ."

VI.

Ich will einen letzten Irrtum widerlegen. Blätter der Rechten sprachen von „Hass" gegen Herrn v. Jagow. Ganz falsch. Ich würde mit ihm auf einem Kutterwrack zwischen Pellworm und Nordstrand meine letzte Rinde teilen. Aber: ich halte mich füı berechtigt, moralisch einem, der für mein Gefühl ein Schädling ist, jeden Schaden zuzufügen, sobald ich ihn (rechtens) innerhalb seines Berufs angreife. Ein Zensor, der um ein Beisammensein mit Hinweis auf die Zensur bittet, steht im Amt. Keine Vermengungen ! Es schiene mir falsch, einen Hundertfünfundsiebziger mit vererbter, eingeborener Abweichung, für die er nichts kann, in Schuld und Pein zu jagen, wenn er längst politisch machtlos gewoıden ist. Ich habe den unkorrekten und komischen Schritt eines Beamten aufgemutzt. Justitia fiat.

VII.

Unkorrekt; komisch ; aus diesem Grunde soll jemand stürzen? Nach meinem Komment nicht. Nach dem Komment der uns beherrschenden Oligarchen bestimmt. Ich bekenne, dass ich gehofft : einen, der die Besseren erbittert, zum Gehen zu bringen. Ich bekenne glatt, dass ich gehofft : den Mann von Moabit zu verjagen ; den Triumphator über die ehedem freien Volksbühnen ;

den Überwinder Flauberts; den Toastbringer; ganz zuletzt den Briefsteller — —: doch er bleibt.

... Ich muss etwas einfügen. Zutreffend in gewissem Grade wird betont: man soll einen politischen Gegner stürzen, indem man seine Politik angreift. Ja: in konstitutionellen Staaten. Aber bei uns? Wir greifen ja die Politik immerfort an, und es ändert sich nichts. Hier nun hat ein mit grossem Recht weggewünschter Polizisten-Politiker endlich sein Amt in einen persönlichen Missgriff hineingezogen; er hat etwas getan, was nach dem herrschenden Komment unmöglich ist: und ich soll gottesfürchtig den Moment vorbeilassen? Der Nächste (sagt man), der kommt, wird nicht besser sein? Schlechter bestimmt nicht. Das System soll man treffen? In der Person ist das System getroffen: wenn erwiesen wird, wie ahnungslos bei uns die Person auf den Posten gestellt wird. Da liegt der Hund.

In tausend Erwägungen melden sich mündlich die liberal-feinfühligen Menschen rings, von denen ich im allerersten Hefte dieser Blätter sprach. Sie rühren die Achseln. „Das tut man doch nicht.“ „Man kann doch nicht.“ Wertvolle Menschen — die kein Stücke Pöbel in sich tragen. Sie können lange warten. Niemals kommt der Freiersmann.

Jede, selbst eine komische Tat, versandet vor ihrem hochstehenden Zaudern — sie verderben den Zuschnitt. (Ich habe sie trotzdem lieb.)

Die Gegner sind anders. Ein Dernburg, der geschrieben hätte: „Da ich die Kolonien eindringlicher erfassen will, möchte ich bei der braunen Sa-Baduh-Jujodjo Sonntag Nachmittag beginnen,“ läge längst im Schnee — —: Herr von Jagow bleibt.

VIII.

Unsere Oligarchen sind so kitzlig. Im Ehrenpunkt. Ein öffentlich vortragender Mathematiker, der sich zum Sozialismus bekennt, müsste gehn, als der Achtung unwürdig, — und hätt' er die Quadratur des Zirkels mitsamt der unentdeckten Formel für die Materie gefunden. Gehn, gehn. Kommentbolde beherrschen uns. Ein künftiger Leutnant, dessen Vater ein offenes

Wurstgeschäft hat (wofür er selber nichts kann), muss zurücktreten. Und wär' es ein Bonaparte. Gehn. Ein aktiver Major, dessen Gattin Agnes Sorma hiesse, würde zur Verfügung gestellt. Er müsste gehn. Sehr kitzlig. Nein, wie kitzlig. Ein Landrat, dessen Mutter heikle Dinge verübte, wofür er nichts kann, müsste gehn, gehn, gehn — —: Herr v. Jagow bleibt.

Auch nach dem letzten Tropfen, der in ein volles Fass fiel.

— — — — — — — — — — — — —

Wenn er bleibt: so liegt es nicht an mir. Wollen abwarten, was sich ferner tun lässt.

Tagebuch

Von HERMANN BAHR

Die Ratten. — The new Machiavelli. — Oppenheimers Wünschelrute.

2. Februar. Berlin. Lessingtheater, die Ratten. Ich habe seit Jahren im Theater Stärkeres nicht erlebt. Nichts, was mich so ganz in Menschlichkeit untertauchen liess. Nichts, was mir so den Atem nahm. Nichts, was mich so tief in den Abgrund unseres Daseins warf. Da stehen auf einmal auf der Bühne, man weiss nicht woher, man weiss nicht warum, ohne Zusammenhang eine Engelmacherin, ein Schutzmann, eine verluderte Person, ein Dienstmädchen, ein schwätzender Theatermensch und ein paar Jungen herum, und jedes redet vor sich hin und keins weiss, was das andere will, und plötzlich bemerkt eins, dass das Kindchen in den Armen der Engelmacherin schon tot ist, und nun sagen sie nichts mehr, nur der alte Komödiant schwätzt noch — darin ist für mein Gefühl das Leben und sein Schatten, der Tod, mit solcher Intensität da, wie nur noch etwa im Lear, wenn die drei Narren, der wirkliche, der von Beruf und der falsche, in der Hütte beisammen sind. Das lässt mich auf den Grund des Lebens sehen; wohin kein Gedanke, wohin nur Ahnung reicht. Das Herumstehen der Menschen im Dasein, und dass keiner je den anderen erlangen kann, bis der Tod unter sie tritt, dann erinnern sie sich erst . . . und das Verstummen, das Verlöschen von Begierden, Leidenschaften, Mächten, wenn der Tod ins Zimmer kommt, sogar die Polizei wird dann menschlich, aus Verlegenheit . . . und dass jeder seinen Wahn hat, oder der Wahn hat ihn, und davon leben die Menschen, und daran sterben die Menschen, und jeder wäre gern von Herzen gut, aber der Wahn lässts nicht, und wir können von ihm nicht lassen, denn er ist es doch, wodurch wir erst uns selbst erleiden, und dies nur macht uns ja mit uns bekannt, nur indem wir uns erleiden, erkennen wir uns erst, nur unser Wahn bringt uns zu uns . . . . . und dies alles, wovon jedem einmal in Schicksalsstunden bange wird, nun mit rauher Hand gepackt und aufs Brett gestellt, im kalten, gelben

Licht unseres täglichen Lebens ... mich greifts mit solchem Grauen an, als wäre mir der Nabel des Schicksals entblösst! Aber Artisten sagen: auch jede Lokalnotiz enthält das Menschenschicksal. Ja. Sie haben recht, es ist wirklich am Ende nicht mehr als eine Lokalnotiz, zur Anschauung gebracht. Aber ist der Oedipus mehr? Nur dass da der Chor zur Lokalnotiz noch Betrachtungen macht. Ich aber brauche den Chor nicht, ich mache mir meine Betrachtungen selbst, darin stört er mich bloss. Der Freund Hauptmanns jedoch, der sein neues Stück an den alten misst, sagt: es ist nicht fertig. Er hat recht, es ist nicht so fertig wie jene, es ist nicht so deutlich, es hat Schleier. Aus einer künstlerischen Schwäche Hauptmanns? Aus Ungeduld? Aus Nachlässigkeit? Vielleicht. Aber dann lass mich diese Nachlässigkeit segnen! Denn es ist die Nachlässigkeit, die das Leben selbst hat. Und das Leben macht auch nichts fertig, habt ihr das noch nicht bemerkt? Mein Photograph gibt mir bisweilen Platten zurück, weil er sie „verwackelt" findet. Und das sind dann immer die einzigen, die für mich die Unwahrheit der Photographie nicht haben. Wie jene van Goghs am stärksten auf mich wirken, von denen man zu sagen pflegt, der Maler müsse betrunken gewesen sein. Wenn ich nämlich im Frühling den Wind über meinen Acker streichen sehe, kommt mir auch vor, die Natur müsse betrunken sein; und erst der Photograph ernüchtert sie. Ich kann nur sagen, auf mich hat in Hauptmanns letzten Stücken immer gerade das Undeutliche, das Unfertige, das Schwankende, Verwischte, Zitternde mit einer Macht gewirkt, die seine fertigen Stücke nicht über mich hatten, und ich finde, dass er gerade dort, wo die Freunde die ausführende Kraft vermissen, über den Naturalismus hinaus in einen Bezirk kommt, den ich noch nicht anders nennen kann als mit dem zerriebenen Wort: mystisch. Ich weiss, dass ich da die besten Köpfe gegen mich habe. Aber was soll, was kann ein ehrlicher Mann als sich an seinen Eindruck halten?

8. Februar. Auf der Fahrt von Bromberg nach Hamburg The new Machiavelli gelesen. Das ist der dritte der grossen Romane, worin Wells, der bei uns noch immer für eine Art Jules Verne gilt, England entdeckt. Der erste war Kipps, die

Geschichte eines Kommis (schon vor siebzig Jahren hat Samuel Warren auch die Geschichte eines Kommis geschrieben, und dasselbe Thema klingt jetzt in Arnold Bennets The old Wives' Tale mit). Dann kam Tono Bungay, die Geschichte einer Reklame, man denkt dabei an Beechams Pillen oder an Liptons Tee, oder an Kalodont und Sanatogen; die Kunst dieser neuen Alchimisten, aus nichts Gold zu machen, wird beschrieben. Im Machiavell aber nimmt er nun das Wesen der politischen Parteien vor. Ein junger Mensch gewahrt die planlose Unordnung in allen menschlichen Dingen. Ein ungeheures Chaos von Kräften zeigt sich ihm überall in unserer Welt, mit einem tiefen Hass jeder Ordnung, und er sieht sein Volk davor von allem sittlichen Mut verlassen. In der Mitte steht er selbst und fragt: Was soll ich da mit meinem Leben anfangen? Er will ein „Staatsmann" werden; darnnter versteht er einen, der mithilft, Ordnung zu machen und aus dem zerfallenden alten England das neue grosse seiner Sehnsucht aufzubauen. Muddle is the enemy, die Konfusion ist der Feind. Und helfen können nur „konstruktive" Männer. So macht er zunächst den Sozialismus der intellektuellen Jugend durch, gerät in den Kreis der Fabier und tritt als Abgeordneter jenen Neuliberalen bei, die man auch bei uns aus ihrer Wochenschrift The Nation ungefähr kennt. Sein Grundgedanke bleibt immer derselbe: for constructing a civilized state out of this muddle. „Freiheit und Gesetz" wiederholt er gern; der Begriff, den der alte Liberalismus von Freiheit hatte, genügt ihm nicht, ein Mensch ohne Erziehung, ohne Eigentum, ohne Nahrung ist nicht frei. Der Freiheit erst einen wirklichen Inhalt zu geben, darin erblickt er den Sinn dieser kleinen Gruppe von jüngeren Liberalen. Nicht lange. Bald gewahrt er, wie wenig der Geist einer Partei doch ihre Handlungen bestimmt, er sieht ein, dass kein neues Programm hilft, solange hinter allen verschiedenen Programmen überall noch dieselben alten Menschen stehen, und es wird ihm nun wichtiger, erst die Menschen innerlich umzuformen, die Menschen mehr Liebe und ein feineres Denken zu lehren, die Menschen näher an das unmittelbare Leben heranzubringen. Er entdeckt, dass der einzelne Mensch nur in ganz seltenen Stunden er selbst ist, das nämlich, was ihn eigentlich

ausmacht; meistens weiss er davon gar nichts und lebt neben sich hin. Ebenso die Gemeinde, die Klasse, ja das ganze Volk: alle werden ihren Herzensgrund meistens gar nicht gewahr. Diesen verborgenen Herzensgrund, bei den einzelnen und im ganzen, nennt er „mental hinterland" und Menschen, die fähig sind, von dort aus ihr Leben zu bestimmen, nennt er „hinterlanders", und diese müssten nun, um England zu retten, eine neue Partei bilden. Dies macht ihn skeptisch an seinen liberalen Freunden, und er glaubt plötzlich, seine Hoffnungen eher drüben, auf der konservativen Seite zu finden. Da wird er, mitten in dieser Entwicklung, von einer Leidenschaft für ein Mädchen überfallen und verlässt seine Frau, womit er für englische Sitten erledigt ist: I should never have a voice in public affairs again. The inexorable unwritten law which forbids overt scandal sentenced me. Für unser Gefühl ist das keine Lösung, dem Autor aber scheint es eine zu sein. Er will damit ausdrücken, dass ein Volk, dass im Leben des Einzelnen Leidenschaft nicht zulässt, so die Kraft von sich stösst, die allein es heilen kann. „Ein Volk, das Liebe und Leidenschaft nicht verstehen will, kann überhaupt nichts verstehen." — In diesen drei Romanen von Wells, den Stücken Shaws und den Reden Loyd Georges (in seinem Buch „Better Times" gesammelt) hat man beisammen, was heute das englische Problem ausmacht. Und man versteht dann, dass es nichts als das allgemeine europäische Problem ist, das Problem der neuen Form: der innere Mensch will sich endlich äussern. Seltsam nur; dass man diese die Form fühlenden, die Form gebenden, diese „konstruktiven" Männer, die die Wirklichkeit wahrmachen wollen, in den Zeitungen für Anarchisten auszugeben pflegt.

12. Februar. Berlin. Nach Gross-Lichterfelde zu Franz Oppenheimer. Wir sind einander vor zwanzig Jahren einmal begegnet, und jetzt drängt es mich, ihn wiederzusehen, denn er ist der Mann meiner stärksten deutschen Hoffnungen. Nach meinem Gefühl hängt ja die nächste deutsche Zukunft davon ab, ob sich das Bürgertum mit dem Proletariat verständigen lernt, und ob es gelingt, ihrer gemeinsamen Politik dann auch noch die Landarbeiter anzuschliessen. Das ist das Bedürfnis, nur

hat uns bisher dazu das Mittel gefehlt, eine politische Formel. Diese bringt Oppenheimer, schon in seinem „Staat" (bei Rütten und Loening in Frankfurt), ausführlicher noch in seiner „Theorie der reinen und politischen Oekonomie" (bei Georg Reimer in Berlin). Hier wird dargelegt, dass es das Grossgrundeigentum ist, wodurch nicht bloss die Grundrente, sondern auch der Profit entsteht, wodurch es geschieht, dass immer zwei Arbeiter einem Unternehmer nachlaufen und sich unterbieten, wodurch allein es möglich wird, den Arbeiter „auszubeuten". Er beweist, dass der Profit, „mathematisch ausgedrückt, nichts als eine Funktion der Grundrente" ist und dass es, sobald wir das Grossgrundeigentum aufheben (meinetwegen ablösen, wenn man schon die historischen Rechte des Unrechts nicht verkürzen will), kein anderes Einkommen mehr geben kann als Arbeitseinkommen. Der Kapitalismus ist ihm „der Bastard aus der widernatürlichen Verbindung der beiden, von allem Anfang an feindlichen Mächte, deren Kampf die Weltgeschichte erfüllt, ja bedeutet: der uralten, auf Eroberung beruhenden Herrschaft, die den Feudalstaat und als seine erste und wichtigste Einrichtung das grosse Grundeigentum schuf, und der Freiheit, die in langen Kämpfen, das erste und wichtigste aller Menschenrechte errang, die Freizügigkeit ..... Das Grossgrundeigentum ist der letzte Feudalrest in unserer im übrigen ganz auf den freien Tausch gleichwertiger Gegenstände aufgebauten Wirtschaftsgesellschaft. Es ist eine fremde Machtposition, ein dem innersten Wesen unserer Wirtschaftsgesellschaft fremdes „Monopol" im Sinne von Adam Smith ... In unserer, ganz auf die Bedürfnisbefriedigung durch eigene Arbeit aufgebauten Gesellschaft steht noch ein Rest einer auf Eroberung beruhenden Gesellschaft aufrecht, in der die Bedürfnisbefriedigung der herrschenden Klasse nicht durch eigene, sondern durch fremde und zwar rechtlich leistungsverpflichtete Arbeit geschah. Dieser Feudalrest ist das Grossgrundeigentum. Die Verteilung des auf ihm durch die Arbeit gewonnenen Gesamtertrages geschieht noch genau nach dem Muster jener primitiven Zeit des Faustrechts und der kriegerischen Ausbeutung des mit dem Schwert zum Knecht gemachten Menschen: der Arbeiter erhält ein Fixum, das gerade das Existenzminimum deckt, der

Grundherr aber den ganzen, mit dem allgemeinen Reichtum enorm gewachsenen Rest." Ich bin nicht fähig, überall seine Beweise Punkt für Punkt nachzurechnen, aber ich meine mit den Pragmatisten, dass wahr ist, was uns zum Rechten verhilft. Nun, hier hätten wir endlich festen Grund unter uns, hier könnten wir stehen, hier ein Anwesen freier Menschen aufbauen! Und dies ohne Revolution, ohne gewaltsamen Zusammenbruch, ohne erst durch irgend ein Chaos ins Himmelreich zu waten. Durch ein einziges Gesetz mit drei Paragraphen: erstens, das Grossgrundeigentum wird hiermit aufgehoben, zweitens, die Grossgrundeigentümer werden ausgekauft, drittens, niemand darf fortan mehr Grundeigentum erwerben, als er selbst bestellen kann. Und so wäre, was wir Humanismus nennen, endlich aus der Luft wieder auf die Erde gebracht, auch die Intellektuellen wären erlöst. Ihr Problem ist ja heute, dass sie mit ihren Begriffen und ihren Empfindungen nirgends in unseren Verhältnissen Platz haben, so müssen sie darin Karikaturen werden. Ihre Sittlichkeit, ihr Rechtsgefühl, ihre Menschlichkeit ist in unserer Gesellschaft unmöglich, nichts, was sie vom Leben fordern, kann es ihnen geben, es bleibt ihnen kein Ausweg, als um sich unschädlich zu machen, Bilder zu malen oder Stücke zu schreiben, wozu sie meistens sonst gar keinen inneren Anlass haben. — Nun ist es mir seltsam, diesen Mann zu sehen, der die Wünschelrute hat, aber dazu verdammt ist, mit ihr in seinem stillen Haus da draussen zu sitzen, und höchstens die Wünschelrute in dicken Büchern beschreiben darf; und die Gelehrten bescheinigen ihm gern, dass er ein grosser Gelehrter ist. In Westeuropa wärs undenkbar. Kann man sich Lloyd George vorstellen, einsam Bücher schreibend gegen die Lords? Ich höre immer davon reden, dass man jetzt das deutsche Bürgertum organisieren will. Hier ist die Formel dazu! Und in fünf Jahren könnten die Junker weggeblasen sein.

Die Rückkehr vom Hades

von HEINRICH MANN

(Schluss)

II.

Sie kam langsam näher: es war eine Frau. Das Mondlicht schien durch ihr Gewand, und als sie sich auf ihren Fuss bückte, deuchte es Pandion, sie verschwinde wie eine Erscheinung . . . Aber sie richtete sich auf. Nun sah er ihren Hut, wie ein feines Blatt, über ihrem hohen Haar schwanken, und ihr Kleid, von der Farbe der Pfirsichblüte und mit Mondsilber durchwirkt, um ihre Hüften zittern. Nun sah er ihr Gesicht . . . Er zauderte, er öffnete, vorstürzend, die Arme.

„Heliodora!"

Sie tat noch drei Schritte, und die Falten ihres Chlamys bebten um nichts heftiger.

„Pandion," sagte sie mit ihrer leichten Stimme, erfreut, spöttisch und ohne Staunen. Dann wartete sie. Pandion liess die Arme sinken, er atmete rasch.

„So sehen wir uns denn wieder?" murmelte er. Ihre hellen Augen gelassen in seinen, sagte sie:

„Wie hätten wir uns nicht irgendwann begegnen sollen, die wir beide das Land der Hellenen durchwandern."

Da er nur den Kopf schüttelte, sprach sie weiter.

„Die Nacht war süss, der Wald duftete, ich bin vom Karren gestiegen und hinter den andern zurückgeblieben: da ist mir der Riemen der Sandale zerrissen. Sieh, mein armer Fuss blutet, kaum kann ich gehen."

Pandion fuhr auf.

„Dein Fuss blutet?"

Er kniete hin, er nahm ihn in seine Hände.

„Und sonst trug ich diese lieben Füsse über jede Baumwurzel!"

Sie liess ihm den Fuss, aber sie lachte.

„Jetzt kennen mich längst alle Baumwurzeln, und die Gräben, und die Klippen am Meer. Du sprichst zu einer Vielerfahrenen, o Pandion."

Da stand er auf und wandte sich ab.

„Mein Sklave soll dir die Sandalen ausbessern. Orestes!"

Er gab den Befehl, und er kehrte zurück.

„Nun wirst du bei mir ausharren müssen, schöne Heliodora, bevor du dich diesen Bürgern zeigst. Du willst für sie den Kothurn anschnallen?"

„Wie überall. Und du, grosser Pandion, dessen Ruhm die bewohnte Erde durcheilt?“

„Mich hörten sie schon. Ich habe ihnen durch die Macht meines Wortes die Grösse der Helden beschworen. Ich habe sie stolz gemacht, Griechen zu sein.“

Aus dem Tor trat ein Wächter.

„Ihr dort!“ rief er. „Man schliesst. Ihr müsst hereinkommen!“

Pandion trat ihm entgegen.

„Kennst du mich?“

„Du bist Pandion, der vom Hades kommt,“ — und der Wächter verneigte sich. „So bleibe denn, ich warte.“

Pandion nahm den Arm der Schauspielerin.

„Du siehst —“ sagte er und breitete die Hand hin.

Sie sah ihn an.

„Woher kommst du?“

„Vom Hades.“

Sie zog die Brauen in die Höhe, und sie nickte höflich.

„O! Vom Hades.“

„Und du, Heliodora?“

„Nur aus Lykene. Aber man hat mich gefeiert und geliebt.“

Er lächelte eifrig.

„Das glaube ich: geliebt.“

„Oder vielleicht —“ sie sah in die silberne Luft, „liebten sie die Nymphen und Königinnen, die ich spielte. Aber doch,“ und sie blickte fein, „waren es Heliodoras Glieder und ihre Stimme, wovon alle jene göttlichen Frauen lebten.“

Der Mond erhellte grell ihr Gesicht. Bleiweiss und rosiges Wachs überzogen es wie eine geschmeidige Maske. Eine bebende kleine Nase, Safranstaub im Haar, und zwischen ihren schwarbemalten Rändern webten die Augen gleich hellen Meeresschleiern, einer über dem andern, wer weiss wie tief, — indes die zartroten, genau umzeichneten Lippen sich kunstvoll bewegten, als wohne auf ihnen die vielfältige Seele der Frauen. Pandion liess ihren Arm los, er trat fort von Heliodora.

„Ein Mädchen verliess ich; und die ich wiederfinde, ist Centaurin, galoppierend durch Wald und Dörfer, ist Faunin, die Hirten im Schlaf erscheint, und Priesterin, der mit Kränzen und Weihrauchfässern eine Stadt entgegenzieht.“

Sie lachte klingend — und brach ab.

„Du sprichst wahr: wüsstest du, wie sehr. Am Strand von Myrrhos neulich badete ich. Ein Jüngling aus der Stadt verfolgte mich in die Wellen. Auf einer Klippe fing er mich. Doch indes wir uns liebten, kam ein Sturm, riss ihn neidisch von mir und schleuderte ihn gegen den Fels. Am Ufer fand ich ihn tot,

den Armen, den Leib geöffnet und die Eingeweide verstreut. Grausend floh ich. Die von Myrrhos aber schrieben auf seinen Stein: Philos ist dieser, den eine Najade raubte. Sie gab ihn zurück, doch ohne Herz."

Pandion schwieg, und er seufzte. Sie gingen langsam über die weisse Wiese zum Waldrand hin. Sie langten an und blieben stehen. Pandion nickte ihr zu.

„So störst du denn, kleine Komödiantin, die Siedelungen der Menschen auf, denen du erscheinst. Sie glauben, wenn du ihnen spielst, die höchsten Dinge zu fühlen. Viele Frauen leiden durch dich. Manchmal stirbt ein Knabe. Du aber gehst vorüber. Sag, bist du glücklich?"

Ihre Miene ward hart, sie sagte:

„Beantworte doch selbst die Frage, o Pandion."

„Du willst es?"

Er richtete sich auf.

„Man hat mich göttlich genannt. Auf dem Markt von Athen bin ich bekränzt worden von Männern, die nicht spielen wie ich, sondern den Rat und die Schlacht kennen. Auch ist Laïs, die Angebetete der Stadt, mir auf das Schiff gefolgt, wie ein Hündchen. Dennoch, du magst es wissen, denke ich niemals ohne Trauer jenes Hauses, jenes Gartens. Vom Ende der Weinlaube sah man drunten das Meer."

„Aber droben auf der Kuppe wusstest du den Eingang zum Hades. Zu oft, Pandion, blicktest du hinein."

„Indes du, o Heliodora, den Schiffen nachsahst und dich hinausträumtest in die Welt."

Sie betrachteten einander, spöttisch und als Feinde. Auf einmal beugte Pandion sich, die Hand auf der Brust.

„Ich klage mich an. Als ich dich liebte, hielt ich das Glück, und nie wieder werden diese Arme es halten. Du hattest Eltern, Geschwister und deine Stadt verlassen für mich. Du bereitetest mir, dem Wandernden, die einzige Stätte, wo ich geruht habe. Jung waren wir. Zwei nackte Herzen, und das Glück. Die Wände unseres kleinen Zimmers waren weiss getüncht, aber aus deinen Augen, o Helia, aus den zauberhaften Geberden deiner Glieder strömten Bilder und Gesichte darüber hin, die Apelles nie malte."

Sie legte den Kopf in den Nacken.

„Es ist wahr. Wenn ich, den Krug auf der Schulter, vom Brunnen kam: die Pforte knarrte, rauschend wehte das Gras, und die Sonne war mir leicht . . ."

„In deinem blonden Haar, die Sonne!"

„Auf der Bank am Hause aber sassest du, schreibend. Da

lief ich, liess den Krug fallen, den ich mit Mühe doch heraufgetragen hatte, öffnete, dir entgegen, die Arme und lief."

Sie hob die Schultern, sie lächelte vertraulich.

„Dennoch glich ich nicht den Frauen, die im selben Hause leben und sterben, und du warst kein Mann wie andere."

Er murmelte:

„Was tat ich dir?"

„Du weisst es nicht mehr? O, du liebtest mich sehr. Dem Hades schien ich dir entstiegen, ein Schatten, eine Göttin: Helena oder Persephone. Alle Frauen deiner Seele küsstest du auf meinen Lippen. Ich war dein Geschöpf, wie? ein anmutiges Gleichnis. Mich verehrend, verachtetest du mich, Lieber, und ich hasste dich dafür."

Er senkte die Stirn, er sagte von unten:

„Wie wir uns liebten! Du leugnetest, mir zum Hohn, die Himmlischen, und dennoch, stolzes Mädchen, rechnetest du dich ihnen zu. Du verabscheutest alle Göttinnen, weil ich sie kannte. Du wolltest mir nacheifern, geiztest, mehr als ich von den tiefen Dingen zu wissen, warst neidisch, böse, unruhig und voll Tränen. Auch ich hasste dich."

Sie wiederholte mit süsser Stimme:

„Wie wir uns liebten!"

„Du erfandest, mir zu sagen, ein Waldgott habe dich besessen, während ich, über den Hades gebeugt, die unterirdischen Dämpfe atmete. Wars nicht Lüge? .. Du schweigst, auch jetzt noch?"

Sie wiederholte nur, mit süsser Stimme:

„Wie wir uns liebten!"

Und Pandion, aufstöhnend:

„Da sah ich, dass du eine Sterbliche warst. Du machtest mich lachen und erzittern. Ich litt Scham."

Er verhüllte die Augen mit dem Mantel. Als er ihn fortnahm, kehrten sie um. Sie gingen abwärts, dem Ölhain zu. Pandion sprach in Pausen:

„Eines Morgens dann: vom goldnen Himmel strich der Wind, und deinen Schleier, den er dir entrissen, hob er den Berg hinan. Hinterdrein lief ich, in geheimnisvoller Angst; er aber flog hinab in den klaffenden Spalt der Unterwelt. Ich sah ihn taumeln, ein bläuliches Wölkchen, und stieg ihm nach. Ich weiss nicht, wie's kam, denn niemals dachte ich dich zu verlassen. Die Götter bestimmten mir den Weg."

Sie lachte sanft.

„Wie gut sind die Götter! Denn auch mir bestimmten sie den Weg. Die Blätter, die du beschrieben, wehten davon, ich

folgte ihnen; und wärest du an jenem Morgen heimgekehrt, Heliodora fandest du nicht mehr."

„Nenne sie nicht gut, die Götter," sagte Pandion. „Sie geben, was uns ziemt, und unser Glück ist die Notwendigkeit."

„Doch sahst du also den Hades, du Auserwählter. Wie ist er?"

„Verlange ihn nicht zu schauen, die du immer im Licht, du Schöne, deine süssen Glieder weiden liessest. An schwarzen Wänden tastest du hin, über die es immerfort von Schatten gleitet, als liefe ein lautloses, dunkles Wasser darüber. Die stockende Luft setzt dein Atem als erster in Bewegung. Sie ist grau wie Greisenhaar, und Haine schwarzer Bäume stehen darin, an denen nie ein Blatt sich regt. Die Hände der Schatten langen nach den schwarzen Früchten und brechen doch keine. Du, der noch Kraft durch die Adern fliessest, pflückst eine; und wie der sanfte Saft dir in den Leib rinnt, schmeckst du die Trauer selbst."

„Die Helden aber und die unsterblichen Taten, mit denen du, grosser Pandion, das Volk bewegst!"

In der silbern durchrieselten Dämmerung des Ölberges erkannte sie sein Gesicht nicht, — und dennoch wandte er es weg.

„Ward denn Troja alle Tage erobert? Auch Armseligkeit und Ohnmacht sind unsterblich, und sie leben mitten im Herzen der Helden. Mir sagte einer dort unten, dessen Namen ich nicht weiss noch wissen will: ‚Auch ich liebte Helena. Ich kämpfte, ihr unbekannt, in der Menge der Helden. Wenn ihre Augen über mich hingingen, dachte sie keinen Namen, winkten mir weder Sieg noch Tod. Und ich fiel, ohne dass es sie schmerzte oder freute . . . Hätte ich sie doch lieber fortgeschleppt, einen Knebel im Munde, hätte sie vergewaltigt und den wilden Hunden zum Frass geworfen. Nun musste ich hinab, indes sie im Licht blieb."

„Das war nicht der Pelide," sagte Heliodora.

„Nicht der Pelide," sagte Pandion. „Denn ihn fand ich bebend vor bleicher Furcht. ‚Hätte ich doch,‘ so jammerte er, ‚mein Leben am Herd verbracht, schmausend und kosend! Nie würde ich meine Taten gewagt haben, wenn ich ihnen schon das Gedächtnis hinzugerechnet hätte, das sie starr und ewig macht. Ich trage nun durch die Jahrtausende diesen Zorn und dies entsetzliche Herz: ich, der ein Mensch war wie ihr!‘

„Er lag am Boden, wie von einer Last erdrückt, und jammerte lautlos, der schwache Schatten.

‚Der Brand Trojas versehrt mich, wehe! Ich will nicht, dass Troja brenne! Ich will nicht Hektors Leiche, durch den Staub schleifend, der mein Ruhm ist! Ich will nicht, Helena!‘

„Da ich ihn hörte —“ Pandion spreizte die Hand und sah fort — „erfasste auch mich Entsetzen, und ich schrie wie er: Ich will nicht Helena! Als ich aber die Augen öffnete, ich weiss nicht, wie es kam, fand ich mich vor ihr; — und über Helenas Gesicht und Brust, hörst du es, noch blühende Heliodora, hing dein Schleier! Sie mühte sich umsonst, die Arme, ihn zu heben. Ich nahm ihn: da ist er.“

Pandion zog Heliodora auf eine Lichtung, er entfaltete den Schleier. Sie betastete ihn, und sie wich zurück, die Miene voll Grauen

„Er ist es! So warst du wirklich im Hades?“

Pandion sah sie tief an.

„Ich wusste, Weib, dass du die erste sein werdest, zu zweifeln.“

Sie neigte sich vor, noch zagend.

„Wie er schmutzig ist! Hast du ihn nicht aus einem Ameisenhaufen gezogen?“

Sie lachte klingend.

„Geh, Pandion! Wir kennen uns.“

Er sah vor sich hin, seine Stimme war dumpf.

„Ich sprach zu Helena von den Tagen ihrer grossen Gewalt: sie aber verstand mich nicht. Begreift man es? Sie wusste wenig mehr vom Krieg der Völker, der für sie gebrannt hatte, und von den Helden, die hinabsanken für sie. Vergessen alle waren ihr die grossen Abenteuer der eigenen Brust. ‚Paris‘, sagte sie, ‚betrog mich mit den Mägden, und viel Unruhe im Haushalt brachten die Kämpfe der Männer. Zurück dann bei Menelaos, spann ich, gebar Kinder, ward streng gehalten; und endlich, da von rückwärts Hermes mir die Hand auf die Schulter legte, musste ich noch einmal von dannen. Rhyparos stand dabei und weinte.‘ — ‚Wer war Rhyparos?‘ — ‚Ein Hund.‘ Und sie schluchzte. Ich aber floh.“

„Was quälst du dich,“ sagte Heliodora und berührte Pandions Schulter, die zuckte. „Lass die Schatten gebrechlich sein. Du weisst, mögen sie selbst sie vergessen haben, um ihre grossen Stunden, und berauschest mit solcher Kunde die Herzen der Menschen, dass sie auch dich wohl gross nennen. Mehr gibt es nicht.“

Pandion lehnte sich schwer an einen Baum.

„Ich weiss vom Grossen und vom Schlimmen. Ich erlebte die Hoheit unseres Herzens und seine Schande. Dann aber ist's bitter, zurückzukehren. Warst du einmal im Hades, ist alles Schatten, und nie erblickst du deinen Gefährten. Du wünschtest zu lieben; Menschen suchst du, sie zu wärmen. Aber sie scheinen dir leblos, und du selbst wurdest dir leblos und ein Schatten, seit

du die Unterwelt schautest. Götter, Helden und Ungeheuer haben deine Seele abgenutzt. In drei Tagen vielleicht empfandest du alles, was das Herz kann, und die vielen Jahre nun spielst du es den Menschen vor."

„Es ist so gut, zu spielen," sagte Heliodora und dehnte sich. „Auch ich bin ganz allein, wenn ich mir auf der Bühne ein Schwert in die Brust stosse oder mit einem Gott rede. Da ich das Göttliche spiele, glaube ich nicht daran. Ich glaube nur an Heliodora, eine Komödiantin, und bleibe für mich, selbst wenn ich liebe. Der Ernst des Lebens ist mir unbekannt, denn ich fand die Menschen schwach und die Dinge ohne Sinn. Spiele ich aber, sind sie sinnvoll, und ich bin stark."

Plötzlich warf Pandion die Arme um Heliodora.

„Wie ich dich geliebt habe!"

Er flüsterte an ihrer Wange:

„Sagen wir uns ganz heimlich, dass wir uns noch immer lieben: ich und du, jeder schweifend und allein."

Er sah sie an, weinend und lächelnd.

„Am klaffenden Spalt der Unterwelt stand eine weisse Blume. Ich stieg hinab; und ich kehrte zurück: da hatte die Blume der Wind."

Auch Heliodora lächelte weinend, — und da führte sie ihre Lippen Pandions Lippen zu. Er schmeckte Honig und frisches Gras, indes er sie küsste. Dann, ganz nahe, betrachtete er dies zurückgekehrte Gesicht, mit den Fingern betastete er seine Umrisse.

„Nun erst sehe ich dich, und du bist es noch. Helia, liebe, kleine! .. Aber ich? Bin ich denn nun alt?"

Sie hob die Augen zu seinen.

„Jetzt nicht mehr."

„Aber dann können wir —"

Er griff sich an die Stirn.

„Es ist nicht aus. Wir können wieder anfangen. Wir wären nicht mehr töricht, wie damals. Wir wissen nun, dass nichts da ist als du und ich, und wie sehr werden wir einander hüten!"

Sie bewegte den Kopf, spöttisch und weh.

„Du fürchtest nicht den Waldgott, der schon einmal in unseren Garten einbrach?"

„Ein Waldgott? Dich mir rauben?"

Er stiess die Hand vor sich hin.

„Es gibt keine Götter!"

„Aber du hast ihnen dein eigenes Blut geliehen, und so wird kein Haus mehr dich halten. Jedes stände zu nahe am Eingang des Hades."

Da liess er die Stirn sinken.

„Wohl wahr. Eine aus dem Reigen der Stunden risse uns abermals voneinander. Sie kommt und trägt den Korb mit Dornen."

Sie nahm seinen Arm.

„Fort! Wir brauchen kein Haus. Ueberall um das Mittelmeer wächst der Lorbeer."

„Und überall die Zypresse."

„Du machst mich nicht schaudern. Noch an vielen Grabtafeln tanz' ich vorbei, bevor sie auf meine schreiben: Diese hier spielte die Liebe."

„Wozu? Der Strassen sind unzählige in Hellas."

„Und noch auf vielen begegnen wir uns: Pandion und Heliodora."

III.

Sie stiegen hinan und gingen über die Wiese zum Stadttor. Der Mond stand hinter den Oelbäumen, es war dunkel. Der Sklave Orestes schlief auf der Bank; Pandion nahm die Sandalen und legte sie der Freundin an. Indes er aber kniete, streckte Heliodora die Hand aus und rief:

„O sieh! Welch seltsames Wesen!"

Denn von Osten kam, mühsam hinkend, ein Mensch mit langem Haar und Schilf darin, und in nichts gekleidet als das Schilf, das ihm von den Lenden hing. Bei ihm war ein anderer, der eine Laterne trug und hässlich schrie. Jetzt erkannte Pandion ihn: Ktesippos wars, der Barbier, und er schrie, den Arm schwenkend:

„Da ist er! Da ist der Gotteslästerer. Ha! Betrüger, der du das Volk verwirrst. Du willst im Hades gewesen sein? So sage denn, ob du diesen hier kennst."

Pandion hob nur die Schultern.

„Es ist ein alter Mann. Du aber, Ktesippos, bist ein neidischer Geiferer."

„Hörst du's, o Gott!" kreischte der Barbier, reckte die Arme hinauf und krümmte sich immerfort vor dem Greise. Der aber hob zitternd seinen schwarzen Stab, und aus seinem langen verfilzten Bart blies er die dumpfe Stimme.

„Sterblicher, erschaudere! Denn Aeskulap bin ich, der Gott."

Und plötzlich war der Stab eine Schlange, die zischend nach Pandion züngelte. Pandion fuhr zurück; dann aber entriss er sie dem Alten, strich ihr über das Genick, und als steifen Stock gab er sie jenem wieder.

„Du siehst wohl," sagte er, „ich war im Hades, denn ich kenne dich."

Heliodora stand und lachte schallend.

„Welch schöner Gott! Seine Füsse sind schwarz, und Schlamm trieft herab. Schon viele Götter waren meine Liebhaber, aber noch kein so schöner.“

Da drohte ihr der Alte, und vor Wut hob er die schwarzen Füsse zum Tanz. Ktesippos aber, hinter ihm die Laterne schwingend, dass die Schatten durcheinander flogen, kreischte:

„Landstreicher du mit deiner Dirne! Warte! Nicht umsonst bin ich zwei Stunden weit gelaufen, den Gott aus seinem Sumpf zu holen. Seine Schlange wird dich dennoch beissen: warte!“

Und mit Geschrei stürzte er sich in das Tor. Die Leute liefen schon, so sehr lärmte er.

„Er hat ihn geleugnet, den Gott!“ schrie Ktesippos. Sie aber: kaum erblickten sie den Alten, lagen sie am Boden mit Knien und Stirn. Er hörte auf zu tanzen und berührte ihre Scheitel mit dem Stab. Die Berührten standen auf, drohten dem Fremden und schrien mit Ktesippos:

„Er hat den Gott geleugnet! Fasst ihn an!“

Aber sie taten es nicht. Da ergrimmte der Gott, spie um sich, und hustend brachte er hervor:

„Schlagt ihn tot! Er hat gelästert, denn er, ein Sterblicher, war nicht im Hades. Ich aber bin unsterblich.“

Hinter Pandion raunte Orestes:

„Herr, was tust du, du bindest mit dem Gott dieser Esel an. Komm, lass uns fliehen, denn noch sind sie wenige.“

Heliodora aber sagte:

„Wir werden doch nicht solchen Kampf versäumen? Denn ich zittere danach, zu sehen, wer stärker ist, du, Pandion oder der Schlammgott.“

Da kreuzte Pandion die Arme, umfasste mit den Augen das Volk, das nun in Menge aus dem Tor quoll, und rief stark:

„Hellenen! ihr kennt mich. Ich habe euch das Göttliche fühlen gelehrt, wie niemand vor mir. War ich im Hades?“

„Du warst im Hades,“ antworteten sie. Aber der Alte dahinten, hohl schreiend:

„Nur ich bin Gott! Opfert ihn mir!“

Und da die Wächter mit Fackeln aus dem Tor traten, sahen alle im Feuerschein den Gott die Hände gen Himmel schütteln. Entsetzt sanken sie hin.

„Du hast mir ein Zaubermittel gegeben,“ rief eine Frau, „und mich von einem fressenden Geschwür geheilt. Tod dem, der leugnet, dass du Gott bist!“

Andere sprangen auf und riefen durcheinander.

„Die lieben Ohren hast du mir gesund gemacht mit dem Saft deiner Natter!"

„Ich konnte nicht gehen, und hier bin ich nun, Dank diesem Ring aus Bernstein, den der Gott mir verkaufte."

„Gott! Hilf auch mir! Auch mir!"

Und Bresthafte mit verbundenen Gliedern wühlten sich durch die Menge. Sie krächzten, aus schwarzen Mündern brüllten sie vor Gier nach dem Gott; und dazwischen gellend der Barbier:

„Tötet ihn! Versöhnt den Gott, dass er euch nicht mit Krankheit strafe!"

Pandion erhob noch einmal die Stimme über alle.

„Ich kann euch weiser machen als dieser, obwohl ich kein Gott bin. Dieser aber ist ein Schwindler; —" und aus der geballten Faust streckte er den Daumen.

Da waren auf einmal alle still, man wusste nicht, ob vor Ergriffenheit oder aus Abscheu. Sogar Ktesippos brach sein Geheul ab; und nur ein Kleiderdieb rührte sich, riss einem Mann den Mantel von der Schulter und floh. Der Mann achtete gar nicht des Verlustes.

„Das ist zu viel!" rief er, rauh vom Entsetzen. „Sollen die Lippen, die das gewagt haben, noch leben? Lest Steine auf!"

„Lest Steine auf!" riefen alle, drängten rückwärts und bückten sich. Pandion, die Arme verschränkt, wartete; bei ihm aber war Heliodora: sie warf ihr Obergewand ab. Unter eng gefälteltem Hemd stand sie nun, hinein zu ihren Gliedern schien das Licht der Fackeln, und sie hob sich auf die Zehen. Die ausgebreiteten Arme bog sie weit zurück, man sah die Knospen ihrer Brüste durch das Gewebe drängen. Das Gesicht aber umherwendend mit ernster Süssigkeit, als erstaunte sie über die eigene Schönheit, tat sie einen Tanzschritt . . . Halt machte sie da, wie erschrocken; und das Volk, das sie schon auffliegen sah, hielt den Atem an. Sie aber: ach! welch Schlängeln der Hüften. Wie von den bebenden Falten liebkost, die lang gewölbten Schenkel dahinglitten, in den Reigen gezogen unsichtbarer Gefährten! Seht an die rosigen Spitzen ihrer Finger die Finger eines Himmlischen rühren! Ihr Haar ist sprühendes Gold, aus dem purpurnen Mund duftet dich Ambrosia an: — da erfasst dein Auge nur noch einen Wirbel von Blüten, ja, nun Heliodora im rasenden Tanz den bläulichen Schleier um sich herschwingt, nur noch den Taumel rotweisser Blüten durch seligen Himmel.

Jetzt steht sie und atmet, und auch ihr Menschen atmet wieder. Die Frauen zuerst klatschen in die Hände. Die Jünglinge riefen: „Gegrüsst seist du!" und bogen das Knie. Sie dankte ihnen, an Pandion gelehnt, stumm und mit einem kleinen

Schwellen dieser süssen Lippen. Man hörte Weinen — plötzlich aber lautes Lachen, und eine Frau rief:

„Wie er hässlich ist!"

Da merkte man erst, dass auch der Gott tanzte: plumpsend und torkelnd, mit grunzendem Gesang und von Wut geröteten Augen. Alle wandten sich ab; die Greise versteckten sich, aus Scham für den bösen und hässlichen Alten. Nur der Barbier Ktesippos, die Miene verzerrt von der Angst seines Neides, stiess die Arme bald hier, bald dort aus dem Haufen.

„Mitbürger! Griechen! Wehe! Fürchtet die Rache der Götter! Wisst ihr doch wie ich, dass dieser ein Gott ist. Denn lag nicht im Sumpf von Melargos ein Schlangenei? Und als sie es öffneten, kroch nicht ein Knabe heraus, mit einer Schlange um den Leib? Ihr habt es gesehen, das Wunder, leugnet ihr's nun? Pannichis du, und du Xantho, die ihr den Knaben auf euren eigenen Armen getragen habt!"

„Wahr!" rief Xantho. „Drum gebar auch ich dann einen so schönen Knaben, denn ich hatte einen Gott berührt."

Zu Heliodora schlichen, hinter dem Rücken der Leute, die Komödianten. Der Silen streckte wispernd den fetten Hals vor.

„Liebes Mädchen, komm eilig fort; denn um sie zu spielen, die Götter, betraten wir diese Stadt, nicht aber um sie zu verhöhnen, du freche Kleine."

Sie antwortete:

„Lauf nur zu, Vater Dionysios, denn wenn der Gott einen von uns zum Opfertier verlangt, wirst du es sein, der du das meiste Fleisch hast."

Bei ihren Worten erblasste der Silen, sank zusammen und verschwand hinter der Menge. Ktesippos arbeitete darin umher, seine Stimme überschlug sich.

„Wie? Und am Tage darauf war aus dem kleinen Knaben ein Jüngling geworden. Wachsen so Sterbliche? Werft euch nieder, betet an: denn am dritten Tage fandet ihr statt des Jünglings unter den Ringen der Schlange diesen Greis ... Du bist Gott!" schrie er und fiel selbst hin. Die Nächsten taten wie er; wer noch lachte, hielt erschrocken ein. Etwas Schwarzes, Verkrümmtes aber kroch inmitten der Hingestreckten herbei, wie eine vom Regen schwarz und lahm gemachte Eidechse: unter schmutzig greisem Haar ein Haufe von Geschwüren, Glieder, die im Kriechen einzeln liegen zu bleiben schienen, mit zwei Brüsten, durch die Schlammlache schleifend bis vor die Füsse des tanzenden Gottes. Der ächzte noch:

„Tötet den Lästerer! Ich bin Gott, opfert ihn mir!"

Da hob das namenlose Wesen sein eitrig-verklebtes Gesicht

zu ihm, — und auf einmal beruhigte sich der Alte. Er lehnte Rumpf und Gesicht zurück, entschlossen stand er da, grösser fast als vorher: spie dem Wesen in die schwärenden Augen, verrieb mit den Daumen den Speichel, und „Ich sehe! Ich sehe!" jubelte gellend der Aussätzige.

„Sie sieht, sie sieht! Wehe dem Lästerer!" — sie hoben, ohne Furcht vor der Krankheit, die Greisin vom Boden, zerrten sie dem Pandion entgegen, atemlos:

„Hier sieh diese, die der Gott geheilt hat, und dann stirb!"

„Und dann stirb!" zeterte es auf allen Seiten. Schon brachen sie herein: hundert Leiber, Fäuste, die zupackten, Hass schnaubende Mienen ... Pandion wich; die Wächter waren da und schlossen ihn ein. Der Hauptmann liess die Schwerter ziehen. Er wandte sich um und sagte:

„Ich schäme mich, o grosser Pandion, der du mich zu den Helden versetzt hast, für dies Schwert, weil es dich schützen muss vor einer verfaulten Hexe. Doch in diesem Augenblick ist sie stärker als du."

Bei allem Toben schritten in Sicherheit hinter den Wächtern die Herren aus der Schenke des Gyps einher. Sie sagten zu Pandion:

„Zwanzigmal wohl hat der ungewaschene Betrüger diese Alte geheilt, immer dieselbe. Aber die Empfindungskraft und Phantasie des Volkes ist es ja, die dir gefällt."

Heliodora, mit geschürzten Lippen:

„Sie wollen betrogen werden. Jeder, der sie betrügt, ist ihnen recht. Dennoch gibt es schlechte Komödianten und bessere."

Und sie erwiderte das Aeugeln der Herren.

„Führe ihn ins Gefängnis!" riefen die Bürger dem Hauptmann zu. „Er soll gerichtet werden."

Die Frauen kreischten mit dem Barbier:

„Nein! Auf der Stelle muss er sterben."

Der Hauptmann sprach rückwärts:

„Du wirst zu deiner Sicherheit, o Pandion, die Nacht bei uns verbringen müssen."

„Wozu denn," sagte Heliodora. „Frage doch den Gott, wieviel er verlangt. Er hat Erfolg gehabt, mehr als Pandion; was kann er noch wollen als Geld."

Da die Herren ihr zustimmten, liess der Hauptmann durch einen Soldaten sich Bahn brechen. Er kehrte zurück.

„Zweihundert Drachmen fordert der Gott. Willst du dich loskaufen?"

Pandion schwieg. Der Sklave Orestes tauchte auf, zitternd murmelte er:

„Ich habe zwölf Obolen, ich schwöre es, nicht eine mehr; und wenn ich sie hervorholte, müsste ich die Scham verletzen.“

Die Herren lachten. Erbitterte Stimmen aber hier und dort aus dem feurig durchzuckten Dunkel:

„Hört! sie verhöhnen den Gott. Fort mit ihnen!“

Da rief hell Heliodora:

„Euer Gott, ihr edlen Achäer, verlangt für seine Versöhnung zweihundert Drachmen, und ich zahle sie ihm, ich, die ihr morgen auf dem Kothurn sehen sollt.“

Zu einem der Wächter sagte sie:

„Halte den dicken Mann dort auf, der sich davonmacht.“

Der Silen ward zurückgebracht. Er schlug sich die fette Brust.

„Wir haben nichts. Bist du toll, dass du für diesen Fremden unsere Armut hingeben willst?“

„O, mein Vater Dionysios,“ sagte sie, „du weisst wohl, dass du auf deinem Bauch die zweihundert Drachmen verbirgst, die mir in Lykene der alte Kimon gab, dafür, dass er mich lieben durfte.“

Und wie der Silen auch greinte, er musste das Geld aus seinen Falten ziehen. Der Hauptmann selbst brachte es dem Gott, wendete ihn bei den Schultern um und raunte ihm ins Ohr: da machte der Gott lange Schritte.

„Zerstreut euch!“ rief dann der Hauptmann. „Der Gott ist versöhnt. Wer noch murrt, ist ein Lästerer und verfällt dem Schwert.“

Die Fackelträger betraten das Tor, und alle, murrend und lachend, stoben hinterdrein, dem Grauen des Dunkels zu entfliehn.

. . . Stumm atmende Nacht ringsum; und Pandion fühlte auf seinem Arm den leichten Arm Heliodoras.

„Lieber,“ sagte sie zärtlich, „verzeih! Verzeih meine Laune, um deren willen du dich mit dem Schlammgott messen musstest. Sieh, wo immer Heliodora dir begegnet, bringt sie dir Unglück. Du aber, Lieber, bleibst gross wie zuvor.“

Plötzlich schüttelte er sich ganz; er sagte erstickt:

„Gross! Wer doch vermöchte gross zu sein bei euch Menschen. Ach! hätte ich wahrhaft einen Gott gelästert und wäre unter seinem Strahl gesunken, verkohlt, vernichtet. Alles aber, was ich vom Hades heraufbringe, hat nicht so schwer gewogen, wie die elenden Kniffe eines Quacksalbers; und dies Leben ist nur noch mein, weil du Weib mirs mit dem Preis deiner Liebe zurückgekauft hast. So nimm es denn, es gehört dir, und lass mich dein Sklave sein.“

„Pandion!“ — die Arme weich, weich um ihn her. „Nie

liebte ich dich so sehr, denn jetzt sehe ich dich schwach, und durch meine Schuld. Du mein Sklave? Sieh, ich will dir folgen: in den Wald, so finster, auf das Meer, so treulos, durch Hellas und selbst zu den Barbaren."

„Wie wäre es möglich," sagte er stöhnend; aber sie küsste ihm die Tränen fort, im Dunkeln glättete sie ihm mit ihren Lippen das Gesicht; und umschlungen gingen sie über die Wiese zum Waldrand, umschlungen sanken sie hin. Drüben knarrte das Stadttor und fiel zu.

Als Pandion erwachte, tauchten eben, noch schlafend, Heliodoras Züge aus den letzten Schatten. Er richtete sich empor und sah ihnen zu, wie sie sich erhellten um das sanfte Gehege der Wimpern. Er lächelte verloren ... Da presste er an seine Schläfen die Hände, auf sprang er, tat ratlose Schritte, kehrte zurück, brach in die Knie. Erste Vogelstimmen regten sich, um die Stämme glitten rötliche Lichter, kühl hauchte der Morgen: Pandion aber, angstvoll in dies stille Gesicht, wie oft sagte er, wie oft:

„Auf deinen Lidern, o Helena, trägst du den ganzen trojanischen Krieg."

Er schüttelte den Kopf, leise erhob er sich, ordnete zart über der Schlafenden seinen Mantel.

„Wie ich erschrocken wäre, wenn du jetzt aufwachtest! Wenn du mich noch hier fändest, wie du erschrocken wärest!"

Er holte den Sklaven Orestes aus seinem Busch hervor, und in den Wald hinein schritt er, ohne sich umzusehn.

Dickens

Von ROBERT WALSER

Dickens ist entsetzlich. Leser, Du, der Du Dich hindurchlesen musst durch unsere heutige, schäbige, wässerige, langweilige, dumme, arme, lausige, rostige, ölige, öde, fade, laue, kindliche, von Müttern, die sich im gefährlichen Alter befinden, geschriebene, herausgeschwitzte und geächzte Literatur, hast Du je schon Dickens gelesen? Wenn nicht, so sei zu beneiden, denn dann steht Dir noch ein Naturgenuss bevor. Dickens ist göttlich. Dickens kann alles, und deshalb, weil er ein Zauberer, ein horribler, schauerlicher Könner ist, erlaubte ich mir am Eingang dieses Aufsatzes zu sagen, er sei entsetzlich. Mich hat er entzückt und zugleich niedergeschmettert, und seitdem ich Dickens gelesen habe, wage ich mich nicht mehr an den Schreibtisch zu setzen gebe meinen Beruf auf und muss entweder verhungern oder Wagknecht werden. Furchtbares Schicksal, dem ich anjetzt, wie es scheint, verfallen bin. Doch im Ernst: Dickens ist eines der Wunder der Welt. Als ich Dostojewski las, der gewiss ein grosser Dichter ist, fühlte ich mich angeheimelt und hingezogen, selber die Feder in die Hand zu nehmen. Diese selbe fröhliche Feder hat mir Dickens aus den Fingern herausgewunden. Dickens, dieser Häuptling der Schriftstellerkunst, hat mich ruiniert, und dennoch: ich zürne Dickens keineswegs, vielmehr bete ich ihn an und sage: Dickens ist ein Gott. Dickens schreckt, wie Götter zu schrecken pflegen, er schreibt für jedermann, also auch für Sie, gnädige Frau, die Sie sich vielleicht über Dickens und das, was er geschrieben hat, erhaben vorkommen wollen. O um des barmherzigen Himmels willen: Täuschen Sie sich doch nicht. Lesen Sie Dickens und lassen Sie sich von ihm bezaubern. Wenn wir heutigen, rockzugeknöpften phantasiearmen Schriftsteller mühselig an einem Karren ziehen, so fährt Dickens in der Kalesche. Feurige Pferde ziehen den herrlichen Galawagen. O wir ausgesaugten armen Schlucker. Wenn wir einen Faden geben, so gibt Dickens Gegenden, und wenn wir kriechen, so schwebt, tanzt und fliegt Dickens. Ich liebe Dostojewski; vor Dickens aber bin ich starr vor Bewunderung. Die Magd kann ihn lesen, der Fürst kann ihn geniessen, der Droschkenkutscher kann sich an ihm erlaben. Uebrigens ist das glücklicherweise unwahr; es liest ihn kein Mensch mehr.

Wenn ich heut . . .

Lied von ARNOLD SCHÖNBERG

(Worte von STEFAN GEORGE)

Rasch

Wenn ich heut nicht deinen Leib be-rühr, wird der Fa-den mei-ner See-le rei-

-ßen wie zu sehr ge-spann-te Seh-ne. Lie-be Zei-chen sei-en

Trau-er-flö-re mir, der lei-det seit ich dir

-ge-hö-re. Rich-te ob mir sol-che Qual ge-

gedämpftes forte

etwas breiter

rit.

rasch

molto rit.

Schwach

cresc. . . . .

linke Hand immer gleich stark bis zum Schluss

Arnold Schönberg

Mit Bewilligung der „Universal-Edition", Wien

Die Wahlparole

Von LUDWIG FRANK M. d. R.

Schon zwei Stunden dauerte die Beratung. Die grünen Tische standen in glückverheissender Hufeisenform. Aber die daran sassen, machten hoffnungsarme, feierliche Gesichter, wie Aufsichtsräte einer Aktiengesellschaft mit Unterbilanz. Im hochlehnigen Präsidentensessel ruhte Bethmann Hollweg. Seine Mienen waren bekümmert. Jede Nachwahl hatte eine neue tiefe Linie in seine sorgendurchfurchte Stirn gegraben, — es war bald kein Raum mehr da. Seine Äuglein blinzelten ängstlich bald nach rechts, bald nach links auf die geistlichen und weltlichen Herren, deren Geschäfte er in gottgewollter Abhängigkeit führt. Keiner von allen wusste einen Weg aus der Wirrnis. Keiner! Nicht der Baron Hertling, der druckfertig redende wortreiche Nestor, noch der streitbare Gottesmann Schädler mit dem breiten, lachenden Bauernmund, vordem ein gewaltig grollender Prediger wider „Steuerzettel und Kanonen", auch nicht Spahn, der Alte, der behutsam Schleichende und Schlichtende, oder Gröber, der schlaue Polterer mit dem ehrwürdigen Kapuzinerbart. Ritter Oldenburg, wagemutig wie Don Quichote und stattlich wie Sancho Pansa, Freiherr von Richthofen, ein Oberlehrer, Gans Edler von und zu Putlitz, wilder Hohenzollernfeinde lammfromm lispelnder Nachfahre, und Liebert, der düstere Reichsverbandsgeneral, und viele andere noch sannen und suchten, ohne zu finden. Heydebrand von der Lase, das kleine Männlein mit dem langen Arm, schloss seinen Vortrag schmetternd im Siegerton: „Das deutsche Volk wird uns, richtig aufgeklärt, danken. Die Finanzreform war eine nationale Tat."

Als aber der Kanzler mit schüchtern zitternder Stimme fragte: „So darf ich also wohl annehmen, dass Sie in die Wahl ziehen wollen mit dem Feldgeschrei: „Hoch die Finanzreform!?" — da gab es eine lange, bange Pause. Mancher dachte wohl an die Leute daheim, an die beschäftigungslosen Tabak- und Zündholzarbeiter und an die zärtlich geschonten Erben. — — —

Der unadelige Junkerführer Diederich Hahn wetterte sachverständig gegen die hetzerische Kampfesweise und den Gesinnungswechsel — bei den bauernbündlerischen Gegnern. Für ihn ist die Frage längst entschieden, — die Parole muss lauten: „Schutz der nationalen Arbeit!" Aber ein christlicher Gewerkschaftssekretär, — er kam sich in der glänzenden Umgebung etwas fremd vor — erinnerte bescheiden daran, dass jedes Jahr 600 000 galizische, polnische, russische Landarbeiter in das Reich gerufen werden, und dass die preussische Regierung auf konservatives Drängen verboten habe, bei gewissen Kanalbauten deutsche Hände zu beschäftigen.

Ein grosser Eisenbaron, der als Gast anwesend war, meinte: „Das Nützlichste wäre ja, wenn es, was Gott verhüten möge, einen kleinen, ungefährlichen Auslandskonflikt gäbe! Vom äusseren Feind reden wir, den inneren Feind treffen wir. Es fehlt ja nicht an Gelegenheiten, in Bagdad, Vlissingen", — das enfant terrible wurde vom Vorsitzenden unterbrochen, auch hier durfte „das Beste" nicht gesagt werden. Aber der Philosoph selbst, bescheiden sich entschuldigend durch zahllose „dürfte", „möchte", „könnte", erlaubte sich auch ein Programm vorzuschlagen, — den „Zwang zum Schaffen". Durch „positive" Leistungen wolle er die Seele des Wählers gewinnen, — er sagte es mit jener grossen, runden Gebärde, durch die er Hirn und Herz des Denkers Kurt Breysig bezaubert hatte. An den Entwürfen, um die sich noch fleissige Parlaments-Kommissionen mühen, wolle er seine Schöpfergabe bewähren. Aber er fand schlechte Aufnahme bei seinen Hörern. Das Gesetz über die Schiffahrtsabgaben? Es werde die Wahlen in Sachsen, Baden, Hessen, an der Mosel und der Saar verderben und in den anderen Bezirken keine Stimmen gewinnen!

Die Verfassung für Elsass-Lothringen? Wenn sie konservativ gestaltet werde, wirke sie als neuer Zündstoff. Erfülle sie aber demokratische Wünsche, dann würden die Preussen rebellisch werden und gleiche Rechte verlangen, wie die Brüder im eroberten Grenzland!

Und die Reichsversicherungsordnung? Sie imponiere nur durch die Quantität. — —

Plötzlich ward es stille, und alle Mannen erhoben sich von ihren Plätzen, — unter der Türe stand Wilhelm II. Der höfische Schnellredner von Dircksen war der Situation gewachsen, — er nahm sich das Wort: „Unsere wichtigste politische Forderung ist und bleibt natürlich volle Steuerfreiheit und Redefreiheit für Seine Majestät den König und Kaiser und die anderen Bundesfürsten und in wirtschaftlichen Dingen die Moorkultur!" —

Nach einem begeistert aufgenommenen Hurra auf den hohen Gast stellte der Reichskanzler fest, dass gegen den letzten Vorschlag kein Widerspruch erhoben sei und dass also die Wahlparole laute: „Für Steuerfreiheit und Redefreiheit der Fürsten und für Moorkultur!" oder kurz und bündig: „Für Freiheit und Kultur!" Er schloss die denkwürdige Sitzung mit dem zündenden Kampfruf: „Wir werden hören und sehen, und es wird sich zeigen."

Vive la bagatelle!
Swift

DIE JURISTISCHE SEITE

Der Deutschen Tageszeitung ist eine Berichtigung von mir übersandt worden. Der politische Redakteur (ich vermute: Herr Oertel) war ehrenhaft genug, trotz allem Geschimpf Unhaltbares zurückzunehmen.

Nachmals erschienen jedoch unter dem Strich drei bis vier Spalten Gans-Exkremente. Dieser A... Ar... Artikel kam vorgeblich „von juristischer Seite". Zum Druck befördert hat ihn Herr Richard Nordhausen — der schon in jenem Lebensalter, da er noch Kommis war, in die Literatur hineinlangend Sachen vollzog, die ihn eine „juristische Seite" hätten fürchten lassen müssen. Er fordert heut Gefängnis für mich — und schützt Polizeibeamte.

In dem Ar... tikel wird nicht ohne Talentlosigkeit Herr v. Jagow als Opfer hingestellt. Als die verführte Waise. Als der arme, seiner Unschuld beraubte, jung geschändete Genoveverich.

Das geringe Können der juristischen Seite mahnt an dieselbe Eigenart Nordhausens... Sonst an das Wort des Schutzherrn dieser Rubrik, Jonathan Swifts: „Nächstdem sind diejenigen, deren Zähne zu schwach zum Beissen sind, oft geeignet, diesen Mangel durch ihren Atem zu ersetzen."

*

Im übrigen wird festgestellt werden: wieviel Blätter von den in diesem Heft mitgeteilten Tatsachen den Lesern Kenntnis bringen. KERR

DIE LEICHE

I.

Meine Tante Friederike
Kempner ruht im Erdenschoss,
(Anfechtbar ist die Musike
Ihrer Verse zweifellos).

Gute Tante, schlummre selig.
Gute Tante, schlummre brav.
Leider Gottes scheuchen schmählich
Meine Gegner dir den Schlaf.

Aus dem Kirchhof und Gebeinfeld
Weckt dich manchmal Yyyya-Schrei'n —
Wenn dem Esel sonst nichts einfällt,
Fällt ihm meine Tante ein.

II.

Trag's! ob auch der unverwandte
Schmerz an deiner Seele frisst:
Dass du, meine tote Tante,
Garnicht meine Tante bist.

KERR

LUDWIG THOMA

Ludwig Thoma sagt in der neuen Nummer des ‚März‘: „Er (Alfred Kerr) hat tausendmal Recht gehabt, dass er den Herrn dem stürmischen Gelächter des ganzen Deutschlands preisgegeben hat, und das ist ein Verdienst, für welches wir ihm alle danken.“

Wegen meines Verhaltens in dem Streit mit Herrn von Jagow sind mir Vorwürfe und sogar Belehrungen zuteil geworden. Bei aller Dankbarkeit für diese guten Dinge will ich bemerken: Der persönliche Zwist, der zwischen Herrn von Jagow und mir bestand, ist völlig beigelegt worden; ich habe jedoch bei dem Austausch unserer Erklärungen meinen Freunden ausdrücklich das Recht gewahrt, die öffentlich-rechtliche Seite des Falls zu besprechen.

Für mich folgt daraus: da kein Zwist mehr zwischen Herrn von Jagow und mir besteht, werden mich selber keinerlei Angriffe bewegen, auf den zwischen uns erledigten Fall zurückzukommen. Andererseits ist nach meinen mit dem Vertreter des Herrn von Jagow getroffenen Abmachungen Alfred Kerr befugt und befugt gewesen, die Angelegenheit öffentlich zu behandeln.

PAUL CASSIRER

Alle Sendungen sind ohne Nennung eines einzelnen Namens an den Verlag zu richten.

Für unverlangte Manuskripte kann keine Garantie übernommen werden.
Sprechstunden der Redaktion: Montags, Dienstags, Mittwochs von 11—1 Uhr.

Verantwortlich für die Redaktion: Wilhelm Herzog, Berlin-Halensee.
Verlag von Paul Cassirer, Berlin W. 10, Viktoriastrasse 5.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Erster Jahrgang No. 11 1. April 1911

PAN

Halbmonatsschrift herausgegeben
von **WILHELM HERZOG** *und* **PAUL CASSIRER**

JNHALT:

Alfred Kerr .... Die Milben
Lovis Corinth .... Bildnis des Abg. Hoffmann
Herbert Eulenberg .... Brief eines Vaters unserer Zeit
Wilhelm Herzog .... Kleist und Rousseau
Alfred v. Lieber .... Verse
Percival Pollard .... Berlin, Boston, Kultur
Otto Corbach .... Privat und Öffentlich
Alfons Laugwitz .... Leoncavallos Majà
Ulrich Rauscher .... Elsass-lothringische Verfassung
Rudolf Grossmann .... Sechstagerennen (Zeichnung)

Bagatellen — Der konstitutionelle Hülsen

Die Milben

Frühlingsgedicht

I.

Bei des Lenzes lichter Feier
Legen Milben neue Eier,
Nächstens nah'n aus holden Häuschen
Hundemilbchen, Hühnerläuschen.

Nichts kann im Insektenleben
Menschen saubre Freude geben,
Nichts, wohin der Blick auch schweife,
Als ein bischen Milbenseife.

Welch ein Schwall von lieben Schuften,
Die nach Kräuterkäse duften.
Eins doch brauchst Du, dies begreife:
Milbenseife! Milbenseife!

II.

Wie das humpelt, hockt und hinkt,
Tastet, schnalzt und harnt und stinkt.
Ein Scharwenzen. Ein Schmarotzen.
Halb zum Kugeln. Halb zum Kotzen.

Wenn Du, Jude oder Christ,
Blutsaft hast und einer bist,
Kriecht ein Dutzend von den Dingern
Flugs nach Deinen festen Fingern.

Wie das zappelt, wie das zischt.
Guck sie an, sie tun Dir nischt.
Lass sie fressen. Lächle, pfeife —
Und benutze Milbenseife.

III.

In dem Schwarme, mittendurch,
Zieht der Milben-Dramaturch,
Der auf Bühnenweibchen kriecht
Und an ihrem Halse liecht.

Und er ist an allen Enden,
Und er redt mit zwanzig Händen,
Und er schreit bei jeder Silbe . . .
(Sei nicht mausig, muntre Milbe!)

IV.

Wie sie wonnig weiterwimmeln.
(Gleicher Ruch entströmt den Lümmeln,
Ob sie koscher, ob sie treife —
Mensch benutze Milbenseife.)

Wandle stolz wie ein Genieling
Frohen Fusses durch den Friehling,
Von dem Milbenspiel erfrischt;
Wasch Dich dann, sie tun Dir nischt.

Zu des Lenzes lichter Feier
Machen Milben neue Eier.
Balde nah'n aus holden Häuschen
Hundemilbchen, Hühnerläuschen.

ALFRED KERR



Zeichnung von Lovis Corinth

DER ZEHN-GEBOTE-HOFFMANN

Der schlagfertigste deutsche Abgeordnete

Brief eines Vaters unserer Zeit

Veröffentlicht von HERBERT EULENBERG

Mein lieber Sohn, ich habe Dich in den flüchtigen Tagen, da Du hier warst, um Abschied von uns zu nehmen, kaum gesehen und nur weniges und bedeutungsloses mit Dir gesprochen. Die Art der Tätigkeit, zu der meine Anlagen mich bestimmt haben, dieses mein Amt, mein Können, das darauf hinausläuft, unser Vaterland in der Fremde würdig zu vertreten, das hat mir wenig Zeit für den Beruf übrig gelassen, den die Natur mir gegen Dich auferlegt hat. Dass ich es kurz fasse, ich habe Dich nicht erziehen können, oder doch nur soweit, dass ich Dir das Leben eines anständigen Menschen vorgemacht habe. Und auch dieses nur, sofern Du es sehen konntest, in Ausschnitten gleichsam, indem ich Dir bei Tisch einen wohl erzogenen, kultivierten Menschen zeigte und bei Festlichkeiten einen vornehmen und gewandten Gastwirt und bei Deinen Bitten und Zeugnissen, den guten wie den schlechten, einen zuverlässigen alten väterlichen Freund und Helfer.

Ich kann mir denken, dass die Vaterschaft noch freundlichere, zärtlichere Akzente frei machen kann, dass Vater und Sohn mehr wie Brüder comme frere et cochon zusammenhausen nach Art jener cidevant-Marquis, die einen Schneider, eine Börse und eine Geliebte zusammen hatten. Doch wäre dies, ganz abgesehen von Hindernissen, meiner und wohl auch Deiner Natur nur dann möglich, wenn beide Wesen wie Vater und Sohn Klingsberg bei Kotzebue eben immer zusammenlebten. oder doch ihre Kreise einander beständig schnitten oder berührten. Und dieses ist bei uns, ich schreibe ein jahrebreites „leider" dabei hin, ja nie der Fall gewesen. Ich bin als Diplomat über unsern ganzen Globus hin- und hergewürfelt worden, dieweil Du auf der stillen Schulbank daheim von Xenophon, Livius, Homer und Horaz, Goethe und Sophokles zum Kampf ums Dasein einexerziert wurdest. Wobei man nicht weiss, wer die schönere Welt indessen durchwandert hat.

Und nun ich diese Epistel an Dich wie an einen Fremden

richte, sitze ich fern in Paris als Diplomat, den Frieden hütend, während Du auf die Universität hinausgezogen bist, mit Säbel und Rapier einen fröhlichen Kleinkrieg gegen alle narbenlosen Gesichter zu führen. Ich habe Dir nicht mit einem Worte abgeraten, „aktiv" zu werden, wie ihr es nennt und in ein Korps einzutreten. Ich werde Dir überhaupt niemals verwehren, Dummheiten zu machen, so zynisch dies klingen mag, weil ich aus meiner Jugend nicht vergessen habe, dass Du sie dann erst recht tun würdest. Wie denn überhaupt alle Sünde und die ganze menschliche Misere von dem leidigen Verbot im Garten Eden herrührt, ein psychologischer Schnitzer, den ich als Diplomat unserm alten Herrn dort oben nie vergessen kann.

Ich habe nichts gegen unsere deutsche Art, „in cumulo," studentisch geredet, die akademische Freiheit zu geniessen. Wenn auch freilich, alt und einsam geworden, nicht mehr viel dafür! Dass man auf der Mensur den Mut züchten will, finde ich vortrefflich. Und der müsste ja überhaupt ein Hundsfott sein, um dieses Blücherwort, das auszusterben droht, im Gebrauch zu erhalten! der nicht für die Erziehung des Mutes in unserer Jugend seine Hand und Stimme erhöbe! Ich will auch nicht den roten Mann spielen und daran zweifeln, ob das schlagende Korporationswesen unserer deutschen Studentenschaft grade dies hohe Ziel am besten erreicht. Indem ich vergesse, dass ich die besten Schläger späterhin bei den Examina oft ohne ein Fünkchen Mut schweissbedeckt und wie Larven und Lemuren schlottern sah.

Ich will Dir, „der Tebel hol mir!" sagt Schelmuffsky, Deine Freuden nicht durch Argumente aus dem Greisenalter versauern. Hol Dir Schmisse, so viel in Deinen Spiegel gehen, wenn Du magst, und Deine Schönheit es vertragen kann! Aber über das letztere, ziehe nicht nur Deinen parteiischen Spiegel, der Dir nach deinem Maule spricht, sondern gelegentlich auch die Ansicht eines Frauenzimmers zu Rate. Bedenke, dass Eure Stecherei, was über dem unhistorischen Alkohol meist vergessen wird, ein Überbleibsel aus der längst verträumten Zeit der Turniere ist. Und dass damals von „heleden lobebaeren" keine Lanze gebrochen wurde, es sei denn für die Ehre einer Frau oder die Liebe eines Fräuleins.

Nun denkst Du, werde ich aus dem Chesterfield-Tone mit Dir sprechen und Dir, wie seine Lordschaft ohne Zynismus, aber auch ohne bürgerliche Prüderie Ratschläge zur Einführung in die Frauenwelt geben. „Weit gefehlt!" wie es in spannenden Romanen heisst. Ach nein, mein Sohn, ich werde Dich auch in diesem Punkt des Punktes unserer Männlichkeit Deine Dummheiten allein machen lassen. Ich setze darauf, dass die Furcht vor der Lues und andern amönen Gefährten der Ausschweifung bei Dir stärker sein wird als meine ganze etwaige väterliche Autoritätsquacksalberei. Lass uns als Kommilitonen hierüber reden! Ich weiss noch und will es nicht vergessen, dass für den landläufigen Studenten unsere bürgerlichen Bälle im Bordell endigen, und dass die Verlobungszeit für den deutschen Bräutigam meistens eine Rekreationskur beim Haut- und Harnarzt bedeutet. Das ist nicht zynisch von mir altem Manne hergeredet, mein lieber Junge. Und dies wäre auch als eine Folge unserer wirtschaftlichen, nicht unserer sittlichen Beschaffenheit gar nicht einmal so schlimm, wenn jeder es zugeben wollte, statt feige zu passen, wenn er bekennen soll.

Und darum will ich hierüber nicht richten noch greinen und Dir wiederum den Hunger auf Deine hoffentlich schönen Amouren nicht verderben. Ich möchte, dass Du wenn irgend einer einsehen möchtest, dass es keinen besseren Erzieher für das eine Geschlecht gibt als das andere. Eine Wahrheit, für die ich Dir, wenn mit nach Citaten gelüstete, den halben Goethe ausschreiben könnte. Das ist es, was uns jungen Deutschen fehlt: Wir gehen niemals bei den Frauen in die Schule. Kneipe, Kommers, Kolleg und Kater, diese vier heiligen K machen die école des hommes auf unsern Universitäten aus. Nicht, dass ich, in Paris sitzend, die französische Erziehung zur Ehe, wie sie in den steilen Gassen um die Sorbonne von muntern Grisetten betrieben wird, für die Lösung der „Jünglingsfrage" hielte, die am wenigsten beantwortete Frage unserer Zeit übrigens. Aber dass das frauenfremde korporationsweise Aufwachsen unserer männlichen akademischen Jugend, deren einziges Ventil das „Freudenhaus", wie unsere biedern Altvordern sagten, ist und bleibt, nicht grade segenbringend auf die Männer Germaniens und ihre virtus

gewirkt hat, das lehrt uns schaudernd ein Blick auf unsere Annalen der letzten Jahrzehnte. Die des Tacitus sehen, wo es am neronischsten zugeht, nicht viel garstiger aus. Glaube mir, dass ich alter, siebenmal gesiebter Diplomat, der ich Deutschlands Ehre in der Fremde behüten muss, bei diesem schändlichen Thema das uns verschimpfiert hat, noch rot vor Wut plus Scham werden kann. Darum Deinen Korpsgeist in Ehren, mein Sohn! Aber vergiss mir die Frauen nicht! So wenig wie ein Knabe nur von ihnen erzogen werden soll, so sehr muss es ein Jüngling sich gefallen lassen. „Bitte, so wird Dir gegeben; suche, so wirst Du finden; klopfe an, so wird Dir aufgetan!" Diese Worte, die Dir Dein Pfarrer bei Deiner sogenannten Einsegnung aus der orientalischen Bibel mit auf den Weg gab, ich hänge sie als Segenspruch über Deinen Eintritt in die Frauenwelt.

Und noch eins zum Schluss, das wichtigste, was ich Dir zu sagen habe, das, warum ich Dir diesen ganzen Brief im letzten Grunde überhaupt geschrieben habe. Es gibt einen niederträchtigen Spruch, eine widerliche Weisheit, die ich einmal auf der Wand eines der hübsch erhaltenen Bordelle im alten Pompeji von der Hand eines Spötters in die Worte aufgekritzelt sah: Omne animal triste post coitum. Was wir, da ich noch mit Bier die Welt eroberte, auf der Kneipe voll Stolz und Roheit in diesem Kanon hinausbrüllten:

Keine Bestie, nur der Hahn
Fängt gleich wieder freudig an.

Wir kamen uns ungeheuer überlegen vor im Vollbesitz dieser errungenen erotischen Weisheit. Und die meisten meiner damaligen Gefährten werden wohl auf diesem traurigen status post festum stehen geblieben sein, den Shakespeare in seinem berühmtesten Sonett von der „Wollust" festgehalten hat in jenen Versen:

Erwünscht voll Seligkeit und — nachher Qual,
Rausch in der Sehnsucht, und erfüllt nur schal!
Das weiss jedweder, doch von neuem blendet
Die Lust uns stets, die so in Hölle endet.

Ach, lieber William, Stern der höchsten Höhe, das mache ich nicht mehr mit, dies mittelalterliche Gefühl, der ganzen Natur zum Trotz! Und auch Du sollst mir nicht so empfinden, mein lieber Sohn, auf dass ich mich nicht a posteriori schämen muss, Dich in die Welt gerufen zu haben! Jene Roheit lass uns den Bestien überlassen, die nicht über die Nacht hinaus denken können. Lass uns eine Seligkeit an der andern anzünden und keine Fragezeichen an den Genuss hängen, sondern einen herzhaften Punkt und Kuss hinter ihn setzen! Du musst wissen, dass die Seele und das Wesen einer Frau Dir am meisten erst nachher gehört, und dass eine Roheit sie dann so schmerzhaft trifft wie uns ein Stich in unser Fleisch, noch dazu, wenn es keine Haut mehr hätte. Das wissen so wenige von uns Männern heute, dieses ABC der ars amandi, oder man kann auch sagen, dieses ihr X Y Z, auf dem allein die Liebe in der frauenseligen Zeit des Rokoko ruhte.

Man hat mir einmal erzählt, dass Schopenhauer aus dem Grunde mit ein Menschen- und Frauenverächter geworden sei, weil er als Student eine zeitlang gegenüber einem Bordell gewohnt hatte und nun alle Abende und Nächte sah, wie die Männer immer froh wie die Hunde hinaufsprangen und traurig wie die Hasen wieder herauskrochen. Was freilich Grund genug sein mag, ein Pessimist zu werden. Darum lass Dir sagen, mein Sohn: Sei nicht so unanständig, vor andern moralisch traurig zu sein, geniesse kein Vergnügen, das Dir nachher ekelhaft wird, zeige nicht der Frau, die Dein verliebtes Angesicht sah, zum Lohn ein betrübtes hinterdrein! Die Dirne sogar wird Dir für ein liebes Wort nachher ebenso dankbar sein wie für Dein ganzes Geld zuvor. Und solltest Du an ein so niedriges seltenes Geschöpf geraten, das nicht so wäre, so bleibe Du lächelnd Mahadöh, der Herr der Erde und der Kenner der Höhen und Tiefen, der schlechten Bajadere zum Trotz, auf die Du gestossen bist. Ich möchte lieber in meinem Leben einem mit Dir unzufriedenen Examinator begegnen als einer Frau, die Grund hätte, Dich zu verachten.

Und so lebe wohl mit dieser einzigen Lehre, die ich als Vater Dir in Dein Leben mitgeben kann und mag: Stehe heiter vom Mahle auf, das Dich sättigte und drücke der Frau, die Dich

ihren Gast sein liess, dankbar dieHand, und lass jedes leidenschaftliche Fest nicht mit Scham und Roheit, sondern mit Scherzen und Zärtlichkeiten endigen! Geniesse die Liebe als die schönste Freude, die dem Sterblichen blieb, als er vom Tisch der ewigen Götter verstossen wurde, wie dies irgendeiner unserer heutigen unbekannten Poeten als Dank für die Himmlischen in diese Verse gefasst hat:

Ihr gabt uns Leiden zum Erbteil,
Ihr ewigen Mächte,
Und Tränen und Sehnsucht
Und Kummer und Tod:
Und nanntet es Menschenleben.
Doch über all das gabt ihr uns Flügel
Fortzuflattern in Lust und in Glück
Und euch gleich zu werden in Ewigkeit:
Und nanntet es Menschenliebe.

Kleist und Rousseau

Von WILHELM HERZOG

Deine wahren Erzieher und Bildner verraten Dir, was der wahre Ursinn und Grundstoff Deines Wesens ist, etwas durchaus Unerziehbares und Unbildbares, aber jedenfalls schwer Zugängliches, Gelähmtes: Deine Erzieher vermögen nichts zu sein als Deine Befreier. FRIEDRICH NIETZSCHE

Kleists Sympathie für Rousseau, seine Liebe gewissermassen auf den ersten Blick, ist aus einer Wesensverwandtschaft zwischen beiden zu erklären. Rousseau war der erste moderne Mensch: in seiner Unstetheit, mit seiner quälerischen Selbstbeobachtung und Selbstbespiegelung, mit all seiner Unsicherheit im täglichen Leben. Einsam, von einer aufs höchste gesteigerten, krankhaften Sensibilität der Seele, nur seiner Idee lebend, ihr alles opfernd — wie Kleist seinem Werk, wie Nietzsche seiner Idee vom Übermenschen — wurde er zu selbstlos, zu objektiv allen Erscheinungsformen gegenüber und deshalb — trotz der leidenschaftlichsten Sehnsucht nach Liebe — untauglich für das Weib. Rousseau ist nie die Liebe eines mitfühlenden, von ihm selbst wahrhaft geliebten Weibes zuteil geworden. Man kann trotz all seinen Beziehungen zu Frauen sagen: er ist lieblos, ungeliebt durchs Leben gegangen. Er hat nie das erhabenste Gefühl, die beseligende Macht des leidenschaftlichen, rückhaltlosen Hingebens eines liebevollen Weibes empfunden. Was das für das Leben eines solchen Menschen bedeutet, wie ihn diese Wünsche quälen, wie er sie zu befriedigen oder zu überwinden sucht, ist schlechterdings nicht zu überschätzen. Man huscht gewöhnlich über solche Dinge mit einer falschen Schamhaftigkeit hinweg, während grade sie als die Wurzel alles Daseins, aller Beziehungen zueinander, sofern man sie aufhellt, freilegt und erklärt, die wertvollsten, meist ganz neue und überraschende Beiträge zur Psychologie des Künstlers zu bieten vermögen.

Zwischen Kleist und Rousseau sind nicht nur zahlreiche Berührungspunkte vorhanden, sie ähneln sich auch bei aller Verschiedenheit in der Anlage ihres Charakters, in der Entwicke-

lung ihres Geistes, ja in dem unsteten Lauf ihres Lebens. Beiden gemeinsam ist vor allem der ungeheure Drang nach Bildung. Beide haben eine entbehrungsreiche, freudenarme Jugend durchgemacht, sich autodidaktisch gebildet, verschiedene Berufe ergriffen. Selbst in dem Urteil der Nachwelt haben sie Gemeinsames: man ist nicht müde geworden, sowohl bei Rousseau wie bei Kleist auf die Nachteile ihrer autodidaktischen Bildung hinzuweisen, ohne zugleich die ausserordentlichen Vorzüge eines derartigen Bildungsganges, besonders bei solchen Naturen, zu erkennen. Ihre Ursprünglichkeit, ihre Eigenart wird nicht angetastet, nicht geformt, nicht verdorben durch eine geregelte Erziehung. Sie behalten ihre Individualität, ihre Besonderheit mit all ihren Kanten und Ecken. Das ist gesellschaftlich und im praktischen Leben für sie ungünstig, weil jeder sich daran stösst und — wenn er nicht selbst eine Individualität ist — es unangenehm empfindet. Ihre Gedächtniskräfte werden nicht durch Formelkram aufgebraucht; sie lernen nur das, was ihrer natürlichen Anlage gemäss ist, ihre Entwickelung ist keine vorgeschriebene; sie sind selbständiger, geistig freier, universaler, natürlicher, impetuoser in ihrem Wesen und in ihren Anschauungen.

Rousseau verachtet die sogenannten gebildeten Kreise, die eleganten Salons von Paris, in die er eingeführt wird, und die ihr luxuriöses, ausschweifendes Leben nur so lange führen konnten, bis die grosse Masse des unterdrückten und im Elend vertierten Volks sich aufraffte und der sozialen Ungerechtigkeit ein furchtbares Ende bereitete. Rousseau wurde — ohne es in Wirklichkeit zu wollen — der Trompeter der Revolution . . .

Er hasste diese vornehme Gesellschaft und wünschte ihr den Untergang, weil sie bei all ihrer geistigen Kultur — einzig und allein auf ihr Wohlergehen bedacht — sich der furchtbaren Unsittlichkeit ihres Lebens gar nicht bewusst wurde. Das Ideal, das er aufstellte und mit dem Eifer des Fanatikers verwirklicht sehen wollte, gipfelt in dem Ruf: „Zurück zur Natur!" Damit meinte er nicht, was Voltaire boshaft übertrieb und mit vernichtendem Spott in die Worte kleidete: „Noch niemals habe jemand so viel Geist aufgewendet, um uns zu Bestien zu machen; man bekommt förmlich Lust, auf allen Vieren zu laufen." Rousseaus

Losungsruf — etwas einfacher, klarer und weniger anspruchsvoll ausgedrückt — kann man vielmehr auf die triviale, aber noch immer anzustrebende und zu erfüllende Forderung bringen: natürliche Gestaltung des Lebens.

Und abgesehen davon, dass dem zweiundzwanzigjährigen Kleist, als er im Sommer 1800 nach Berlin kam, jede grössere Gesellschaft zuwider gewesen wäre, stiessen ihn doch besonders die Unnatürlichkeit, die gekünstelten Formen, die Oberflächlichkeit der Berliner Kreise ab. Er berichtet der Schwester einmal, dass er wenig in Gesellschaften komme. Die jüdischen Salons, die den Mittelpunkt des literarischen Berlins bildeten, würden ihm noch die liebsten sein, „wenn sie nicht so pretiös mit ihrer Bildung täten". Er gibt damit eine ungewöhnlich treffende, wenn auch nicht ganz erschöpfende Kritik jener Kreise, wo die geistreichen Jüdinnen Henriette Herz, Rahel Lewin, Dorothea Veit und andere glänzten, und deren Bildungsstreben mehr einer eitlen Gefallsucht, einer tonangebenden Mode als einem inneren Drang entsprach. Es waren die geborenen schöngeistigen Dilettanten, die sich für alles interessierten, alles kannten, für alles Grosse und Schöne schwärmten, ohne eigentlich ein wahres, echtes, innerliches Verhältnis zu dem von ihnen Angeschwärmten zu haben, weshalb auch ihr Goethekultus nicht so übermässig hoch zu veranschlagen ist. Sie verstanden es aber, durch die reizvollste Liebenswürdigkeit und eine seltene Gabe für Geselligkeit alle jungen Künstler, besonders die romantischen Dichter, aber auch Gelehrte und politische Schriftsteller, die grade in Berlin weilten, in ihre Salons zu ziehen, sie geistvoll plaudernd zu unterhalten, sich mit einem wundervollen, echt weiblichen Anschmiegungstalent ihren Ideen und Gefühlen anzupassen und manchem von ihnen Freundin und Genossin zu werden.

Die herbe, keusche Natur Kleists, die schwer aus sich herausging, war auch für diesen Gesellschaftskreis nicht geschaffen. In einem Brief an Ulrike spricht er es von neuem aus, wie verhasst ihm alle Gesellschaft sei, wie wenig er sich unter Menschen wohl fühle — nach Gründen für dieses quälende Unbehagen suchend: „Ach, liebe Ulrike, ich passe nicht unter die Menschen, es ist eine traurige Wahrheit, aber eine Wahrheit; und wenn ich den Grund ohne Umschweif angeben soll, so ist es dieser: sie gefallen mir

nicht. Ich weiss wohl, dass es bei dem Menschen, wie bei dem Spiegel, eigentlich auf die eigene Beschaffenheit beider ankommt, wie die äusseren Gegenstände darauf einwirken sollen; und mancher würde aufhören, über die Verderbtheit der Sitten zu schelten, wenn ihm der Gedanke einfiele, ob nicht vielleicht bloss der Spiegel, in welchen das Bild der Welt fällt, schief und schmutzig ist. Indessen, wenn ich mich in Gesellschaften nicht wohl befinde, so geschieht dies weniger, weil andere, als vielmehr weil ich mich selbst nicht zeige, wie ich es wünsche. Die Notwendigkeit, eine Rolle zu spielen, und ein innerer Widerwille dagegen machen mir jede Gesellschaft lästig, und froh kann ich nur in meiner eignen Gesellschaft sein, weil ich da ganz wahr sein darf. Das darf man unter Menschen nicht sein, und keiner ist es".

Er ist schüchtern, er fühlt sich befangen in der Gesellschaft. Und wie er schon in Frankfurt über eine ihm unerklärliche Verlegenheit klagte, die er nicht überwinden könne, weil sie wahrscheinlich eine ganz physische Ursache habe, so ist diese hemmende Befangenheit für ihn ein Born ewiger Unzufriedenheit mit sich selbst wie mit den Menschen seiner Umgebung geworden, eine Quelle lästiger Kleinigkeiten, ewiger Unlustempfindungen. „O wie schmerzhaft ist es, in dem Äussern ganz stark und frei zu sein, indessen man im Innern ganz schwach ist, wie ein Kind, ganz gelähmt, als wären uns alle Glieder gebunden, wenn man sich nie zeigen kann, wie man wohl möchte, nie frei handeln kann, und selbst das Grösste versäumen muss, weil man vorausempfindet, dass man nicht standhalten wird, indem man von jedem äusseren Eindruck abhängt und das albernste Mädchen oder der elendeste Schuft von élégant uns durch die matteste persiflage vernichten kann." Und das ist weniger auf eine Verlegenheit zurückzuführen, als vielmehr auf die gegen alles Platte und Gewöhnliche machtlose Überlegenheit des allzu ernsten und schamhaften Menschen. Er ist in der Gesellschaft immer unehrlich; er muss scheinen, was er nicht ist. Und nichts ist dieser rückhaltlos ehrlichen Natur, die den Reiz der Komödie des Lebens, des Spielerischen nur peinvoll empfindet, widerwärtiger als dieses Scheinenmüssen, als diese Notwendigkeit, sich zu maskieren, Interesse und Neigung für Dinge zu heucheln, die ihr gleichgültig oder unangenehm sind. Er kann nicht von

seinen Ideen, von seinen Plänen sprechen. Er fühlt sich unsicher, verlegen wie ein Knabe ; er spricht — und spürt die Verstellung, das Unwahre seines Wesens. Kurz : er ist in der Gesellschaft nicht er selbst. Das schmerzt ihn, und er weiss doch nicht, über den Schmerz hinauszukommen.

Hier zeigt sich schon ein wesentlicher Unterschied zwischen der vornehmen, stillen, in sich zurückgezogenen Natur des märkischen Aristokraten und dem draufgängerischen, etwas bäuerischen und immer gefallsüchtigen Wesen des für kurze Zeit zum Parvenu gewordenen Rousseau, der in seinen „Confessions“ von sich sagt : „Wider meinen Willen in die grosse Welt geworfen, deren Ton ich weder besass noch mir aneignen konnte, beschloss ich einen Ton anzunehmen, welcher mir ganz allein gehörte ; die törichte und abgeschmackte Schüchternheit, die aus der Furcht entstand, gegen die gesellschaftlichen Gebräuche zu verstossen, konnte ich nicht überwinden ; ich fasste mir daher den Mut, diese Gebräuche mit Füssen zu treten ; ich wurde zynisch, aber zynisch aus Scham; ich gab vor, die Sitte zu verachten, weil ich nicht imstande war, sie zu befolgen.“

Bei Kleist ensteht die Schüchternheit nicht aus der Furcht, gegen die gesellschaftlichen Gebräuche zu verstossen (die hatte er nicht nötig), sie entspringt vielmehr einer übermässigen, aufs höchste gesteigerten Selbstbeobachtung, einem nervösen, hypertrophischen Sichselbstanalysieren ; daher das Unnaive, das Komplizierte in seinem Wesen. Alles erscheint ihm fragwürdig und zweifelhaft. Er gehört — schon durch sein Streben nach Universalität, nach vollkommener Gerechtigkeit — zu jenen Naturen, deren übergrosser Kritizismus und deren Fähigkeit, immer bei jeder Handlung tausend Möglichkeiten des Handelns zu sehen, sie überhaupt nicht zum tatkräftigen, aktiven Handeln kommen lässt. Hamletnaturen ! Sie wissen nicht und wollen es nicht wissen, dass das Leben mit Notwendigkeit ungerecht sein muss, und ihr allzu scharf gewordener Blick, der nur auf das Grosse, Ernste, Gewaltige, Ewige des Lebens gerichtet ist, vermag die Dinge nicht mehr in ihrer Harmlosigkeit zu sehen, verkennt die Berechtigung des Kleinen, Unbedeutenden im menschlichen Leben. „Ach, es gibt eine traurige Klarheit“, ruft Kleist einmal

aus, „mit welcher die Natur viele Menschen, die an dem Dinge nur die Oberfläche sehen, zu ihrem Glücke verschont hat. Sie nennt mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Wort den Sinn, zu jeder Handlung den Grund — sie zeigt mir alles, was mich umgibt, und mich selbst in seiner ganzen armseligen Blösse, und dem Herzen ekelt zuletzt vor dieser Nacktheit." — „Traurige Klarheit" . . . wie wunderbar ist dieses Wort! Schopenhauer wäre in Entzückung geraten, wenn er's gelesen hätte. Es ist das schmerzvolle Erkennen des Psychologen, dessen Blick — die vielfältig geworfenen Schleier durchdringend — die geheimsten Falten der Seele aufspürt. Es ist das wehvolle Schauen und Schaffen des Dichters, das gleich dem Gebären des Weibes nur unter unsäglichen Schmerzen sich vollzieht. In diesem Wort liegt schon der Keim für die Unversöhnlichkeit, für das tragische Verhältnis des Künstlers zum Leben. Er büsst durch sein Künstlertum, durch sein Erkennen, durch seine „Klarheit" die Genussfähigkeit ein, die der normale Mensch dem Leben gegenüber hat; alle Freuden und Genüsse des Tages, die er als Mensch naiv zu empfinden, auszukosten begehrt, versagen sich ihm, indem sie Elemente, Bestandteile seiner künstlerischen oder psychologischen Anschauung werden!

Noch dazu hat Kleists Wesen in dieser Zeit die Tendenz, im Menschen besonders das Kleine, Verachtenswerte, Niedrige zu sehen und daran zu leiden. Er wird misstrauisch, argwöhnisch gegen das Leben. Und hier zeigt sich wieder seine Verwandtschaft mit Rousseau, von dem ich glaube, dass sein krankhaftes Misstrauen weniger in seiner Eitelkeit, wie man gewöhnlich annimmt, als vielmehr in seiner traurigen Jugendzeit wurzelt.

Kleists unablässige Selbstbeobachtung, sein ewiges Zweifeln und sein aufreibender Kampf, sein Verlangen, diesen Skeptizismus zu besiegen, lässt ihn zu keinem festen Entschluss kommen. Er zweifelt an sich selbst, an seinen Fähigkeiten, an seiner poetischen Begabung, um gleich darauf in einen selbstbewussten, alle Schranken im voraus brechenden Ehrgeiz zu verfallen, der auf das Werden und Wachsen der Kräfte in ihm hindeutet.

In diesem Auf und Ab der Gefühle, in diesem jähen Wechsel von trostloser Niedergeschlagenheit und erwartungsvoller Zu-

versicht enthüllt sich uns seine ewig unruhvolle, zitternde Seele. Immer wieder treibt es ihn, seinen Pessimismus, seine niederdrückenden Stimmungen zu überwinden, und durch die schweren, schwarzen Wolken, die sein melancholisches Gemüt erzeugte, bricht immer wieder ein wild zuckender Blitz hervor: der Glaube an den Sieg, der Wille zum Werk! . . .

Verse

Von ALFRED VON LIEBER

OLIVENERNTE

Sie knien im Schatten eines Baums und lesen,
was Not und Mühsal seiner Kraft entrangen
in tiefe Körbe oder schwere Mulden.
Er bringt den Lachenden die reichen Schulden
für müde Hände und verhärmte Wangen,
und Baum und Gärtner sind von einem Wesen.

MÄDCHEN

Gedenkst du noch des stolzen Unbekannten,
von dessen Blicken völlig überrascht
die zagen Herzen fassungslos entbrannten?
Ach — was für Seufzer lockten vom Geländer,
die Röcke wurden fliehend nur erhascht . . .
Ersehnst du seine Strähne noch und Bänder,
uns beiden teuer einst — und jenen Ring?
Zu bald gewährter Nächte karge Pfänder. —
Wie kam es, dass die Lust zur Neige ging,
da du und ich in solchem Sturm gelitten,
dass unsre Mädchenscham wie abgeschnitten,
wie feines Haar in seinen Fingern hing . . .

KONTEMPLATION

Es dehnte sich das Land durch tausend Tage
vor seinen Füssen aus, als freies Reich.
Die Welt und Er. Das Schicksal hielt die Wage,
und beide Schalen waren völlig gleich.

Berlin, Boston, Kultur

Von PERCIVAL POLLARD

In diesen Tagen ist Percival Pollard, der Kritiker an den „Town Topics" in Newyork, nach Deutschland gekommen und hat einen Kritiker Berlins aufgesucht. Was Pollard gefragt hat, wurde beantwortet. Was er selber von Kunst und innerer Gesittung drüben und bei uns denkt, sagt er in dem hier folgenden Aufsatz.

Percival Pollard (grossmütterlich von holsteinischem Blut; geborener Engländer) hat sich in Amerika verhasst gemacht: durch den Band „Their Day in Court", welcher den geschäftlichen Betrieb amerikanischer Literatur blossstellt.

Der jetzt erschienene Band: „Masks and Minstrels of New Germany" spricht in Tagebuchblättern von deutscher Literatur. Neben anderen von Dehmel, Ludwig Thoma, Hermann Bahr, Liliencron.

Wie liegen heute die Verhältnisse der amerikanischen Literatur? Dass da ein grosser Unterschied ist zwischen Amerika und Deutschland, soll man nicht glauben. Ich möchte zum Beispiel eins erwähnen: in Boston existiert genau derselbe — Kulturzwang wie in Berlin. Kulturhistorisch ist Boston freilich älter als Berlin: Boston fing schon damals an, als man die Hexen öffentlich verbrannte. (Wenn man in der Kunst irgendwie unerklärlich Schönes zustande bringt in Amerika, wird man auch heute sofort verbrannt.)

Der Puritanismus ist noch jetzt leitend in der amerikanischen Kultur.

Sonst sind da noch herrschende Majestäten: der Dollar und die Damen. Nur die Damen lesen, gehen ins Theater (ich spreche nicht vom Tingel-Tangel) und — hier haben wir die Hauptsache — reden über die Kunst. Reden! Die Kunst existiert schliesslich nur als Gesprächsmaterial . . . Ist man in Deutschland noch nicht so weit? In Amerika längst.

Nach meiner Ansicht auch in Berlin: Berlin wird es aber kaum einsehn wollen.

* * *

Das ist ja der Punkt, wo sich Boston und Berlin nähern : der Kultur-Zwang. Den Wein-Zwang hat man in Boston nie gehabt: die Legende von der Kultur aber stand seit Jahrzehnten am Bostoner Horizont . . . Früher war die Legende beinah wahr ; es wurde wirklich dort Kunst getrieben ; eine Kunst, die weder ausschliesslich die Damen noch den Dollar im Auge hatte. Da waren Dichterkolonien : unter andern waren da der Emerson, Philosoph auf Eis ; und Zeitschriften von künstlerischer Bedeutung hatten den Bostoner Stempel. Heute gibt es nur noch die Legende.

Boston bemüht sich täglich, die tote Kultur wieder ins Leben zu rufen ; die meisten haben nicht gemerkt, dass es nur noch Legende ist ; sie glauben immer noch an die Kultur selbst . . . (Man merkt übrigens schon in einer elektrischen Bahn, wie sich Boston bemüht: der Schaffner spricht ein Englisch wie aus der feinsten Literatur . . . Falls er nicht Ire von Geburt ist. Boston ist politisch total von den Irländern regiert, was mehr oder minder von jeder Grossstadt in Amerika wahr ist. Der Gesichtstyp von Boston ist keltisch.)

* * *

Man „muss" über die Kunst orientiert sein ; man „muss" die Namen nennen können. Der Schein muss da sein; sonst geht es nicht in Boston . . . Geld bedeutet nichts ; doch an die Legende von der Kultur muss man glauben. Schliesslich sind alle Künstler mehr oder minder weiblich — man muss diese Weiblichkeiten bei ihren Kosenamen nennen können ; dann hat man in Boston, wenn nicht Erfolg, doch wenigstens das Wohlwollen der Gesellschaft. Wie gesagt : Kulturzwang.

Weil in Boston wirklich einmal etwas existiert hat, merkt man dort nicht so wie anderwärts in Amerika die Hetzjagd. Sonst überall sieht man das Gedränge, den Heisshunger : die Kultur „muss", „muss", erreicht werden. Da stöhnt und gröhnt alles : auf jeden Buchstaben in dem ganzen Kultur-Baedeker wird die Hand gelegt. Während Kultur wie ein Schmetterling ist ; hat mans in den Fingern, verweht es ja gleich in Staub ; ist nicht mehr da.

Die Amerikanerin (der Amerikaner hat mit der ganzen Sache nichts zu tun ; er kauft zwar Kunst, aber nur mit dem Dollar, nicht mit Verständnis !) laufen alljährlich durch die Paläste und Galerien Europas, von den Uffizien bis Glasgow, suchend, immer suchend : das Glühlicht der Kultur. Sie erreichen es doch nicht. Die Kultur bleibt Geschäftsware. Man malt, dichtet, spielt Theater : damit das Publikum Stoff zum Reden hat. Die Zeitungen könnten aufhören zu existieren ; das hätte nicht so viel zu sagen als wenn das zeitvertreibliche Publikum aufhörte, über die Kunst zu reden. Sobald das eintritt, gibt es überhaupt keine Kunst mehr . . .

Da hatten wir neulich in Amerika einen Herrn Maxim; seine Spezialität ist das Pulver ; doch er beschäftigt sich leider auch mit der Poesie. Er hat ein Buch geschrieben, schwer, korpulent, über „Die Wissenschaft der Poesie". Man hat ihn am Leben gelassen. (Meine Stimme war ja zu klein ; die Wüste zu gross.)

Man hat ihn nicht ausgelacht. Woraus man vielleicht ersehen kann, dass es mit dem amerikanischen Humor auch nur eine Legende ist . . .

* * *

Zurück nach Berlin. Hier haust die Kultur ja ganz horrend. Man hat sie, treibt sie, man übertreibt sie. Morgen wird im Zirkus A. „Die Kultur" gegeben ; ganz Berlin muss hin. Tagtäglich sieht sich Berlin im Spiegel, und erkennt : Kultur, Kultur ! Ein Betrieb, die berliner Kultur ; wehe dem, der nicht Aktien in dieser G. m. b. H. hat ! . . . So wie die Menschen unaufhörlich durch die Friedrichstrasse eilen : so eilt Berlin genau, erquicklich für die Beobachter, der Kultur nach. Man soll die Kultur hören, sehen ; womöglich fühlen. Besonders die Amerikanerinnen glauben, dass die goldene Spinne wirklich erreichbar ist, gerade hier in Berlin. Ach, Kultur ist Empfindungssache. Sonst besteht sie ja überhaupt nicht. Ein geistig atmosphärischer Effekt ; aber kein mathematischer Begriff. Auch nicht wie in Berlin ein Ding zur Hebung des Fremdenverkehrs.

Wogegen in Wien . . . Ich weiss, die Norddeutschen werden mich nun ironisch behandeln. Nichtsdestominder : dort hab' ich den gewissen atmosphärischen Effekt empfunden ; in Berlin nicht.

* * *

Von der produzierenden Kunst in Amerika ist dies zu erwähnen ; die Literatur hat nur den Roman im Auge, der für den Dollar und die Damen geschrieben ist.

Wöchentlich erscheint die Liste von den „sechs meist verkauften Büchern". Wenn man keins von diesen geschrieben hat, könnte man ebenso gut Bienenzucht treiben . . .

Die Kritik scheint nicht vorhanden. Ueber Bücher wird nur geschrieben, was von den Inserenten diktiert ist. Und über das Theater? Da sucht der Kritiker nur eins : sein Name muss in grossen Buchstaben an den Mauern stehen. (Anschlagssäulen hat man in Amerika nicht ; da sind die Plakate fast Meilen lang.) Und an den Mauern muss stehen : „Es hat noch nie eine so brillante Posse gegeben, sagt CHARLES DAVIE in der ‚WELT'." Oder so : „ACTON DARNTON sagt in der ‚ABENDSONNE' : ‚Wer diese Operette nicht zum Totlachen findet, hat nie gelebt'." Der Ruf des Kritikers wird durch die Höhe der Buchstaben an den Mauern gemessen . . . Seit Jahren hat es in Newyork keinen Theaterskandal gegeben ; man ist darüber hinweg ; die Kritiker arbeiten jetzt zu ganz festen Preisen ; und das Theater weiss genau, auf wen und mit wie viel es zu rechnen hat.

* * *

Will man als Kritiker die Sache ehrlich treiben : so dauert es ja nicht lange, bis man an die Luft gesetzt wird. Da fällt mir etwas ein : frische Luft haben wir noch immer in Amerika, — sie gibt es aber nicht mehr in Deutschland . . . in der Kunst. Die Fenster müssen geöffnet werden ; so wie jetzt kann unmöglich Gesundes hereinkommen. Oscar Wilde wäre noch grösser gewesen, wenn in seine Kunst etwas frische Luft geweht hätte . . . Ja, die frische Luft haben wir ! In Amerika. Da kann man immer noch, wenn es mit der Kunst, der Kultur, der Kritik, der Ehre

schief geht, seinen Garten bauen, wie Candide. Da kann man immer noch ein Malmaison-Häuschen hegen, wie Bonaparte.

Wenn man es nur mit Leidenschaft tut : das ist auch Kunst; das ist auch Kultur.

Merkwürdige Sache : Kultur. In London hat man sie schon längst überwunden, obgleich man sie noch nie gehabt hat. Man nimmt einfach an, dass man sie hat ; kein Mensch braucht sie . . .

In England ist ja alles selbstverständlich. Das Aussprechen der Dinge bleibt in der guten Gesellschaft verpönt. So etwas tut man nicht. Als ob man über den Schnitt von Reithosen sprechen wollte ! (Entweder sind es perfekte Hosen, oder sie existieren überhaupt nicht.) Man ist in London über die Kultur so erhaben : wie der Berliner über die guten Manieren. Der Londoner braucht nicht einmal das „Gefühl für Kultur". Aber in London herrscht auch kein Kulturzwang.

* * *

Wo denn die Kultur wirklich existiert ? Vielleicht gibt es keinen Bescheid hierauf. Ob sie überhaupt mehr ist als Legende ?

Darauf können Die allein antworten : die empfunden haben ; die geatmet haben, mit vollen Zügen ; Menschen, welche die Luft des Daseins mehr geniessen als Kunst.

Privat und Öffentlich

Von OTTO CORBACH

Den kleinen Verkleinern des grossen Tolstoi war es zu dessen Lebzeiten immer ein wahres Vergnügen, sein Privatleben nach Beispielen für Widersprüche zwischen Taten und Worten von ihm durchzustöbern. Sie entdeckten dann auch manches, was wirklich tadelnswert war, denn Tolstoi war ein Mensch und gewiss weniger gross im Handeln als im Denken. Man verkannte aber ganz und gar die Mission dieses Geistesriesen, wenn man im allgemeinen seine Lehre durch sein Leben ad absurdum führen wollte, denn er war das Werkzeug einer Zukunft, der er vorwiegend als Mittel der Zerstörung diente. Es war weniger seine Aufgabe, neue Werte zu prägen, als alte Tafeln zu zerbrechen.

Noch stets, wenn ein Volk sich anschickte, eine überlebte, unerträglich gewordene Herrrschaftsform zu sprengen, brachte es geniale Asketen von der Art Tolstois hervor. Jesus und die Verkünder seiner Lehre, oder apokryphe Schöpfer des Christentums waren die Totengräber des römischen Imperialismus. Aehnlich hatten vorher Buddhisten und Konfutsianer und Taoisten alte Herrschaftsgedanken aufgelöst und neuen den Weg bereitet. Tolstoi nennt man besonders gern den russischen Rousseau. Rousseau war der unerbittliche Verneiner aller politischen Werte im Staate Ludwigs XIV., Tolstoi dasselbe im Staate Peters des Grossen. Tolstois Schriften erinnern indes ebenfalls an die französischen Physiokraten, die Rousseausche Moralphilosophie ins Wirtschaftswissenschaftliche übertrugen, und deren Lehren man bezeichnend nach Aussprüchen d'Argensons und Gournays die des „laissez faire, laissez passer" genannt hat.

Für das tätige Leben wurden asketische Lehren bedeutungslos, sobald sie ihre Mission erfüllt hatten. Die ordnenden Kräfte, die dann an Stelle verfallender Gesellschaftsverfassungen neue politische Gebilde schufen, waren aus anderem Geiste geboren; teils bekämpften ihre Träger die Vertreter der zur Herrschaft gelangten asketischen Moral, teils liessen sie diese für ihre Zwecke zurechtbiegen. Darum ist z. B. reines Christentum wie neuer Buddhismus für die aufrichtigen Anhänger längst ein verlorenes Paradies.

Das Prinzip der Nichteinmischung ist nur zweckmässig, wenn es gilt, altes, überlebtes Recht zu zerstören; wo es aber gilt, neues Recht zu schaffen, wird auch eine neue Art der Einmischung zu gebieterischer Notwendigkeit. Scheuen die Träger fortschrittlicher Gedanken in Uebergangszeiten davor zurück,

in den Gang der Entwickelung einzugreifen, so ist das ein Zeichen, dass sie zu schwach sind, ihre Bestimmung zu erfüllen. Früher oder später werden sie dann Angehörigen ursprünglicherer, tatkräftigerer Völker oder Rassen weichen müssen, die an ihrer Statt das ausführen, was man in der Sprache der Marxisten „Expropriation der Expropriateure" nennt.

Wenn die modernen Westeuropäer ebenso fortschrittlich zu handeln vermöchten wie sie fortschrittlich denken, so würden sie mit dem, was sie Reaktion nennen, leicht fertig werden, denn das ist schon morsches Wesen; doch es fehlt den Vorläufern kommender Generationen bei uns an der nötigen Tatkraft.

Warum beteuern unsere Diplomaten immer wieder so feierlich ihren Willen zur „Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates" und zur „Erhaltung des status quo"? Weil die Regierungen, denen sie dienen, zu sehr vor „inneren Feinden" zittern, um den Mut aufzutreiben, ihre Machtmittel für politische Zwecke im Auslande wirklich einzusetzen. Nur wenn das Wagnis ganz gering ist, folgen sie dem Zuge ihres Herzens, der sie immer drängt, sich in fremde Angelegenheiten einzumischen und den status quo irgendwo zu stören. Wären die Regierungen nicht durchweg kulturfeindlich, so möchte es ihnen wohl gelingen, die „inneren Feinde" durch grosszügige auswärtige Unternehmungen moralisch zu überwinden, wie ja die englische Regierung tatsächlich in der Vergangenheit den inneren Frieden ihres Landes grossenteils dadurch aufrecht zu erhalten wusste, dass sie in ihrer auswärtigen Politik immer eine Vorkämpferin internationalen Kulturfortschritts zu sein oder zu scheinen trachtete. Und so würde es z. B. der deutschen Regierung von ihren schlimmsten Feinden, den Sozialdemokraten, am allerwenigsten verdacht worden sein, wenn sie etwa gegen die Russifizierung Finnlands oder die Hinrichtung Ferrers protestiert hätte. Aber unsere Machthaber wollen eben nicht kulturfördernd wirken: es sei denn, es koste sie weder Geld, Macht noch Mühe. Darum will man sich gegenseitig verpflichten, von jeder Einmischung abzustehen und in Ländern, deren Schwäche einen dauernden Anreiz zur Einmischung bedeutet, und wo sich bereits fremde Interessen eingenistet haben, den „status quo" erhalten zu helfen.

Dieser Normalzustand des politischen Lebens in Europa erfuhr eine kurze Unterbrechung als die japanischen Siege im letzten ostasiatischen Kriege durch die Schwächung Russlands eine Verschiebung der Machtsphären aller europäischer Grossmächte hervorriefen. Da gab es eine Weile auch ausserhalb Marokkos, der Balkanstaaten oder Persiens Einmischungen in

fremde innere Angelegenheiten und Störungen des status quo; doch jetzt ist das europäische Gleichgewicht wieder hergestellt und damit der unruhige Wille der Diplomatie, möglichst nichts geschehen zu lassen.

Das wäre für die Vorläufer kommender Zeiten ein Vorteil, wenn sie solchen wahrzunehmen wüssten. Die Tatenscheu der Machthaber hat sie angesteckt. Ueberall wird ein Gebot der Nichteinmischung geheischt und, wo es erlassen wird, befolgt. Nicht, um reaktionäre, sondern um fortschrittliche Willenskräfte lahmzulegen. Wie man in der Politik von innern und äussern Angelegenheiten eines Staates spricht und die innern Angelegenheiten für unantastbar erklärt — wonach streng genommen, gar nichts antastbar wäre, da die äusseren Angelegenheiten eines Staates immer notwendig innere eines anderen sein müssen — so spricht man im freien gesellschaftlichen Leben von privaten und öffentlichen Angelegenheiten und erklärt die privaten für heilig, tabu, soweit sie nicht schon früher unter gesetzliche Kontrolle gestellt wurden.

Eigentlich sollte schon die Herkunft des Wortes privat von privativ, beraubend, gegen die Fürsprache unbedingter Unverletzlichkeit „privater" Angelegenheiten verdächtig stimmen. Was jeweils der Einzelwille stark genug war, sich, ganz gleich durch welche Mittel, anzueignen, das wurde zum Gegenstand seiner privaten Angelegenheiten; und was jeweils ein Gruppenwille stark genug war, Einzelnen zu entreissen oder vor einer Aneignung durch solche zu bewahren, das ward Gegenstand öffentlicher Angelegenheiten. Viele grosse Kulturfortschritte sind erst durch gewaltsame Durchbrechungen alter privatrechtlicher Schranken ermöglicht worden. So hat sich die Exogamie, das Vorstadium der modernen Ehe, aus dem Frauenraub zwischen verschiedenen Stämmen entwickelt. Und entstand nicht die öffentliche Schule durch Verletzung der privaten Rechte der Eltern an ihren Kindern? Der Staat musste sich in die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern gewaltsam einmischen, musste die Kinder den Eltern, deren vollständiges Privateigentum sie vorher gewesen waren, enteignen, um den Zweck allgemeiner Volksbildung zu erreichen. Das ist die gute Seite des Schulzwanges, der gewiss später einmal zugunsten freiester Entfaltung aller erzieherischen Kräfte fortfallen wird, wenn es kaum noch Eltern gibt, die ihre Kinder vom Schulbesuch abzuhalten geneigt sind.

Was also einst eine private Angelegenheit war, ist oft heute eine öffentliche Angelegenheit, kraft Einmischung seitens eines stärkeren Gruppenwillens. Was heute als private Angelegenheit

gilt, braucht es nicht zu bleiben und was in rückständigen Gesellschaftskreisen augenblicklich noch private Angelegenheit bedeutet, kann in fortgeschritteneren schon zu einer öffentlichen umgewertet sein. In der Sklaven-und Hörigenwirtschaft galten die Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern als private Angelegenheiten; heute sind sie grossenteils öffentlicher Natur.

Heute gehören vor allen Dingen noch die Beziehungen zwischen Mann und Weib vorwiegend zu den privaten Angelegenheiten. Die wenigsten bedenken dabei, „wie ungeheuer gross, um mit John Stuart Mill zu reden, in jedem grossen Lande die Anzahl derjenigen Männer ist, welche wenig höher stehen als die Tiere und doch durch die Heirat ein Opfer in ihre Gewalt zu bekommen vermögen", natürlich auch ohne, und unter heutigen Verhältnissen viel bequemer und vollständiger ohne Heirat. Wenn jemand unter „Ausbeutung der Notlage des Leichtsinns oder der Unerfahrenheit eines anderen mit Bezug auf ein Darlehen oder auf die Stundung einer Geldforderung oder auf ein anderes zweiseitiges Rechtsgeschäft, welches denselben wirtschaftlichen Zwecken dienen soll, sich oder einem Dritten Vermögensvorteile versprechen oder gewähren lässt, welche den üblichen Zinsfuss dergestalt überschreiten, dass nach den Umständen des Falles die Vermögensvorteile in auffälligem Missverhältnis zu der Leistung gstehen", so nennt unser Strafgesetz das „strafbaren Eigennutz" und ahndet solche Dinge wegen „Wuchers" mit Gefängnis bis zu sechs Monaten und zugleich mit Geldstrafe bis zu dreitausend Mark. „Auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden." Wenn aber jemand die „Notlage, den Leichtsinn oder Unerfahrenheit" eines Weibes ausbeutet, indem er sie zu seiner Geschlechtshörigen macht, so ist das zwar ein viel gemeingefährlicher Eigennutz als der des Wucherers, aber das Gesetz schweigt sich dazu völlig aus; es sei denn, es handle sich gleichzeitig um einen Schutz der Autorität einer staatlichen Konstitution, wie die der Ehe oder Vormünder, Pflegeeltern, Geistlichen, Lehrer und Erzieher. Hier wie überall sonst geht unserer öffentlichen Rechtspflege die Ordnung über alles; sie ist von Grund aus geneigt, vornehmlich Sachen und Einrichtungen und nur nebenher zuweilen auch Personen an und für sich zu schützen.

Wo aber das Gesetz versagt, da soll sich erst recht der aus eigenem Recht öffentlich Urteilende einer Einmischung in „private" Angelegenheiten, besonders solche, die geschlechtliche Beziehungen berühren, enthalten. In Wirklichkeit kann das oft

Pflicht sein. Auf die Umstände kommt es an: Wenn zwei dasselbe tun, so ist es nicht dasselbe. Man hat darauf zu sehen, wer sich einmischt, auf welche Weise und wozu. Wenn Herr von Jagow sich auf sein Zensoramt beruft, um sich einer Dame aus der Theaterwelt zu nähern, so ist das zum mindesten eine private Angelegenheit von öffentlicher Bedeutung, um die sich die Oeffentlichkeit kümmern darf und muss. Wenn dunkle Punkte aus der Vergangenheit eines im öffentlichen Leben stehenden Mannes nur um des Skandales willen aufgedeckt werden, so gehört das natürlich in das Gebiet der Revolverjournalistik.

Das Recht der Kritik bezieht sich nicht auf die Freiheit der Liebe, sondern auf die Freiheit ihrer Ausbeutung, deren stärksten Schutz die heuchlerische Scheu der Gesellschaft vor öffentlicher Erörterung solcher Angelegenheiten bildet. Wenn solche Scheu nicht auch bei uns bestände, hätte der Rektor Bock an der katholischen Mädchenschule in der Gneisenaustrasse zu Berlin nicht zehn Jahre sein unsittliches Treiben führen können, ohne dass die Behörde und ohne dass die Presse, die doch sonst alles auszuhorchen weiss, etwas davon merkte. Als der englische Publizist Stead vor fünfundzwanzig Jahren in der Pall Mall Gazette seine sensationellen Berichte über das, was er mit Hilfe von dreiundzwanzig Mitarbeitern im Londoner Nachtleben beobachtet hatte, veröffentlichte, entstand in der englischen Gesellschaft ein Sturm Entrüstung gegen ihn. Er musste seine Tat mit einem Jahr der Gefängnis büssen. Dieselben Gerichte, die sich ungemein lässig in der Verfolgung der ausgefeimtesten Kupplerinnen erwiesen, befleissigten sich ebenso einer ungewöhnlichen Promptheit, als es galt, den Mann zu verfolgen, der durch seine Enthüllungen über die Heimlichkeiten der Londoner Lupanare, den Marktpreis der echten und unechten, gestopften (patched up) Jungfrauen in die Höhe getrieben hatte. Wer weiss, ob nicht bei uns ein mutiger Kritiker sexueller Ausbeutung auch nicht zum mindesten gesellschaftlicher Aechtung verfiele. Freiheit lautet die Losung auch des modernen Mannes auf dem Gebiete der Liebe, aber die meisten meinen dabei die Freiheit der Ausbeutung; sie wollen die Liebe schrankenlos ausbeuten dürfen, wie manchesterlich denkende Kapitalisten den Hunger schrankenlos ausbeuten dürfen wollen. In Wirklichkeit ist eine Gesellschaftsordnung, unter der die wirtschaftliche Abhängigkeit die Regel, die Selbständigkeit nur die Ausnahme bildet, ein „laisser faire, laisser passer" in Bezug auf die Befriedigung des Hungers; denn jede geschlechtliche Hörigkeit einer Frau hat immer dieselbe Wurzel wie jede Arbeitshörigkeit eines Lohnsklaven: die Not.

Leoncavallos Majà

Es kann sich wirklich hier nur der Teufel auskennen. Alles trieft da: vor Lyrik; vor Drama; vor Schmelz; vor Kasperltheater; vor Banalität. „Ach, nimmer kehrt er zurück — tralerala, tralerala — — — flötet schmerzlich Majà. Auf einmal spricht er (wie ein Berserker) vor sie hin: „Ach, doch kehrt er zurück" . . und sticht ihr (zum Schluss) mit einem grossen Bowiemesser in die Brust (aus Versehen), so dass sie platt hinfällt. Huch! schreit meine Nachbarin entsetzt — se stirbt! Die Heldin richtet sich wieder halb auf und singt: „tralalerala, tralalerala..."

* * *

Man muss schon bis auf Spontini zurückgreifen und bis auf Scribe — um die spezifische Kulturhöhe dieser opéra zu begrinsen. Abgebrauchte Melodienfetzen; abgedroschene Instrument-Effekte . . Und doch steigt einem die tiefste Wehmut bis zum Halse hoch. Was dieser zurzeit selig schlafende Komponist mit der Posaune und mit der Pikkoloflöte des öfteren für einen Unfug treibt, das fordert schon die ästhetische Kunstpolizei heraus.

* * *

Wenns eine gäbe! . . Es ist schon mehr ein Aergernis — heimlich sei es gesagt — wie eine königliche Hof- und Staatsbehörde sich an der zeitgenössischen Opernkunst versündigt. Ew. Exzellenz, das Mass der historisch denkwürdigen Uraufführungen ist übervoll.

Auf! deutsche Tonsetzer, wahrt eure heiligsten Güter: euer dramma per musica.

* * *

Ruggiero Leoncavallo bewunderte vor Jahren (in einem Interview) Berlin und die Berliner: die abendlich so hell erleuchteten Schaufenster und auch die fröhlichen geschmückten Menschen auf den dicht besetzten Omnibussen. Aber es gibt doch wohl auch glühendere Schönheiten bei uns; bewundernswertere: die strahlende Orchestertechnik, das blühende Schreiten in der Musik. Bestaune das, Italiens Stolz!

Wir spähen — trotz alledem! — wie es weiter wird mit diesem Könner.

ALFONS LAUGWITZ

Elsass-lothringische Verfassung

Die Sachlage wird hier von einer strassburgischen Stimme gekennzeichnet

Es hatte immer den Anschein, als sei die elsass-lothringische Verfassungsfrage, dieses Schulbeispiel des Kompromisses, eine gegebene Weide der Opportunisten. Jetzt stellt es sich auf einmal heraus, dass nur den Radikalen die richtige Lösung gegeben ist. Das letzte Entgegenkommen der Regierung muss alles Entgegenkommen der Parteien unmöglich machen, denn nun ist es klar erwiesen, dass auch sie um die Berechtigung der elsass-lothringischen Selbständigkeitswünsche weiss, da sie schon daran denkt, den Schein für die Wirklichkeit zu geben.

Die Opportunisten kokettieren mit einer nahezu täuschenden Imitation eines Bundesstaates, weil ihnen auch eine Weiterbildung der Reichsländischen Verfassung annehmbar erschienen war. Die Radikalen sagen nur Ja zu der Verbesserung einer solchen und verabscheuen eine bundesstaatliche Eselshaut über dem elsass-lothringischen Löwen. Mehr noch : sie lassen sich von ihr nicht täuschen. Sie sehen den Finger genau, der die Ohren zustimmend nicken lässt und fürchten, es möchte aus der Entfernung so aussehen, als täten sie's von selbst.

Es war annehmbar : eine Weiterbildung der Verfassung des Reichslandes durch Ausschaltung von Bundesrat und Reichstag, durch Konstituierung einer Volkskammer auf der Grundlage des Reichstagswahlrechts, selbst wenn all das durch eine (nicht zu sehr verunzierte) Pairskammer (in einem Lande, wo es keine Pairs gibt) verunziert wurde. Es war so kein staatsrechtlicher Fortschritt, aber einer in der Politisierung des Landes. Man hätte Wahlkämpfe gehabt und immer noch die energienweckende Losung vom Bundesstaat Elsass-Lothringen.

Nun aber haben die Verbündeten Regierungen nach dreiwöchentlicher Klausur ihr Paradestück hervorgeholt, die eifersüchtig gehüteten Bundesratsstimmen. Rechts und links entstand ein Fluchen und Lobsingen ob soviel Selbstlosigkeit (auch „Entmannung“ nannte man's) — und doch müsste jetzt eben die Opposition, nicht der Konservativen, am heftigsten einsetzen, denn dies grösste Entgegenkommen ist eins der hübschesten Beispiele, wie man im Schenken nimmt.

Beim Plural- oder Proporzwahlverfahren, bei der Debatte über die Zahl der vom Kaiser zu ernennenden Mitglieder der Ersten Kammer brauchte man nichts zu fürchten : hier bestand eine reinliche Gegnerschaft zwischen Regierung und Opposition. Vor den Bundesratsstimmen aber verharren Regierung und Parteien

in der gleichen Verehrung (soweit sich eben die Verehrung von Priester und Volk gleicht) und es muss solch ein überredender Ton in diesem Worte sein, dass man nicht fragt noch denkt, nur dankt und nimmt. Die ganze Verfassungsfrage kulminiert in diesen Bundesratsstimmen, und wenn die Kommission heute noch siegfreudig frohlockt, so wird sie bald erkennen, sie habe der Regierung schwitzend das entrissen, dessen Entreissung diese zitternd erhofft hat, sie habe, durch kein Sprichwort gewarnt, für den roi de Prusse gearbeitet.

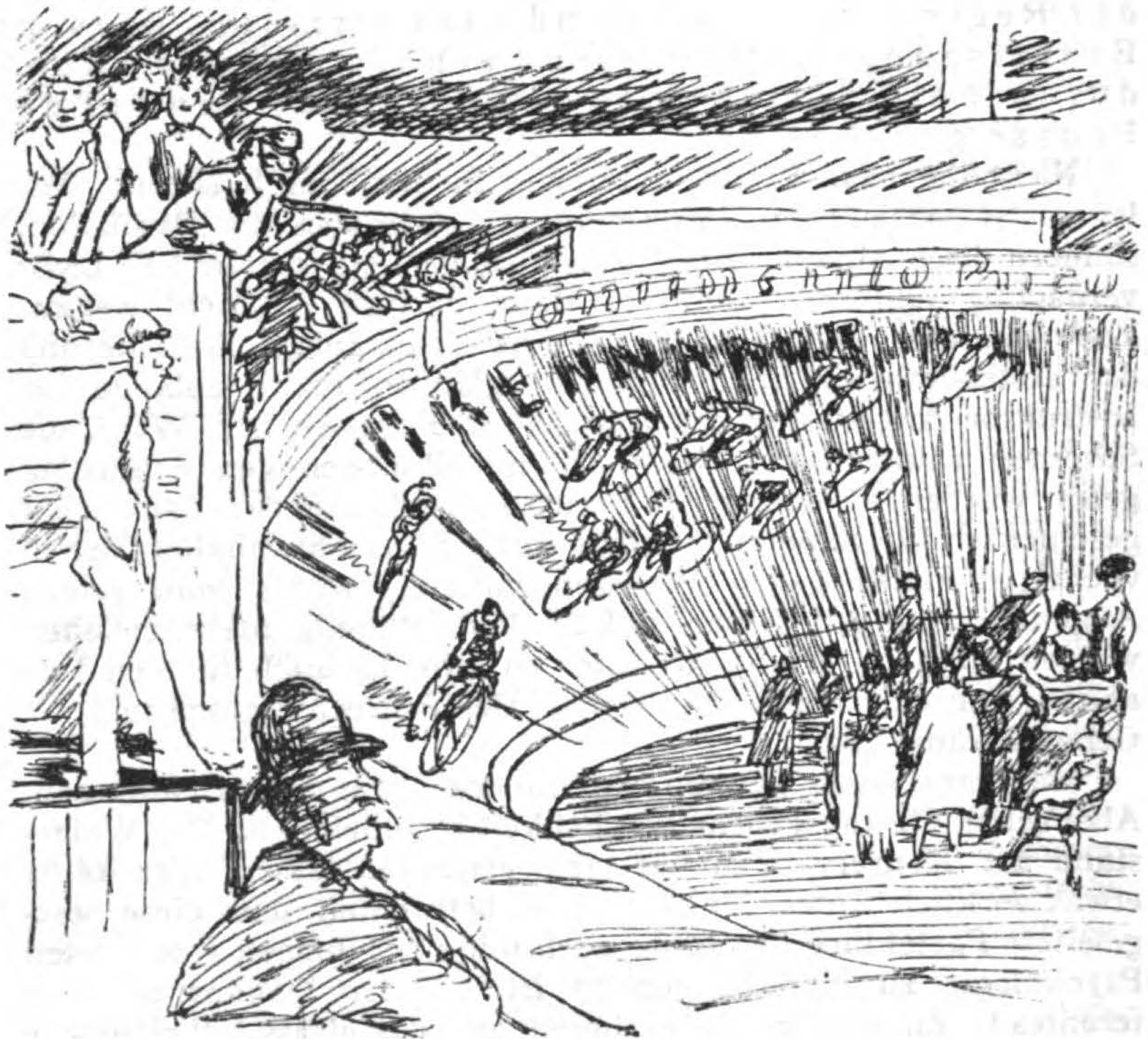
Nicht die paar Einschränkungen in der Erlaubnis zum Anlegen der verliehenen Auszeichnung bekämpfen die Radikalen, sondern diese Auszeichnung selbst, solange sie in fremdem Licht verdächtig schillert. Simili! Denn darüber ist nicht wegzukommen, dass kein Mensch an eine unabhängige Instruierung der elsass-lothringischen Stimmen glauben kann, solange ihr Instruktor Angestellter des Königs von Preussen ist. Wohl, die Stimmen zählen nicht, wenn sie mit Preussen den Ausschlag geben würden, — aber gegen Preussen werden sie das, dank einer geschickten Mechanerie, niemals tun. Einem Statthalter, der in wichtigen Fällen gegen Preussen votierte, würde vom selben Augenblick ab auf seinen Gehalt kein Pfennig mehr geliehen werden können. Und Statthalter zu sein, ist auch für den Unabhängigen eine königliche Sache. Der Aufrechte ginge und der General käme nach.

Man kann sagen, ganz so schlimm braucht es nicht zu kommen. Aber schon die zugegebene Möglichkeit ist unleidlich. Der Widerstand der Konservativen hat viele vermuten lassen, hier käme etwas wirklich Gutes. Es ist aber zu befürchten, dass diese bestgeleitete Partei ihre Geschäfte auch mit einer doppelt gewendeten Psychologie zu machen geneigt ist. Timeo Danaos et dona ferentes! Zu allerletzt aber heisst es: das elsass-lothringische Ministerium und sein Chef werden nicht öfters gegen Volkswillen — und Stimmung instruieren können. Nun, gibts denn viel Fälle, in denen diese Stimmung, dieser Wille etwas wirklich Greifbares, Feststehendes sind? Wird eine kluge Regierung es nicht verstehen, dem Volk mitzuteilen, was eigentlich sein Wille ist, — ohne dass in ihren Redefluss sich preussische Schnarrtöne mischen? Es gibt eine bewährte Regierungsmythologie: Herr Midas flüstert in Berlin seine Geheimnisse ins Gras, und in Strassburg hört man das geheimnisbeschwerte Wachsen.

Worin denn ein Grund mehr zum Vertrauen liegt gegen eine Regierung, aus deren Bauch ein anderer redet.

ULRICH RAUSCHER

Sechstagerennen



Zeichnung von Rudolf Grossmann

„Schaudernd biegen sich die Balken
Bei dem grossen Hirnverkalken."

(Der deutsche Schwund.)

Vive la bagatelle!
Swift

BAGATELLEN

I.

Herr O. A. H. Schmitz ist ein liebenswerter Kavalier. Er gab in diesen Tagen einen offenen Brief in Druck. Abweichenden Standpunkts — als überlegener Weltmann (der weiss, was fein ist).

Mancher junge Mensch wird in seinen Aufsätzen gute Winke finden; und nichts in Politik oder im Ethos, was ihm das Fortkommen in der Gesellschaft erschwert.

Wenn Schmitz auch nicht durch hervorragenden Scharfsinn ausgezeichnet ist, plaudert er doch geschmackvoll, umgänglich und scheut keine Anstrengung, einen leicht abgeklärten Eindruck zu ertrotzen. Eine freundliche Would-be-Gestalt.

Es ist mir fern, einen so angenehmen Schriftsteller verletzen zu wollen (ich weiss, was fein ist). Nur eins will ich sagen. Jemand könnte noch die Kreuzigung eines wirklichen Heilands, oder die französische Revolution . . . nicht pathosfrei betrachten; das wäre gut. Sondern diese Vorgänge sich echt weltmännisch auflösen lassen. (Das scheint mir nicht gut.)

Dies ist unser ganzer Unterschied. Einen leicht weltmännischen Gruss.

II.

Herr Rezensent Jakobsohn (auf dessen Kritiken das Wort „abgefasst" nicht so bestimmt zutrifft, wie auf ihn selber) hat für die gleiche Theaterwochenschrift, verlegt von Herrn Erich Reiss, einen andern offenen Brief bestellt (bei jemandem, dessen Name nebensächlich ist; Swift: „Man bemerkte, wieviel er sich darauf zu gute tat, diesen Schriftsteller seinen Gegner zu nennen.").

Kann Herr Jakobsohn ungetrübt über mich Urteile fällen und fällen lassen? Wer weiss. Damals, wie sie ihn erwischten, schrieb ich: dass jemand, der im bürgerlichen Leben gemacht hätte, was er im . . . literarischen, längere Zeit in Plötzensee geblieben wäre. Und da er oft bei mir abgeschrieben, sprach ich etwa mit Heinrich Heine von „Spitzbuben, die nachher das Haus anzünden möchten, wo sie gestohlen." Noch anderes.

Ich gab seinem Beauftragten (welchen er den Artikel fertigen liess) gelegentlich früher ein, allerdings, zoologisches Beiwort. So oft einer dort Prügel von mir bekam, hat er das für den Unterschied zweier Generationen erklärt. Ich werde dann häufig umgebracht (aber der Kriminalismus dort geht nur bis zum Diebstahl, — nicht bis zum Totschlag).

Hat nun der kleine Jakobsohn keinen Talentvolleren unter den nicht Vorbestraften finden können — als dieses Stück Unglück, das in meinen abgelegten Hosen wankt . . . und als Parodie hinstellt, was nichtgekonnte Nachahmung ist? Stümperche'! Wie schiesst ihr schlecht. (Obschon doch der Wirt ein Mauser-Gewehr hat.)

III.

Noch jemand. Ein Herr Artur Landsberger. Der macht jetzt Feststellungen, ob das Deutsche Theater „einwandfrei" gehandelt; ob Jagow „einwandfrei" gehandelt; ob ich „einwandfrei" gehandelt. Das ist sehr ulkig. Nächstens wird Gracchus gegen den Aufruhr schreiben; der kleine Jakobsohn gegen literarischen Diebstahl; der Deserteur Henry Bernstein gegen das Desertieren; und Herr Landsberger über Wohlverhalten. Ob er die geeignete Kraft hierfür ist?

Am Schluss der Nummer zwölf nimmt er mich in Schutz; Kerr hatte (entscheidet er) „das ausdrückliche Recht, die Dinge im ‚Pan' zu behandeln; und dass er es in einer Form tat, die ihm wirksam schien, wird ihm niemand verdenken . . ."; in der folgenden Nummer schmeisst er, schreiend.

In Nummer dreizehn öffnet er die Debatte; in der vorhergehenden wünscht er sie zu schliessen. Herr Landsberger ist ein bedauernswerter, verleiteter Mensch. Ich kann mich, wenn er Lust hat, ausführlich mit ihm unterhalten.

IV.

Jenseits von den Leuten, steht, gegen sie anlachend, schlagsicher, peitschend, voll junger Musik ein Aufsatz des fünfundzwangzigjährigen Kurt Hiller, der von diesem Tag an mein Freund ist.

Hillers Wort erinnert heiter etliche der Gestalten an sie selber. Er spricht in der radikalen, tapferen, kaum sechs Nummern alten „Aktion". Ich wähle folgenden Satz: „Das Privileg, sich der Sprache zu bedienen, ermöglicht jedem Zweifüssler, Jesus einen Pharisäer, Goethe einen Pedanten, Schopenhauer einen Amokläufer zu nennen. Man erreicht durch solche Praktiken, dass alles neidische Gezücht befugt zu sein glaubt, aufzuatmen . . ."

Ich wähnte, keinen Freund zu haben. Ich merke, dass ich keine Gegner habe. ALFRED KERR

DER KONSTITUTIONELLE HÜLSEN

Man lächle, bitte, nicht gleich von allem Anfang an. Man lasse sich Zeit. Wir stehen im Konzertsaal eines kgl. preussischen Hoftheaters, des Opernhauses zu Berlin, und die Sache ist ganz verdammt feierlich in Szene gesetzt: Alle „Berühmtheiten" sind da „und spielen ohne Gage mit".

Anna Schramm, zuerst etwas verwundert über das Lokal, macht sich Hoffnung, die Isolde zu bekommen. (Hohen Ortes wünscht man es wohl.) Paul Lindau, der Dramaturg, von langer Erholungsreise zurückgekehrt, wittert eine vielleicht nicht ganz unhumoristische (nur leider ihm verschlossene) Plauderei. Endlich erscheint der Einberufer der originellen Versammlung, der Generalintendant, Herr Graf v. Hülsen-Haeseler, und sagt mit vernehmbarer Stimme (die Höchsten Herrschaften sagen es ähnlich bei Rekrutenvereidigungen): „Guten Morgen!"

Guten Morgen! Guten Morgen!

Die Neugier ist auf das allerhöchste gespannt. Auf allen Lippen schwebt fast hörbar die Frage: „Was geht hier vor sich?" „Warum diese Versammlung der Stände vor ihrem gnädigen Herrn?!"

Alle Gemüter bewegt diese Sorge.

Nun, dem Herrn Generalintendanten geht es nur so so. Wir werden es von ihm selber gleich hören, denn er wird eine von beamteter Hand sehr sorgfältig aufgeschriebene Ansprache vorlesen; das Thema dazu lautet: „Angriff des Landtagsabgeordneten Kopsch gegen die kgl. Oper in Berlin."

Da weiss man es denn! Herr Kopsch hat eine Rede gehalten, in der er die Berliner Hofoper scharf, sehr scharf allerdings, kritisierte, und darauf soll hier vor versammelter Künstlerschar (obwohl einige Tenöre von dieser Abgeordnetenrede, die unter „Bergetat" in den Zeitungen abgedruckt war, nichts erfahren hatten) eine Antwort gegeben werden; und Herr Graf Hülsen, der jetzt seine Hornbrille aufgesetzt und sein Manuskript aufgeklappt hat, beginnt in Anbetracht seines Gegners, in Anbetracht der Affäre, in Anbetracht seines Zuhörerpublikums wohl auch, das endlich darüber informiert werden soll, mit einer fundamentalen Feststellung; er sagt nämlich wörtlich: „Wir leben in einem konstitutionellen Staate."

Noch erklingt darauf kein Bravo, und man bleibt noch etwas kühl. Aber dann zeigt es sich doch langsam, was der Herr Intendant damit will. Mit dem konstitutionellen Zustand ist er im Grunde ganz einverstanden. Er bedauert nur, dass man nach der preussischen Verfassung im Landtag wohl die kgl. Schauspiele, Oper und Schauspielhaus kritisieren und angreifen darf, dass aber am Regierungstisch die Intendanz nicht zu Worte kommt, die darauf antworten könnte. Der Generalintendant selbst müsste im Abgeordnetenhause eine Rede halten dürfen; so meint der Herr Generalintendant. Das ist nun sicher ein überaus anerkennenswerter politischer Ehrgeiz eines, vorläufig wenigstens, rein höfischen Beamten, doch dabei wundert es uns, dass Graf Hülsen nicht auch sagte, der Herr Finanzminister — das ist nämlich der wirkliche staatsrechtliche Vertreter dieser Dinge — hätte Herrn Kopsch antworten können oder müssen: „Der Herr Abgeordnete hat unrecht. Die Berliner kgl. Oper ist über jeden Tadel erhaben; sie ist ausserordentlich interessant. Ihr Spielplan — unvergleichlich abwechselungsreich und modern. Ihre musikalische Leitung — vollständig unabhängig. Ihre Regie — auf der Höhe neuzeitlichen Geschmackes."

Das ist nämlich merkwürdig: der Herr Minister hat auch nicht ein Wörtchen in diesem Sinne gesagt, und man möchte fragen: warum eigentlich? Hegt er am Ende gar nicht diese Ueberzeugung? Es wäre ja nicht auszudenken.

Indessen, man lächle, bitte, über die aufregende Angelegenheit immer noch nicht. Sie ist ja noch ein Stück weiter gegangen, und der politische Sinn des Grafen Hülsen ist so überraschend entwickelt, dass er, der Herr Intendant, sich (das ist aber nun wirklich unser Ernst!) als allererster preussischer Beamter voll zum Parlamentarismus bekannte: Er hat den Minister überministert! Er hat seine Demission eingereicht! Feierlich erzählt uns Graf Hülsen in seiner Rede, wie er dem Kaiser seine Entlassung angeboten hat, und es ist nun durchaus nicht seine Schuld, wenn

er dennoch seinen Posten behält. Man verlangt es von ihm, und er hat sich „der Allerhöchsten Entschliessung" „selbstverständlich zu fügen". Graf Hülsen bleibt sogar, je mehr sich seine Rede ihrem Schlusse nähert, nur umso fester in seinem Amt, und nun, da das bekannt wird, wird auch endlich in der lebhaft angeregten, interessierten, an der Sache schliesslich sogar beteiligten Versammlung „Bravo! Bravo!" gerufen. (Nur Frau Schramm, die nun doch noch nicht die Isolde singen soll, ist enttäuscht.)

Man hat es mit ernster Aufmerksamkeit zur Kenntnis genommen, dass das „Material" zur sachlichen Widerlegung des Herrn Kopsch allgemein zugänglich, im Intendanzbureau aufliege.

Das Material! Wollen wir eine Sekunde auch noch da hineinblicken?

Ich zweifle gar nicht, dass die Kalenderdaten, in denen Herr Kopsch sich vielleicht irrte, darin richtiggestellt sind. Aber nun die nicht ganz unwichtige allgemeine Frage: Ist auch das System der Kgl. Oper, die vom Generalintendanten geleitet und von ihren grossen Musikfachleuten gelegentlich (wenn sie sich nicht gerade auf Urlaub befinden) zum Dirigieren besucht wird, „richtig"? Was sagt das Material dazu? Es erwidert mit der Gegenerklärung, dass Graf Hülsen alljährlich in einem „Erlasse" (wörtlich!) „verständnisvolles Aufgehen ineinander" (von Regisseur- und Kapellmeistertätigkeit) verlange. Ist das alles? Und die Auswahl der Novitäten? Und die Kürzung und Einrichtung? Und die Besetzung? Und die Neuengagements?

Wir fürchten, wenn wir auf diese Seite — vielmehr diese Lücke — des Materials eingingen, man würde doch vielleicht lächeln.

Als der Redner mit seiner Rede zu Ende war, sagte Herr Graf Hülsen-Haeseler, da der Applaus sich gelegt hatte: „Ich danke Ihnen. Es ist einer der schönsten Augenblicke meines Lebens."

oh.

Die Mitteilung war versprochen worden, wieviel Zeitungen den grundfalsch wiedergegebenen Tatbestand nach der vorigen Nummer richtigstellen würden. Es war nur eine leidliche Zahl. An der Spitze Karl Vollrath in der „Volkszeitung" und das „Berliner Tageblatt".

Wir bitten, alle Sendungen ohne Nennung eines einzelnen Namens an die Adresse des Verlages zu richten und mit der Aufschrift zu versehen: für die Redaktion des ‚Pan'.

Für unverlangte Manuskripte kann keine Garantie übernommen werden. Sprechstunden der Redaktion: Montags, Dienstags, Mittwochs von 11—1 Uhr.

Verantwortlich für die Redaktion: Wilhelm Herzog, Berlin-Halensee.
Verlag von Paul Cassirer, Berlin W. 10, Viktoriastrasse 5.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Erster Jahrgang No. 12 16. April 1911

PAN

Halbmonatsschrift herausgegeben
von WILHELM HERZOG *und* PAUL CASSIRER

JNHALT:

Alfred Kerr .... Feierstrahl
Herbert Eulenberg .... Ein Protest
Wilhelm Herzog .... Der denunzierte Dichter
Anatole France .... Der Staatsminister
Max Dauthendey .... Das Giftfläschchen
Oskar Loerke .... Hinterhaus
Franz Blei .... Werk und Leben
Peter Altenberg .... Frau Tolstoi

Äusserungen — Fünftausend Notizen

Feierstrahl

Von ALFRED KERR

I.

Kofferpacken. Rollgeräusche.
  Lächelnd mahnt zum Aufbruch Moische.
Froh verlassen die versippten
  Kinder Israels Egypten.

Lammblut klebt an jedem Pfosten
  Bei dem Exodus gen Osten.
Von dem neuen Weideplatze
  Träumen sie (und essen Matze).

Alle führt der laut begrüsste
  Volksmann heiter in die Wüste.
Frei von Plagen und Gebrest
  Lächeln sie . . . am Osterfest.

II.

Halbverhüllt von Trauerschleiern
  Sind die späten Osterfeiern:
Da ein Heiland auferstund;
  Und ein Engel tat es kund.

In der Forscher Mitte glänzen
  Renan, Strauss und Gustav Frenssen:
Dieser sagt in Hilligenlei:
  Dass er nicht erstanden sei.

Strauss: „Was auch der Mythus spricht —
Auferstanden ist er nicht.“
Renan: es entspross die Szene
Dem Gehirn der Magdalene.

Alle leugnen es bis dato,
Sei es Harnack, sei es Jatho.
Wenn des Frühlings Wellen branden,
Sind nur Blumen auferstanden.

III.

Wenn des Frühlings Wellen branden,
Sind nur Blumen auferstanden;
Selber muss der Mensch auf Erden
Seines Heiles Heiland werden.

Aber sagst du das im Amt —
Au verdammt! au verdammt.
Wirst dich wundern und erstaunen,
Denn man schleift dir die Kaldaunen.

Osterfeier. Hohes Hoffen.
Luft und Bäume wie besoffen.
Und das knospend junge Holz
Murmelt schnippisch: — „Trott zu Solz . . .!“

IV.

Bethmanns rüstungsfeste Phase
Ist sein neuester Versuch.
Bohrend blickt der Osterhase
Auf dies unerschlossne Buch.

Wer den Clémenceau'schen Spuren
Heute nachsieht, — steht und stutzt.
Der hat alle Konjunkturen
Dreimal stärker ausgenutzt.

Wo der deutsche Hebelführer
Zögernd zickzackt ohne Plan,
Hat ein Volkskind („Zeitungsschmierer")
Soviel Klügeres getan.

War kein denkend ungeheurer
Philosoph. Nur scharfen Schliffs.
Kein Genie. Nur der Erneurer
Eines alternden Begriffs.

Mutterwitzig helle Gaben
Wurden hell und hart erprobt.
Noch die Sozialisten haben
Ihn mit Vorbehalt gelobt.

Urbild fixen Volksverstandes.
War ein Praktikus und bliebs.
Sehr zum Vorteil seines Landes.
(Und zur Hebung seines Typs.)

Hatte was, dies war sein Grösstes,
Von des Cäsar mildem Geist
(Welchen Mommsen, lest es, lest es,
Als Monarchenmuster preist).

Vor des Ostertages Pforte
Merkt nun Michel, wenig froh:
Bethmann heisst die alte Sorte —
Und die neue: Clémenceau.

V.

Ostern. Früh um sieben Uhr
Zieht das Volk in die Natur.
Erst noch in der Wohnungsstätte
Klimmen sie auf die Klosette.

Dann sobald der Kaffffe kocht,
  Sitzen sie am Tisch sofocht.
Nun mit ganz entleerter Seele
  Machen sie nach Hundekehle.

Frei von Plage und Gebrest
  Lächeln sie am Osterfest.
Mütter tragen frischen Kuchen.
  Töchter möchten Eier suchen;

Lachen still; sie finden balde
  Solche Dinger in dem Walde.
Fürchten keinen Wolkensturz —
  Und das Leben ist so kurz.

Und sie haben (ihrerseits)
  An dem Festtag manchen Reiz.
Morgen schleppen nächtige Hände
  Sie ins Dunkel, in das Ende.

Ziehn davon wie die versippten
  Juden einstmals aus Egypten . . .
Horch, der Osterhase hupft.
  Und das Schicksal schleicht (und tupft).

Ein Protest

Von HERBERT EULENBERG

Ich erhebe hiermit öffentlich und laut Einspruch gegen die Einziehung des „Pan“ in Berlin, die auf Grund eines Beitrags von mir in der letzten Nummer des „Pan“ betitelt: „Brief eines Vaters unserer Zeit an seinen Sohn“ erfolgt ist. Ich schrieb diese Arbeit im vergangenen Sommer auf die Einladung und Aufforderung der Jenenser Freien Studentenschaft, bei ihnen einen Vortrag zu halten. Ich erdichtete aus diesem Anlass diese moderne väterliche Epistel, um unserer heutigen akademischen deutschen Jugend mehr Achtung vor dem weiblichen Geschlecht einzureden. Und las diesen Brief damals in Jena vor einem grossen Kreis von Studenten und Studentinnen vor, von denen allen Keiner und Keine im geringsten Anstoss an meinen Worten fanden. Nein, die allgemeine Zustimmung dankte mir vielmehr zum Schluss auf das freudigste dafür, dass ich den Mangel an Ehrfurcht vor der Frau, den unsere studentische Jugend leider zu haben pflegt, einmal öffentlich gerügt und beklagt hatte.

Ich habe die traurigen Erfahrungen für dieses Manko an Höflichkeit und Achtung unserer Studenten vor dem anderen Geschlecht während vier Semester, die ich als stud. und cand. iur. in Berlin verbrachte, sammeln können. Und wer sich die gleiche Bestätigung holen will, der mag nur ein paar Abende und Nächte nach den Ferien in jenen düstern Gegenden des nördlichen Berlins zubringen, wo hinter der Linienstrasse der Student in billigen Ballokalen, hässlichen Tingeltangeln und schmutzigen Kaffeehäusern sein Leben geniesst und sich mit dem andern Geschlecht berührt. Schon dass der Studiosus bei uns, nicht wie seine Genossen in allen andern Nationen, für die Kokotte einen Lust- und Kosenamen zu erfinden wusste, sondern sie einfach „Sau“ zu benennen pflegt, ist bezeichnend genug. Und unsere Korporationen, auf die wir uns seit hundert Jahren etwas zu gute halten, tun mit ihrer widerwärtigen Einrichtung offizieller „Geschlechtsabende“ — im Wort liegt schon die

Gesinnung! — nicht das geringste, der Verachtung der Frauen bei unserer Studentenschaft entgegen zu wirken.

Es kann nicht geleugnet werden, dass unsere akademische Jugend in den Grossstädten meist mit den schlechten Frauenzimmern, mit denen sie in Berlin noch dazu oft in den gleichen Häusern zusammenwohnt, in Berührung kommt. Das ist bedauerlich, aber es ist so! Und wird so bleiben, solange wir nicht das englische College-System einführen wollen! In Frankreich hilft sich der Student bekanntlich meist aus der Not des Triebes durch die faux ménages, deren Gefahren Daudet so gut geschildert hat. Bei uns hat der flüchtige Verkehr der Geschlechter, wie ihn der Student zu treiben pflegt, eben das Trübe, dass das Weib, das sich dazu hergibt, nur als das instrumentum diaboli et irritamentum mali genommen und verachtet wird. Und das hat, mag sie es hundertmal verdient haben, — und was heisst eigentlich „verdient“ haben und wer ist der berechtigte Exekutor? ? — etwas Empörendes für uns heutige Menschen, sofern wir nicht mehr auf dem Raubritterstandpunkt von der Hörigkeit der Frau stehen.

Aus dem entgegengesetzten Gefühl eines reifen Menschen und Aristokraten, der weiss, dass er seinen Sohn nicht daran hindern kann, Dummheiten zu machen, aber wenigstens gerne möchte, dass dies anständig geschähe, ist mein väterlicher Brief geschrieben worden. Der fingierte vornehme Mann, übrigens ein Standesgenosse des Herrn von Jagow, der so seinen Sohn, der sich anschickt, in ein feudales Corps einzutreten, auf seine Pflichten gegen die Frau aufmerksam macht, ist im Gegensatz zu seinen junkerlichen Gefährten ein Feind der asiatischen Geringschätzung des Weibes. Er legt die Peitsche fort und die Roheit dazu, wenn er in einen Salon tritt und ist der vornehmen Ansicht, dass die männliche Jugend eines Volkes, das im vorigen Jahrhundert nicht einen John Stuart Mill, sondern die stärksten Frauenfeinde wie Schopenhauer und Nietzsche hervorgebracht hat, gut daran tut, sich wieder einmal im germanischen Ritterdienst gegen die Frau zu üben. In seinem ganzen Briefe findet sich kein verletzendes Wort, kein Zynismus, der nicht im Ton der Entrüstung als ein solcher bezeichnet würde. Und nur ein

ehrlicher Zorn über die Roheiten unserer akademischen deutschen Jugend wider die Frauen, mit denen sie es zu tun haben, spricht aus dem Ganzen, sowie der Abscheu darüber, dass die Subjekte und Teilhaber der Lust hinterdrein vom Partner zu Objekten des Ekels erniedrigt werden. Es ist kein Aergernis mit dieser Schrift gegeben, ausser dem einzigen, das sie ins Leben gerufen hat, die Empörung über die despektierliche Behandlung des Weibes durch die jungen Männer bei uns.

Von der Polizei ist es freilich konsequent weitergehandelt, wenn man diesen Aufsatz, der sich um die Ehre der Frau in Deutschland auch in ihren verworfensten Vertreterinnen bemüht, zu beanstanden wagt. Dass man in der Durchführung dieser Anschauungen das Unglück gehabt hat, gerade einen sittlich gemeinten und gefassten Beitrag zur Menschenverbesserung beschlagnahmen zu lassen, ist abermals eine unglückliche Verwechslung. Man hat auch diesmal Pech. Wollte Herr von Jagow schliesslich mit seiner Konfiszierung meiner ethischen Abhandlung versuchen, mich zum „pornographischen Schriftsteller" zu stempeln, so wäre dies so sinnlos, als wenn ich ihn sozialdemokratischer Ueberzeugungen bezichtigen wollte.

Der denunzierte Dichter

Von WILHELM HERZOG

Der Pan wurde zum dritten Mal beschlagnahmt. Und zwar, wie wir wissen, auf Denunziation der Polizei beim Amtsgericht. Angegebener Grund: Herbert Eulenbergs Artikel. Die Polizei mag neben der Unzucht Eulenbergs auch wohl das von Lovis Corinth gezeichnete Porträt des Zehngebote-Hoffmann, den wir als den schlagfertigsten deutschen Abgeordneten bezeichneten, geärgert, gereizt, gewurmt haben. Vor einigen Wochen waren es Kerrs Strophen auf Moabit, und der, der dran glauben musste, der tote Flaubert.

Wer ist Eulenberg? Man befindet sich der Polizeibehörde gegenüber, die bei uns die Presszensur ausübt, in einer eindeutigen Lage. Es ist von vornherein zu ihren Gunsten anzunehmen, dass sie von der Existenz des Dichters Herbert Eulenberg keine Ahnung hat.

Nach dem moabiter Phänomen gemeinster Ausdrücke, stärkster Brutalitäten kommt der moralische Zensor, der uns Flaubert und Eulenberg verbietet. Will er es nicht auf eigene Faust, so macht er einen Umweg zum Amtsgericht.

Die Gründe für den Beschluss des Amtsgerichts werden lesenswert bleiben. Wir drucken das Dokument hier wörtlich ab.

GRÜNDE:

Den „litterarischen" und etwaigen „künstlerischen" Wert dieses Artikels kann jeder Gebildete beurteln, der die Fähigkeit hat, sich in den Gedankengang eines Vaters seinem erwachsenen Sohne gegenüber zu versetzen. Es mag danach unter Umständen zu billigen sein, wenn ein Vater seinem Sohne, selbst unter Anwendung realistischer Farben-Aufzeichnung, die Gefahren des sexuellen Lebens schildert. Entschieden geschmacklos ist es aber, wenn solche Warnungen erfolgen unter Ironisierung eines Einsegnungsspruches des Sohnes und unter Einflechtung

bekannten Kalauer, wie dies auf Seite 361 geschieht. In dieser Form vorgebracht, wirkt solche Vorhaltung mehr als Anreiz zur Lüsternheit wie als Warnung davor, und muss entschieden bestritten werden, dass ein derartiger Umgangston in den Kreisen, aus denen „Diplomaten" stammen, typisch ist, wie der Verfasser nach der Überschrift seines Artikels andeuten zu wollen scheint.

Aber auch selbst, wenn man sich über diesen Cynismus hinwegsetzen wollte, so muss man dennoch in Erwägung ziehen, dass dieses Blatt im Strassenverkauf vertrieben wird, und dadurch in die Hände eines Publikums gerät, welches derartige litterarische Kost nicht verdaut, sondern daran entweder mit Recht Aergernis nimmt, oder daraus Gift saugt und sich daran aufregt.

Aus diesen Gründen rechtfertigt sich die erfolgte Beschlagnahme gemäss § 184 Strafgesetzbuchs.

Berlin, den 1. April 1911.

Königliches Amtsgericht Berlin Mitte.
Abteilung 125.
gez. v. Podewils.

(Stempel)

Ausgefertigt
Schach
Gerichtsschreiber

* * *

Eulenberg gehört zu den wenigen ernsten Künstlern in Deutschland, die ein warmes Verhältnis zum Leben haben, er ist als Dramatiker der einzige unter den Jüngeren, die in Betracht kommen, der etwas von Kleistschem Blute in sich trägt: ein draufgängerischer, aktiver Kerl. Der Rhythmus seiner Werke versinnlicht ein wildflackerndes Temperament. Dieser von der Polizei zu einem unzüchtigen Zyniker Gestempelte ist ein Minnesänger. Ein Troubadour, der in hundert Sonetten Weib und Welt verherrlichte; kurz: ein frischer, lebenstrunkener Geselle. Kein Neuklassiker. Er kommt nicht von Hebbel und geht nicht nach Neu-Weimar. Der jetzt Fünfunddreissigjährige hat schon ein Dutzend Dramen

geschrieben. Keins ist frei von Schlacken; aber in jedem pulsiert der Atem eines leidenschaftlichen Geistes.

Und dieser naive Künstler ist zugleich ein ungewöhnlich gescheidter, kluger und kultivierter Kopf. Wir haben von ihm ganz ausgezeichnete Essays, die allein durch ihre Frische in unserem heutigen Deutschland wohltun. Und in all seinem Schaffen erkennt man einen hochgestimmten Idealisten, einen aufrichtigen, grossen Charakter, dem jeder Zynismus fremd ist, ja, der sich nicht scheut, oft als ein moralischer Pathetiker zu erscheinen. So zuletzt in dieser Epistel, die an die besten Briefe des lebensklugen Lord Chesterfield erinnert, von dem allerdings unsere Polizei so viel wissen wird wie von dem Dichter der „Anna Walewska“.

Der Staatsminister

Von ANATOLE FRANCE

Aus den „Meinungen des Abbé Jérome Coignard", berichtet von seinem Schüler Jacques Tournebroche

Autorisierte Verdeutschung von Friedrich von Oppeln Bronikowski

Nachdruck verboten

Mein teurer Lehrer, der Herr Abbé Jérome Coignard, war sehr überrascht, heute Herrn Blaigot, dem Buchhändler „Zur heiligen Katharina", einen kleinen hagern gelben Mann zu treffen, der niemand anders war als der berühmte Pamphletist Jean Hibou. Wir hatten allen Anlass zu der Annahme, dass er in der Bastille sässe, wo er sein Dasein zu verbringen pflegte. Und wenn wir ihn sofort erkannten, so war es, weil auf seinem Gesicht noch der Schatten und die Feuchtigkeit seines Kerkers lag. Mit zitternder Hand blätterte er unter den ängstlichen Blicken des Buchhändlers in den neuerdings aus Holland eingetroffenen politischen Schriften. Der Herr Abbé Coignard zog vor ihm den Hut mit natürlicher Anmut, die noch mehr aufgefallen wäre, hätte dieser Hut meines teuren Lehrers nicht am gestrigen Abend bei einer Prügelei in der Weinlaube des „Bacchusknaben", die aber keine weiteren Folgen hatte, einen Puff davongetragen.

Als der Herr Abbé seine Freude ausgedrückt hatte, einen so geschickten Mann wiederzusehen, antwortete Herr Hibou:

„Es wird nicht für lange sein. Ich verlasse dieses Land, in dem ich nicht leben kann. Ich vermöchte die Pestluft von Paris nicht länger zu atmen. In einem Monat bin ich in Holland. Es ist grausam, einen Fleury nach einem Dubois ertragen zu müssen, und ich bin zu tugendhaft, um Franzose zu sein. Wir werden von

Dummköpfen und Schuften regiert. Das kann ich nicht ertragen."

„Allerdings," sagte mein teurer Lehrer, „sind die öffentlichen Angelegenheiten in schlechten Händen, und es gibt viele Diebe in hohen Stellungen. Die Einfältigen und die Bösartigen teilen sich in die Macht; und wenn ich je über die gegenwärtigen Zustände schreibe, so gibt es ein kleines Buch in der Art der „Apokolokynthosis" des Philosophen Seneca oder unserer „Satire ménipée", die ja ziemlich saftig ist*). Diese leichte scherzende Art stimmt besser zur Sache als die trübsinnige Steifheit eines Tacitus oder der geduldige Ernst eines De Thou**). Von diesem Pamphlet würde ich Abschriften machen lassen, die heimlich verbreitet würden, und worin man eine philosophische Verachtung der Menschen fände. Die Regierenden würden sich zumeist sehr darüber erbosen; doch einige fänden, so glaube ich, ein geheimes Vergnügen daran, sich hier mit Schimpf bedeckt zu sehen. So denke ich es mir nach Dem, was ich von einer vornehmen Dame hörte, als ich in Séez Bibliothekar des Herrn Bischofs war. Sie war im Verblühen, vibrierte aber noch ganz von ihren zügellosen Ausschweifungen. Denn ich muss hinzufügen, dass sie zwanzig Jahre lang das verliebteste Frauenzimmer der Provinz Normandie war. Als ich sie fragte, was ihr im Leben das grösste Vergnügen gemacht hätte, antwortete sie mir:

„Mich entehrt zu fühlen."

„An dieser Antwort erkannte ich, dass sie Feingefühl besass. Ich will ein Gleiches bei diesem und jenem Minister voraussetzen; und wenn ich jemals gegen sie schreibe, so geschieht es, um ihren Lastern und ihrer Gemeinheit wunderlich zu schmeicheln. Doch wozu ein so schönes Vorhaben lange verschieben? Ich will Herrn Blaizot sogleich um ein Blatt Papier bitten, um das erste Kapitel der neuen ‚Ménippée' zu schreiben."

Er erhob bereits den Arm zu dem verblüfften Buchhändler. Doch Herr Jean Hibou hielt ihn zurück.

*) Berühmte französische Spottschrift des 16. Jahrhunderts im Stil der antiken menippischen Satire.

**) De Thou (1533—1617), französischer Historiker, der eine Geschichte seiner Zeit schrieb.

„Herr Abbé," sagte er, „heben Sie sich diesen schönen Plan für Holland auf, und kommen Sie mit mir nach Amsterdam, wo ich Ihnen eine Stellung bei einem Limonadenverkäufer oder Bader ausfindig mache. Dort sind Sie frei. Des Nachts können Sie an einem Tischende Ihre „Satire ménippée" schreiben, derweil ich am anderen Ende meine Pamphlete verfasse. Sie sollen giftig genug ausfallen, und wer weiss, ob wir durch unsere Bemühungen nicht einen Wandel in den Zuständen des Königreiches herbeiführen? Die Pamphletschreiber haben am Sturze der Staaten mehr Anteil als man glaubt; sie bereiten die Katastrophen vor, welche die aufständischen Völker dann verwirklichen."

„Welch ein Triumph!" zischte er zwischen seinen schwarzen Zähnen, die vom bittren Geifer seines Mundes angefressen waren, „welche Freude, wenn es mir gelänge, einen der Minister zu stürzen, die mich in die Bastille gesperrt haben! Wollen Sie, Herr Abbé, bei einem so schönen Werke nicht mittun?"

„Durchaus nicht", antwortete mein teurer Lehrer. „Es würde mich sehr ärgern, wenn ich etwas an der Staatsform änderte, und wenn ich dächte, dass meine ‚Apokolokynthosis' oder ‚Ménippée' eine solche Wirkung hätte, so bliebe sie ungeschrieben.

„Was!" rief der Pamphletist enttäuscht, „sagten Sie mir nicht eben, dass die Regierung schlecht wäre?"

„Gewiss", antwortete der Abé. „Doch ich ahme die Weisheit jener alten Syrakusanerin nach, die zu der Zeit, wo Dionys der bestgehasste Mann seines Volkes war, alle Tage in den Tempel ging und die Götter um das Leben des Tyrannen anflehte. Dionys erfuhr von dieser seltsamen Frömmigkeit, wollte ihren Grund wissen, liess die Alte kommen und befragte sie.

„Ich bin nicht jung," antwortete sie; „ich habe unter vielen Tyrannen gelebt und stets bemerkt, dass auf einen schlimmen ein noch schlimmerer folgte. Woraus ich schliesse, dass dein Nachfolger noch schlimmer als du sein wird, wenn das möglich ist; und ich bitte die Götter, ihn uns so spät wie möglich zu geben."

„Diese Alte war sehr verständig, und ich meine mit ihr, Herr Jean Hibou, dass die Schafe gut tun, sich von ihren alten Hirten

scheeren zu lassen, damit nicht ein junger kommt und sie nochmals scheert."

Durch diese Reden gereizt, floss die Galle des Herrn Jean Hibou in bittren Worten über.

„Welch feige Reden! Welch unwürdige Grundsätze! Oh, Herr Abbé, wie wenig lieben Sie die öffentliche Wohlfahrt und wie wenig verdienen Sie den Eichenkranz, den die Dichter den tapfern Bürgern versprechen. Sie hätten bei den Tartaren, bei den Türken zur Welt kommen müssen, als Sklave eines Dschingiskhan oder Bajazet, anstatt in Europa, wo man die Grundsätze des öffentlichen Rechts und der Pilosophie lehrt. Wie, Sie fügen sich einer schlechten Regierung, ohne auch nur den Wunsch zu hegen, sie zu ändern! Solche Gefühle würden in einer Republik, wie ich sie mir denke, zum mindesten mit Exil und Ausweisung bestraft. Jawohl, Herr Abbé, in die Konstitution, die ich plane und die nach den Grundsätzen der Antike gemacht werden soll, werde ich einen Paragraphen zur Bestrafung schlechter Bürger wie Sie aufnehmen, schwere Strafen gegen jeden verhängen, der den Staat verbessern kann und es nicht tut."

„Ha, ha!" lachte der Abbé, „auf die Weise machen Sie mir wenig Lust, Ihr Salent*) zu bewohnen. Was Sie mir davon erzählen, lässt mich glauben, dass dort grosser Zwang herrschen wird."

„Nur Zwang zur Tugend," antwortete Herr Hibou spitzig.

„Ha!" rief der Abbé aus, „wie Recht hatte doch die alte Syrakusanerin, und wie sehr muss man fürchten, nach einem Fleury und Dubois einen Herrn Hibou zu kriegen! Sie stellen mir, mein Herr, die Regierung der Gewalttätigen und der Heuchler in Aussicht; und um die Verwirklichung dieser Zusage zu beschleunigen, laden Sie mich ein, Limonadenverkäufer oder Bader an einer Amsterdamer Gracht zu werden? Danke schön! Ich bleibe in der Rue Saint-Jacques, wo man kühlen Wein trinkt, dieweil man auf die Minister schimpft. Glauben Sie etwa, mich mit dieser Regierung der ehrlichen Leute zu ködern, wo die Frei-

*) Stadt im griechischen Sizilien.

heit mit so vielen Verboten umgeben ist, dass man sie nicht mehr geniessen kann?"

„Herr Abbé," sagte Jean Hilbou, sich erhitzend, „ist das redlich, eine Staatsverfassung zu bekämpfen, die ich in der Bastille entworfen habe und die Sie nicht kennen?"

„Mein Herr," erwiderte mein teurer Lehrer, „ich misstraue den Regierungen, die in Kabalen und Aufruhr entstehen. Die Opposition ist eine sehr schlechte Schule für die Regierung, und die Politiker, die sich auf diesem Wege durchsetzen, regieren, wenn sie klug sind, wohlweislich mit dem genauen Gegenteil der Grundsätze, die sie früher vertraten. Dergleichen hat man in China und anderswo erlebt. Dieselben Notwendigkeiten, denen ihre Vorgänger sich fügten, leiten auch sie. Und das einzige Neue, das sie mitbringen, ist ihre Unerfahrenheit. Aus diesem und aus anderen Gründen, mein Herr, sehe ich voraus, dass eine neue Regierung lästiger sein wird, als die, an deren Stelle sie tritt, ohne sich von ihr sehr zu unterscheiden. Haben wir's nicht schon erfahren?"

„Also", sagte Herr Jean Hibou, „Sie sind für die Missbräuche?"

„Sie sagen es," antwortete mein teurer Lehrer. „Die Regierungen sind wie die Weine, die mit der Zeit milder und klarer werden. Auch die strengsten verlieren auf die Dauer etwas von ihrer Stärke. Ich fürchte einen Staat in seiner ersten Jugendkraft. Ich fürchte die herbe Neuheit einer Republik. Und da man doch einmal schlecht regiert wird, so ziehe ich solche Minister und Fürsten vor, deren erster Eifer erlahmt ist."

Herr Hibou drückte seinen Hut ins Gesicht und sagte uns in gereiztem Tone Lebewohl.

Als er fort war, blickte Herr Blaizot von seinen Rechnungen auf, setzte sich seine Brille zurück und sagte:

„Ich bin nun schon an die vierzig Jahre Buchhändler „Zur heiligen Katharina", und es macht mir stets neue Freude, die Reden der Gelehrten zu hören, die meinen Laden betreten. Aber die Unterhaltungen über öffentliche Angelegenheiten mag ich nicht. Man erhitzt sich dabei, man zankt sich um nichts."

„Zumal“, sagte mein teurer Lehrer, „es in diesen Dingen keine sichere Grundlage gibt.“

„Es gibt wenigstens eine, die kein Mensch bestreiten wird,“ antwortete Herr Blaizot, „nämlich dass man ein schlechter Christ und ein schlechter Franzose wäre, wollte man die Kraft des heiligen Salbgefässes von Rheims leugnen, mit dem gesalbt unsere Könige zu Stellvertretern Christi im Königreich Frankreich werden. Dies ist die Grundlage der Monarchie; sie wird nie erschüttert werden.“

Das Giftfläschchen

Eine Reisegeschichte

Von MAX DAUTHENDEY

Berlin war ein Feuerbrand voll Sonne. Die Dächer der Häuser und die Fenster zitterten vor Junihitze, so wie die Hitzeluft über Steinwüsten zittert. Es war, als heizten die Autos mit ihren Benzindämpfen in Scharen die Strassen wie fliegende Öfen. Und die Sonne schien an diesem heissen Junitag nicht von der Stelle zu wandern. Überall war Sonne, überall Höllenhitze.

Vom Stettiner Bahnhof in Berlin fuhr Abends der Zug voll Skandinavier nach Sassnitz. Es war, als ob alle Menschen vor der deutschen Junihitze flüchteten. Das vornehme palastartige Fährboot, das von Sassnitz übers Meer in der Nacht in vier Stunden nach Trelleborg fährt, landete aber am Morgen in Schweden, im flachen Schonen, immer noch wie von der Berlinerhitze begleitet.

Der Drang, möglichst rasch nach dem kühleren Norden zu kommen, liess uns nirgends Halt machen. Wir, die Frau, die ich liebe, und ich, hatten uns vorgenommen, zuerst die Route an der Westküste von Trelleborg bis Strömstad zu fahren und dann nach Lappland zu reisen. Wir reisten die zwölf Stunden nach Trelleborg bis zur nördlichen Grenze Schwedens an der Westküste ohne Aufenthalt, mit Ausnahme einer kurzen Mittagspause in Gothenburg, und wir waren am Abend um sieben Uhr am Ende unserer Reiseroute in Strömstad angekommen.

Zweiundzwanzig Stunden trennten mich hier von Berlin, so sagte mir der Fahrplan. Aber meine Augen hatten mir unterwegs von Stunde zu Stunde gesagt: jede Stunde wird hier ein Jahrtausend, und in Strömstad trennen dich zweiundzwanzig Jahrtausende von Berlin.

Kaum stieg ich am Ende der Sackbahn in Strömstad aus, so versank ich in diese Jahrtausende wie ein Meteor, der von einem fremden Stern auf die Erde gefallen ist. Und nicht nur zwei kleine Stufen stieg ich vom Trittbrett der Eisenbahn bis zum Perron der schwedischen Erde, sondern ich war wie zweiundzwanzig Tausend Meilen tief in eine fremde Erde, bei einem fremden Meer, bei einem fremden Himmel, bei einer fremden Sonne eingedrungen, als ich in Strömstad aus dem Waggon gestiegen war. Und ich kam nicht mehr los und sass dort bei Strömstad auf einer Insel im Meer und liess mir neue Ohren wachsen; und so viele Haare ich sonst auf dem Kopf hatte, so viele Augen

schien ich jetzt im Kopf zu haben. Mein Herz, das sonst in Deutschland im Gewohnten und Althergebrachten eingekapselt sass, flutete und löste sich und wurde wie das Herz Adams am Tag, da Gott ihm das Paradies zeigte und alle Bäume.

Die Insel, auf der ich sass, und wo ich die Reisebillette meiner anderen beiden grossen Reiserouten in Schweden verfallen liess, hiess „Koster". Es ist eine Insel im Kattegat und wird dreimal in der Woche von einem Dampfschiff angelaufen, das den Weg dorthin in dreiviertel Stunde von Strömstad zurücklegt und die Post bringt. Das macht aber nichts, wenn auch die Post dorthin dreimal in der Woche kommt, diese Insel ist und bleibt doch für mich immer ein Pünktchen am Ende der Welt.

Schon „am Ende der Welt" angekommen zu sein, nachdem man noch zweiundzwanzig Stunden vorher in Berlin die Automobile rasen sah, das ist etwas Verblüffendes und Erstaunliches, und ich habe mir vorgenommen, ein ganz dickes Buch über die Insel Koster zu schreiben. Aber mit dieser kleinen Erzählung hier will ich euch nur den Mund wässerig machen auf dieses Pünktchen am Ende der Welt, auf diese Insel, dieses Kopfkissen aller Seligkeit. Ob das Buch, das ich einmal über diese Insel schreiben will, „Die Königstochter von Koster" oder „Die Insel der heiligen Kühe" oder „Wilde Rosen, Wacholder und Urgestein" oder „Die Insel am Ende der Welt" heissen soll, das weiss ich heute noch nicht genau zu sagen. Diese Titel verrate ich aber nur deshalb, weil sie andeuten, was dort alles zu finden ist, für den, der sich ein Billett nimmt und in zweiundzwanzig Stunden von Berlin hinreist und zweiundzwanzig Jahrtausende zurück in der Urzeit dort ankommt.

Stellt euch meine Insel vor. Nachdem wir in Südschweden, in Schonen, von dem Eisenbahnfenster aus zuerst weite Kornflächen gesehen hatten und grüne Waldzüge, und die herrlichsten Buchen und die stämmigsten Eichen nah am Meer, die die Luft mit Blätter- und Rindenduft würzten, und die reichen Gehöfte dort umwehen, verliess uns plötzlich die weiche sinnliche Erde. Statt der runden Buchenwälder wachsen runde Granithügel auf, und von allen Bäumen bleiben nur noch die Tannen am Wege, die Birken und die Eichen. Aber die Buchen, Ahorn, Pappel, Nussbaum und Kastanien, allen diesen geht der Atem aus vor dem Granit, der von rostroten Eisenadern gezeichnet ist. Das Land wird jetzt von Granit gepanzert, und hinter Gothenburg beginnt eine Steinzone, wie sie sich kein Deutscher in keiner Ecke Deutschlands träumen kann, nicht in den Alpen, nicht im Riesengebirge — nirgends; und auf meiner Reise um die ganze Erde, die ich vor fünf Jahren machte, selbst nicht am Himalaja, bin

ich jemals einer solch grotesken Steinwelt begegnet, wie die, die sich von Gothenburg bis nach Strömstad breitet. Am Meer ist die unterhaltendste Partie dieser Steinwelt die Station „Fjellbacka", die nur eine Schiffstation ist und keine Eisenbahn hat. An der Eisenbahn aber, zwischen Gothenburg und Strömstad, ist es hauptsächlich der Umkreis um die Station „Tanum", hier ist die Steinwelt eine derart furchtbare, dass das Land hier nicht mehr von Menschen bevölkert scheint, nicht von Tieren, nicht von Vögeln, nicht von Bäumen, sondern nur von gigantischen blauen und grauen Granitfiguren.

Das Meer, das vor Jahrhunderten noch hier in das Land hineinreichte, hat das Steinreich in ein Figurenreich verwandelt, durch urewige Waschungen. Die gerundeten Bergfiguren gleichen bald riesigen, versteinerten Walrossen, bald meilenlangen Herdenzügen von Mammuttieren, und den Rücken von versteinerten Elefantenherden. Dazwischen lagern Schichten von versteinerten Urwaldbäumen, deren mancher eine Meile lang scheint; und von der steinernen Totenstille, die dieser blaugraue Granit ausströmt, macht sich kein Ohr, das bisher nur in stillen Gebirgen, Feldern und Wäldern gelebt hat, eine Vorstellung.

Hier und da sitzen eine Holzhütte, ein zwerghafter Baum, ein winziges Fleckchen Rasen, wie verschollen, zwischen diesen ungeschlachten grauen Granitungeheuern. Das graue Land dort am Meer scheint mit einer einzigen Rüstung, voll mit Eisenbuckeln, bedeckt zu sein. Und wo der Bahnweg den Granit mit Dynamit zersprengt hat, wirkt der Mensch wie eine Ameise im Vorbeifahren, vor der Geste eines einzigen gespalteten Blockes, der auch nach der Sprengung seinen Starrsinn nicht aufgegeben hat und herausfordernd daliegt, wie ein Gigant, den das Dynamit nur ein bischen auf die Seite rollte, aber an dem das Dynamit wie machtlos verrauchte. Wenn auch der gigantische Riesenblock gespalten wurde, er ist ja nur ein Sandkorn, an das der Dynamit hintrat, denn auf Meilen liegt hier die Welt voll neuer Granitbuckel. Und der Gedanke kommt einem, dass es kein Zufall ist, dass in Schweden, dem Granitlande, Nobel, der Erfinder des Dynamits geboren wurde. Schweden, dieses Stein- und Eisenland ursprünglichster Kraft, forderte direkt das menschliche Gehirn dazu auf, dem Steintrotz einen Menschentrotz entgegenzustemmen und das Dynamit zu erfinden.

Ebenso steinig, wie der Küstenlandstreifen von Gothenburg bis Strömstad, sind auch die Inseln, die Schären, die dem Küstenstreifen vorgelagert sind. Und die Insel Koster ist ungefähr eine der letzten grossen Schären im Norden, ehe das Meer in die Kristianiabucht einschneidet. Diese Steininseln und der Stein-

landstreifen bei Fjellbacka waren einst die eigentliche Heimat der alten Wikinger. Hier sind noch Inschriften, Runensteine und bei Strömstad auf einem Hügel das berühmte steinerne Wikingschiff.

Auf der Insel Koster gibt es aber in den Talsenkungen einige Bäume, Erlen und kurze Eichen. Die ganze Insel wirkt durch ihre seltsamen Zwergbäume, Zwergeichen und Zwergwacholder, die in gedrungenen grünen Figuren auf dem manchmal himmelblauen Granitgestein wachsen, zwerghaft wie die Landschaft eines japanischen Gartens.

Zwischen dem Heidekraut auf dieser Insel und bei den reichen, wilden Rosenbüschen, die ganz überschüttet von rosa Kelchen dastanden, als ich im Juni landete, liegen die seltsamsten Steine zerstreut; dort ein blendend weisser, wie ein grosses Marmorei, dort ein gelber, wie ein harter Honigbrocken oder wie ein Stück Bernstein, dort ein rosenroter wie eine Fleischkeule von einem geschlachteten Tier, dort ein schwarzer wie ein Rabenflügel oder ein runder wie ein Seehundkopf. Hinter den Wacholderfiguren und unter den schirmartigen kurzen Eichen, deren Kronen flach wie grüne Teller auf dem Stamm wachsen, und von den Seewinden wie mit einem Messer beschnitten darstehen — bei diesen kleinen Eichen und grossen Wacholderbüschen weiden glänzende, rothaarige Kühe und Kühe weiss und schwarz gesprenkelt, als haben sie sich von der Nacht bemalen lassen mit dunklen Flecken und mit weissen Flecken vom Mond, mit gelben und roten Flecken von der Sonne. Und die wandernden Kühe mit ihren Flecken, auf der totstillen Insel, bei den Flecken der fleischfarbenen, schwarzen, weissen und blauen Steine, wandern in der feuerblauen Meerumrahmung, zwischen den grünen Sonnenflecken, unter den Eichen, zwischen den rosa Flecken der Rosenbüsche und im Weihrauchgeruch der Wacholderbüsche, wie vierbeinige kauende Götzenbilder. Tags fressen sie immer alle nach einer Richtung hingewendet, den Sonnenschein zwischen den geschweiften Hörnern auf der Stirne tragend, und hinter ihnen kreischen die silberweissen Flecken von Mövenscharen im indigoblauen Junihimmel. Nachts in den hellen Sommernächten, in denen die Sonne kaum eine Viertelstunde um Mitternacht untergeht, liegen die Kühe draussen unter den Eichen und schlafen alle mit der Stirn nach Osten gerichtet und liegen beieiander in der lauen Dämmerung der hellen Nacht und unter den Schirmen der Eichen wie ein schwarz-weisser Teppich von Hermelin.

Kleine Hütten sind überall auf der Insel zerstreut. In einer bei einem grossen Getreidefeld wohnt der König von Koster. Er ist der älteste und der reichste Fischer und hat fast die ganze Insel mit

seinen Söhnen und Töchtern bevölkert. Die Königstöchter waschen und bügeln, schlagen Gras und mähen Korn, melken die Kühe und singen abends. Die Königssöhne spielen abends auf Fiedeln und Mundharmonikas, nähen tags Fischernetze, fahren Mist, liegen draussen in den Booten, sehen nach ihren Hummerkästen und angeln Makrelen und Dorsche, drehen Taue und teeren Taue und ziehen im Winter hinunter nach Gothenburg auf den Heringsfang.

Manche Fischer wurden Kapitäne, auf Last- und Personendampfern an der Steinküste, andere wurden Matrosen und fahren rund um die Erde. Andere wanderten nach Amerika aus und wollten Gold holen, in Klondyke, und kamen heim, statt mit Gold, mit amerikanischen Zeitungspapieren in den Taschen und gingen wieder zurück zu ihren Hummerkästen und Angelschnüren.

Nie aber, solange die Könige, die Königstöchter und die Königssöhne von Koster zurückdenken können, hat es auf dieser Insel einen Diebstahl oder gar einen Totschlag gegeben. Niemals war eine Gerichtssitzung oder ein Polizist auf Koster gewesen. Die Menschen dieser Insel sind unschuldig, wie der Mensch am ersten Tage der Schöpfung.

Dies alles muss man vorher wissen, um die winzige Geschichte von dem winzigen Giftfläschchen zu verstehen.

Es war kurz nach Johanni, als das grosse Makrelenboot abfuhr ; das hatte die jungen Leute von Koster und von den umliegenden Inseln abgeholt, um hinaus in die Nordsee zu fahren und draussen während des Makrelenfanges liegen zu bleiben, bis es Herbst wurde. Dieser war der wichtigste Sommertag für alle Bewohner der Insel : „Der Abfahrtag des Makrelenbootes". Im kleinen Hafensund schwammen, als das grosse Boot mit seinen grossen rotbraunen Segeln wie eine Riesenpflugschar im Meer um die Inselecke verschwand, ein Dutzend Rudernachen, in jedem Boot ein oder zwei Frauensleute und hielten ihre Schürzen vor das Gesicht und weinten. Es waren Frauen, die ihre Männer fortsegeln sahen, Bräute ihre Bräutigams und Mütter ihre Söhne.

Das weibliche Königsgeschlecht von Koster sass dort auf dem Wasser und weinte, und auf den Mammutrücken der blauen Granitklippen standen vereinzelt einige Hofhunde, die ihren fortziehenden Herren nachbellten, und neben den weinenden Frauen in den Booten bellten andere Hunde, so dass die Luft voll Schluchzen und Bellen war.

Ein älterer Mann, den alle den „Heiden" nannten, weil er fürchterlich fluchen konnte und seit Jahren niemals bei einer Kirchenversammlung auf einer der Inseln gesehen wurde, er, der früher Kapitän gewesen war und zwei Dampfschiffe verloren hatte, trat jetzt auf mich zu und reichte mir ein kleines Fläsch-

chen mit einem zusammengefalteten kleinen Zettel. Der Alte war blaurot im Gesicht und sein grauer Spitzbart sass ihm trotzig kurzgeschnitten am Kinn. Er hatte seinen guten dunkelblauen sonntäglichen Tuchanzug an und seine alte Kapitänsmütze auf, mit einer goldenen Borte daran.

„Sir", sagte er, denn er sprach mit Vorliebe einige Brocken englisch, um seine höheren Weltkenntnisse vor den anderen Bewohnern der Insel hervorzutun. Er untermischte immer seine Rede mit „Well" und „Allright" und verabschiedete sich nie ohne „Goodbye" zu sagen.

„Sir, ich habe das gefunden," sagte er und schob mir das kleine Fläschchen aufdringlich in die Hand, als wenn dieses mir eben erst aus der Tasche gefallen wäre. Und breitspurig wanderte er davon.

„Ich habe das nicht verloren," rief ich ihm nach. Er aber sah sich nicht mehr um und stolperte über die Granitbuckel und über das Heidekraut fort und zeigte mir seinen breiten, ungeheuren Rücken, der so viereckig war, als trüge er eine grosse Schulschiefertafel unter dem Rock.

Auf dem kleinen Zettel, den er mir mit dem Fläschchen gegeben hatte, und an welchem man noch den Abdruck des Fläschchens bemerken konnte, das in diesem Papier eingewickelt gewesen war, auf diesem Zettel stand mit vergilbter alter Tinte das Wort „Gift" geschrieben, dreimal unterstrichen und dann:

„Zehn Tropfen reizen die Sinnlichkeit (es war ein derberes Wort gebraucht, das ich hier nicht wiedergeben kann).

Zwanzig Tropfen bringen den Wahnsinn, und jeder Tropfen darüber den Tod." So sagte der Zettel.

Ich betrachtete das Fläschchen verblüfft. Es war mit einer gelbwässerigen Flüssigkeit zur Hälfte gefüllt und mochte vielleicht vierzig Tropfen enthalten.

Da stand ich nun plötzlich mitten auf der grossen unschuldigen Steininsel, umgeben von der Freudigkeit des Sommerhimmels, umgeben von der unendlichen Festlichkeit des durchdringend blauen Sommermeeres, sah die unschuldigen buntscheckigen Kühe ihre vollen Euter über das Heidekraut tragen, sah sie in friedlichen, gutmütigen Reihen wildes Rosenlaub, Eichenlaub und Kräuter auf dem Granit abweiden, diese Kühe, die gutmütig wie die Erdgüte selber waren ; ich hörte die wilden Bienen und die Hummeln, die sich über die Blumen des Heidekrauts summend verbreiteten und sah sie Honig suchen, Sonnensüsse für den Winter sammeln ; ich sah dann über die Insel hin, in welcher niemals noch eine böse Tat begangen war, wo man nicht Gefängnis, nicht Gericht, und keine menschliche Niedertracht kennen

gelernt hatte. Und ich, ich hatte da plötzlich ein schauderhaftes Gift in einem kleinen Fläschchen zwischen meinen Fingern, eine kleine Hölle von vierzig Tropfen. Mit diesen vierzig Tropfen konnte ich Selbstmord begehen oder Mord. Ich schaute auf die weinenden Bräute hinunter, auf die jungen weinenden Frauen, die in den Booten neben den bellenden Hunden jetzt langsam wieder zum Ufer zurückruderten, und die von ihren Männern verlassen waren. Hier konnte ich Unheil stiften; ich konnte blindlings den Verführer spielen. Ein paar Tropfen in ein Glas Milch, ein paar Tropfen in einen Teller Suppe, hätten die züchtigen Unschuldigen, aber zu derber Sinnlichkeit veranlagten Fischermädchen in geile, gierige, männertolle Furien verwandeln können. Ich schauderte vor diesen ekelhaften Gedanken, die mir von diesem Giftfläschchen aufgezwungen wurden und wunderte mich. Ich schauderte vor dem winzigen Giftfläschchen, das da plötzlich in meine Hände gekommen war, hier fern von aller überreizten Kultur, fern von dem grossen Menschentrubel von Europa, fern von jener Welt in der Abenteuer, Morde und Selbstmorde täglich die Zeilen der Zeitungen überschwemmten. Hier, sozusagen am Ende der Welt, wie kam hier, zweiundzwanzig Jahrtausende hinter Berlin, auf diese unschuldige Erde dieses rasende und liebestoll machende Gift.

Die Geschichte des Fläschchens war die:

Der Heide, der alte Kapitän, erzählte sie mir endlich notgezwungen nach ein paar Tagen. Ich traf ihn zufällig wieder bei einem Besuch in einer Hütte, wo man seit ein paar Wochen einen plötzlich tobsüchtig gewordenen jungen Mann eingesperrt hielt. Die Leute sagten, der junge Mann hätte beim Fischen auf offener See einen Sonnenstich bekommen und einige Männer, die nicht mit dem Makrelenboot auf den Nordseefang hinausgezogen waren, mussten abwechselnd bei dem Tobsüchtigen Wache halten, denn die Gemeinde hatte sich noch nicht entscheiden können, diesen Wahnsinnigen in ein Spital in eine Stadt an der Küste abzuliefern. Ich hatte bis jetzt noch nichts von dem geheimgehaltenen Wahnsinnigen der Insel gewusst und fand auf einem Spaziergang durch Zufall die Hütte, im Innern der Insel, wo der Tobsüchtige von seiner Wache, von vier Männern, die sich täglich ablösten, festgehalten wurde.

Dort fand ich auch unter den Wachthabenden den alten Kapitän, der mir das Giftfläschchen gegeben hatte.

Er war besonders dort begehrt, da er, wie die Leute sagten, „feste Handschuhe anhabe“, womit sie seine straffen Fäuste meinten.

Nach dem zufälligen Zusammentreffen am Makrelenbootsteg

mit dem Kapitän, hatte ich diesen täglich in seiner Hütte aufgesucht und ihn niemals daheim getroffen; jetzt nahm ich ihn zur Seite und bestand darauf, dass er mir die genaue Herkunft des Giftfläschchens berichten sollte.

Da hörte ich endlich nach vielem unverständlichen Geknurre: Wohl habe er die Flasche gefunden, aber das war schon ungefähr dreissig Jahre her. Er fand sie in der Kapitänskabine eines Dampfers, den er sich gekauft hatte, und der ihm dann gestrandet war. In einem Geheimfach des Schiffsbücherschrankes stand dieses Fläschchen in Papier eingewickelt, und der Alte behauptete, er habe bis heute keinen Tropfen daraus vergossen. Ich glaubte es ihm.

Wir hockten uns gegenüber auf zwei Steinen im Heidekraut. In der Nähe bei uns rannte eine schwarze, angepflockte Ziege, schwarz wie des Teufels Grossmutter, meckernd hin und her. Und obwohl es schon gegen Abend war, wo sich die Kühle des Meeres mit der Granitwärme der Steine vermengt, wischte sich der alte Kapitän, während er mir erzählte, doch fortgesetzt die blaurote Stirne ab, auf welcher ihm ein steter Angstschweiss zu perlen schien.

Ich hatte in den paar Tagen, seit ich das Gift besass, niemals richtig den Entschluss fassen können, das Fläschchen in das Meer zu schleudern oder an einem Steine zu zerschellen oder es zu öffnen und den Inhalt auszuschütten. Hundert Gründe spukten in meinem Hirn und sprachen dafür und dagegen, das Fläschchen los zu werden. Welches Unglück konnte es zum Beispiel anrichten, wenn das Fläschchen, das fest verkittet war, im Meer weiter schwamm und von einem Fischernetz oder einem Hummerkasten aufgefischt wurde!

Oder wenn sein giftiger Inhalt, wenn ich es zerschellte, herumspritzte und vielleicht auf eine Erdbeere, eine Wacholderbeere oder irgend ein Teekraut fiel, welches Kinder sammelten! Ins Feuer werfen? Wer weiss, ob das Fläschchen verbrannte und nicht in der Asche gefunden wurde. Irgendwo vergraben? Auch das war recht unzuverlässig. Ich durfte es nicht einmal mehr in meinem Zimmer stehen lassen, nicht in meinem Koffer. Seit ich dieses Giftfläschchen bekommen hatte, lebte ich nicht mehr mein eigenes Leben. Ich lebte so wie die Wache, die einen Tobsüchtigen bewacht und ihre Aufmerksamkeit zersplittern muss, zwischen Verstand und Irrsinn. Ich war nicht mehr harmloser Beobachter des Lebens. Ich trug mit dem Giftfläschchen wie ein Zauberer geheimnisvolle Kräfte der schwarzen Magie in der Tasche. Ich erschien mir über alle menschlichen Begriffe einer dämonischen Kraft, einer Willkür, preisgegeben. Mit einem Wort —

ich war nicht mehr ich. Ich war der Sklave dieses Giftfläschchens geworden. Ich schrie nachts im Traum auf, träumte von Vergiften und Morden ; und so wie der Kapitän jetzt, hatte ich mir in den letzten drei Tagen, seit ich das Gift besass, hundertmal den Angstschweiss von der Stirn wischen müssen.

„Dreissig Jahre," hatte der Kapitän erzählt, „habe ich das Fläschchen mit mir getragen, und es nicht los werden können. Jahrelang habe ich eine Lust gehabt, es zu behalten, jahrelang eine Lust, es zu vernichten. Mein ganzes Leben ist von diesem Fläschchen gelenkt worden. Bald fühlte ich mich übermütig allmächtig durch den Giftbesitz, bald unheimlich verfolgt. Die Leute nennen mich, seitdem ich das Gift besitze, den ‚Heiden'.

Schluß folgt

Hinterhaus

In kalten, steifen Engen,
An gelben Schornsteinlängen,
Verirrten Schieferdächern,
Verstaubten Lukenfächern,
An braunen glatten Röhren,
An roten Drahtes Öhren,
Verblichnen blauen Flecken,
Und blechbehuften Ecken
Liegt Sonne, wie nach Winkelmass gemessen
Und wie von einem Handwerksmann vergessen.

Hier hinter Luken wimmeln,
In Kellerlöchern schimmeln,
Und tanzen unter Sparren
Wir galgenfrohen Narren,
Die sich in Kammern bücken,
Doch ihre Wände schmücken
Mit goldnen Sterntapeten,
Weil wir vom Himmel wehten,
Wir Fetzen Licht, nach Winkelmass gemessen,
Und wie von einem Handwerksmann vergessen.

OSKAR LOERKE

Werk und Leben

Von FRANZ BLEI

Der Verfall der Kritik, als welcher an ihren Leistungen zu erkennen und allseits zugegeben ist, kann von der Praxis Sainte-Beuves und von der Theorie Taines datiert und dahin bestimmt werden, dass die Lebensumstände des Künstlers als sein Werk erklärend in die Kritik einbezogen wurden. Die heutige Kritik konstituiert das Kunstwerk aus fraglichen biologischen Sätzen über die organischen Korrelate — die Physik des Künstlers und seiner leiblichen Verwandten — zu irgendwelchen psychologischen Reihen und, zweites Konstituens, aus Lamarcks Doktrin vom Einfluss des Milieus. Es ist also nicht erstaunlich, dass die Kritik sich nach einem solchen Aufgebot von Wissenschaften selber wissenschaftlich vorkommt und so auch ihrerseits den Ehrgeiz der Zeit befriedigt: die Wissenschaftlichkeit. Die bequeme Leichtigkeit dieser Methode, die der kunstfremdeste Dilettant und Professor ausüben kann, hat diese wissenschaftliche Kritik so populär gemacht, dass man sie vom unbedeutendsten Rezensenten angewandt findet, um so mehr als man damit der künstlerischen Wertung enthoben ist (die man nicht besitzt) und der Neugierde nach dem Menschlichen auf der Seite des Publikums entgegenkommt, welcher Neugierde zu dienen ja die Zeitungen da sind als Verbreiter des kleinen Tratsches ins Grosse.

Es ist so auch in der heutigen Kritik dieses Schauspiel des Gegenlaufes zu sehen: ein Kultus der Individualität, in dem sich diese an Individualitäten so arme Zeit bis zum Absurden gefällt, auf der einen Seite (so schwärmte das Rokoko in Salon und Park für Natur und Einfachheit der Bauern, die es gar nicht kannte), auf der andern das plebejesche Näherbringen des Einzelnen a la portée de tout le monde, indem dieser Einzelne, Andere, so ausdauernd als wissenschaftlich seiner Besonderheit, seiner „Individualität“ beraubt wird, bis nichts bleibt als Produkt der Umstände, der Zeit, der Verdauung, eines Leberleidens — Dinge, die jeder Zeitgenosse ebenso besitzt oder besitzen kann. In der

Kritik geschieht das so, dass man aus dem Kunstwerke den „menschlichen Kern" schält, dass heisst, das Kunstwerk zerstört, um irgendeine Banalität zu gewinnen, die man dann „das Leben" oder „den Gedanken" nennt. Es ist hierauf ein Kinderspiel, ein wissenschaftliches natürlich, dieses „Leben", diesen „Gedanken" mit dem Leben und dem Denken des Künstlers zusammenzubringen, mit so fraglichen als wortdelirierenden Dingen wie Rasse, Milieu, Abstammung, Physik. Tischgespräch, Barttracht und Amouren geben den falschen Brillanten die Facetten. Findet dann die Kritik die theoretisch behauptete Identität von Leben im Werk und Leben im Leben nicht, so ist das Kunstwerk „unwahr", „unerlebt", „künstlich" — wie es andrerseits „echt", „empfunden", „erlebt" ist, wenn man den schlechten Fussgeruch eines Werkes aus den Stiefeln, die der Autor im Leben trägt, nachweisen kann. Mit den Wörtern in Anführungszeichen ist der wesentliche Wortschatz heutiger Kritik erschöpft.

Der fundamentale Irrtum dieser pseudowissenschaftlichen Methode der Kritik ist die Identifizierung oder der Vertausch des Menschen als Künstler und des Menschen als soziales Individuum, oder vielmehr die Ersetzung des Dichters A. durch den Bürger, Gatten, Beamten A. Was nicht im Bürger A. biographisch nachweisbar ist, verwirft diese Kritik im Dichter A. als unecht, und allem vom Werke, das in die Biographie hineingeht, wird sie „gerecht". Resultat: man erhält weder eine Biographie noch eine Kritik. Man steht vor einem unbrauchbaren wertlosen Dritten, das richtungs- und sinnlos aus zwei für sich sehr guten Sachen zusammengeflickt wurde. Die Biographie sagt über ein Kunstwerk gar nichts aus und sei es so persönlich wie ein Buch von Stendhal oder Goethes Dichtung und Wahrheit. Die Kenntnis der Lebensumstände jener unbekannten sizilianischen Griechin, welche die Odyssee dichtete, wäre wünschenswert und eine interessante Lektüre, aber sie wird diesem Gedichte weder eine Schönheit nehmen noch eine neue geben, wird das Werk völlig unverändert lassen. Es ist mir unmöglich, dem jungen Dichter, der mir seine Gedichte schickt, aus diesen Gedichten sein jetziges oder künftiges Leben zu sagen und auch

woran seine Tante gestorben ist, kann ich ihm daraus nicht beweisen. Wer ein Werk der Kunst nur so aufnehmen zu können behauptet, dass er das Leben seines Urhebers kennt, der geht stumpf von Tizians Dornenkrönung weg, um die Lebensumstände Tizians oder meist des Mannes zu erfahren, der dem Tizian für den Christus als Modell diente. Dann will er wiederkommen und „echt" oder „unecht" entscheiden. Wer will, der wird in Rousseaus Schriften ohne Kenntnis von Rousseaus Leben den lügnerischen Narren und lyrischen Wollüstling und falschen Propheten finden, was alles dieser Mann war. Er wird in Francis Bacons Essays nichts von der schlechten Gewöhnlichkeit dieses Menschen entdecken, die ihn im Leben auszeichnete weit über das Mass des in seiner Zeit üblichen hinaus. Sind Rousseaus Schriften darum „echter" als die Bacons oder gar bedeutender?

Es ist begreiflich, dass bei solchem Stande die heutige Kritik am ohnmächtigsten gegenüber dem Kunstwerke ist und jenen Erzeugnissen anonymer Verfasser, seien es Bilder oder Bücher, Stücke oder Statuen, welche das Bedürfnis der Menschen nach erweiteter Zeitung befriedigen, am harmlosesten begegnet, d. h. ohne den anatomischen Beweis für die Minderwertigkeit eines Verses, eines Pinselstrichs. Denn diese Verfasser sind eben die anonymen und identisch mit der pathologisch nicht differenzierten Menge, die weiter keine Biographie hat, sondern Milieu ist. Eine Zusammenstellung des heute über Kunstwerke kritisch Ausgesagten würde ergeben, dass sie durchweg als „reine Stilkünste" abgetan und ihre Bildner als „Stilisten" nicht weiter unter den anständigen Menschen gezählt werden, höchstens als morbide Exemplare, wo dann die pathologische Psychologie dem Dichter seine Belastung, seine Ausschweifungen und schweren Krankheiten genau beweist. Das heisst: man erledigt das Kunstwerk, mit dem man durchaus nichts anfangen kann mangels künstlerischen Organs, indem man von dem „absieht", was es überhaupt zu einem Werke macht, zu einem Geschlossenen, nämlich der Form, und bringt den „Inhalt" auf die Massstäbe des sozialen Lebens heutiger Schattierung. Da der Künstler an diesem Leben als Lump, Bürger, Gatte oder sonst immer teil hat, fällt auch sein Leben unter den sozialen Massstab des

Kritikers: sein dichterischer Charakter wird als identisch mit seinem sozialen angenommen, den zu bestimmen man „wissenschaftlich" imstande ist, sein Werk, das Werk des Dichters A. wird als von dem Herrn A. stammend — er wohnt neben mir, ich kenne seine Gewohnheiten! — bestimmt als: gesund, ehrlich, erlebt oder krank, unehrlich, erfunden. Man beachte, wie viele heutigen kritischen Worte aus dem Körperlichen genommen sind, medizinisch riechen. Nächstens wird man das Gedicht als von einem Wurm in der Zirbeldrüse erregt nachweisen, und der Normalgrössenwahn des wissenschaftlichen Kritikers wird unheilbar sein.

Wenn es uns auch nur in einem einzigen Falle gelingt, in das Innerste eines Gebildes menschlichen Geistes zu dringen ohne Hilfe einer Kenntnis von des Urhebers Leben, so muss diese Tatsache entscheidend sein für die Kritik: dass sie sich an das Werk allein halte und nicht an das Leben seines Schöpfers. Der Biograph wird sich des Werkes bedienen, das ihm Dokument des Lebens ist, das er beschreiben will. Des Kritikers Aufgabe ist Aussage über das Werk, zu dem das Leben nichts besagt. Es ist ein Gemeinplatz, dass der Intellekt keine notwendige Relation mit dem hat, was man den moralischen Charakter nennt — viel weniger noch ist eine Relation mit dem sozialen Charakter seines Schöpfers.

Man möchte vielleicht eine Ausnahme machen für ein Werk, das nur in Fragmenten zustande kam, für die eine Verbindung zu finden die Einfügung des Lebens eine Möglichkeit gibt. Das Fragmentarische lässt ein Schicksal vermuten, das subtil oder rethorisch erzählt den Kritiker verlockt, sich von seiner schwierigen Arbeit in zweifelhafter Novellistik auszuruhen. Die Resultate solcher Kritik sprechen gegen die Einbeziehung des Biographischen auch in solchen Fällen. Hölderlins Wahnsinn fanden die einen schon dort, wo die andern noch schönste Verse eines sublimen Geistes feierten, aber die einen wie die andern suchen, weil sie aus der Kenntnis von Hölderlins Leben um den Wahnsinn wissen, die Spuren dieses Wahnsinns in den Gedichten, als ob es sich darum handelte, daraus ein Heilmittel für den toten Hölderlin zu finden; sie finden dabei im Letzten nichts sonst als

die nie bezweifelte Tatsache, dass die Menschen irrsinnig werden können, auch wenn sie Dichter sind. Dass Nietzsches Schriften seine ganz persönliche Krankheitsgeschichte und damit erledigt seien, versicherten uns zahlreiche Autoren ärztlichen doch nicht geistigen Standes. Wie auch, dass Novalis zu keinem andern Zwecke geschrieben habe, als um endlich das so sehr benötigte typische Bild eines Schwindsüchtigen zu liefern. Man soll nicht sagen, dass ich hier übertriebene Beispiele der Kritik nenne, oder vielmehr sagen, dass es übertriebene Beispiele seien, denn ohne die Übertreibung der Möbiusse findet sich dieses falsche, untaugliche und verwirrende Mittel der Autorenphysiologie in aller Kritik.

Früher einmal wertete die Kritik das Kunstwerk nach seiner Moral — darüber lacht man heute, wo man nichts anderes und dümmeres tut: die heutige Kritik wertet es nach der Moral seines Urhebers. Wenn eine andere Methode nicht möglich und zwischen den beiden zu wählen wäre, würde ich die alte Methode vorziehen, denn das Kunstwerk hat auch einen moralischen Effekt (wenn auch nicht in der Absicht des Künstlers) und die Kritik bleibt so wenigstens etwas bei ihrem Gegenstand. Völlig entfernt sie sich von ihm, wo sie im Eingeweide des Künstlers den Grund seines Gedichtes sucht.

Frau Tolstoi

Von PETER ALTENBERG

Lieber St. Gr.

In meinen entsetzlichen Qualen habe ich heute soeben Ihren herrlichen Essay über Frau Tolstoi gelesen. Er ist grossartig.

Nur Eines: „Das Genie geht eben in seinen langsamen Weltentwicklungen zuerst vom gewöhnlichen allgemeinen irdischen Leben aus, völlert, bekehrt sich sodann, gründet Familiensegen, sucht Frieden wie ein jeder Sterbliche. Dann, im Alter aber erschaut es die idealeren Welten, ist jedoch von seinen vorherigen Entwicklungsstufen gebunden, ja geknebelt, kann und darf sie nicht los werden, und lebt doch bereits zugleich in Welten, die das bisherige althergebrachte irdische Sein überflügelt haben. —

Wie wenn einem Heranwachsenden noch immer die getreueste Mutterbrust ihre Milch anböte, während Er längst über diese Periode seiner irdischen Kleinlichkeit hinausgewachsen ist! ?! Der Träumer, der Denker, der Prophet, der Vorherseher, der Menschenerhöher schwingt sich von selbst, ohne es zu wissen, in Regionen einer andern, künftigen Konstellation, während er historisch-atavistisch noch mit den ehernen Klammern alltäglicher und gewohnter Notdurften am bisherigen gebräuchlichen Dasein fest verankert ist! Das ist seine Tragik! Daher seine organische Undankbarkeit gegen Jene, die einem Stoffe in ihm dienen, den zu überwinden und immaterieller zu machen, er die ersten genialen Versuche unternimmt. — — — Man degradiert ihn also in allerbester Intention zu einer bereits geistig überwundenen Entwicklungsstufe seiner selbst!

Preisen wir seine adeligen Leateauerinnen, wie sie es getan haben, aber vergessen wir dabei zugleich nie, dass es in genialen Prophetengehirnen Entwicklungs-Embryos gibt, denen Frauen und Freunde ratlos, ja unbewusst feindselig, sich entgegenstemmen!

Die Henne brütete ein Entlein aus, betraute es, suchte es vor allem vor der Gefahr „Bächlein“ zu bewahren. Aber das

Entlein strebte nach dem fliessenden klaren Wasser und die mütterliche Henne blickte in Todesangst den Schwimmkünsten des Entleins in seinem ihm organischen Elemente nach!

Henne, bescheide dich; Entlein, schwimme, tauche! Genie, du bist undankbar, aber es ist eine organische, von Gott gesegnete Undankbarkeit, die dem kommenden Menschen zugute kommen muss. Die Frauen betrauen die Genies, aber die Genies betrauen die Menschheit! Beide gehen zu Grunde in ihrem merkwürdigen unentrinnbaren Lebenswerke, dass in der Weltentwicklung vorgesehen, vorbedacht und wohl erwogen wurde vom göttlichen, meist noch unfassbaren, Willen!

Frau Tolstoi, du bist nicht minderwertig; Herr Tolstoi, du bist nicht mehrwertig; in Allen lebt und webt die göttliche Seele, unerforschlich, und dennoch geahnt und gespürt von einigen Wenigen — — —. Ihr

Peter Altenberg.

Vive la bagatelle!
Swift

ÄUSSERUNGEN

Im „März" tritt Rudolf Kurtz mit bluterfüllten, guten Worten für die gerechte Sache Kerrs ein und sagt zwischendurch den talentschwachen Angreifern, „immerhin eine unverschämte Haltung" nach; sie versuchten, Kerrs Vorgehn mit dem Hardenschen zu vergleichen.

Der wegen Abschreibens gezüchtigte Jacobsohn hatte sich Kerrs Kritiken aufgehoben (man ahnt, wozu) und „Urteilswechsel" wie „Moralwechsel" und „Stilwechsel" in einer Form feststellen lassen, die nicht dümmer als die Urheberchen war.

* * *

In der „Zeit am Montag" sagt hierzu Fr. S.:

„Das ist ebenso böswillig wie lächerlich . . . Es ist hier nämlich nicht Kerr, der sein Urteil gewechselt hat, sondern Reinhardt hat in den letzten Jahren vielfach Bahnen eingeschlagen, in welche ihm ein Kritiker, den die Wahrnehmung künstlerischer Interessen wichtiger dünkt als die gewissenhafte Pflege persönlicher Beziehungen, einfach nicht mehr — oder zum mindesten nicht bedingungslos — folgen konnte."

* * *

In der unlängst begründeten Wochenschrift „Die Aktion" schreibt der Leiter Franz Pfemfert in einem Aufsatz des Titels „Der kleine Kraus ist tot", zusammenfassend:

„Alle Verdächtigungen und Verdrehungen, die in der Angelegenheit Kerr — Pan — Jagow möglich waren, hat die „Schaubühne" acht Tage vor dem Erscheinen der „Fackel" vollbracht."

* * *

Aus einer Zuschrift von M. Gr.:

„Ich bedaure aufrichtig, dass wir keine Strafgesetze für gemeingefährliche Idiotie haben."

KERR

* * *

Im „Hannov. Courier" schreibt H. L. über die neue Beschlagnahme:

„Der konfiszierte Eulenberg ist ein Kulturkuriosum, in höchstem Masse bezeichnend für das, was in einer Grossstadt (mit Animierkneipen, Boxkämpfen und Sechstagerennen) verboten und erlaubt wird."

* * *

„Weser-Zeitung", unter der Überschrift: Der Kampf gegen den ‚Pan':

„Jedenfalls aber ist es doch recht ungeschickt von der Polizeibehörde, den Anschein zu erwecken, als sollte die Zeitschrift, die gegen Herrn von Jagow so scharf vorgegangen ist, nachträglich nun mit allen Mitteln mundtot gemacht werden."

„Frankfurter Zeitung":

„Der Grund (für die Beschlagnahme) war der, dass eine löbliche Behörde wieder einmal zwischen einer Schweinerei und einem offenen Worte nicht unterscheiden konnte. Die Konfiskation des Briefes eines Vaters unserer Zeit ist ein ganz arger Missgriff."

FÜNFTAUSEND NOTIZEN

Erste Zeitungsnotiz: Direktor Professor Max Reinhardt hat den Generalmusikdirektor Dr. Richard Strauss gebeten, die Musik zu einer für den Zirkus in Aussicht genommenen Pantomime zu schreiben. (Hamb. Nachrichten, 1. II. 11.)

Zweite Notiz: Friedrich Freksa hat Richard Strauss mehrere Entwürfe zu einer Pantomime vorgelegt, von denen einer dem Maestro wunderbar gefallen, und den er nicht genommen hat. („Voss. Ztg.", 3. II. 11.)

Dritte Notiz: Richard Strauss hat sich definitiv entschlossen, die Pantomime „Tamtam" für das „Theater der fünftausend Notizen" unter Musik zu setzen. („Münchener Tageblatt", 1. IV. 11.)

Siebenundfünfzigste Notiz: Richard Strauss hat heute die erste Note zu seiner Pantomime „Tamtam" vollendet. („Garmischer Anzeiger", 3. V. 11.)

Dreihundertvierzehnte Notiz: M. Richard Strauss a fini une partie de sa musique pour la pantomime „Tamtam". („Figaro", 29. VII. 11.)

Zweitausendsiebenhundertneunundneunzigste Notiz (by special cable): Richard Strauss has finished the music of his new pantomime. („New York Times", 2. X. 11.)

Achthundertsechsundachtzigste Notiz: Als Dirigent für die Richard Straussche Pantomime „Tamtam", deren erste Aufführung noch in diesem Jahre bevorsteht, ist Ernst v. Schuch gewonnen worden. („Dresdner General-Anzeiger", 17. VIII. 11.)

Dreitausendeinhundertachtzehnte Notiz: Richard Strauss hat dem Kommerzienrat Lewy den Betrieb seiner neuen Pantomime übertragen. („Die Fanfare", 15. X. 11.)

Viertausendvierhundertvierundvierzigste Notiz: Richard Strauss hat in einem kongenialen Freundeskreise vor einem jungen Kaufmann sein neues Werk vorgespielt. („Norddeutsche Allgem. Zeitung", 6. XI. 11.)

Viertausendvierhundertneunundneunzigste Notiz: Der Andrang zur heutigen Premiere der Strauss-Freksa-Roller-Reinhardt-Baruch-Schuch'schen Pantomime im Zirkus Schumann ist so gross, dass nur noch zehn Plätze (nach Ausgabe der Freibillets) verkauft wurden. („Die Post", 25. XI. 11.)

Fünftausendste Notiz: „Ein grosses gesellschaftliches Ereignis hat gestern Abend stattgefunden." (Alle Blätter.)

Z. M.

Wir bitten, alle Sendungen ohne Nennung eines einzelnen Namens an die Adresse des Verlages zu richten und mit der Aufschrift zu versehen: für die Redaktion des ‚Pan'.

Für unverlangte Manuskripte kann keine Garantie übernommen werden. Sprechstunden der Redaktion: Montags, Dienstags, Mittwochs von 11—1 Uhr.

Verantwortlich für die Redaktion: Wilhelm Herzog, Berlin-Halensee.
Verlag von Paul Cassirer, Berlin W. 10, Viktoriastrasse 5.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Erster Jahrgang No. 13 1. Mai 1911

PAN

Halbmonatsschrift herausgegeben
von WILHELM HERZOG und PAUL CASSIRER

JNHALT:

Alfred Kerr..Wanderungen mit Bethmann
Hermann Struck..Von Bebel bis Bassermann
Lovis Corinth..Die neueste Malerei
Alfred von Lieber.....................................Siesta
Ludwig Gurlitt...Kampf gegen die Staatskirche
Hans Ehrenbaum Degele.........................Verse
Max Dauthendey.....................................Das Giftfläschchen
Friedrich von Oppeln-Bronikowski.......Ein Auferstandener

Frank Wedekind — Der Richter — Einspruch

Wanderungen mit Bethmann

Von ALFRED KERR

I.

Vor hundert Jahren, 1811, pflag Ernst Moritz Arndt „Wanderungen und Wandelungen" mit dem Freiherrn vom Stein. Um dasselbe mit Bethmann zu tun, sprang ich vom Rad. Hinten glänzte das Odertal, weiter hinten der monte caprino (oder: Zickenberg). Ich ging durch Hohenfinows Lindengänge bis zu den Brennereien.

Er liebt es auf dem Lande zu leben — er brennt darauf.

Dort stand er selbst. Nach herzlicher Begrüssung sprach ich: „Kommen Sie mit?" — Ein Hinweis auf peripatetische Formen der Philosophie half nach.

Wir stapften durch die Wiesen und führten gemeinsam das Rad. „Wollen Sie sich," sprach er, „beschweren über Herrn von . . . . .?" Ich sprach: „! — ! Ich möchte mit Ihnen Wanderungen und Wandelungen machen." Er äusserte willig, kopfnickend: „Kant sagt: ‚Es ist Pflicht sowohl gegen sich selbst, als auch gegen andere sich nicht zu isolieren, zwar sich einen unbeweglichen Mittelpunkt seiner Grundsätze zu machen, aber diesen um sich gezogenen Kreis doch auch als einen, der den Teil von einem allbefassenden der weltbürgerlichen Gesinnung ausmacht, anzusehen'." — „Eben wollte ich das bemerken! Sie nehmen mir das Wort aus dem Munde!"

„Seit wann," sprach er, „betrachten Sie mich?" — „Sie wandten sich mal mit . . . . . sinnlichen Einwänden gegen den Abgeordneten Schuckmann, der als ein Muckmann über das Nachtleben weinte, — damals, ehe Sie Reichslei . . ., Reichsleiter waren. Das gefiel mir."

In der Ferne sah man, an einem Rauschebach belegen, die Gussstahlfabrik Karlswerk. Der Frühling leuchtete; Bethmann schob freundlich das Rad.

... „Ich habe," sprach ich, „die Deutsche Tageszeitung wieder gesehn, auch weil unter dem Strich schafsdämliche Schimpfereien wider mich zum Druck befördert werden (nicht alle Mitarbeiter dort haben eine so weisse Weste wie Oertel), — da las ich, dass die Nationalliberalen ‚das Vaterland gefährden', wenn sie für den Sozialisten stimmen; in derselben Nummer steht aber, dass der Sozialist von den Konservativen gefördert worden. Also schädigt die konservative Partei ‚das' Vaterland. Wo sind hier die Borde des Begriffs Vaterland, unter den Streitenden? ... Die drei Millionen sind Gegner ‚des' Vaterlands. Konservative Männer christlichen Adels, Herr v. Lengerke, Herr von Rabe, Herr v. Thielen, Herr v. Berger, Herr v. Riesen und andere Soldatennaturen, welche posensche Güter gegen Bezahlung in polnische Hände gebracht, sind Freunde des Vaterlands? Konservativ sind sie. ....

II.

Er legte die Maus auf meinen Sattel und sprach: „Sozialismus? Kant äussert: ‚Alle Widersetzlichkeit gegen die oberste gesetzgeberische Macht, alle Aufwiegelung, ... aller Aufstand ... ist das höchste und strafbarste Verbrechen im gemeinen Wesen; weil es dessen Grundveste zerstört'."

— „Die Winzer, die jetzt Aufruhr machen, sind aber Landbündler, wissen Sie das? Keine Sozialisten. Sie haben ihren Diedrich Hahn, zertöpfern alles (nicht um Ideen, sondern um höhere Preise). Der ‚Vorwärts' hat schärfstens und verächtlich wider sie gesprochen, — wissen Sie das? Vaterland ... Sind Sie mit Ihren bespuckten Strassburger Plänen heute noch ein Freund des Vaterlandes für die spuckende Rechte? Wer kann das wissen? Hang up philosophy! Kant hat ‚praktische' Vernunft (auch in der Politik) neben der reinen. Doch seine Stimme schallt klingender und dröhnender, und wahrer, wenn er spricht ... nein, wenn es ihm entrutscht: ‚Werdet nicht der Menschen Knechte; — lasst Euer Recht nicht ungeahndet von andren mit Füssen treten'. Das tun jetzt alle, denen man etwa das Wählen vorenthält ... oder durch Kniffe der Ein-

teilung mindert. Sind es Feinde ‚des' Vaterlands? Ist zwischen Bassermann und ihnen ein Zweckbund möglich, eine Noteinigung?

Diese Radikalsten verbessern die Sitten. Mag ihr Ton der Stärke Martin Luthers oft nahekommen (welcher damals den Kirchenherrn ‚Bapst-Esel' nennt, ihn einen ‚Furz' lassen und mit Fussgestank behaftet sein lässt). Sie waren, Ex'lenz, niemals in einer Sozialistenversammlung, Sie haben wohl nie die Entrohung dieser Wissen erlangenden Schaaren bewundern können. Hier sind nicht körperstark dahinblühende, kalte Pachulken . . . Der Krieg beschäftigt Ihre Seele (Sie haben Beschränkung des Rüstens neulich abgelehnt) glauben Sie nu nicht, dass so ein gelernter Industriearbeiter einen fähigeren Soldaten abgiebt als der dumpf kutschierte Bauer? Ihr wisst wohl, dass er ein findigerer Soldat wäre . . . doch Ihr wisst auch: dass Individuaitälten minder willig marschieren; dass sie Kritik üben; dass sie fragen: gegen wen? und für was? Darum bezärtelt Ihr die Bauern und das Bauernhafte. Ihr braucht so eine Kerntruppe. Darum fördert Ihr, politisch wie gottesdienstlich, Glaubenskram, — den kein entwickelter Zeitsohn zu glauben vermag und kein anständiger bekennen darf. Darum macht Ihr den Meisten das Leben zum Schwindelzwang — die nun von links Befreiung erhoffen.

Darum (fuhr ich fort) erbittert Ihr noch Solche, die eine monarchische Form wegen der deutschen Seelenbeschaffenheit, jetzt, für angebracht halten (obschon die Gegenprobe nie gemacht ist, Erfahrungen keine vorliegen und nicht ‚heilige' Fragen auf dem Spiele stehen, sondern eine Frage der äusseren Ordnung) — darum verlangt Ihr vom Einzelnen . . . nicht Betätigung für die Mitbewohner: sondern zuvörderst Betätigung intellektualer Unanständigkeiten; darum nennt Ihr heute Bassermanns Brigade, die nach Bebels Corps blickt, in ruhiger Frechheit Gegner ‚des' Vaterlands; darum schränkt Ihr justament an der Monarchie das Unerträgliche nicht ein; darum flaggt Ihr die dümmsten Formeln; darum lieben wir Euch nicht; darum soll Euch der Teufel holen."

III.

Er fragte: „Sind die Leute so? tun sie das?" Ein bischen wirkliches Staunen lag darin.

Wir waren an das Forsthaus Liepe gekommen. In den unter Schorlemers Aufsicht gestellten Hain trat Bethmann mit frommem Schauder ein. Er seufzte. Die Jochbeine drangen rechts und links unter den Augen seitwärts hervor, wie zum Schutz. Ich hob das umgefallene Rad auf, es hat eine Doppelübersetzung, der Griff war verbogen. „Wollen Sie mehr wissen?" fuhr ich fort. „Die Leute schwenken links um, nicht weil es Rottengeister sind, Samesummim, wie die Bibel sagt, haderhaftige Verräter: sondern weil dort Winde wehen. Ihr Kant glaubt: das bessere Menschengeschöpf könne sich mit Wohlstand nicht begnügen — mögen auch bei uns die Geschäfte (denen Ihr folgt, die Ihr nicht führt) gut gehn, also die Leute Geld verdienen; Kants Menschengeschöpf ‚soll keine andere Regierung verlangen als eine solche, in welcher es mit gesetzgebend ist.' Das Recht der Regierten, ruft er Ihnen, dem Amtsnachfolger eines Millionärezüchters zu, ‚muss notwendig vor aller Rücksicht auf Wohlbefinden vorhergehen, und ist ein Heiligtum, das über allen Preis (der Nützlichkeit) erhaben ist, und welches keine Regierung, so wohltätig sie auch immer sein mag, antasten darf.' (So jener). . . Er hat Recht; es wird auf die Dauer dumm, bloss klug zu sein. Kant gesellt einmal die zwei Gegensätze nebeneinander: ‚Die politische Wohlfahrt und das moralische Verderben'. Seht Ihrsch?"

Ich bog die Doppelübersetzung mit seinem Parkschlüssel grade — und schrie: „Die Leute schwenken nach links, weil es den Gebildeten (schrie ich) immer schwerer gemacht wird. Neulich habt Ihr wider Euch schon einen leiblichen Grafen empört, Matuschka, Ihr zwiebelt Bekenntnislose, obzwar sie hierdurch . . . nicht nur ein Zeichen vollkommeneren Wissens, sondern vermutlich ein Zeichen besserer Ethik liefern. Stellen Sie sich dann, Ex'lenz, das Kunst-Beschneidungsmesser in den Händen von Polizisten vor, die nichts verstehen. Kampf gegen den Schmutz: oft ein blöder Vorwand, um die Kandare fühlen zu lassen. Schweigen Sie mir von Albion, Ex'lenz. Diesem Volke, das man bei uns doch verabscheut (und zu äffen sucht), machen wir

schon die Bartlosigkeit nach und ‚Goff' und Apollinaris, Acht-Uhr und leiseres Sprechen und Ausstattungstheater und Fünf-Uhr und refreshment rooms und baden, (der Mittelstand badet jetzt geräuschvoll und hinweislich und kundgeberisch und unterstrichen, und bemerkt nachher, dass er gebadet, veröffentlicht seine Wanne) — schön, schön; aber man wünscht kein Überleiten zur englischen Verkeuschung, zur Tyrannis der Lady Hausfrau, zur Mausigkeit von Kunstsergeanten, . . . es darf heut auf der von unsrem Geld bezahlten Opernbühne kein Weib mehr im Bett liegen, — was nebenbei kränkend für den Bundesvetter in Sachsen ist, da es zu Dresden eine gedurft. Wir müssen hier freieren Zuschnitt behalten als England: das ein Muster bloss war, solang unser Haus eine Waisenanstalt blieb; heute richten wir uns ein — und sollen londoner vielhundertjährige Möbel wiederholen? nicht heutige bestellen?"

Ich gab ihm den Parkschlüssel.

IV.

„Wissen Sie, was noch die Leute nach links schwenken lässt? Euer Stützen der Phrase. Drillt meinetwegen alles auf Zusammengehörigkeit — aber lasst Geschwollenes, Geschmackloses; auch den Schwindel vom gleichen Blut.

In einem Lande, wo (nach dem Ausruhen des übrigen Deutschlands) allein die nördliche Slawenmischung Entscheidendes zuwege gebracht. Blutaberglaube, möcht' man sprechen, in schlimmerer Form. Vergesst nicht, dass kürzlich unsere Schnürung zwischen Ost und West mit franko-russischen Stahldrähten, die daseinsbedrohend werden konnte, (ich nehme nur ein Beispiel), mit einem so deutschen Namen wie Mohrenheim — Muttersprache, Mutterlaut, wie so wonnesam, so traut — verknotet bleibt. Vergesst nicht, unterschlagt nicht, dass Eure Nummern manchmal Podbielski oder Verdy du Vernoy heissen; dass dem Einigungsschmied sarmatisches Blut, sarmatischer Bau nachgemurmelt wird, — davon zu schweigen, dass der und jener Alldeutsche die frühen Wurzeln der geborenen Menken, seiner Mutter, für verjudet hält.

Wir leben dank Eurer Phrasenpädagogik in einem Lande, wo ein Liebermann, wär' er nicht als schwarzer Hebräer bekannt, sämtlichen Israeliten mit seiner schmucklos gebändigten Meisterart als Inbegriff und Ausbund blondäugiger, innerlicher Germanheit vorgehalten würde. Germanischer Gipfel und blondestes Paroli wäre dann jener Schöpfer der tiefen und schlichten Menschenbühne, Otto Brahm; so er nicht Abrahamsohn hiesse. (Da er jedoch diesen Namen hat: so stellte man ihm gewiss gern den lütten Reinhardt als Urbild sinnlichen Ariertums treu und fest gegenüber; so der nicht eigentlich Goldmann hiesse.) Ein Germanenschwärmer vom Schlage Woltmanns bekennt Beethoven als unreinen Mischling, zur Hälfte nichtgermanisch; er findet einen zur Hälfte nichtgermanischen Mischling in Goethe. (Auch in Shakespeare.) Und Nietzsche stellt Wagners Chaldäerblut anheim. Was gibt es noch Festes? Nähret also nicht amtlich den Schwindel vom gleichen Blut, das geschwollene Stammesmärchen; auch dieserhalb sind reisige Kräfte verstimmt, verlieren die Geduld und wandern links ab — wo sie Wissenschaftlichkeit statt Gerassels erhoffen."

V.

Er fasste zerstreut nach der Pneumatik und bemerkte: „Da ist bald Chorin .. Ich stimme, für meine Person, in diesem Punkte durchaus Ihnen zu." — „Einzeln," sprach ich, „— noch nie hat es einer einzeln, Ex'lenz, nicht getan." Tausend verstohlene Wasser rauschten im märkischen Walde. Nebenzweige griffen ineinander, um Duft zu senden, zu atmen. Tausend Erdbeschaffenheiten wirkten unprüfbar auf die Wurzeln, auf den Saft, auf die Herrlichkeit, . . . auf den Vorsommer.

„Und," sprach ich, „wenn Sie (das Erörterte betrachtet) die Kinder Israels in der Politik mit ihrer Leidenschaft, mit ihrem Erfassen des Wesentlichen, mit ihrem geborenen Aufwärtsertum ansehen, so wird Ihnen etwas auffallen: Eure, der Regierenden, Geldanbetung. Es wirkt nicht gut. Wen habt Ihr besonnt? Wen hebt Ihr heraus? Wen schlagt Ihr zu Rittern? Keinen Messel adelt Ihr. Keinen Ehrlich. Keinen Brahm.

Keinen Liebermann. (Die wollen es nicht — aber Ihr wollt es auch nicht.) Keine Sittlichkeiten im Silberhaar wie weiland Lazarus oder Steinthal. Sondern Ihr krönt Bankjuden; Kohlenjuden; Rennstalljuden. Ecco. Nicht die verdorbenste Republik auf unserer gequetschten Kugel huldigt so unverhüllt, so treugeherzt, so ausschliesslich, so blank dem Gelde wie die kernigen Preussennaturen, die einen christlichen König beraten . . . Glaubt Ihr, dass wägende, starke, gute Köpfe dergleichen etwa nach rechts lockt, wo Ihr sitzt, — oder nach links abstösst?"

Er blickte wagrecht. Dann sprach er: „. . . Fünf. Zeit zum Nachhausegehn." Das Licht fiel auf ihn. „Ich liebe sehr auf dem Lande zu leben — ich brenne darauf."

Chorin stand umflirrt. Die Pfeiler taten, was sie häufig tun. Sie strebten. Der Efeu. . . Empor rankte er sich. Im Klostergarten hupften Drosseln. Ein Symbol, ein gleichnisartiger Zusammenhang zwischen unserem Gespräch und der Abtei liess sich . . . er liess sich beim besten Willen nicht finden, nicht durchsetzen; obschon es (literarisch) für den Schluss dieses Aufsatzes von Vorteil gewesen wäre.

„Welcher lautere Platz voll Schönheit," äusserte der Kanzler und fügte zu: „Kant sagt: ‚Schön ist das, was ohne Begriff allgemein gefällt . . . Man kann Schönheit (sie mag Natur- oder Kunstschönheit sein) den Ausdruck ästhetischer Ideen nennen'." — Ich sprach: „Ich habe das auf der Zunge gehabt. Auf der Zunge."

Er äusserte sich verabschiedend: „Was gedenkt nun Ihresgleichen einem Bunde von Bebel bis Bassermann zu raten?" —

„Soll ich es Ihnen preisgeben? (Alljährlich wurmt es uns, wenn Ihr zum Manöver Fremde ladet, gegen deren Heer es gerichtet ist) . . . Aber hier, Ex'lenz, können Sie nichts abgucken, nichts hindern. Also: ich rate dem Bebel und dem Bassermann, sich nachher zu zanken, — aber nicht vorher. Und ich rate den Geistigsten zwischen Bebel und Bassermann: in Zukunft beim Verweigern frischer auszusehen; beim Widerstand mehr zu lächeln . . . und stärker mit sinnlich fröhlichen Veranstaltungen zu arbeiten, — die nun einmal auf das Hirn der Leute wirken. Die Geistigen von links müssen sich,

das ist mein Rat, in Zukunft sozusagen mehr projizieren; alles mehr für die Augen der Masse berechnen; entschlossener einsehn: dass es nicht gilt für Erkenner an gewisse Dinge nur eben zu tippen — sondern Kaffern mitzureissen. Das ist es."

Er nickte. Unbewusst. Ich sprach: „Projizieren ... Die bevorzugte Kaste Preussens braucht sich nicht zu projizieren, weil sie selber so tief (oder ebenso hoch) steht wie Die, welche sie fortreissen will ... in einfältiger Durchtriebenheit; in schlichtem Gerissensein."

Er sah bestürzt. „Nicht alle" (fügt' ich bei) „sind ja philosophische Köpfe."

Er stimmte seufzend zu — und schien zu sagen: „Vielleicht wahr. Aber wo ich bin, bleib' ich doch." Es ist das Ergebnis aller Wanderungen und Wandelungen.

Er grüsste. Freudlos. Als schritte sein Fuss nochmals über einen Minister Moltke da unten — und sein Aug' sähe den Fuss eines Heydebrand da oben ... und in der Mitte läge fern das Wichtigere des Lebens. Das zu Versäumende. ...

VI.

Ich hielt auf Eberswalde. Mit dem Entschluss, auch Etliches von dem meinen zu versäumen; Zettel bei Wahlen zu verteilen — und dieserlei.

Ich dachte: Nicht angenehm ist es, Dinge zu tun, die unter einem sind. Immerhin ...

Eine Zwickmühle. Indem man Euch bekämpft, zwingt Ihr Menschen banal zu sein. Und Ihr seid zu bekämpfen, weil Ihr Menschen zwingt banal zu sein ...

Ich zog die starke neunziger Übersetzung und atmete und glitt über die Erdkugel.

VON BEBEL BIS BASSERMANN

Zeichnung von Hermann Struck





Das Tötliche, das Vielzuviele
Sind Reden über letzte Ziele!

Zähmt erst das Ziel des Augenblicks!
(Sonst schafft Ihr nix).

Der Mund sei still; fällt es auch schwer.
Zankt Euch . . nachher!

Die neueste Malerei

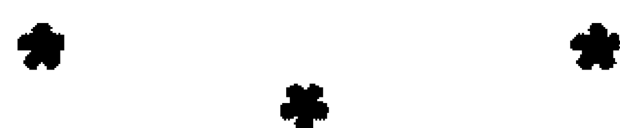
Von LOVIS CORINTH

Während Manet am Ende des vergangenen Jahrhunderts seine Signatur aufdrückte, setzte das neue mit einem neuen Namen ein : Cézanne. Dieser war wohl von Zola und Manet gekannt und geschätzt, aber durch seine anfangs befremdende Eigenart gelang es ihm erst jetzt, sich weiteren Kreisen verständlich zu machen. Gleichaltrig mit Manet, war er dennoch stürmischer in seiner Auffassung, und durch das Neue seines Wollens gewann er eine heftige Macht über die Herzen der Künstler. Man verstand ihn, trotz seines scheinbar unbeholfenen hölzernen Vortrages, der jedes Hervorheben interessanter Details vermied — und Gauguin und van Gogh wurden seine ersten Jünger.

Es waren wohl die Stilleben Cézannes, die wegen ihrer Farbenkraft zuerst erkannt und gepriesen wurden. Scharfe, leuchtende Farben ohne jede Vermittelung nebeneinander gesetzt und oft die einzelnen Früchte und Krüge mit schwarzen Konturen umrändert. Dann begriff man, was er in seinen Landschaften aussprach. Und wie in der Zeit des ersten Impressionismus der Weisskohl und Rotkohl die alten Landschaftsmotive über den Haufen warf, so wurde er mit seinem Häuserfassadenmotiv epochemachend.

Früher war es keinem Künstler eingefallen, in der nüchternen Wandfläche eines Hauses etwas künstlerisch anreizendes zu erblicken, jetzt aber sehen wir in allen Ausstellungen die prosaischsten modernen Häuser als Hauptmotiv unzähliger moderner Künstler prangen — mehr oder weniger gut gemalt. Uebrigens kann man mit Bestimmtheit annehmen, dass ähnliche Motive Manets, z. B. das Haus von Ruel (Berliner Nationalgalerie) durch Beeinflussung Cézannes geschaffen wurden. Die breite Art, wie Cézanne Bäume und Terrains sah, wollten jetzt auch unsere Künstler als Zeichen ihrer eigenen Ursprünglichkeit betonen. Nun möchte ich selbst nicht als rückständig gelten, wenn ich gestehe, dass ich in unserer nordischen Heimat diese scharfe Aneinandersetzung der Flächen und Farben in der Natur nicht erkennen kann, verständlich wurde mir diese Anschauung zuerst in den südlichen Alpen und in Italien. Ich möchte auch behaupten,

dass die Auffassung Cézannes darin begründet ist, dass er als Südfranzose geboren wurde, und dass er meistens im Süden Frankreichs gelebt und gearbeitet hat. Gauguins Art ist ebenfalls bedingt durch seinen Aufenthalt auf den Südseeinseln, wo er selbst gesteht, dass ihm hier seine Sehnsucht nach scharfen Farbenkontrasten erfüllt worden ist. Van Gogh, der jüngste von den dreien, war unstet und flüchtig und gelangte auch wohl erst zur Festigung seiner selbst, als er aus dem dunstig-silbrigen Holland nach Südfrankreich zu Gauguin gezogen war. Er geht wieder weiter als seine Vorgänger, indem er dicke Farben aufträgt und durch Nebeneinandersetzen reiner Farbenteilchen in der Ferne für das Auge eine desto lebendigere Wirkung erzielt. Auch seine Zeichnungen sind durch einzelne Striche und Punkte in solche Wirkung gebracht, dass der Eindruck der Natur erreicht wird welcher wohl keine Umgrenzung durch umgebende Linien in sich zeigt. In der Malerei ist er aber wieder von einer bestimmten Linienführung sehr eingenommen.



In Deutschland wurden wir — wie ich bereits gesagt habe — zuerst im jetzigen Jahrhundert mit diesen drei radikalsten Neuerern direkt bekannt; aber etwa zehn Jahre früher tauchte schon in Berlin der Norweger Munch auf, welcher viel für und gegen sich reden machte. Heute sehen wir, dass diese damals originell anmutende Kunstauffassung in den Bildern Munchs ihren Ursprung in seiner Nacheiferung jener Franzosen gefunden hatte. Mit grossem Talent hat er die Auffassung dieser Impressionisten zur eigenen gemacht und verarbeitet, so dass sie zu seiner eigenen Individualität wurde. Dazu mag beigetragen haben dass in den skandinavischen Ländern, aus denen er seine Motive nahm, die Sonne härter scheint und der blaue Himmel ohne jenen feinen Silberton alle Farbenkontraste unvermittelt nebeneinander erscheinen lässt. Auch hat Munch nicht lediglich aus den Realisten geschöpft, sondern auch für sich von den Symbolisten gewonnen; dieses beweisen manche seiner Cyklen, in denen geistiger Mystizismus neben krasser Realistik steht. Ich bin auf diesen Künstler genauer eingegangen, weil er für die moderne

deutsche Malerei gewissermassen in ihrer zweiten Epoche — die erste mit Bastien Lepage, Liebermann und Uhde gerechnet — von wesentlicher Bedeutung und grösstem Einfluss geworden ist.

Dann kam die Gelegenheit, die Werke Cézannes und seiner beiden Schüler mit eigenen Augen zu sehen, durch Paul Cassierer, der sie einführte, — und auch durch die Berliner Sezession, welche sich von jeher zur Aufgabe gemacht hat, alles Neue in der Kunst zu zeigen. Man konnte sich nicht dieser durchaus persönlichen Auffassung der neuen Kunstrichtung erwehren und eine wahrhaft modisch wirkende Imitation drohte die fast selbständig gewordene deutsche Kunst zu vernichten. Noch ungezügelter wurde fremde Art nachgeahmt, als neue französische Künstler weitere Schlüsse aus den Werken Cézannes zogen.

Um mich für das Folgende verständlich zu machen, muss ich weiter ausholen: Jeder Betätigung der einzelnen Kunstperioden liegt ein gemeinsames Leitmotiv zugrunde, das ihr die bestimmende Charakteristik gibt. In unserer nächstliegenden Zeit liebte man es, die Primitivität verschiedener Kunstkulturen als Unterströmung für das neu zu Schaffende zu verwerten. Seit 50 Jahren etwa, nachdem die Deutsch-Nazarener Veit, Overbek, Cornelius sich zum Präraffaelitismus bekannt hatten tauchte diese Ehrfurcht vor gothischer Kunst in England wieder auf. Wir kennen alle die Namen Dante Rosetti, Burne Jones. Sie fassten ihre Kunst in derselben primitiven steifen Art auf und vererbten sie so den französischen Symbolisten. Dann suchte man das Primitive in der Kunst Chinas und Japans und verwertete die Wirkung der Farbflecken dieser alten Kulturmenschen. Whistler ist wohl der berühmteste von dieser Art. Indische, persische Kunst folgte. Nun, nachdem alle diese Kulturen bis zur Neige ausgekostet waren, und die Blasiertheit der überkultivierten Franzosen eine gewissermassen konzentrierte Primitivität ersehnte, warf man sich auf die kindischen Stammeleien der Naturvölker. Die jetzigen Bilder der Neger und Malayen, die Malereien auf indianischen Zeltdächern wurden das Ideal in Form und Farbe für diese Modernsten.

* * *

In allen Arbeiten von Matisse und seinen Nächsten tritt dieses Quellmotiv deutlich zutage. Wie es nun immer ist, werden die Nachkommen noch wilder in ihren Annahmen, was modernste Kunst verlangt, und kommen scheinbar ganz auf die Naturvölker zurück; ausserdem haben sie für ihre Rätselkunst, die nichts mehr mit der freien edeln Kunst gemein hat, Lehren aufgestellt, die der Geometrie entnommen scheinen; Man versucht die Körperflächen aus Dreiecken, Vierecken und Fünfecken herauszukonstruieren, und es wird oft unmöglich, vor diesem automatischen Herumzirkeln das Dargestellte zu verstehen. Jede Einzwängung der Kunst in steinerne Lehren ist ein unwürdiges Unterfangen, und wir können — sobald es sich um bestimmte Doktrinen in der Mache handelt — nicht mehr von einer Kunstauffassung sprechen, sondern müssen derartiges zu den „Manieren", zur „Rezeptmalerei" zählen. Deshalb reihe ich hier auch zuerst den Pointillismus oder Neo-Impressionismus an, der schon älteren Datums ist und heut beinahe auf dem Aussterbeetat steht. Da diesem System ebenfalls ein Rechenexempel zugrunde liegt welches lehrt, wie die einzelnen Farbteilchen zu einander stehen sollen und gegen einander verwendet werden müssen, kann diese Art Malerei auch nur als „Manier" bezeichnete werden. All diese Manieren haben deshalb zur Folge, dass die Individualität verschwindet, und wenig oder gar kein Unterschied zwischen den Werken verschiedener Künstler zu sehen ist.

Ich habe vorher gesagt, dass die blinde Nachahmung dieser modernsten Art zu malen die fast selbständig gewordene deutsche Kunst arg gefährdet hat. Die jüngsten Generationen malten z. B. Stilleben à la Cézanne und à la van Gogh, aber nicht um das innerste Wesen dieser grossen Vorbilder war ihnen zu tun, sondern um die Aehnlichkeit der äusseren Mache. Die perspektivisch falsch konstruierte spitze Tischecke Cézannes, ebenso wie die falsche Aufsicht seiner Krüge, das scharfe Grün seiner Äpfel und die mit blauer Farbe umrissenen Konturen sind auf all diesen Bildern getreulich nachgeahmt und wiederzufinden, ebenso wie die karierten und emaillierten Gefässe, die van Gogh zu malen pflegte. Neue Motive wagen sich niemals bei diesen Nachäffern hervor. Niemals hat auch nur einer von diesen vielen Nach-

tretern den Mut gehabt, andere Gegenstände auf die Leinwand als die Gesehenen zu bringen wie z. B. Vögel, Blumen, oder reichere Tafelprunkstücke. Doch nur weil man nicht weiss, wie diese in den Originalgemälden gemalt worden wären.

Noch verwerflicher scheint mir die Art, wie von den modernsten die Figurenbilder behandelt werden. Jedes ernste Studium der Natur und die Elementarwissenschaften, die allen Anfängern so notwendig sind, werden hier mit Füssen getreten. Der Zusammenhang in der Körperkonstruktion und das Organische fehlt gänzlich in dem Bestreben, jenen exotischen Vorbildern der Naturvölker möglichst nahezukommen und dennoch, wenn man den Dingen auf den Grund geht, erkennt man selbst in diesen Werken der Franzosen Motive und Art ihrer grossen Vorfahren, nebst Cézanne, Puvis de Chavanne und gar Michel Angelo, zwar verwässert, aber unverkennbar. Die Jugend vergisst, dass kein Meister vom Himmel gefallen ist, und dass alles Grosse durch Mühe, Arbeit und Lernen entstanden ist. Sie fängt damit an — wie Liebermann richtig sagt — womit die grossen Meister aufgehört haben. Nicht durch angestrengtes Ringen (wie Rembrandt zu seiner letzten Anatomie, jenem grossen Fragment aus dem Ryksmuseum, gekommen ist; oder Franz Hals zu seinen letzten Porträtgruppen in Harlem) gewinnt die jüngste Generation ihre Freiheit und Grosszügigkeit, sondern durch leere und bequeme Vernachlässigung aller ernsthaften künstlerischen Bemühungen, ohne jede Selbstüberwindung und Selbsterkenntnis. Wie die Extreme sich berühren und das Ferne und Nahe in ewigem Kreislauf wieder einander trifft, so wird bald die Welt dieser falschen Genialität müde werden. Diese „Modemalerei", nicht modernste Malerei, wird sich als das entpuppen, was sie in der Tat ist, nämlich als ein Übergangsstadium. Strengste Arbeit und eifrigstes Studium wird wieder anstelle dieser frivolen Ungebundenheit treten, und alle Nachahmung exotischer Negerkunst wird in einem Winkel der Vergangenheit für lange Zeit wieder begraben liegen.

* * *

Ohne Frage ist jedem Kunstverständigen klar, dass in Deutschland heut gesundere Bestrebungen und intensivere Lebenskraft herrschen, als in dem bis dahin leitenden Frankreich. Denn bei uns sind die Nachahmer dieser französischen Neuerung immerhin in kleinrer Anzahl, während in Frankreich nach Abzug dieser Modernsten fast nichts Qualitatives übrig bleibt.

Wir können mit Sicherheit darauf rechnen, dass den Deutschen nach Ueberwindung dieser Epoche eine nationale Kunst zugeeignet sein wird, und dann werden wir die Gebenden werden, wo wir solange mit Recht die Empfangenden waren. Ich verstehe unter deutscher Kunst nicht diese Merkmale, welche gewöhnlich von Kunstliteraten als spezifisch national genannt werden, als da sind: Deutsche Gemütlichkeit, Mondscheinandacht mit Violinspielen oder Hundegebell, der krähende Hahn auf dem Misthaufen und anderes mehr, noch meine ich, wie man oft lesen kann, dass die Maler, welche längs den Ufern des deutschen Rheins wohnen, befähigter wären, deutsch zu malen, als die, welche anderwärts ihr Atelier aufgeschlagen haben.

Die deutsche Kunst wird da sein, ohne unser geringstes Zutun und unabhängig von der geographischen Lage, wo Maler arbeiten. Lediglich dadurch, dass jeder sein Bestes tut, und zwar jeder aus seinem eigensten Wesen heraus. Wir haben bereits die ersten Anfänge überwunden, denn schon heute gibt es deutsche Künstler, die denen anderer Länder ebenbürtig sind und durch ihre starke Individualität hervorstechen. Für Talente in der Zukunft wird eine gütige Vorsehung Sorge tragen.

Siesta

Von ALFRED VON LIEBER

Ueber seltene Bücher ausgestreckt
liege ich im Schatten der Fontäne,
spinne mich in farbentrunkene Pläne,
die ein heisser Sommertag erweckt;
Luft und Himmel sind mit Licht bedeckt.
Riesige Wolkenbrände ziehn am Hügel,
den ein Strahl der vollen Sonne trifft.
Plötzlich blendet mich der Zeilen Schrift.
Längst vergessne Zeit, mit weitem Flügel,
Hüllt mich wieder ein in süsses Gift.

Digitized by Google Original from

Kampf gegen die Staatskirche

Von Prof. LUDWIG GURLITT-Steglitz

Im Falle Jatho treten Erscheinungen zutage, die früher oder später kommen mussten. Die Frage lautet so : Sollen die Kirchenbehörden recht behalten, die von ihren Dienern streng ein vorgeschriebenes „Bekenntnis“ und gesetzlich festgelegte Kulte fordern, da sie mit diesen äusseren Formen ein Zuchtmittel haben, um die Gemeinde „in Ordnung zu halten“, oder soll der Prediger recht bekommen, der sich frei macht von den historischen „positiven Glaubensforderungen“, um den Glauben zu predigen, der in ihm selbst lebendig ist?

In solchen Konflikten ist es in der Regel so, dass beide Teile recht, beide unrecht haben. Denn diese Konflikte erwachsen aus dem Wandel der Zeiten, der selbst alle Werte umwertet, Vernunft zu Unsinn, Wohltat zur Plage macht. Wenn Väter mit Söhnen streiten, haben wir dasselbe Bild : da streiten nicht zwei Menschen, sondern zwei Zeiten miteinander, die nebeneinander nicht bestehen können : das Alte fordert Autorität, das Junge sein Recht auf Eigenleben. Und es gibt nicht eher Frieden, als bis das Alte stirbt und in Vergessenheit kommt und inzwischen das Junge an die bedrohte Stelle des Alten rückt. Gewiss, die Kirchenbehörden wollen und dürfen einen Geist nicht dulden, den sie als revoltierend und umstürzlerisch empfinden und der ihnen tatsächlich den Gehorsam kündigt. Sie verlangen von dem Kirchenbeamten, dass er auch wirklich Vertreter der staatlich anerkannten Kirche sei. Das ist klar und konsequent. Denn wozu wäre denn eine Staatskirche noch da, wenn sie im eigenen Organismus die Desorganisation duldete? Männer wie Jatho und seine Glaubensgenossen, wie die Bremenser Prediger Kalthoff, Steudel, Feldern, Mauritz gehören in die Staatskirche nicht mehr hinein. Sie sollten, sagt man, aus ihrem ganzen Denken und Glauben die notwendige Folgerung ziehen und mit der alten Kirche brechen. Dann würde der Konflikt vermieden. Diese Männer denken aber anders. Sie sagen sich : „Das staatliche Kirchentum ist starr und tot. Wir sind berufen, ihm neues Leben einzuflössen“. Sie fühlen sich wie junge Schösslinge an einem alten morschen Stamm und leben wohl der Zuversicht, die Kirche von innen heraus reformieren zu können. So hatte es auch seinerzeit Luther mit der katholischen Kirche versucht und nur schwer sich an den Gedanken gewöhnt, dass ihm seine Reformarbeit als Abfall gedeutet wurde. Wider Willen wurde er Gründer einer neuen Kirche.

Es kommt hinzu, dass die alte Kirche alle Machtmittel in Händen hat und dass, wer sich als Prediger von ihr trennt, eben draussen steht und sehen mag, wo er sein Brot und — seine Gemeinde findet. Der Abtrünnige hat stets einen schweren Stand, zumal in dem staats- und militärfrommen Preussen: „Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht, und die Gewohnheit nennt er seine Amme. Sei im Besitze, und du bist im Recht."

Der Abtrünnige fühlt sich aber als Vertreter des höheren Prinzips. Er pocht auf sein göttliches Recht gegenüber menschlichen Satzungen. Er fühlt sich zu nichts mehr, aber auch zu nichts weniger verpflichtet, als seine Gemeinde zu religiösem, sittlichem Leben zu erziehen und ihre Seelen aus dem Druck des Alltagslebens in geistige Höhen zu erheben, wo sie sich ihres Zusammenhanges mit dem Weltgeist bewusst werden. Er bricht mit der Tradition nicht aus Uebermut und aus persönlicher Eitelkeit; die innere Trennung hat sich ihm unvermerkt, Zug um Zug und ganz allmählich vollzogen, und jetzt verpflichtet ihn der Geist der Wahrhaftigkeit, seiner Gemeinde sein Fühlen und Schauen zu offenbaren. Er kann es sich selbst nicht als Schuld anrechnen, dass er in seinem Amte geistig weiter lebt und deshalb sich auch wandelt. Und da er sich in der Zeit und mit der Zeit wandelt, so erwartet er von seiner Kirche das gleiche. Er will ein lebendiges Glied an einem lebendigen Körper sein; will nicht in einer Mumie begraben liegen. Und wenn man ihm sagt, er solle ohne Drehen und Deuteln, ohne Verlegenheits-Ausflüchte und Kompromiss-Vorschläge mit dem Staatskirchentum brechen und seiner Wege ziehen, so erwidert er mit gleichem Rechte: „Wir wollen Diener der immer noch mächtigen Kirche bleiben, wollen uns nicht beiseite schieben lassen; denn wir sind dieser Kirche notwendig zu ihrer inneren Verjüngung". Und damit sprechen sie aus, was den meisten Gebildeten im protestantischen Deutschland schon selbstverständlich ist.

Ich schliesse von mir auf andere. Ich weiss aus tausendfacher Erfahrung, dass ich das tun darf, kann es auch zahlenmässig belegen: Das staatliche Kirchentum ist zwar noch mächtig, aber innerlich tot. Der gebildete Deutsche hat für die Grundlehren seiner protestantischen Kirche nur noch ein mitleidiges Lächeln. Die Confessio Augustana soll unseren Glauben bekunden? Sie steht uns kaum näher als die Gesetzgebung des Hamurabbi. Die ganze mittelalterliche Dogmatik von der Dreieinigkeit, dem Gottmenschen, der Geburt und einer unbefleckten Jungfrau, der Höllen- und Himmelfahrt, der Erlösung durch den Tod eines Schuldlosen, alles das ist für uns tot. Die ganze biblische Mythologie, Himmel und Hölle, Engel und Teufel, alles, alles ist

uns ins Märchenland entflohen, und wir lächeln bei dem erregten Ernste, mit dem uns die Gesalbten des Herrn weismachen wollen, dass diese Dinge irgend etwas mit uns und mit unseren seelischen Bedürfnissen zu tun hätten. Dass man unsere armen Kinder, Seminaristen und sonstigen Lehrer von Staats wegen zu all dem verpflichtet, das empfinden wir als — na, sagen wir einmal ganz bescheiden, als ungehörig, als Gewissenszwang. Es macht uns den Eindruck, als wenn es sich dabei mehr um Herrschgelüste der mit den Konservativen verbündeten Kirche, als um das Seelenheil der Gemeinden handelte. Dem Volke soll damit das selbständige Denken ausgetrieben werden, damit es sich besser beherrschen lässt, es soll „evangelisch katholisiert" werden.

Diese Staatskirchen zu bekämpfen, halte ich für die dringlichste Kulturaufgabe unserer Zeit und ich wünsche, dass der Fall Jatho sich zum grössten Schaden der Kirche auswachse. Hoffentlich kommt es dabei zu einer Krise. Schon haben auch andere links stehende Geistliche dem Oberkirchenrat den Gehorsam verweigert, und der Abfall der Gemeinden macht sich durch Kirchenaustritte selbst da fühlbar, wo die feinsten Nerven der Kirchen sitzen — im Portemonnaie.

Je bedrohter aber die christlichen Kirchen sind, um so mehr Zuversicht markieren sie. Es ist dieselbe Taktik, die bei Belagerungen hungernde Belagerte antrieb, mit Broten auf ihre anstürmenden Feinde zu werfen. Aber an ihren Taten sollt ihr sie erkennen : In den Enzykliken und Proprio-motu-Erlassen des Papstes malt sich seine Angst um den Bestand seiner alten katholischen Kirche — und ganz das gleiche verrät auf protestantischem Boden die Einsetzung eines Spruchkollegiums, das die Prediger auf Rechtgläubigkeit zu prüfen hat. Wer ein Symbol für diese Vorgänge sehen will, der sehe sich die Markus-Kirche in Venedig an : in dem Gemäuer bedrohliche Risse und die Pforte gestützt durch Holzgerüste. Nach solchen Stützen müssen Diener der Kirche schon greifen, um sie aufrecht zu erhalten.

Als Symptom ist also der Fall Jatho höchst erfreulich. Er zeigt uns auf der Kanzel einen aufrechten Mann, dem seine Ueberzeugung höher steht als sein Amt und als der Ruhm des Gehorsams. Er zeigt uns ferner eine Gemeinde, die einen solchen Mann zu würdigen und zu schätzen weiss. Er zeigt uns schliesslich die Unhaltbarkeit einer Institution, die das Geistesleben unserer Tage in alte dogmatische Fesseln schlagen will.

Es ist immer gut, wenn Klarheit geschaffen wird. Der staatlich konzessionierten und subventionierten Kirche muss die Möglichkeit und das Recht erhalten bleiben, sich ganz nach Belieben blosszustellen. Je mehr sie sich als kulturfeindliches

Element öffentlich betätigt, um so mehr erleichtert sie uns den Kampf gegen sie. Sie muss an ihren eigenen Fehlern sterben. Ihr Hauptfehler aber ist, dass sie ihr eigenes Lebensprinzip verleugnet.

Die protestantische Kirche ist entstanden in Auflehnung gegen das katholische Prinzip von der unverbrüchlichen Autorität der Kirche und der unbedingten Pflicht des Gehorsams aller ihrer Diener und Anhänger. Die protestantische Kirche protestiert dagegen — daher ihr Name — und statuiert das Recht des freien Christenmenschen, der nur Gott und seinem Gewissen Rechenschaft schuldig ist. Wenn heute der Oberkirchenrat die evangelischen Prediger noch immer auf die längst abgestorbene Confessio Augustana verpflichtet, auf Menschensatzung, die in 400 Jahren alt und wertlos geworden ist, so handelt er päpstlicher als die Päpste, die durch immer neue bindende Erlasse einigermassen wenigstens Entwicklung und Leben in ihrer Kirche erhalten und sich damit den Bedürfnissen und Erkenntnissen neuer Zeiten anpassen können.

Im Talmud heisst es: „Der Sabbat ist euch übergeben, nicht ihr dem Sabbat“, und damit wird eine Wahrheit ausgesprochen, die sich immer wieder neu bestätigt: „Die Kirche ist euch übergeben, nicht ihr der Kirche“, die Kirche soll euch dienen, nicht ihr der Kirche, die Kirche soll euch Leben geben, nicht aber euch hemmen, fesseln, quälen. Stets aber war es das Bestreben der Kirchen, ewige Gesetze festzulegen, und stets hat das Leben selbst diese Gesetze zerstört. „Kein Buchstabe der Lehre wird jemals verwischt werden“, heisst es im Talmud (Sanhedrin 107, Bereschit rabba 27), und Jesus sagt: „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen“ (Matth. 5, 17), und Matth. 23, 3 fordert er die Jünger sogar auf, den Geboten der Pharisäer in allem zu gehorchen. Aber immer erfüllt sich auch an diesen Geboten das ewige Lebensprinzip, das einen Stillstand nirgends duldet, auch nicht im Geistigen. Wir hören, dass der Felsen Petri die Pforten der Hölle überwinden werde, wir hören aus dem Munde der protestantischen Prediger die stolze Zuversicht: „Jesus Christus gestern und heut — und derselbe auch in alle Ewigkeit,“ aber schon sehen wir eine neue Weltanschauung aufsteigen, die sich von der ganzen biblisch-kirchlichen Tradition losmacht, keine Offenbarung gelten lässt und sich allein auf Vernunft und Wissen, nicht auf Glauben und auf heilige Schriften verlässt.

Die theologische Wissenschaft selbst hat die Autorität der Bibel und den Glauben an die Bibel zerstört und damit die Rechtgläubigen zu Falschgläubigen gemacht. Wo der Zwang der Be-

hörden fortfällt, wie in Bremen, da sind die evangelischen Prediger schon längst links abgeschwenkt und haben Gemeinden um sich gesammelt, die kaum noch christlich zu nennen sind, aber in der freireligiösen Lehre ihr volles Genügen finden. Uns Modernen geht die liberale Theologie nicht einmal weit genug, und deshalb empfinden wir die Massregelung Jathos als doppelt sinnlos. Was er predigt, ist uns noch zu viel mit der Kirche verkoppelt.

Es ist unmöglich, mit irgendwelchen dogmatischen Voraussetzungen ehrliche Wissenschaft zu treiben. Man ist entweder Forscher oder Theologe. Liberaler Theologe sein, das ist ein Widerspruch in sich. Erst wenn die Prediger die Theologie ganz los sind, werden sie wieder Volkserzieher sein können. Erst muss alle Frömmigkeit wenn sie wieder eine lebendige Kraft werden soll, ganz Gegenwart werden. Ich finde das schon von Paul de Lagarde ausgesprochen: „Religion ist unbedingt Gegenwart; Hoffnung auf die Zukunft nur insofern, als der Umgang mit dem Ewigen jedem, der ihn übt, unumstössliche Gewissheit gibt, dass auch er selbst ewig ist.“ Im gleichen Sinne hatte schon Novalis gesagt: „Wenn der Geist heiligt, so ist jedes echte Buch Bibel“, und der unvergessliche Kalthoff hat am heftigsten dagegen protestiert, dass man unseren Glauben an einem in der Vergangenheit eingeschlagenen Pflock ankoppeln wolle. Aus Geschichtsbüchern — und auch die Bibel ist ein Geschichtsbuch — erwächst uns keine Gegenwart, keine Zukunft. So ist denn auch der theologische Liberalismus krank an seinem eigenen Widersinn und liegt auch schon im Sterben. Er nahm den Jesus von Nazareth als historische Persönlichkeit, musste sich also gefallen lassen, dass er mit den Mitteln historischer Methode erforscht wurde. Und das Ergebnis? Der Mensch Jesus schmolz unter dem Feuer der Kritik wie ein Schneemann in der Sonne. Man lese die Schriften von Albert Kalthoff, Arthur Drews, William Benjamin Smith, Friedrich Stendel, John Robertson, Samuel Lublinski — sämtlich im Verlag von Eugen Diederich in Jena — und frage sich dann, ob es heute noch möglich ist, sogar die liberalste Kirchenlehre, geschweige denn die orthodoxe, vor seinem Wissen und Gewissen gelten zu lassen. Das Blatt hat sich gewendet: nicht die Freidenker, die Kirchengläubigen stehen heute in öffentlicher Anklage.

Die „Christusmythe“ ist tatsächlich als Mythe wissenschaftlich begründet: sie steht in Uebereinstimmung mit den Mythen der ausserchristlichen Religionen, einer Uebereinstimmung, die — mit Arthur Drews zu sprechen — „sich oft bis in die unscheinbarsten Einzelheiten erstreckt“. Mit Unrecht hat bisher die kritische Theologie behauptet, dass wir es hier mit

Geschichte, wenn auch mit mythisch beeinflusster Geschichte zu tun hätten, damit hat sie sich in unlösbare Schwierigkeiten verstrickt, und ist beim Bankerott angelangt. Ein Leben Jesu ist nicht zu schreiben : es ist kein Platz für ihn in der ganzen Kulturgeschichte zu finden. Die Schwierigkeiten schwinden aber, wenn man die mythisch-symbolische Methode anwendet und Jesus als einen schon vorchristliche Gott betrachtet, der „metamorphisiert" wurde, d. h. menschliche Gestalt angedichtet bekam wie etwa Herakles und Siegfried. Jesus ist ein vermenschlichter Gott, eine Schöpfung der menschlichen Phantasie.

Diese Erkenntnis, die alle Widersprüche der biblischen Ueberlieferung löst, setzt den Theologen ins Unrecht, die jetzt über Jatho zu Gericht sitzen sollen. Man lese, wie schlecht auch Harnack, der Führer der soz. liberalen Theologen, in Wahrheit ein Reaktinoär ohne Willen und Wissen und einer der „Ketzerei-Richter", in dem neuesten Werk von Drews und Smith („Die Christusmythe, zweiter Teil, 1911) daran kommt ! Und doch soll Harnack imstande sein, eine „Irrlehre" wissenschaftlich festzusetzen ? Wenn bei diesem Chaos von Meinungen sich heute noch Ketzergerichte bilden, um durch den Schein einer wissenschaftlich begründeten Rechtgläubigkeit für verstorbenen Glauben Untertanen zu erzwingen, so wirkt das paradox. Aber wir klagen darüber nicht. Zu verlieren ist stets nur die Kirche, die Gewalt anwendet, wo allein eine innere, still werbende Kraft wirken könnte. Keine Argumente könnten besser beweisen, dass es mit der alten Rechtgläubigkeit zu Grabe geht, als dieser plumpe Versuch, das Gewissen zu einer streng sittlich-religiösen Persönlichkeit zu vergewaltigen.

Wir haben in der Weltgeschichte dasselbe Schauspiel schon oft so erlebt! Stets mit gleichem Ausgang: Die Welt schritt hinweg über die Leiber der Reaktionäre und überliess ihr Andenken dem Spott der späteren Geschlechter. „Und sie bewegt sich doch !" — die Erde und auch die menschliche Erkenntnis. Aber alle Fortschritte werden im Kampf gewonnen. Jatho geht heute voran, ihm werden zahlreiche andere folgen, bis die kulturfeindliche Macht der Orthodoxie in Preussen gebrochen ist. Dann werden später Reaktionäre heissen, die heute Vorkämpfer sind. Das ist der Lauf der Welt.

Die Kirche hat recht, sagte ich oben : sie kann die Dokumente verlegen, auf die sich ihr Recht begründet, aber Jatho hat noch mehr recht : er hat kein Papier zu seiner Rechtfertigung, dafür aber ein „heilig glühend Herz" — und glüht „jung und gut". Ihn hat „zum Mann geschmiedet die allmächtige Zeit und das ewige Schicksal" ; deshalb darf er der Kirche entgegentreten wie Antigone dem Kreon.

Verse

Von HANS EHRENBAUM DEGELE

Ein junger Dichter in Heidelberg
schrieb diese Strophen.

PHÖNIX

Als den gothisch-hohen Häuserfronten
Schwüler Mittag roter Falten trägen
Wurf anmass, entglitt durch den besonnten
Himmel mit gedehnten Flügelschlägen
Still ein Traum, den wir nicht fassen konnten,
Und verschwand, um den Unendlichkeiten
Wiederum sich wunschlos einzuprägen.

INTERIEUR

Flutendes Licht fällt auf dein weisses Kleid.
Du schaust versonnen in den hellen Morgen.
Hoch überm Schrank blickt dich ein alter Stich
Sentimental mit süssen Augen an.

Ich muss dich lieben, wenn dich so das Licht
Schmeichelnd umbadet wie ein Nixenkind,
Dass frisches Leben jauchzend aus dir quillt,
Ein dicker Bengel mit gesunden Backen.

Aus einem Gedicht, betitelt:

ORNAMENT

Manche Rosen ranken tastend
Sich um weisse Marmorglieder,
Manche senken müde rastend
Die verküssten Augenlider — —
— — — — — — — — —

Das Giftfläschchen

Eine Reisegeschichte (Schluss)

Von MAX DAUTHENDEY

Ich begriff den alten Mann. Ich war in den drei Tagen, in denen ich das Gift besass, mir selbst fremd geworden. Aber ich hätte das Fläschchen um keinen Preis hergegeben, wenn man es von mir gefordert hätte. Und als der Alte sagte : „Was haben Sie mit dem Giftfläschchen getan?“ log ich mitten im Sonnenschein, zwischen den gütig kauenden Kühen, umgeben vom himmelblauen Meer, log ich mich aus dem Paradies hinaus. „Ich habe es fortgeworfen,“ sagte ich, damit es der Alte nicht zurückfordern konnte.

Was wollte ich mit dem Fläschchen tun? Ich wollte es doch los sein! Warum gab ich es ihm nicht? Warum warf ich es ihm nicht vor die Füsse? Ich fühlte, wie mich das viereckige Fläschchen in meinem weissen Flanellsommeranzug unbequem drückte und ich fuhr ängstlich seitdem, oft mitten in den ruhigsten Stunden, plötzlich mit der Hand nach meiner Westentasche. Ich wich dem Kapitän von diesem Tage an aus, damit er mich nicht nach dem Fläschchen fragen sollte.

Mitten in dem herrlichen Gesicht dieses Sommers 1910, mitten in dem herrlichen Gesicht dieser Insel am Ende der Welt, die nie eine Schuld, nie ein Verbrechen, nie eine Niedertracht kannte, trug ich nun diesen Ekelfleck mit mir in der Westentasche herum, diesen Giftfund, dieses Giftfläschchen! Täglich wünschte ich das Gift zu behalten und täglich, es los zu werden. —

Ein nordischer Sommer ist schnell verflogen, schnell abgekühlt. Schon ein paar Wochen nach Johanni, wenn die Nächte wieder die Dunkelheit wie eine schwarze Maske über das Land legen und die paar Wiesenflecken abgemäht sind, die es da gibt, und die paar Kornstrecken auch, und Ende Juli schon der Stillstand eines frühen Herbstes die Bäume aussehen lässt, als wären sie aus verblichenem grünem Papier angefertigt, dann werden all die Kühe in die Ställe zu den Hütten heimgetrieben und eine Totenstille, Langweile und Leere sitzt bald an Stelle des Saftes und der Frische im Steingesicht dieser Insel. Die kleinen Hütten ertrinken abends im Nebel. An Stelle der Kühe laufen silberweisse Mövenscharen auf den abgemähten Wiesen herum, auf den Wiesen, die nur jährlich ein Mal Gras geben, dann nicht mehr wachsen und sich mit den weissen Möven bedecken, die des morgens vor Sonnenaufgang anzusehen sind wie der Vorschein frühen Schnees.

Oft habe ich des morgens vor Sonnenaufgang, da ich Bayer bin und in dem katholischen Lande zu Hause an Morgenläuten, Mittag- und Abendläuten gewöhnt bin, hinausgehorcht. Aber nichts rührte sich. Es gab auf der Insel keine Kirche, keine einzige Glocke, und die Leute fuhren ihre Kinder mit Kähnen zur Taufe auf andere Inseln, ebenso die Brautpaare ; und die Leichen mussten oft tagelang auf guten Segelwind warten, um ins Grab auf die ferne Kircheninsel zu kommen.

Die Insel Koster selbst lag glockenlos in der grossen blauen Glocke des Himmels und der „Heide“, der alte Kapitän, hatte Recht, wenn er einmal in der Handelsbude, in dem einzigen Kaufladen, den es auf der Insel gibt, dröhnend auf den Tisch schlug und ausrief :

„Was brauchen wir hier Christentum, wir auf der Insel Koster ! In alter Zeit waren wir Heiden und Helden. Und jetzt ist uns das Heldentum verboten. Aber Heiden sind wir immer noch im Grunde. Wir zahlen unsere Steuern und die Sonne scheint nicht schöner, ob wir Christen sind oder Heiden. Und die Makrelen lassen sich so gut fangen von den Christen wie von den Heiden.“

Und das stämmige Königsgeschlecht von Koster lächelte gutmütig über seinen Stammheiden, über den Kapitän.

Der Sommer war hier früher zu Ende, als man sich in Deutschland vorstellen kann. Und in den ersten Tagen des August sahen die Frau, die ich liebe, und der ich noch nichts von dem Giftfläschchen in meiner Westentasche erzählt hatte, und ich, wir beide sahen mit Frösteln das schnelle Müdewerden der nordischen Sommersonne. Und eine unbändige Sehnsucht nach neuer Sonne wachte jeden Morgen mit uns auf und war jeden Abend unser letztes Gespräch.

Frauen, die sich sehr geliebt fühlen, fassen immer resolute Entschlüsse. So sagte diese Frau eines Tages : „Wir wollen nach Italien, dort ist es noch Hochsommer. Es ist viel zu spät für die lappländische Reise. Wir würden nur den schönen Eindruck von Koster verwischen. Schweden ist zu schön, als dass man es in einem Sommer durchreisen kann. Man muss viele Sommer darauf verwenden, um alle seine Schönheiten zu erreichen. Damit wir den Norden recht verstehen, sollen wir jetzt als Kontrast den Süden aufsuchen.“

Ich deutete schwerfällig und gewissenhaft wie jeder Mann auf den grossen Koffer, in welchem die Wintersachen für Lappland lagen, auf Pelz und Wolle. „Sollen die ganz umsonst hierher gewandert sein ?“ fragte ich.

Aber hartnäckig, weil sie meine Sehnsucht nach Sonne kannte, sagte die Frau :

„Wenn du soviel Respekt vor Koffern hast, möchte ich sie schon gleich ins Meer versenken."

„Gerade so, wie ich mein Giftfläschchen," entfuhr es mir. Und nun musste ich die ganze Geschichte vom Giftfläschchen, das mir wie ein Dämon in der Westentasche sass, und das den Kapitän wie ein Dämon dreissig Jahre lang gefoltert hatte, meiner Geliebten erzählen.

„Das ist ein neuer Grund," rief diese erfinderisch aus. „Ich sehe, du und ich, wir werden dieses Giftfläschchen ebensowenig los wie der Heide, der Kapitän. Aber es fällt mir gar nicht ein, deine Liebe mit einer Giftflasche zu teilen. Wir müssen nach Rom und das Gift an der einzigen Stelle der Welt, wo es hingehört und keinen Schaden anrichtet, abliefern."

„Ja, wenn noch in Rom die alten Römer leben würden," meinte ich. „Aber dort sind ja nur Ruinen, wie du selbst immer sagtest."

„Dort ist der heilige Vater ! Seiner Heiligkeit drückst du einfach dies Fläschchen in die Hand, so wie es der Kapitän dir plötzlich in die Hand gedrückt hat."

„Liebende Frauen sind weise Frauen," sagte ich. Und indessen sie die Koffer packte und die Wolle für Lappland zu unterst stopfte und dabei italienische Lieder vor sich hinsang, reiste ich in sechzig Stunden von Strömstad direkt nach Rom, immer das Giftfläschchen in der Westentasche betastend, dass es mir nicht auskam.

Als ich in Rom dann das Fläschchen Seiner Heiligkeit in die Hand drückte, wie es mir die weise und liebe Frau geraten hatte, lächelte Pius und sagte verständnisvoll : „Das macht nichts, das kommt öfters vor."

„Natürlich," sagte ich eilfertig aus Verlegenheit. „Darf ich Euere Heiligkeit fragen, was Sie damit anfangen werden," setzte ich neugierig hinzu.

„Das stellen wir zu den andern," nickte der Papst. Und ebenso nickte seine Eminenz, der Kardinal del Val, der bei meiner Audienz zugegen war : „Das stellen wir zu den andern."

Das Gespräch wurde in den vatikanischen Gärten geführt, die mir durch ihre Regelmässigkeit, — regelrecht gestutzte Taxushecken, — etwas pedantisch und langweilig vorkamen, mir, der ich gerade von der Insel der heiligen Kühe kam, vom Lande, wo die Steine sprechen, von Wacholder, wilden Rosen und Urgestein, von der schwedischen Heideninsel, wo in der blauen Glocke des Himmels die Sonne täglich zu einem Fest geglänzt hatte, wo das

grosse freie Meer geläutet hatte, wo ein Königsgeschlecht lebte, das aus Fischersleuten bestand, arm, bescheiden und ehrlich wie der Fischer Petrus und wie die Apostel, welche einst Fischer waren am See Genezareth.

„Und um die Erde sind Sie auch gereist?" meinte seine Eminenz, der Kardinal, „und haben einen amerikanischen Bischof unterwegs getroffen, der von allen Göttern der Welt ein Probebild mit nach Philadelphia nahm!

Der ganze Vatikan hat diesen Winter ‚Die geflügelte Erde' studiert. Wenn die sündige Erde wirklich so voll schöner Wunder ist, wie Sie sie da rundum beschrieben, dann gibt sie uns hier vieles Nachdenken. Wir hatten wirklich nicht geglaubt, dass noch etwas irdisch Schönes an der Welt wäre. Wir dachten, wir hätten alles Verführerische mit heiliger Christenstrenge ausgemerzt."

„O, rief ich aus!" und machte meinen Mund grösser auf, als in den vatikanischen Gärten erlaubt ist, „wenn Sie nur ‚die geflügelte Erde' gelesen haben, dann haben Sie noch nicht vom Schönsten gehört, was ich gesehen habe."

Seine Heiligkeit, welche wir auf den Wegen des Gartens zwischen uns gehen liessen, setzte sich auf das Stühlchen, das die Schweizer Wache, die hinter uns ging, ihm unterschob. Der Papst hielt immer noch mein Giftfläschchen zwischen den Fingern, obwohl es ihm der Kardinal öfters hatte abnehmen wollen. Der Papst hielt jetzt das Giftfläschchen vor die Sonne:

„Wieviel Gifttropfen sind darin und wie wirken sie?"

Ah, dachte ich, dem Papst geht es jetzt wie dem Heiden auf Koster. Der Kapitän hat das Fläschchen auch nicht mehr hergegeben, als er es einmal zwischen den Fingern hatte. Und obwohl ich vom allerschönsten, was es auf der Welt gab, eben hatte erzählen wollen, hatte der Papst nicht zugehört, sondern immer an das Gift denken müssen.

Der Kardinal kam mir zuvor und beantwortete dem Papst die Fragen, die das Gift betrafen, und ich bewunderte dabei des Kardinals scharfes Gedächtnis, dass er alles so genau behalten hatte, was ich ihm über das Giftfläschchen vorher mitgeteilt hatte.

„Was gibt es schöneres in der Welt als Rom?" fragte der Papst, schwärmerisch durch das Giftfläschchen den römischen Himmel betrachtend.

„Die Insel Koster," sagte ich prompt. „Dort würden Eure Heiligkeit sich einmal recht von allem Glockengeläute erholen."

Auch der Kardinal liess sich jetzt von der Schweizer Wache, die herbeieilte, ein Stühlchen unterschieben.

Da sassen sie nun vor mir in dem Taxusheckengang, seine milde Heiligkeit im weissen, fleckenlosen Gewand und der Kardinal im Scharlachkleid.

Wenn jetzt nur die Frau aus der Taxushecke käme, die ich liebe, und die ich auf Koster singend beim Kofferpacken zurückgelassen habe, wünschte ich heftig. Nur sie könnte mir jetzt aus der peinlichen Verlegenheit helfen. Denn dieses mit dem Glockengeläute habe ich erkehrt gesagt, das sah ich den beiden Italienern an den gelben Gesichtern an.

„Die Insel Koster, trotzdem sie keine Kirchen und keine Glocken hat," fuhr ich fort und eilte mich mit den Worten, um mich bei den Italienern wieder in Gunst zu reden, „diese Insel Koster ist nämlich heute noch der unschuldigste Platz der Welt. Dort gab es noch nie einen Diebstahl, nie einen Mord ; nie musste dort jemals das Gericht einschreiten und keine Polizei. Die Menschen dort sind noch die reinen unschuldigsten Heiden," platzte ich heraus, weil mich die hochmütigen Gesichter der römischen Herren ärgerten.

Meine Worte mussten sehr gut gewirkt haben, denn seine Heiligkeit lächelte der Eminenz zu und seine Eminenz lächelte seine Heiligkeit an. Und diese Lächeln gingen miteinander über die Taxushecken, über die Palmen und über die weissen Geländer der Terrassen des vatikanischen Gartens, versöhnlich hinauf bis in den üppigen blauen Himmel.

Der Papst hob das Giftfläschchen wieder ans Licht, so dass das Fläschen, das zugleich mit dem grossen Ring am Daumen seiner Hand funkelte.

Die Allmacht dieses Siegelringes zuckte mir zu gleicher Zeit mit dem Schiller des Giftfläschchens entgegen. Ich verstand aber nicht sofort, dass diese Geste des Papstes mir meine schöne unschuldige Insel Koster beleidigen wollte.

„Menschliches Gift kann lange im Verborgenen leben," sagte der alte Mann mit den blassen Wangen, mit dem blassen Kinn und mit der blassen Nase, die mir plötzlich unheimlich lebensmüde aus dem dunkelgrünen schwülen Palmengarten entgegenleuchteten.

„Lieber Dichter, habt ihr nicht dieses Gift, wie ihr erzählet, von jener Barbareninsel gebracht?" tönte es ironisch von seinen blassen Lippen.

„Ja," sagte ich eifrig, meine Insel Koster verteidigend. „Das Gift kam von der Welt dorthin. Aber jetzt ist kein Gifttropfen mehr dort. Ich habe alles Gift Euerer Heiligkeit gebracht, direkt nach einer Sechszigstundenfahrt, und habe das Giftfläschchen gleich übergeben, damit Euere Heiligkeit es aus der Welt schaffen."

„Mein Lieber," sagte die weisse Figur vor mir, die da unter dem blauen römischen Himmel im Garten zugleich mit dem roten Kardinal von dem Stühlchen aufstand, und deren weisse Lippen tiefen Atem holten, als wollten sie mir eine tiefe Wahrheit sagen. Und ich dachte schon vorschnell:

Seine Heiligkeit wird sagen: „Nichts kann das Gift der Welt aus der Welt schaffen, nicht der Papst, nicht der Dichter, nicht die Christen, nicht die Heiden." Und ich dachte, dass ich mit dieser grossen Weisheit dann entlassen würde.

Aber nein — Pius reichte mir nur die Hand, die das Giftfläschchen hielt, zum Abschiedskuss und sagte, mit den Augen auf das Fläschchen deutend:

„Mein Lieber, wir werden es zu den andern stellen." — „Wenn das nur nicht grosses Unglück anstiftet," sagte später die Frau, die ich liebe, zu mir. „Das kann nicht gut sein, wenn man im Vatikan ein Giftfläschchen zum andern stellt. Der Kapitän auf Koster, der dreissig Jahre das Fläschchen aufbewahrt hatte, ist ganz wild davon geworden, und die Leute nannten ihn schliesslich einen Heiden. Wenn nur nicht der ganze Vatikan von dem Kostergift wild wird!"

Und wirklich, die vielgeliebte Frau hatte wieder Recht. Ein paar Wochen später schon begann die Geschichte mit den Modernisteneiden und die Bannflüche fliegen seitdem wie Giftpfeile aus dem Vatikan über die Alpen.

„Das kommt davon," sage ich zu meiner Frau (wenn ich die Bayerische Landeszeitung aus der Hand lege, worin die Memmingers so genau die Zustände und die Aufregungen des Papstes schildern), „das kommt davon, dass der Papst als Ratgeber nur Kardinäle und keine Frau hat. Die Liebe einer Frau ratet besser als alle Kardinäle."

Ein Auferstandener

Von FRIEDRICH VON OPPELN-BRONIKOWSKI

Ein armes Weib, das Gesicht vom Lupus zerfressen, war das einzige menschliche Wesen am Totenbette De Costers.

Der Belgier Charles de Coster, 1827 in München geboren, 1879 in seiner Heimat im Elend gestorben, hat neuerdings in Deutschland eine ruhmvolle Auferstehung gefeiert, ganz wie sein Held Tyll Ulenspiegel, den er von der Bahre wieder aufstehen und in die weite Welt hinausziehen lässt.

„Wir wollen daneben unsern Gustav Freytag und ähnliches ruhig einpacken", schreibt Hermann Hesse, „und zugeben, dass wir seit Grimmelshausen in Deutschland so etwas nicht gehabt haben. Das ist keine Unterhaltungs- und Feuilletonlektüre, sondern ein Buch für Männer."

Es ist unmöglich, die Fülle der Gesichte. die es umschliesst, in kurzen Worten festzubannen. In dem alten deutschen Volksbuch von „Till Ulenspiegel" wurzelnd, wächst es aus diesem Mutterboden zum Gedicht einer ganzen Rasse voll derben Humors und ausgelassener Sinnlichkeit, voll schauriger Mystik und blutiger Greuel.

Und dieses Buch, 1867 entstanden, war in Belgien nahezu verschollen, in Deutschland gänzlich unbekannt, und sein Verfasser starb im tiefsten Elend.

Der Geist Shakespeares und Goethes atmet in dieser Technik; es ist letzten Endes der Geist der germanischen Rassenkunst; seltsam, dass gerade dieses Werk in französischer Sprache entstand.

Auch sein Erstlingswerk, die „Flämischen Legenden" (1858), die den „Ulenspiegel" um neun Jahre präludierten, sind ihm jetzt, nach der glänzenden Auferstehung seines Hauptwerkes, in deutscher Uebertragung nachgefolgt. Sie zeigen das gleich innere Erfassen des moralischen Dunstkreises einer ganzen Epoche.

Auch sie sind so bodenständig niederdeutsch, dass sie, wie ihr erster Herausgeber, Emile Deschanel sagt, ins Flämische übertragen, als Originale wirken müssten.

Vive la bagatelle!
Swift

FRANK WEDEKIND

spricht in der „Aktion" (deren Herausgeber Franz Pfemfert wertvolle Stimmen über den letzten Streit veröffentlicht) Folgendes:

Geistige Unabhängigkeit, Selbständigkeit des Urteils, unerschrockener Mut gegenüber der herrschenden Tagesparole sind die höchsten Forderungen, die an die Kritik gestellt werden. Alfred Kerr hat sich seit dem Beginn seines Wirkens zum Nutzen der Literatur durch diese Eigenschaften hervorgetan. Er hat sich rasch eine Ausnahmestellung dadurch geschaffen, dass er die Augen des Publikums, vor allem aber die Augen der Kritik, auf zahllose Schriftsteller lenkte, die selber geistig unabhängig waren und deshalb von der herrschenden Tagesparole als Narren oder Lumpen gebrandmarkt wurden.

Seine Schreibweise, die bekanntlich viele Feinde hat, hat aber auch überraschend viele Nachahmer gefunden, meines Erachtens nicht zum Nachteil der Literatur, denn der schlimmste Feind einer Literaturentwicklung ist sicherlich die salbungsvolle bombastische Kritik, die im Gegensatz zu den meisten Zeitschriften speziell in der Tagespresse ihre Orgien feiert. Kritik hat kurz zu sein.

Ohne Zweifel gehört Alfred Kerr zu den wenigen Ausnahmemenschen, deren Art und Weise Einfluss hat und Nachahmung findet. Die Frage, welche Bedeutung er für die Literatur hat, kann heute wohl niemand mit gutem Gewissen zutreffend beantworten. Ich glaube aber, dass man sich in hundert Jahren damit beschäftigen wird.

Nie habe ich den Brustton des Richters von ihm gehört, der sich in jedem deutschen Feuilleton breitmacht. Als freier Künstler, als unabhängiger Weltmann bevorzugt er den Ton der ahnungslosen somnambulen Priesterin, durch deren Mund die Gottheit spricht.

Seine Bedeutung für die Literatur scheint mir die der grössten Unentbehrlichkeit, der absoluten Unersetzlichkeit zu sein. Dabei ein enfant térrible, ein Virtuose, der Sauerteig. Alles Dinge, an denen wir, weiss Gott im Himmel, keinen Ueberfluss haben.

Kerr scheint mir zu stolz, zu liebenswürdig, vielleicht auch wirklich zu bescheiden zu sein, um als Kritiker von Fach, als Sachverständiger Anerkennungen einheimsen zu wollen. Dementsprechend ist er allen Kunstspiessern und Literaturphilistern ein Greuel. Er hat den sittlichen Mut, sich selber scheinbar nicht ernst zu nehmen, seine Selbsteinschätzung nicht auf der Zungenspitze spazieren zu tragen. Zwergseelen nennen das ruchlos, zu deutsch frivol. Dreckseelen halten ihn deshalb für ihresgleichen.

FRANK WEDEKIND

DER RICHTER

Ein Richter ist erhöht worden: Doktor Fuhrmann. Er sass der Kammer vor, welche den Gutsbesitzer Becker strafte.

So wird jeder befördert: Der eine ins Gefängnis, der andre zum Landgerichtsdirektor. Suum cuique.

EINSPRUCH

„Der Schutzverband deutscher Schriftsteller (Berlin W. 15) erhebt Protest gegen die willkürliche und in nichts gerechtfertigte Beschlagnahme eines in der Zeitschrift ‚Pan' erschienenen Aufsatzes von Herbert Eulenberg (Brief eines Vaters unserer Zeit). Er sieht darin einen schweren Eingriff in die Rechte des freien Schriftstellers und erwartet die sofortige Aufhebung der Konfiskation."

Der Schutzverband deutscher Schriftsteller sendet hierzu dem ‚Pan' folgende Mitteilung:

Diese Protesterklärung ist den führenden deutschen Zeitungen zugegangen, kam jedoch, da es sich ja bloss um schriftstellerische Angelegenheiten handelte, nur im Berliner Börsen-Courier und im Berliner Tageblatt zur Veröffentlichung . . .

Der ‚Pan' erhält die folgende Zuschrift:

DAS KOMITEE „KONFESSIONSLOS" will die Dissidenten und Konfessionslosen zusammenschliessen, um die volle Anerkennung ihrer staatsbürgerlichen Rechte durchzusetzen.

Den Vorsitz des Komitees führt Professor Dr. Ludwig Gurlitt in Berlin-Steglitz.

Alle Mitteilungen werden erbeten an den Schriftführer Otto Lehmann-Russbüldt, Schmargendorf-Berlin, Spandauer Strasse 3, alle Geldsendungen an den Kassenwart Eberhard Frowein, Charlottenburg, Dresdner Bank Depositenkasse J, Berliner Strasse 58, Konto K.

Wir bitten, alle Sendungen ohne Nennung eines einzelnen Namens an die Adresse des Verlages zu richten und mit der Aufschrift zu versehen: für die Redaktion des ‚Pan'.

Für unverlangte Manuskripte kann keine Garantie übernommen werden. Sprechstunden der Redaktion: Montags, Dienstags, Mittwochs von 11—1 Uhr.

Verantwortlich für die Redaktion: Wilhelm Herzog, Berlin-Halensee.
Verlag von Paul Cassirer, Berlin W. 10, Viktoriastrasse 5.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Erster Jahrgang No. 14 16. Mai 1911

PAN

Halbmonatsschrift herausgegeben

von WILHELM HERZOG *und* PAUL CASSIRER

JNHALT:

Alfred Kerr .... Dubrowsky

Paul Cassirer .... Kunst und Kunsthandel

Kurt Münzer .... Lied in der Nacht

Herbert Eulenberg .... Stendhal

Terz .... Mahlers Diadoche

Peter Altenberg — Neues Wort des Kaisers

Die Internationale — Russlands Gegenrechnung

Erklärung — Noch ein Protestler

Das liberale Zwischenglied — Grössenwahn

Die vielen Mörder der Witwe Hoffmann — Lied

Dubrowsky

Von ALFRED KERR

I.

Still stand er vor dem Kommissar.
Er war Student und zwanzig Jahr.
Kein rauher Revolutionär.
Kam just vom lieben Jena her.

Studierte dort mit heiligem Fleiss
Raumlehre. (Optik auch bei Zeiss).
Zog seines Wegs hell und bestimmt,
Hat keiner Fliege ein Haar gekrümmt.

Als ihn der Polizist ersah,
Rief er: „Dubrowsky — hör'n Se maa!
Es jibt hier solchen Russenverein
Mit Oberaufsicht, da treten Se ein!!"

Dubrowsky sagte kühl und schlicht:
„Ich danke sehr — ich möchte nicht."
Ward nun vom Hören ausgeschlossen.
Hat sich am nächsten Tag erschossen.

Erkenntnistrachtend starb er jung.
Erkenntnis fand er früh genung.
Ihn hat, blieb er auch unverzagt,
Der Ekel aus der Welt gejagt.

II.

Ins Schauhaus kam die Leiche dann.
Der Rektor sprach einen Zeitungsmann.
Er sprach in idealem Ton
Von der Immatrikulation.

„Nicht was sie wissenschaftlich leisten,
Nicht darauf seh'n wir bei den Meisten.
Was Russenspitzel der Polizei
Vorlügen, leitet uns dabei!

„Die Arbeitsteilung im grossen und ganzen
Ist, dass sie pfeifen, ... und dass wir tanzen.
Wir tanzen; sie pfeifen aus Lungenkraft —
Dies ist die fröhliche Wissenschaft."

III.

Fahre wohl. Du stiegst hernieder,
Wo das ewige Wasser rinnt.
Wo die Seelen deiner Brüder,
Die geblutet, heimisch sind.

Fahre wohl. Du zogst zum Hafen
Auf des Lethe letzter Flut,
Wo die Russenherzen schlafen
Und der Erden-Ekel ruht.

Dort im Land der langen Stummheit
Dämmern sie am fahlen Ort;
Mancher schlug sich mit der Dummheit,
Manchen trieb das Kotzen fort.

Schattenstill erkannt von Diesen
Wandelst Du, ihr Blutgenoss;
Preussens denkend auf den Wiesen-
Pfaden des Asphodelos.

Zukunftsziele; Menschenwollen;
Todesmut — und Opfersinn.
Sturmgefriedet, unverschollen
Blüht ihr Angedenken hin.

Kunst und Kunsthandel

Von PAUL CASSIRER

I.

Vom unwissenden Künstler

Die romantische Vorstellung vom Künstler, der doch ein Mensch ist wie wir anderen alle, mit dem Bedürfnis nach Luxus und Wohlleben, nach Sorgenfreiheit und all dem Schönen, was der Besitz des Geldes gewährt, hat es wohl verschuldet, dass Künstler über alles Mögliche nachdenken und über alles Mögliche sprechen, nie aber über ihre ökonomische und soziale Lage. Es sind einige Anzeichen vorhanden, dass jetzt eine Änderung eintritt. Die Schriftsteller und Tonkünstler gründen ökonomische Vereinigungen ; die Schauspieler streben nach einer Festigung ihrer sozialen Lage, aber bei den bildenden Künstlern rührt sich noch nichts. Dann und wann ein Seufzer über die Überproduktion, über die Unsicherheit des Einkommens, über die Entfremdung zwischen Käufer und Künstler. Nirgends ein Vorschlag zur Besserung. Ja, nirgends der Versuch, die materielle Lage zu untersuchen. Die bildenden Künstler leben in einer ganz seltsamen Unkenntnis ihrer eigenen Lage. Sie wissen nicht, auf welche Weise sie ihre Produkte verkaufen sollen, sie haben mit einem Wort, keine Kenntnis von dem Handel mit Kunstwerken. In den Köpfen der Meisten spuken ganz seltsame Ideen. Sie begeistern sich für Einrichtungen, die ihnen schädlich sind, und bekämpfen andere, die geeignet sind, ihnen zu helfen.

Ich glaube, es gibt keinen Stand, der sich so wenig um seine Lage kümmert, wie die Maler. Sie begnügen sich mit Schimpfen statt nach dem Übel zu suchen, wenn ein Übel vorhanden ist. Es dürfte von dem grössten Interesse auch für die Kunst sein, eine genaue Vorstellung von den materiellen Bedingungen der Künstler zu gewinnen. Kunst kann man nicht durch Phrasen füttern, und Genies werden nicht von Zeitungsartikeln satt. Wo keine Mäzene sind, oder kein Ersatz für Mäzene, da kann keine Kunst wachsen. Und das Los des verkannten Künstlers macht wohl dem Kunstschriftsteller Spass, weil sich traurige

Sachen leichter stilisieren lassen als fröhliche, aber selbst dem hingebendsten und aufopferungsfähigsten Künstler hat das Hungern noch niemals Vergnügen gemacht.

Es wäre für den Künstler deshalb von dem grössten Interesse — man schämt sich, es niederzuschreiben, so selbstverständlich ist es — wenn er wüsste, welchen Weg der Handel mit Bildern nimmt, wie er organisiert ist, wie er nützt und wie er schadet. Ich will versuchen, das, was ich davon weiss, zu erzählen. Aber es sind so wenig Untersuchungen gemacht worden, es gibt so gar kein Material und keine Statistik, dass ich vielfach auf Schätzungen angewiesen bin. Der Anfang muss einmal gemacht werden. Eine wirkliche Klarheit könnte man nur durch eine offizielle Statistik erreichen, die aber auf ausserordentliche Schwierigkeiten stiesse.

Es gibt eine Statistik über Kunstexport und Import. Diese Statistik ist leider vollständig wertlos, weil sie 1. ganz ungenau und ganz oberflächlich gemacht ist und 2. weil sie sich auf die ausgestellten Bilder und nicht auf die verkauften Bilder bezieht. Ferner trennt sie nicht alte und neue Bilder. Sie gibt auch keine Klarheit darüber, ob ein aus Russland importiertes Bild ein in Russland entstandenes oder ein früher nach Russland verkauftes ist. Zudem bezieht sich diese Statistik nur auf den Export und Import. Der Export und der Import von Bildern sind bei weitem nicht das Wichtigste. Viel wichtiger ist die Frage, wodurch die ungeheure Überproduktion entsteht, oder vielmehr, ob eine Überproduktion existiert, die Frage nach der Organisation des inländischen Kunsthandels, die Frage, welchen Einfluss die staatlichen und kommunalen Einrichtungen haben, und schliesslich wohl die wichtigste aller Fragen : Wie trifft das Publikum seine Auswahl unter der angebotenen Ware ?

Der Export und der Import der Bilder gehört zu den schwierigsten Fragen, weil es durchaus nicht klar ist, ob es im Interesse der Allgemeinheit liegt, dass Kunst exportiert wird. Verbietet doch die lex Pacca die Ausführungen alter Kunstwerke aus Italien.

Die Bedingungen des Kunsthandels sind eben ganz andere als die Bedingungen des Handels mit anderer Ware. So ist es

selbstverständlich, dass — wenn wir Getreide nach Deutschland einführen — der Preis des deutschen Getreides fällt. Bei Bildern ist dies aber durchaus nicht selbstverständlich, sondern der Import von Bildern kann das umgekehrte Resultat haben.

II.
Quousque tandem

Mit Begierde griff ich nach dem Bändchen von Karl Vinnen „Quousque tandem". Nach dem, was man vor seinem Erscheinen gehört hat, musste man annehmen, dass Karl Vinnen versucht, Material für all diese Fragen herbeizuschaffen. Ich war ihm, als ich seinen Protest deutscher Künstler in die Hand nahm, allerdings dankbarer, als nach dem Lesen. Ich habe kein Material und keine Gedanken gefunden. Statt Überlegung, Kenntnis, Untersuchung wieder die alten unfruchtbaren Klagen und das alte unüberlegte Schimpfen.

Die naive Auffassung, durch einen Protest eine geistige Bewegung zu erdrosseln, und der oberlehrerhafte Dünkel, die Jugend zu kommandieren! Jeder Verständige wird dieses Buch mit Bedauern fortlegen, weil in ihm interessante Fragen kompromittiert sind. Aber das Bedauern wird nicht gross sein, denn dieses Buch ist nicht gefährlich, es wird keinen Eindruck hinterlassen.

Immerhin scheint es mir notwendig, die Behauptungen, die Vinnen aufstellt, zu widerlegen, weil sie geeignet sind, Verwirrungen anzurichten und die Aufmerksamkeit von den wichtigen Interessen der Künstler abzulenken.

Es ist nicht leicht, Vinnen zu widerlegen, denn seine Behauptungen sind nicht klar, sind unscharf. Er spricht von dem Schaden des Imports französischer Kunst, sagt aber im Nebensatz, dass er den Nutzen anerkennt. Er sagt: Die künstlerische Frage, die Einwirkung der französischen Kunst auf den deutschen Geist halte er für schädlich, und spricht im Nebensatz vom Preise der französischen Kunstwerke. Er tut so, als ob die französische Kunst nicht hervorragend sei, und erzählt gleich darauf, dass die Deutschen nur das bekämen, was die anderen Nationen übrig ge-

lassen hätten. Er spricht gegen die Preise Monets; sagt, die Spekulation wäre schuld daran; wirft den Kunsthändlern alle möglichen ehrenrührigen Sachen vor wegen dieser hohen Preise und erzählt plötzlich, dass er dafür gestimmt habe, dass die Bremer Kunsthalle für einen Monet 50 000 Mk. zahlte (der höchste überhaupt für einen Monet gezahlte Preis).

(„Und doch habe ich seinerzeit, als der um die Entwickelung unseres Bremenschen Kunstlebens und die sehr vornehme Ausgestaltung unserer Galerie ausserordentlich verdiente Direktor Pauli das Bild vorschlug, auch dafür gestimmt und würde es, angesichts des hohen Kunstwerkes, noch heute tun. Es gibt eben Ausnahmen, bei denen man nicht aufs Geld sehen darf.")

Ich frage mich, was bekämpft Herr Vinnen? Dass schlechte Werke berühmter Meister nach Deutschland importiert werden?

Ja, wenn einmal festgestellt ist, dass die importierten Werke schlecht sind, dann wird doch niemand mehr so irrsinnig sein, dies zu billigen. Oben lobt er Herrn Direktor Pauli und im nächsten Augenblick greift er ihn an, weil er eine flüchtige Studie von van Gogh, in der ein Künstler die drei Dimensionen vermisst — Zeichnung, Farbe und Stimmung — mit 30—40 000 Mk. anstandslos bezahlt.

Ist nun Herr Vinnen wirklich der Meinung, dass Herr Direktor Pauli das Bild, das er so teuer bezahlt, für eine flüchtige Studie hält, der diese drei seltsamen Dimensionen — Zeichnung, Farbe und Stimmung — fehlen. Das ist doch nicht ganz glaubhaft. Festzustehen scheint nur, dass Vinnen dieses Bild für schlecht und Dr. Pauli es für gut hält. Also richtet sich der Protest Vinnens in diesem Falle augenscheinlich dagegen, dass Dr. Pauli eine andere Meinung von einem Bilde hat als er, und er wendet sich an die deutschen Künstler mit der Bitte, sie möchten gegen das Bild, das sie nicht kennen, protestieren.

Es ist das ein Beispiel für viele, wie vage und persönlich alles ist, was Vinnen vorbringt. Und deshalb ist es wirklich nicht leicht, ohne selbst zu persönlich zu werden, auf seine Ausführungen einzugehen.

Begeben wir uns auf den mühsamen Weg.

III.

Wer protestiert?

Vinnen hat sich mit der Frage, ob die deutschen Künstler nicht gegen den Import und die Überschätzung französischer Kunst protestieren wollen, an die Künstler gewandt. Er schreibt, „das Echo, das meine Worte fanden, übertrifft meine Erwartungen. Ich wollte warnen und sehe, dass ich nur ausgesprochen habe, was von weitesten Kreisen der Künstlerschaft in Nord und Süd seit langem mit Unwillen empfunden wird."

Es haben wirklich eine grosse Anzahl von Künstlern unterschrieben; merkwürdigerweise von den Berlinern im ganzen 11. Von diesen 11 sind einer ein Graphiker, drei sind Bildhauer, für die die Bewegung nicht von grossem Interesse sein kann. Und die anderen, die unterschrieben haben, sind von der Berliner Secession: Jacob Alberts, Josef Block, Martin Brandenburg, Ernst Oppler und Heinrich Linde-Walther; von der Akademie: Otto H. Engel und Arthur Kampf.

In keiner Stadt Deutschlands hat die Seuche des französischen Imports so gewütet wie in Berlin, und nirgends sind so viel französische Bilder verkauft worden wie in Berlin, nirgends muss demnach dem deutschen Künstler das Leben so schwer geworden sein wie hier in Berlin, und nirgends kann er unter den „Machenschaften der bösen Kunsthändler" (soll wohl heissen des bösen Kunsthändlers, denn leider habe ich 10 Jahre allein diese Arbeit leisten müssen —) mehr gelitten haben als hier. Warum nun in aller Welt haben die Berliner Künstler gezögert, den Protest zu unterschreiben? Das Geld der Berliner Amateure wurde doch für französische Impressionisten ausgegeben, und wer hätte mehr Anspruch auf dieses Geld als die Berliner Künstler? Wo sind die Meister der Secession? Warum haben sie nicht unterschrieben? Ihre Werke hängen in denselben Räumen, in denen die französischen Impressionisten hängen. Dieselben Kunstfreunde, die ihre Mäzene waren, haben französische Bilder gekauft. Das Geld, das für französische Bilder ausgegeben ist, ist ihnen entzogen worden. Gerade ihnen, denn ein grosser Teil der „Kunstfreunde" kauft nur Bilder der „alten

Richtung". Und das Geld der Wenigen, die sich für die moderne Kunst interessieren, wurde zwischen dem französischen Künstler und dem deutschen Künstler geteilt. Und dennoch : Weder Liebermann, noch Corinth, noch Slevogt, noch Tuaillon, noch Gaul, noch Ulrich Hübner, noch Karl Walser, noch Beckmann, noch Kardorff — ich kann sie nicht alle nennen, keiner von ihnen hat unterschrieben. Keiner ist in entrüstete Worte ausgebrochen, und keiner hat unmutvoll seine Künstlerfaust gegen den „Kunstwucherer" erhoben. Übrig blieb das kleine Häuflein : Alberts, Block, Brandenburg, Ernst Oppler, Linde-Walther, Engel, Kampf.

„In Nord und Süd wurden die Missstände seit langem mit Unwillen empfunden", schreibt Vinnen. Gehört Berlin nicht zum Norden ? Und wo sind die anderen norddeutschen Künstler ? Hat Kalckreuth unterschrieben ? Klinger ?

Da, wo das Übel am meisten gewütet hat, da scheint kein Unwille zu herrschen.

Seltsam. Und dann : Liest man das, was die anderen Künstler geschrieben haben, so wird man staunen. Statt des Protestes bei einem grossen Teil eine Anerkennung der Bestrebungen, die grosse französische Kunst in Deutschland einzuführen. Was Benno Becker geschrieben hat, was Habermann geschrieben hat, das will ich gern Wort für Wort unterschreiben. Aber auch viele andere sagen nur das, was jeder Verständige auch denkt. Natürlich kommt dann und wann die Wut gegen die „schlauen Händler", die das Geld in ihre Taschen leiten, aber was sagt das ? Das ist eine alte, liebe Angewohnheit der Künstler, auf den Kunsthändler zu schimpfen. Freilich immer auf den anderen, nicht auf den, den sie kennen und dem sie oft zu Dank verpflichtet sind.

Die richtigen Bundesgenossen entstehen Vinnen erst bei den Kunstschriftstellern. Was da Herr Fritz von Ostini begeistert predigt gegen den gewissenlosen Geschäftsbetrieb französischer Kunstimporteure und ihrer deutschen Helfer, ist so klug und so geistreich, ist so treffend und zeugt von so hoher Kennerschaft wie die Kunstkritiken, die er zur Freude aller Münchner Maler in den Münchner Neuesten Nachrichten zum besten gibt. Es ist schon 20 Jahre her, dass wir als junge Studenten und junge

Maler im Café Luitpold die Kritiken Ostinis zur Karnevalszeit mit verteilten Rollen vorlasen. Ganz gewiss sitzen jetzt an denselben Tischen des Café Luitpold und des Café Heck Menschen, die gerade so jung sind, wie wir damals waren, und treiben dasselbe Spiel. Es wäre schade, dieses Vergnügen zu stören.

IV.
Die Statistik

Vinnen glaubt, dass die materielle Lage der deutschen Künstler und die deutsche Kunst in Gefahr seien, weil einige moderne französische Bilder nach Deutschland gebracht werden. Welche Summen dabei in Betracht kommen, davon hat er augenscheinlich keine Vorstellung. Er nennt sie nicht. Aber bei der Aufstellung der Statistik am Schluss wird der Anschein erweckt, als ob es sich um riesige Summen handelte. Er beruft sich auf das Statistische Jahrbuch : „Die Statistik redet da die eindringlichste Sprache."

Ja, man muss nur die Statistik zu lesen verstehen. Oder man muss wenigstens, wenn man auch keine Kenntnisse hat, sich die Mühe nehmen, einiges zu fragen, und — wenn einem das auch noch zu unbequem ist —, so muss man wenigstens — es ist schwer, ein Wort zu finden — sagen wir fragwürdige Behauptungen unterlassen.

Auf der Seite 175 des Statistischen Jahrbuches für das Deutsche Reich vom Jahre 1910 steht, dass aus Österreich für 9,321,000 Mk. Gemälde und Zeichnungen im Jahre 1909 eingeführt seien. Herr Vinnen macht dazu die Bemerkung : „Allerdings dürfte in dieser Ziffer ein hoher Prozentsatz über Wien eingeführter französischer Bilder enthalten sein." Wie kommt er zu dieser Behauptung?

Schwer kontrollierbar ist, was aus Österreich an Bildern des 18. Jahrhunderts oder an französischen Primitiven eingeführt worden ist. Unter den französischen Bildern meint er doch aber augenblicklich französische Bilder des 19. Jahrhunderts. Wer hat ihm nun bloss gesagt, dass ein hoher Prozentsatz französischer Bilder in der Einfuhr Österreichs enthalten sei? Herr

Vinnen nenne seinen Gewährsmann! Oder er gestehe, was einfacher ist, dass er in leichtfertigster Weise eine unwahre Behauptung aufgestellt hat!

Die Wahrheit ist, dass von modernen französischen Bildern aus Österreich nach Deutschland wohl nicht für 20 000 Frank im Jahre 1909 eingeführt worden ist. Es existiert überhaupt keine Einfuhr französischer Bilder über Österreich. Es kann natürlich vorkommen, dass ein österreichischer Amateur mal ein Bild abstösst, und das nach Deutschland gelangt. Es hat vielleicht auch Miethke in Wien dann und wann mal ein französisches Bild nach Deutschland verkauft. Da aber die Galerie Miethke sich hauptsächlich mit alten Bildern beschäftigt, ist diese Einfuhr nach Deutschland so minimal, dass man sie überhaupt nicht in Betracht ziehen kann. Ausser Miethke in Wien gibt es keinen österreichischen Kunsthändler, der sich bisher mit französischer Kunst beschäftigte.

Die ganze Statistik, die Herr Vinnen vorlegt, ist vollständig belanglos. Glaubt Herr Vinnen wirklich, dass wir aus der Schweiz für 1 200 000 Mk. Schweizer Bilder nach Deutschland importieren? Diese Statistik bezieht sich nicht allein auf verkaufte Bilder. Ausserdem aber enthält sie den Handel mit alten Bildern. Und die Export- und Importsummen des Handels mit alten Bildern übersteigen die Summen des Handels mit neuen Bildern etwa um das Fünffache.

Selbst wenn Karl Vinnen die Statistik hätte lesen können, selbst wenn er sich die Mühe gegeben hätte, Nachforschungen anzustellen, aus dieser Statistik ist nicht das Geringste zu ersehen, mit dieser Statistik, musste er wissen, konnte er nichts beweisen. Ich nehme an, Vinnen führt diese Statistik in gutem Glauben an. Man muss ihm seine Naivität und seine Ungeschicklichkeit im Denken zugute halten; immerhin, es muss kein angenehmes Gefühl für einen erwachsenen Mann sein, diese Zahlen zu Beweisen benutzt zu haben. Ein wenig sehr leichtsinnig, nicht gerade sehr ernsthaft . . .

Nach meiner Schätzung beträgt die Einfuhr französischer Impressionisten nach Deutschland im Durchschnitt noch keine halbe Million Mark. Im vorigen Jahre 1910 wurde diese Summe

überschritten, weil bei der Auflösung der Sammlung Pellerin eine Anzahl Manets in deutschen Besitz übergingen. Wohl alles Bilder, für die Herr Vinnen selbst gestimmt hätte, wenn man nach seiner Handlungsweise beim Ankauf der „Camille" von Monet geht.

Meine Schätzung ist ziemlich genau. Nach allem, was Herr Vinnen schreibt, wird der Eindruck erweckt, dass es sich um viele Millionen handelt. Glaubt Herr Vinnen, dass diese Summe überhaupt von Belang ist für den deutschen Kunsthandel? Es wäre traurig um den deutschen Künstler bestellt, wenn diese minimale Summe irgend einen Einfluss auf die materielle Lage der deutschen Künstler hätte.

Weiss Herr Vinnen nicht, dass an einem einzigen Tage in der Auktion Lanna mehr für Antiquitäten ausgegeben worden ist? Ist ihm nicht bekannt, welche Summen für englische Bilder des 18. Jahrhunderts ausgegeben werden?

Warum macht er so viel Aufhebens von dieser kleinen Summe, da ihm doch bekannt sein muss, dass im vorigen Jahre die Sammlung Königswarter in Berlin in $1^1/_2$ Tagen mehr als das Doppelte dieser Summe brachte, und dass von dieser Million auch nicht ein Pfennig in die Hände eines Künstlers gelangt ist?

Aber wenn auch für Millionen französische Bilder nach Deutschland importiert würden, das Büchlein Vinnens würde diese Bewegung nicht aufhalten können. Die Vorliebe für die grossen Meister der französischen Renaissance des 19. Jahrhunderts wird sich bei den Kunstfreunden nicht abschwächen. Kein Protest kann eine geistige Bewegung hindern, die über die ganze Welt geht. Das, was man unter dem Namen des französischen Impressionismus (im weitesten Sinne) meint, ist eine geistige Bewegung, und keine technische, keine kommerzielle. Ein Protest gegen eine solche Bewegung hat kein anderes Resultat, als die Aufmerksamkeit der Kreise, die sich mit ihr noch nicht beschäftigt haben, auf sie zu lenken und sie dadurch zu stärken.

Ich kann aber auch nicht glauben, dass Vinnen den Impressionismus bekämpfen will, denn er und seine Freunde wiederholen immer wieder, dass sie sich an französischer Kunst selbst gebildet haben. Ich glaube, Vinnen will etwas ganz anderes als

er ausspricht. Unter seinen dunklen und unverständlichen Worten ruht die berechtigte Frage nach den materiellen Daseinsbedingungen der deutschen Künstler, nach der Möglichkeit des deutschen Bilderexportes, nach dem Zusammenhang zwischen Angebot und Nachfrage im Bilderhandel, und endlich nach der Art, wie Bilder vertrieben werden müssen, so dass der Künstler nicht leidet und die Kunst auch nicht leidet.

Ich wiederhole, seine Anregung, die für die deutschen Künstler sehr wichtigen Fragen aufzurollen, verdient Dank, und man muss ihm verzeihen, wenn er diese Fragen, statt durch Nachdenken und Forschen nur mit dumpfer Wut zu beantworten sucht.

Man fühlt aus seinen Worten heraus, dass er die dunkle Empfindung hat, die hässlichen und inferioren Instinkte des Neides bei seinen Kollegen zu erregen. Er fürchtet sich vor sich selbst und rettet sich dann, wenn ihm sein Gewissen schlägt, in unerwiesene Behauptungen, um vor sich selbst Recht zu behalten.

Aber was will es nun sagen, wenn Herr Vinnen, der weder den Kunstmarkt noch die Galerien der Amateure kennt, sagt, nach Deutschland kämen alte Atelierreste von Manet, Sisley und Pissarro, und wenn er dann hinzufügt, Frankreich bezahle die Preise nicht, die Deutschland bezahlt.

Herr Vinnen müsste sich schon meiner Führung anvertrauen, dann will ich ihm zeigen, wie in den deutschen Galerien nicht die Atelierreste von Manet, Sisley und Pissarro hängen, sondern dass bei den grossen deutschen Amateuren die besten Meisterwerke dieser Schule sind. Ich will ihn durch die Galerien führen, und er soll mir angesichts der Werke in den Galerien Arnhold, Mendelssohn, Gerstenberger, Rothermundt, Schmitz, Behrens, Stern, Osthaus und vielen anderen seine Behauptung wiederholen, dass meistenteils minderwertige französische Bilder in Deutschland sind. Er muss mit mir nach Paris kommen. Ich will ihn in die Sammlungen französischer Amateure einführen, und ich will die Amateure vor ihm nach den Preisen, die sie für die Bilder gezahlt haben, fragen. Er kann aber auch nach Moskau fahren, nach Budapest, nach New York, Chicago, nach Dublin, Philadelphia, und er soll da Nachforschungen anstellen. Ich werde ihm Empfehlungsbriefe geben.

Hat er das getan? Kennt er die deutschen Sammlungen? Ist die „Lisa“ von Renoir ein Atelierabfall? Sind der „Bon Bock“, der „Desboutin“, die „Dame in Rosa“, der „Hafen von Bordeaux“ von Manet Atelierreste? Er hat sich nicht die Mühe genommen, die Sammlungen durchzusehen, eine Mühe, die für einen Künstler ein Vergnügen sein sollte. Er hat nicht mit Pellerin gesprochen, kennt keinen grossen französischen Sammler, weiss nichts von ihren Bildern, noch weniger von den Preisen, die sie gezahlt haben.

Aber er behauptet und protestiert. So lange er nicht sorgfältiger seine Behauptungen stützt, wird wohl selbst der Fernstehende sich der Überlegung nicht verschliessen, dass doch die meisten Amateure grosse Kaufleute sind, Leute, die sich nicht so leicht beschwindeln lassen. Leute, die nicht in Berlin und nicht in Schrimschroda angenagelt sind, deren Gesichtskreis wohl bis Paris reicht und die sich da wohl erkundigt haben werden, ob sie wirklich von „Kunstjobbern“ bestohlen werden. Herr Vinnen als Vormund dieser grossen Kaufleute! Ich glaube, die Herren werden lachen, und ich glaube, es wäre besser, Herr Vinnen liesse sich von ihnen Vorlesungen halten, wie man kauft, als dass er sie ihnen unbefugterweise gibt.

Und welche Rolle schreibt man mir denn zu? Warum habe ich mich „in den Dienst französischer Kunsthändler gestellt“? Warum habe ich denn statt mit französischen Bildern nicht mit den Bildern von Herrn Vinnen und seinen Freunden Geschäfte gemacht?

Als ich mit meinem Vetter zusammen vor 12 Jahren den Versuch machte, französische Kunst nach Deutschland zu importieren, da hat uns niemand viel Dank gewusst, da war es schwer, auch nur das Wenige zu verdienen, um das Unternehmen aufrecht zu erhalten. Aber hätte ich damals mit Achenbach Geschäfte gemacht oder mit Friedrich August von Kaulbach, mit Grützner oder mit Kiesel, dann hätte ich leicht Geld verdient. Warum musste ich denn gerade mit französischen Bildern spekulieren? Antworten Sie mir, Herr Vinnen. Warum ging es nicht gerade so gut mit deutschen? Es wäre doch angenehmer für mich gewesen. Die Antwort will ich Ihnen geben: Weil ich diese Ein-

führung der französischen Kunst in Deutschland für eine kulturelle Tat gehalten habe. Und auch das ist nicht der wahre Grund. Sondern einfach, weil ich Manet — liebte, weil ich in Monet, Sisley und Pissarro starke Künstler sah, weil ich in Daumier und Renoir Genies, in Degas einen der grössten Meister, in Cézanne den Träger einer Weltanschauung erblickte.

Das Märchen von dem Stock, den man billig aufgekauft hat, ist ein Märchen. Ich habe leider keinen Stock französischer Impressionisten. Es ist freilich wahr, Durand-Ruel in Paris hat eine grosse Anzahl impressionistischer Bilder. Wie er sie erworben hat, wie Dummheit des Publikums und der Hass der französischen Vinnen ihn gezwungen hat, diesen Stock zu behalten, das ist eine Geschichte für sich. Niemals hat er die Absicht gehabt, die Bilder aufzusammeln. Er hat sie nicht verkaufen können. Die Bilder blieben an ihm hängen, und hätte dieser „Kunstjobber" nicht soviel Charakter gehabt, sein ganzes Vermögen lieber zu verlieren, als mit den französischen Achenbachs, Kiesels und Kaulbachs zu handeln, so wäre niemals dieser Stock bei ihm aufgesammelt worden, und dann wären ausserdem noch einige dieser grossen französischen Meister in Hunger und Elend gestorben.

Wer aber machte mich denn zum „Untertanen" Durand-Ruels? Warum half ich ihm denn, diese „Spekulationen" durchzusetzen? Warum spekulierte ich denn nicht lieber hier? Herr Vinnen hat sich diese Fragen alle nie vorgelegt. Er sieht, dass einige französische Bilder teuer bezahlt werden, und er sieht, dass dabei Kunsthändler Geld verdienen, er sieht, dass einige deutsche Künstler schlecht bezahlt werden, daraus zieht er den scharfsinnigen Schluss: Der Kunsthändler — in diesem Falle wohl immer ich — bestiehlt den deutschen Künstler um den Lohn seiner Arbeit.

Und was führt er für Gründe an: „Den Ausruf eines mir bekannten Pariser Malers von Weltruf." Wer war der Pariser Maler? War es Renoir? oder Degas? War es Monet? Oder wer war es denn? Es gibt schliesslich doch nicht Dutzende von Pariser Malern von Weltruf. Sollte es vielleicht einer dieser Fagerolles gewesen sein, die die grossen Meister be-

stehlen, und dann hinterher die grossen Meister gern tot machen möchten?

Es gab wohl eine Zeit, da man in Deutschland Renoir noch nicht kannte und Besnard für den grossen Meister hielt. Es gab eine Zeit, dass die Münchner Sezession Aublet, Dinet, Binet, L'Hermitte, Menard für vorbildliche hielt. Es wird wohl einer von ihnen gewsen sein, dieser Pariser Maler von Weltruf. Einer von diesen, deren Weltruf zugrunde gegangen ist durch die Kenntnis der wirklichen Führer der französischen Kunst.

Und wenn man diese Behauptungen widerlegt hat, so kommt wieder die Frage, was wollte Vinnen eigentlich beweisen? Dass das Bild, von dem er eben gesprochen hat, die Studie von Monet im Posener Museum, ein französisches Überbleibsel ist? Oder was sonst? Hat Vinnen das Bild gesehen? Oder hat der französische Freund es gesehen?

Vom Anfang bis zum Ende der Schrift Vinnens ist immer wieder dasselbe Spiel. Er sagt nicht, was er meint. Er protestiert. Wogegen, konnte ich nicht erfahren. Er wirft mit Behauptungen um sich, die nichts beweisen und die nicht einmal richtig sind.

Das einzige, was mir schliesslich im Gedächtnis haften blieb, ist seine Sorge um die Zukunft der Jugend. Das ist nicht meine Sache. Ich will ihm nicht auf das ästhetische Gebiet folgen. Aber ich glaube nicht, dass man die Jugend durch Proteste lenkt. Ich denke, diese Jungen, die längst die Kinderschuhe ausgetreten haben, werden sich ihren Weg selbst suchen, und als Führer werden sie wohl niemanden nehmen wollen als die, die sie lieben. Und sie lieben eben weder Vinnen, noch die Künstler, die mit unterschrieben haben, lieben vielleicht nicht einmal Menzel, und lieben vielleicht nicht die, die es gerecht wäre, zu lieben. Aber mit der Jugend ist es halt eine eigene Sache. Wer die Jungen gängeln will, der scheint mir kein weiser Mann zu sein. Ich habe es noch nicht gesehen, dass sich ein Junger seinen Lehrer hat aufdrängen lassen. Die Jungen wollen lieber in ihr Unglück rennen auf ihre Art, als an der Hand Vinnens in ihr Glück.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Lied in der Nacht

Was ist aller Liebe Ende?
Letzter Druck der kalten Hände
　　Und ein Doppelpfad.
Aller Früchte, die da glühen,
Aller Wiesen, die da blühen,
　　Schicksal ist die Mahd.
Aus der Dinge tiefstem Grunde,
Aus dem toderstarrten Munde,
　　Spricht das Rätselspiel:
Sehne, suche, finde, fasse,
Stürme, schwelge, liebe, prasse:
　　Abschied ist das Ziel.

KURT MÜNZER

Eulenberg, der Verfasser dieses Aufsatzes, ist abermals vom Staat missbilligt worden.

Er war von je ein Bösewicht,
Ihn traf des Königs Amtsgericht.

Seitdem wendet sich auch die Strafkammer wider ihn, das Landgericht. Die Beschlagnahme der im ‚Pan' vollzogenen Gemeinheit eines Vaters, welcher dem Sohn eine seelisch ernstere, reinere Sitte bringt, war eine verdiente Beschlagnahme, — erfährt man. Ein Prozess steht bevor.

Begründung des anderen Richters. Der „Artikel ist geeignet, ein normales Sittlichkeitsgefühl in geschlechtlicher Beziehung" . . . nicht : zu verfeinern, sondern zu verletzen.

Er ist geeignet, „einen geschlechtlichen Reiz auszuüben", „also unzüchtig". (Und jede helle Taille dieser Maitage bleibt ausser Verfolgung?)

Stendhal*)

Seinen beiden Verdeutschern Fr. v. Oppeln-Bronikowski und Arthur Schurig zugeeignet

Ein Bild von HERBERT EULENBERG

I. Brief des Herrn Prosper Mérimée, des vortragenden Rats im Kultusministerium und Königlichen Aufsehers der historischen Denkmäler von Frankreich an den Herrn Michele Bernetti, Konsuls der Grossbritannischen Staaten in Civita Vecchia.

Paris, den 25. März 1842.

Euer Hochwohlgeboren muss ich die betrübende Mitteilung machen, dass unser gemeinsamer Freund Stendhal, oder wie er sich eigentlich und noch lieber nannte: „Henri Beyle" soeben gestorben

*) Es ist nicht gelungen, Stendhal nach 1900 auch in Deutschland populär zu machen. Trotzdem zwei unserer besten Verleger, Eugen Diederichs und Georg Müller, sich tatkräftig, wie dies Deutsche immer bei einem Ausländer tun, für ihn eingesetzt haben. Trotzdem er ausgezeichnete Übersetzer gefunden hat und in Nietzsche einen Herold, der ihn in etwas übertriebenen Waschzettelausdrücken gepriesen und empfohlen hatte. Trotzdem er so viele Romanciers, Zola und Tolstoi, und zuletzt und zustärkst noch unter uns Heinrich Mann beeinflusst hat. Er wird nie volkstümlich, nie von mehr als „hundert Lesern" gewürdigt werden. Er gehört zu den Geistern, deren Wesen viel reizvoller ist als ihr Wirken und Schreiben. Dies versuchen diese beiden fingierten Briefe zu erläutern.

ist. Wir haben ihn zu Dreien heute begraben. Mehr Menschen hatten sich nicht aus ganz Paris hinter seinem Sarg zusammengefunden. Aber es wäre ihm sicher recht gewesen, dass so wenig Leute bei seiner Beerdigung wie bei der Grablegung unseres weiland Herrn Jesu Christi zugegen waren. Nur ein paar leidtragende Frauen hätte er sich vielleicht noch als Zuschauerinnen gewünscht, wiewohl ich auch dies nicht ohne seinen ausgesprochenen Willen hätte anordnen mögen.

Er stürzte vorgestern Abend auf dem Trottoir der Rue neuve des Capucines an einem erneuten Schlaganfall zur Erde, einer Wiederholung des Gehirnbebens, wie er sich auszudrücken liebte, das ihn genau ein Jahr vorher in Ihrer Stadt, so nennt man doch wohl die Ansammlung von 8000 Menschen?, befallen hatte, In der Kutsche, in die ihn ein Freund, der an seiner Seite gegangen war, hineinschleppte, sagte er noch, zu einem Zwölftel seiner sonstigen Besinnung zurückgekehrt: „Ich habe das Nichts gestreift!“ Und nach einer langen Pause fügte er noch dieses stammelnd hinzu: „Übrigens finde ich nichts Lächerliches dabei, auf offener Strasse zu sterben, vorausgesetzt, dass man es nicht vorsätzlich tut.“ Er lag noch ein paar Stunden wortlos auf seinem Bett mit jenem Blick ins Leere, den er an dem grossen Talma und an den Madonnen Raphaels so oft bewundert hat. Dann gegen zwei in der Frühe starb er wie ein Heide und ein Held und gehört seitdem ganz der Literaturgeschichte an.

Sie wissen, er war hierher nach Paris gekommen, einmal um seine stark beschädigte Gesundheit einigen hiesigen Ärzten und „Uhrmachern“ — ich lasse ihn selbst noch sprechen! — in die Reparatur zu geben. Und anderseits wollte er, wie Sie sicherlich auch wissen, seine schlechten Geldverhältnisse hier auf der Mittagslinie des Goldes zu verbessern suchen. Er hatte die letzte Freude, vierzehn Tage vor seinem Austritt aus dieser Welt der Geschäfte einen sehr günstigen Vertrag mit der Revue des Deux Mondes abschliessen zu können. Doch fand man die 1500 Frank Vorschuss, die er bekommen hatte, noch unberührt in seinem Sekretär in einem etrurischen marmornen Aschenkästchen, das er bei den Ausgrabungen in Corneto Tarquinia, denen er oft beigewohnt haben soll, erworben hatte.

Im übrigen schätzt man das Vermögen, das nach Verkauf seiner Bücher, Möbel und Kunstsachen in bar herauskommen dürfte, auf kaum mehr als 3500 Frank. Diese Summe wird seiner Schwester Pauline nach einer letzten Verfügung von ihm ausgezahlt werden, der Schwester, die er, wie er sich ausdrückte geistig defloriert hat. Der einzigen Frau, die er vielleicht, jedenfalls derjenigen, die er am längsten geliebt hat, wiewohl auch nur in den ersten dreissig Jahren und der schöneren Hälfte seines Lebens. Wie ich denn überhaupt nicht glaube, dass dieser Mensch, unser Freund, trotzdem er ein dickes und so vortreffliches Buch über „Die Liebe“ geschrieben hat, und fast stets in eine Frau — niemals freilich, wie manche grosse Liebende, Goethe z. B., in zwei zugleich! — verliebt gewesen ist, die Liebe ganz hat erschöpfen und geniessen können. Er war innerlich doch wohl zu kühl, um sich an ein anderes Wesen ganz verlieren und aufgeben zu können. Die Kristallbildung in der Liebe, wie er die schöpferische Tätigkeit in uns, bei jeder neuen Betrachtung der Geliebten immer wieder neue Vorzüge an ihr zu entdecken, nannte, dauerte selten lange bei ihm und hörte nach dem Genuss meist sehr schnell auf. Er war mehr Zuschauer als Mitspieler in der Liebe und sammelte darum von Jugend auf trockene Tatsachen und Beispiele zu dieser Passion, die ihn selbst nie verdreht hat. Wie er denn auch, der Homer und Herold der grande passion, vor einem Liebesgeständnis — wer denkt dabei nicht an den unvergesslichen, schwülen Sommerabend unter den Linden in Rouge et noir! — wie ein Pferd vor einem schier unmöglichen Hindernis zu scheuen pflegte!

So verwunderlich dies klingen mag bei einem Manne, der verhüllt bekennt, dass er sich schon als Knabe leidenschaftlich in seine Mutter verliebt habe, wenn sie unbekleidet, leicht und lebhaft wie eine Hindin durch das Schlafzimmer, das er mit ihr teilte, geschritten sei. Aber derselbe Mann hat auch gestanden, dass er keiner Frau den göttlichen Genuss verdanke, den er jedesmal bei Cimarosas lieblicher Oper „il matrimonio segreto“, die er neunzigmal in seinem Leben gehört haben wollte, von neuem im Überfluten seiner Seele empfinde. Und dass die drei köstlichsten Augenblicke seines Daseins die gewesen wären, da er zum allerersten Mal in seinem Leben Verse gemacht und

hinterdrein allein für sich frischen Spinat und kräftiges, noch warmes Brot gegessen habe. Dann als er an einem Sonntagmorgen in einem der Energie und Friedrich dem Grossen geweihten Notizbuch ein paar ausgezeichnete Gedanken von sich aus früheren Jahren entdeckte. Und schliesslich der Moment, wo sich eine Geliebte von ihm bei einem Feuerwerk in Frascati in einer holden Schwäche auf seinen Arm lehnte.

Sie sehen daraus, den wahren Egotismus oder Beylismus, den unser Freund unaufhörlich gepredigt und gelebt hat, die Liebe oder besser gesagt den Mut zu sich selbst, den ein jeder für sich in dieser Wüste des Egoismus, die man das Leben nennt, nach seiner Ansicht gewinnen sollte. Mit diesem Beylismus ruderte er sich durch die nachnapoleonische Zeit hindurch, die weder seinem Temperament noch seinem Charakter entsprach und deren wahrster Chronist er darum als Unzeitgemässer nach seiner Ansicht werden konnte. Aus diesem Gesetz des Widerspruchs, des Gegensatzes im Menschen wie in der Natur, dem einzigen Gesetz nebenbei, an das er glaubte, folgere ich auch seine Lust, die grossen Passionen und die leidenschaftlichen erhabenen Frauenseelen zu schildern: Eine Frau von Rénal, eine Mathilde de la Mole, eine Sanseverina, diese Renaissancefrau in Pastellfarben gemalt. Wie er aus dem nämlichen Grunde sich freute, einige hundert Seiten lang einen Streber wie Julian aufzumalen, um ihn schliesslich wieder zu verwischen: Er, der nicht das geringste von einem Streber in sich hatte und in der rücksichtslosen Marschallzeit Napoleons ein Schüchterling blieb!

Ich darf Ihnen dabei das Geständnis machen, das ich ihm oft selbst bekannt habe, dass mir seine Romane, diese Handbücher der Heuchelei unsers Jahrhunderts, wie er sie nannte, nie den starken, fast betäubenden Eindruck gemacht haben, wie seine Persönlichkeit, die in ebenso vielen Facetten glänzte, wie er unter Masken und Pseudonymen — ich habe deren allein 43 gezählt — sich zu verstecken pflegte. Seine beiden grossen Romane sind oft — er wird es mir nicht übel nehmen! — so langweilig an manchen Stellen wie das bürgerliche Gesetzbuch Napoleons, in dem er, um jedes schwülstige Wort, jeden überschmückten Ausdruck zu vermeiden, stets eine halbe Stunde

lang las, bevor er zu schreiben begann. Und in seiner leidenschaftlichen Neigung, die Seele des Menschen, den er schrieb, deutlich herauszutreiben aus ihrem Helldunkel, hat er die Tatsachen, um derentwillen doch eigentlich das grosse Publikum aller Zeiten Romane liest, oft ganz vernachlässigt.

Ich schreibe Ihnen da einen recht verworrenen Brief, mein Herr! Aber die verschlungene Natur unseres Freundes, dessen Inneres dem berühmten Irrgarten von St. Cloud ähnlich war, mag dies entschuldigen. Es bleibt mir zum Schluss nur noch übrig, Ihnen den Hauptzweck meines Schreibens mitzuteilen: Ich bin beauftragt worden, die Briefe und die noch unveröffentlichten Schriften unseres Freundes herauszugeben. Und wende mich darum an Sie mit der ergebenen Bitte, mir alles, was Sie von der Hand Stendhals besitzen, leihweise im Original oder in Abschriften zusenden zu wollen.

Sie können sich denken, wie ich mich dieses Liebesdienstes freue, den ich unserm viel zu wenig gekannten Freunde erweisen kann, der nur für „the happy few", für hundert Leser von heute, aber, wie er sich schmeichelte, für die Lesewelt von 1900 geschrieben hat.

Nehmen Sie den Ausdruck meiner aufrichtigen persönlichen Hochachtung entgegen Ihr Prosper Mérimée.

Postscriptum: Soeben erfahre ich die Inschrift, die unser Freund auf seinen Grabstein gesetzt haben wollte. Sie ist italienisch gefasst und lautet:

„Heinrich Beyle, ein Mailänder. Er lebte, schrieb und liebte. Seine Seele erglühte für Cimarosa, Mozart und Shakespeare."

II. Antwort des Consuls der grossbritannischen Staaten Michele Bernetti.

Civita Vecchia, den 15. April 1842.

Hochberühmter Herr! So ist er wirklich dahin, der Jünger Michelangelos, der Apostel der Renaissance und residiert schon seit drei Wochen in der Solitüde seines Grabes! Wie hat er unser Land, la sua cara Italia, geliebt, dass er sich nun im Tode einen „Mailänder" nennt, er, der Sohn Frankreichs, der Kavallerieoffizier Napoleons. Ich sehe ihn noch wie lebendig

vor mir, als er knapp vor einem halben Jahr uns und Civita Vecchia, dieses erbärmliche Exil, in das ihn seine misstrauische Regierung verbannt hatte, für immer verliess: das feine Gesicht auf einer feisten Silenmaske und die Mundwinkel, die nie still stehen konnten und Schuld an seiner schlechten Karriere trugen in einer Zeit, in der nach seiner Behauptung die dicke Dummheit in Gestalt Louis Philippes über Paris regierte. Und noch besser als diesen letzten Augenblick, kann ich mir den ersten Moment unserer Bekanntschaft vergegenwärtigen: Es war vor etwa zwei Jahren, als ich zum Vertreter der jungen Königin Viktoria und ihrer englischen Untertanen in diesem Stadtdorf ernannt worden war. Ich sass mit meiner Bestallung in dem päpstlichen Postwagen, der, mit den gekreuzten Schlüsseln des Kirchenstaates auf seinem Schlage geschmückt, in dem Kot vor der Porta Portese in Trastevere auf die Reisenden nach Civita Vecchia wartete. In der letzten Minute — der päpstliche Postillon knallte schon mit ganz unchristlichen Flüchen auf die Maultiere ein — kam ein Reiter vom Janiculo angeritten, ein untersetzter wohlbeleibter kurzatmiger Herr, der prustend einen Stoss Bücher auf einen anscheinend für ihn freigehaltenen Ecksitz im Postwagen warf, sein Pferd in der Schenke, in der er bekannt war, unterstellte und dann, sich den Schweiss und die vollen schwarzen Haare aus der Stirne streichend, den Schwager in savoyischer Mundart anschnauzte: „Verdammt, Giuseppe! dass ich es nie lassen kann, mir vor der Abfahrt nach Kamtschatka nochmals Rom von San Pietro in Montorio anzuschauen!" Und damit kletterte er wütend in die niedrige Kutsche, drehte sich aber kein einziges Mal mehr zurück nach der Siebenhügelstadt, sondern vertiefte sich in stiller Wut in einen der schmutzigen gebräunten Foliobände, die er mitgebracht hatte. Es waren, wie ich später von ihm hörte, alte Handschriften, Berichte von römischen und neapolitanischen Ereignissen, die er aus Archiven zusammengekauft hatte. Er las, während wir durch die erhabene Trostlosigkeit der Campagna dem Meer zu rasselten, die Geschichte der armen kleinen Beatrice Cenci sich leise vor, wobei er nach Art mancher älterer Leute, die sich das, was sie lesen, recht einprägen wollen, die Lippen mitsprechend bewegte. Plötzlich

wiederholte er eine Stelle aus seiner Chronik ganz laut mit einer gewissen Zärtlichkeit in seiner hellen Stimme: „So musste sie ihm gegen ihr Gefühl und gegen ihre Vorsätze kraft ihrer Natur zu Willen sein!"

„Prächtig! Wundervoll!" expektorierte er weiter, vor sich hinstierend: „O diese unbekannten naiven alten Meister! Jedes Wort ein Meisterwerk! Ein Narr wie Lamartine würde einen pittoresken Wortsalat oder fünfzig Reime aus diesem reinen Satz machen!"

Wir kamen wider seine Absicht in ein Gespräch und einigten uns bald in einer grenzenlosen Bewunderung für die Zeit der Renaissance, die er vergötterte, wie für Napoleon, den er sehr gut gekannt hatte, seinen Lehrmeister nannte und als grössten Nachzügler der Renaissance verehrte. Er freute sich sehr meiner Nachbarschaft. Die einzigen Menschen, die in Civita Vecchia lebten, seien die zwölfhundert Galeerensträflinge, mit denen er leider unmöglich verkehren könne. In Rom allein gäbe es hin und wieder ein paar Partner in der Kunst des Federballspieles, so nannte er die Unterhaltung.

Vergebens würde ich versuchen, ihn zu beschreiben. Man kann ein solches ewig changierendes Augenblickswesen ebensowenig wie ein Irrlicht einfangen. Er sagte mir einmal imColosseum, wo man ihn oftauf seinen Spaziergängen durch Rom treffen konnte: „Rechnen wir den Tag von Morgens elf bis nach dem Theater zu zwölf Stunden, das sind 43 200 Sekunden, so habe ich mich ebenso viele Male jeden Tag durch mich selbst dividiert." Das war seine hauptsächliche Eigenart, diese unaufhörliche Selbstbeobachtung, die ihn zum Seelenkenner befähigte. „Beyle studiert durch Stendhal, dieser Selbstgenuss bedeutet mein Leben," sagte er oft. Er hat ein inneres Leben geführt wie ganz wenige, ohne die geringste Scheu vor seinen Widersprüchen. Er war ein Einzelgänger und scheuer Einsiedler, und konnte dabei doch plaudern, dass die Salons in Paris sich um ihn stritten, wenn er auf möglichst langem Urlaub an der Seine war, und noch heute in Mailand, wo er die sieben glücklichsten Jahre seines Daseins als Nichtstuer verbrachte, für den geistreichsten Franzosen — und was will das heissen! — gilt. Er kämpfte für

den Romantizismus in der Literatur wie ein Jakobiner und verachtete ihn unsäglich, als er endlich allgemeine Mode geworden war: das scheussliche Los aller klugen Apostel, wie er meinte. Nur in einem hielt er Farbe, in der Freigeisterei und in dem Abscheu vor jedem Aberglauben. Ich höre noch sein ständiges Wort, wenn er von anderen Menschen Gott „beweisen“ hörte, wobei seine Mundwinkel nicht aus dem Zucken kamen: „Die einzige Entschuldigung Gottes ist die, dass er nicht existiert.“

Was Sie mir von den Brotsorgen unsers Freundes schreiben, hat mich tief ergriffen. Er verbarg diese seine Armut hier oft unter einer übertriebenen und leichtfertigen Art, sein Geld unter die Frauen und Vergnügungen zu schmeissen. Und erzählte mir nur eines Tages, dass sein Vater, den er — das Verhältnis umkehrend! — stets wie einen falschen Vater „den Bastard“ nannte, ein Scheusal und ein Bauernschädel gewesen sei, der stets auf der Jagd nach neuen Kniffen sein ganzes, grosses Vermögen aus Überschlauheit verspekuliert habe. Wenn er auch so beschaffen war, mit seinem Schreibzeug und zwei Kerzen glücklich zu leben, so wurmte es ihn doch oft, dass er wegen dieses törichten Vaters gezwungen gewesen sei, zuweilen dritte und vierte Rollen in der Welt zu spielen, statt wie sein Freund Lord Byron immer Held sein zu können.

Ich habe Ihren Brief Angelina, meiner Frau, vorgelesen. Sie weinte sehr dabei und sagte: „Ja! Er hatte eine Frauenseele, die auf einen starken sinnlichen Männerleib gesetzt war wie sein feines Gesicht auf eine dicke Pansmaske von Jordaens.“ Und wir erinnerten uns beide seiner ewigen Sehnsucht, die nie eine Befriedigung fand und sich deshalb gleich hinterdrein — après le fait — mokierte. Nach dem ersten Liebesgenuss, dem ersten Duell und seiner Feuertaufe vor Marengo, immer stellte sich die berühmt gewordene grausame Frage, die auf jeden Geniessenden lauert, bei ihm ein, die Frage, die sich auch seine beiden Helden und problematischen Selbstporträts Julian und Fabrizzio ewig wiederholen: „Ist das alles? Ist das alles?“ Dabei zerrieb er sich niemals in Träumereien. Wir trafen ihn einst, wie er hier an einer Strassenecke stand, vor einem Theaterzettel einer herumziehenden Schauspielergesellschaft. Er las mit Behagen und vom Diner

geröteter Stirne die schön klingenden Namen der Aktricen und dachte sich, wie er mit gleichzeitig widerrufendem spöttischem Lächeln erzählte, mit einer jeden von ihnen die herrlichsten verschiedenen Romane aus. Tags darauf reiste er auf drei Wochen nach Rom, augenscheinlich, um mit dem Leben, das er dort führte, seiner Phantasie möglichst beizukommen.

Wir haben gestern das Zimmer besucht, in dem er die letzten Jahre in Civita Vecchia gelebt, gedacht und geschrieben hat. Es liegt am Hafen im vierten Stock eines der grossen italienischen Mietskästen, sechzig Fuss über dem blauen Meere. Von hier aus konnte er täglich voll Wut sehen, wie die neuen Dampfschiffe Kohlen eingeladen bekamen, während er als ein armer Verbannter vergebens auf die drei oder vier Kubikfuss neuer Ideen wartete, die er täglich brauchte, um weiter kommen zu können. Wir fanden die Tapete, die über der Stelle hängt, wo sein Schreibpult gestanden hat, und wo jetzt die moderne amerikanische Nähmaschine einer Hutmacherin klappert, mit Bleistiftnotizen von seiner Hand vollgeschrieben. Ich sende Ihnen morgen eine vollständige genaue Abschrift dieser Ermahnungen und Appellationen an sich selbst nebst den Briefen und Billetten, die wir von ihm besitzen. Ich teile Ihnen einige hauptsächliche Vermerke dieser Wandinschriften schon heute mit. Sie lauten: „Langsam arbeiten! — Niemals lügen auf dem Papier! — Keinen Satz schreiben, der länger als drei Zeilen ist! — Jedes Ornament im Stil ist aufs strengste zu vermeiden, erstes Disziplingebot des Romanschreibers! — Unklarheit ist Impotenz! — Denke zuweilen eine Viertelstunde darüber nach, ob du ein Adjektiv vor oder hinter sein Substantiv setzest! — Tausendmal lieber kein Beiwort als ein falsches, d. i. ein gesuchtes oder hergebrachtes! — Die Schriftstellerei ist zu ernst, um auf Inspiration von oben bei ihr zu warten. — Bekümmere dich niemals um deine Feinde! — Alles kann man in der Einsamkeit erwerben, nur nicht den Charakter! — Lass dich niemals von den sogenannten grossen Worten bange machen: Tugend, Charakter, Moral, Energie usw., wieviele Narren sind schon vor diesen Buchstaben zu Kreuze gekrochen! — Je allgemeiner man gefällt, um so flüchtiger gefällt man! — Du willst berühmt sein, pfui! macht dich das nicht Chateaubriand ähnlich?

— Lies nie in deinen eigenen Werken, das bringt dich zurück! — Geht es dir schlecht, denke an Napoleon auf Helena, wie der Christ an Golgatha! — Arbeite nie nach einem Modell ausser nach dir selbst! — Hüte dich vor Aphorismen! Nichts schreibt sich leichter als so etwas!" —

Leben Sie wohl, mein Herr! Was für ein Rätsel war unser Freund! Man kann ihn selbst nach seinem Tode nicht ganz erraten und lösen. Denn der ist so plump mit ihm wie Alexander mit dem gordischen Knoten verfahren: Er hat ihn entzwei geschlagen und vernichtet, aber nicht entwirrt. Nun muss die Nachwelt dies im Geiste versuchen.

Ihnen stets verbunden Michele Bernetti.

Mahlers Diadoche

Aus dem Tagebuch eines Musikers. Die Nachricht in den Blättern liest sich recht einfach : Mahler dirigiert nicht mehr in Amerika — und Herr Stransky ist „an seiner Stelle" berufen worden. Wie sich aber dergleichen abspielt, wissen die Blätter nicht.

Es soll hier gesagt werden. Niemand bestreitet Stranskys reiche Mittel ; am wenigsten die in baar. Er gilt als hervorragender Dilettant. Seine Bestrebungen wurden vom Büthner-Orchester unterstützt — aber das Büthner-Orchester noch mehr von ihm. Er war, vielleicht, ein guter Dirigent . . . bestimmt jedoch ein Dirigent, der im venezianischen Sinn „gut" für so und soviel ist. Die Hingebung, nicht nur der Person, sondern des Zuschusses, hat eine menschlich milde Stimmung für ihn erzeugt. Einen für die Familienväter des Orchesters so wertvollen Mann konnte die ehrlichste Kritik nicht schroff anfassen. Infolge dieses Irrtums warfen die führenden und zahlenden Damen der Philharmonic Society die Augen auf ihn, — den Herr Spannuth, der Deutsch-Amerikaner, empfohlen haben soll.

Richard Strauss hatte den Kapellmeister Brecher aus Hamburg empfohlen. Mahler hatte Fried empfohlen. Der dritte Kandidat war Walther aus Wien. Alles hervorragende Dirigenten und wirkliche Musiker. Stransky bekam den Posten.

Zwei Herren des Orchesters waren von den Damen mit Vollmacht übers Meer gesandt worden. Und nachdem die Milliarden-Frauen an Mahler 120 000 Mk. bezahlt — die Gesundheitsfolgen zeigen sich nun, da er in sechs Monaten dafür neunzig Konzerte zu geben hatte — versprach der Diadoche neunzig Konzerte für vierzigtausend Mark.

Ersparnisse sind willkommen, auch in New York. So darf Europa den Brecher, den Fried und den Walther fernerhin die Seinen nennen — und der glückliche Vierte ward mit einer solchen Sicherheit gewählt . . . wie bei uns Intendanten.

TERZ

Vive la bagatelle!
Swift

PETER ALTENBERG

schreibt aus Wien:

Sehr geehrte Redaktion „Pan“, ich wurde vor einigen Tagen von der Zeitschrift „Die Aktion“ aufgefordert, meine Ansicht über Alfred Kerr zu äussern. Wenn ich aber damals die nun bei Ihnen veröffentlichte Ansicht des Frank Wedekind schon gelesen gehabt hätte, so hätte ich nur einfach geantwortet: „Ich unterschreibe jedes Wort Wedekinds als letzte Gerechtigkeit!“

Altenberg nimmt an, Swifts Ruf „Vive la bagatelle!“ sei hier den Worten Wedekinds beigesellt worden. Diesem Ruf stellt er den Satz Goethes an die Seite: „Es gibt nichts Unbedeutendes in der Welt, es kommt nur auf die Anschauungsweise an!“ In Wirklichkeit steht, wie die Leser wissen, der Spruch des Iren dauernd als Geleitstern über diesen Blättern, und der hellste Ton liegt auf dem „vive!“

Was Peter Altenberg selber in der „Aktion“ geäussert hat (wo Richard Dehmel, Erich Mühsam, Max Brod, Ferdinand Hardekopf, Ludwig Hatvany, Alfred Gold, Rudolf Kurtz, Martin Beradt, Else Lasker-Schüler, Kurt Hiller, Ernst Blass u. a. für Kerr eingetreten sind) lautet:

Ich halte Alfred Kerr für den vor-geschrittensten, also im wahren echten Sinne modernsten Kritiker. Er ist ein Tief-Bohrer ohne Anstrengung, knapp, kurz, aphoristisch, exakt. Er ist Philosoph und Teosoph erhebt angedeutete Dinge des Geistes, der Seele, zu ihren eigenen Vollkommenheiten; ein Ausdeuter, ein Fern-Seher! Er will originell sein, weil er es ist! Sein Wollen ist hier die Folge einer immanenten Kraft; keine spielerische Befriedigung eines Ehrgeizes, sich just von anderen zu unterscheiden. Man lernt aus seinen Referaten mehr als aus den referierten Dingen; er erkennt, was der Autor nur erst ahnte, er ist ein geistig-liebenswürdiger Erläuterer, eröffnet Perspektiven, die ohne ihn verwischt, unklar blieben! Man könnte manche seiner Sätze zu wertvollen Essays ausweiten, während man die Essays mancher Anderer zu Sätzen kondensieren müsste!

Wien. PETER ALTENBERG

—I{

NEUES WORT DES KAISERS

Von einem höchsten Staatsbeamten einem deutschen Maler übermittelt — und verbürgt.

Der habsburgische Thronfolger liebt ebensowenig die neue Kunst wie Wilhelm der Zweite; er sagt ihm: „Ah, diese Sezessionsleut', was die einen schon ärgern ...!“ Darauf der Kaiser: „Na ich — ich habe kurzweg der Richtung ein Ende gemacht ... seit zwei Jahren **giebt** es bei mir keine moderne Kunst!“

DIE INTERNATIONALE

Das Wort von der Internationale darf nie mehr von der Rechten als Schimpfwort gebraucht werden. Man hört den Ruf: „Hoch die Internationale!" Wer stösst ihn aus?

Die preussische Polizei. Sie mischt sich in innere russische Angelegenheiten. Sie ist international.

Das Drama Dubrowsky zeigt: dass sie wegen der politischen Haltung eines Russen zur eignen Regierung (ein Punkt, der Ausländer nichts zu kümmern hätte) die Mitglieder eines fremden Staates angreift. Das ist Einmischung.

Und der Feuerkopf, der Rechtsanwalt Liebknecht soll wegen Einmischung bestraft werden — obschon er bestimmt nicht die besten geistigen Kräfte jenes Landes angegriffen hat. . .

Das Wort „Die Internationale" darf nie mehr von der Rechten als Schimpfwort gebraucht werden.

RUSSLANDS GEGENRECHNUNG

Wie der Selbstmord des Studenten Dubrowsky von Russen in Russland empfunden wird, soll hier den Lesern gezeigt werden. Das Blatt der Kadettenpartei (zu ihr gehören die vorzüglichsten Geisteskräfte Russlands, nebenbei der bessere Teil des Hochadels wie die Fürsten Dolgoruki, Schachowskoj, Trubetzkoj) ist der „Rjetsch". Hier schreibt nun sein kluger Mitarbeiter Wladimir Asow:

> Russlands Gegenrechnung . . . Russland hat zwar vom Auslande viel übernommen. Die ganze Technik (abgesehen von den steifen Stiefelschäften, dem Samowar und der Bärtigkeit). Die Religion. Das Institut der höheren Töchter wie das der Polizeihunde. Wir haben sogar Fürsten vom Ausland verschrieben.
>
> Ein solches Verschuldetsein hat die Welt noch nicht gesehen. Alles ist importiert, alles „made in . . ." Wir müssen endlich zurückzahlen! Wollen wir vor Europa nur mit Schaljapin, der Pawlowa und der Balalaika aufmarschieren?
>
> Wie begeistert war ich deshalb, mein verehrter Herr, wie patriotisch als ich die Gründe von Dubrowskis Selbstmord las. *Man schämt sich von jetzt ab nicht mehr, dem übrigen Europa in die Augen zu sehen.*
>
> *Denn wir haben zwar von den Deutschen manches entlehnt — aber nun entlehnen sie von uns.* Das Zuverlässigkeitsattest. Nun entlehnen sie von uns den Begriff der „verdächtigen" und der „unverdächtigen" Personen! Der Anschluss an den Russisch-Akademischen Verein in Berlin, als Schutz vor Polizeiverfolgung, — wem gehört dieses Ideechen? Es ist unser; vaterländisch; russisch; made in Petersburg (unter dem hohen Protektorat von Purischkewitsch).

Prahlt nicht mehr, Deutsche! Ihr übernehmt nun Dinge fertig von uns.

Wir zahlen zurück. Bitte, quittiert!

Ex oriente lux.

WLADIMIR ASOW

ERKLÄRUNG

Meinem Aufsatz „Die neueste Malerei" im letzten ‚Pan'-Heft ist vielfach ein merkwürdiger Sinn untergeschoben worden. Man will mich vor die Droschke der Reaktion spannen. Herr Vinnen möchte mich sogar in Gegensatz zu Liebermann, Klinger, Graf Kalckreuth, den Präsidenten des Deutschen Künstlerbundes, bringen, — die gegen den bekannten Protest Herrn Vinnens eine Erwiderung veröffentlichen; eine Erwiderung, die vollständig meinen Ideen entspricht!

So oft ich von deutscher Malerei sprach und ihren Beziehungen zum Auslande, so oft habe ich die grossen französischen Impressionisten, von denen Monet, Degas, Renoir noch leben, rühmend als hellstrahlende Vorbilder für uns Deutsche hervorgehoben Ich bin dem modernen Kunsthandel dankbar gewesen, — der allein es durch das Einführen dieser Meisterwerke überhaupt erst ermöglicht hat, dass Deutschland mit ihnen bekannt wurde.

Wenn bei uns das wahrhaft Künstlerische heut höher gewertet wird, so ist das im wesentlichen Teil dem Emporblühen der privaten Kunstausstellungen zu danken Es ist wichtig und fast die Hauptsache, dass man zeigt, was in der Welt in allen Richtungen geschaffen wird. Die Gefahr der Nachahmung droht überall, nicht bloss hier. Die Nachahmung, der nur ein Teil unserer jüngsten Generation blindlings verfällt, wird allen halbwegs Verständigen gleich verdammenswert erscheinen — ob das blöd nachgeahmte Vorbild nun Böcklin ist oder der jüngste Franzose. . . .

Diese Ausführungen und Folgerungen, durch die ich mir selbst und anderen Klarheit zu schaffen bemüht war, erlaubt sich nun Herr Vinnen willkürlich in seinem Sinne darzustellen, — indem er noch rätselhaft hinzufügt: „Ich gestehe, dass ich rot wurde, als ich daraus (aus meinen Entwickelungen) ersah, wie sehr ich den Verfasser jahrelang verkannt hatte."

Sollte Herr Vinnen wirklich nicht wissen, dass Prof. Max Liebermann seit vielen Jahren in allen seinen Reden bei Sezessionseröffnungen gegen dieses Nachäffen gepredigt hat? dass er die Jugend in beredten Worten auf das Handwerk in der Kunst gewiesen hat?

Wenn nun aber zwei dieselbe Meinung haben, wie kann Herr Vinnen da den einen mit dem andern bekehren wollen? . . .

Ich will eine deutsche Kunst und hoffe auf sie ebenso brennend wie jeder andere Deutsche. Nur erwarte ich ihre Vollendung durch Tatsachen, die mit der Reaktion und dem in der Vinnenschen Broschüre Angedeuteten gar nichts zu tun haben. LOVIS CORINTH

NOCH EIN PROTESTLER

Auf die Rundfrage des Malers Vinnen, dem so viele „voll und ganz" zustimmten, antwortete der Bildhauer Behn: „Auch ich schliesse mich von ganzem Herzen Ihrem Protest an Ich bin empört, dass Rodin mehr Talent hat als ich" Leider fehlt dieses Dokument unter den von Herrn. Vinnen veröffentlichten.

DAS LIBERALE ZWISCHENGLIED

Könige müssen Trinksprüche reden; Gott hat es ihnen auferlegt. Untertanen müssen Trinksprüche hören; Gott hat es ihnen auferlegt.

Vom Triumphzug der liberalen Grundsätze (in Italien) sprach Victor Emanuel zum König von Schweden. Dieser Satz verlor das liberale Zwischenglied. The missing link. Man hörte, dass Italien sich eines Triumphzuges der . . . Grundsätze freut. (Vom Vatikan grüßte segnend eine Hand. Bethmann lächelte.)

Da kam ein Forscher. Er schwang seinen Fund: das liberale Zwischenglied. The missing link. Die Untertanen horchten auf und siehe, etliche rufeten: „Es wird gemogelt!"

Die übermittelnde Stelle sprach erblassend: „Diener des Pharao, ich habe das Meinige getan, tun Sie das Ihre!"

Er legte die Hand aufs Herz und wusste von nichts.

Und das Zwischenglied ward in ein Museum gestellt.

Psk.

GRÖSSENWAHN

Die „Bresl. Morgenzeitung" vom 9. Mai schreibt, Paul Cassirer habe den kleinen Kraus verklagt.

Dieser Irrtum stammt wohl daher: Der Wiener goss den sündhaften Wunsch, kraft eines fremden Strafantrages etwas beachtet zu werden, in die Form einer glatt erfundenen Nachricht.

Klage! Die Ueberflüssigkeit wäre handgreiflich. Aber auch Handgreiflichkeiten wären überflüssig.

Herr Kraus bekam oft Hiebe, Ohrfeigen, Prügel, Schläge, bald auf den Mund, bald sonstwohin (kurz, wo er Sitz und wo er Stimme hat) — aber deshalb zu verbreiten, sein Blatt werde diesmal verklagt werden, ist eine Hybris.

DIE VIELEN MÖRDER DER WITWE HOFFMANN

Sie werden einen Verein gründen, die ruchlosen Schächter der armen Frau Hoffmann — der das Vergnügen des täglichen Theaterbesuches um etliche Jahre gekürzt wurde.

Alle sind sie verschlagene, gewissenlose Gesellen; die mit erstaunlicher Kaltblütigkeit an ihr Raubtiergeschäft gingen; Verstellungskünstler ersten Ranges; Halunken feinster Sorte. Es stellt sich bei jedem heraus, dass bis auf den kleinen Irrtum der Person alles übrige stimmt . . .

Mit erhaben-energischem Gestus wird der jeweilige Sattlermeister, Kutscher, Krankenwärter aus der Haft entlassen. Schliesslich muss ein Raubmörder, der vielleicht in seinem Leben keinem Mops etwas getan, froh sein, wenn er aus der Klappe kommt . . .

Missgriffe bei jedem Mordfall — ohne dass der Staat sich zu irgendeiner Entschädigung verpflichtet fühlt.

Bleibt nichts übrig, als die Gründung des Vereins der Enthafteten.

JUSSUF

LIED

Alle Heiligen, alle Sünder
Schmunzeln, dass der Mai erschien.
Welcher Frühling, Kinder, Kinder!
Um das Weichbild von Berlin.

Hunde lachen, da der arge
Maulkorb nicht die Wonne trübt
(Flaubert hat aus seinem Sarge
Diese Wirkung ausgeübt).

Rhythmisch steigen, stolz und senkrecht
Vor den Droschken Hottehühs,
Und die Strassen sind schon stänkricht,
Und vor Josty riecht es süss.

Nächtlich aus der Bäume Schatten
Aechzt und weimert Seufzerschall,
Und es quaken alle Padden,
Und es jault die Nachtigall.

Jedes Mädchen, jeder Lümmel
Räkelt sich in schwüler Kraft,
Vaters Pfeife steht zum Himmel
Wenn er stille Wölkchen pafft.

Jeder lacht, als ob er wüsste,
Dass ein kesses Glück erschien.
Welche nettre, proppre Kiste
Ist der Frühling, — ooh Berlin!

KERR

Wir bitten, alle Sendungen ohne Nennung eines einzelnen Namens an die Adresse des Verlages zu richten und mit der Aufschrift zu versehen: für die Redaktion des ‚Pan'.

Für unverlangte Manuskripte kann keine Garantie übernommen werden. Sprechstunden der Redaktion: Montags, Dienstags, Mittwochs von 11—1 Uhr.

Verantwortlich für die Redaktion: Wilhelm Herzog, Berlin-Halensee.
Verlag von Paul Cassirer, Berlin W. 10, Viktoriastrasse 5.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Erster Jahrgang No. 15 1. Juni 1911

PAN

Halbmonatsschrift herausgegeben
von **WILHELM HERZOG** *und* **PAUL CASSIRER**

JNHALT:

Alfred Kerr............Von Wilhelm bis Bebel
Lovis Corinth........Die Büchse der Pandora (Zeichnung)
Alfred Kerr............Lulu
Oskar Fried............Gustav Mahler
Krites........................Bestechung, Banken, Industrie
Andersen No. 2...Gustav und die Kaiserin
Eduard Bernstein..Justiz
Heym........................Robespierre
Otto Corbach........Politiker der Zukunft

Es wurde lebhaft - Hermann Bahr
Blätter des Deutschen Theaters
Die Büchse der Pandora - Religion

Von Wilhelm bis Bebel

Von ALFRED KERR

I.

Klein-Tchunkawe liegt nicht reizvoll. Mein Aststock (Steineiche vom Schwarzwald, aber gekauft in Holstein) hatte Schöneres in Schlesien erblickt. Mein (verschliessbarer) Rucksack auch.

Hätt' ich die Wahl, noch einmal zu Dr. Ernst von Heydebrand zu wandern oder lieber durch die Grafschaft Glatz auf die Heuscheuer — ich wählte die Heuscheuer. Klein-Tschunkawe . . . Nicht weit ab seine zwei andern Rittergüter: Gollkowe und Niederwiesenthal. Etwas Seenwasser in der Nähe, das Katzengebirge nicht fern. Aber selbst zugegeben, dass dem so ist. . .

Sollt' ich noch einmal von meiner Stiefvaterstadt Breslau mit dem altherrlichen Rathaus über dem Schweidnitzer Keller; mit Kirchen auf Oderinseln; mit dem Käseböhm; mit Hochtürmen, von wo man die Eule, sogar die Koppe sehen kann — sollt' ich noch einmal wandern, ich zöge nicht nach Gollkowe, Niederwiesenthal, Klein-Tschunkawe (sondern über Wünschelburg auf die Heuscheuer, nach dem Stern, nach Braunau).

II.

So freundlich wie Herr von Heydebrand sind in seiner Schicht fast alle. Dagegen Leute mit vorgeschrittenen Ideen weit minder.

Die meisten Rückwärtser sind im Leben nett; die Vorwärtser im Leben oft greuliche Kerls; Literatur-Idioten verwechseln hier gern das Wichtige mit dem Unwichtigen.

Er bot mir gleich zu frühstücken an. In Schlesien auf dem Land widerfährt einem das leicht. Wer kommt, ist Gast. „Bring' uns . . . ." sprach er zu einem Diener — und zählte mancherlei Gutes auf; zwar ein Grundherr, doch nicht ohne väterische Herzlichkeit. Bismarcks Ausspruch, das ziemende Getränk für den gebildeten Norddeutschen sei Bordeaux, war ihm nicht unbekannt.

Er wusste sich gegenüber einen Feind ; doch er war die Verbindlichkeit selber. Ein Erbteil seiner (von Spielhagen-Sudermann mehr als von mir bewunderten) Schicht. „Höflich," sagt von ihr die Kreuzzeitung, „höflich bis zum Schaffot." Ich möchte zufügen: „Und vaterländisch bis zur Erbschaftssteuer". —

„Was sagen Sie zu den neuen Dingen im Elsass?" Wir hatten das Frühstück beendet und schritten ins Nebenzimmer. der kleine sechzigjährige Ex-Landrat, der ein Fünfziger zu sein schien mit seinem noch dunklen spitzgeschnittenen Bart unter den geschlichteten, un-arischen Zügen, sprach: „Nu, glauben Se ock, nee wirklich, den Satz vom ‚Schlag gegen Preussens Ehre', den hat der Elard mit unserem Wissen gesagt, — ich meine a Herrn von Oldenburg." Er ging mit den Händen auf dem Rücken auf und ab.

Ich habe keine Fähigkeit zum Tagesschriftsteller und verfiel in mein Laster : bei dem Interview lieber selbst zu reden. So dass er am Schluss dieser zu Fragezwecken unternommenen Einkehr genau über meine Ansichten unterrichtet war.

III.

Die Zimmer von Klein-Tschunkawe sind kaum schlossartig eingerichtet. In den siebziger Jahren ist wohl alles meistens angeschafft worden, was nicht überkommen war, — in der Zeit der Makartsträusse. Ich glaubte dort im Hintergrund einen zu sehen. Noch manches, was an die gute Stube jener Zeiten denken lässt . . . so, wisst ihr, mit gesteckten Portièren ; mit Bommeln dran. Mehr schlesische Gemütlichkeit wohlhabender Kreise denn Feudalismus mit Linie.

Ganz gut hierzu passt es, dass Heydebrand sich in das Gothaische Taschenbuch nicht hat aufnehmen lassen. Ich fragte beiläufig : „Warum stehen Sie eigentlich nicht im Gotha — verzeihen Sie die Abschweifung." Er sprach mit ernst-harmlosem Seitenblick (und bewusster Freundlichkeit) : „Das kann j'Ihn' selber ni sagen — 's is hald a Zufall." — „Ich bedaure das," sprach ich, „im Interesse der genealogischen Wissenschaft unseres Landes. Friedländer hat seine Pflicht rascher erfüllt. Er steht drin."

Ich dachte: A Zufall? Vielleicht wünscht er keine Aufklärungen zu geben, über die Zusammensetzung des Geblüts. Vielleicht gehört er zu Friedländer... Korrekt, schlichtgebügelt und asiatisch ging er zwischen den Bommeln der Plüschsessel hindurch, mit bewusster Freundlichkeit; dann sprach der Feldherr von Preussens Aristokratie: „Der Elard hat mit unsrem Wissen gesprochen. Ein Schlag wider die Ehre. Frieher hiess es: von Bebel bis Bassermann. Jetzt muss es heissen: von Bebel bis Bethmann; nu da dank' ich scheen." (Im Parlament sprach er hochdeutsch.)

Ich ergriff das Wort, um es zu behalten, und äusserte: „Sie irren; es muss heissen: von Bebel bis Wilhelm. Denn Wilhelm II. hat sich in Strassburg für das Zustandekommen der Verfassung öffentlich verbürgt ... Wer (schrie ich) hat ihn sitzen lassen? Sie. Wer hat ihn 'rausgehaun? Die Sozialisten ... Stille!!.. o Verzeihung .. Wo wäre das Wort Wilhelms des Zweiten, wenn Frank nicht vorgegangen, Bebel nicht mitgegangen wäre. Wie der Kaiser Max von der Martinswand schwer herunterkonnte, wofern ein sozial einfaches Mitglied seines Staatsverbandes nicht ihn herabgeführt hätte: so haben Frank und Bebel Seine Majestät Wilhelm den Zweiten, deutschen Kaiser, König von Preussen, Markgrafen zu Brandenburg, Burggrafen zu Nürnberg, Grafen zu Hohenzollern, souveränen und obersten Herzog von Schlesien (auch von Schlesien, Sie Schlesier!) beim Herabklettern unterstützt, geführt, in Sicherheit gebracht, — sodass er aufatmet. ‚Mit der Sozialdemokratie werde ich allein fertig werden' hat er gesagt; soll diesmal heissen: ‚Allein mit der Sozialdemokratie werde ich fertig werden' ..."

Er blieb stehen, rückte die Ellbogen an den Körper.

„Der Kaiser (fuhr ich fort) sitzt nun heil in Innsbruck; Bethmann war der Leibjäger, der aus Leibjägerskräften gebrüllt und gewinkt hat... Ich habe (sang ich) den Argwohn, dass die Reichsländler ihr gleiches Stimmrecht so sicher nicht einer notwendigen Weltlage verdanken wie ... einem notwendigen Herausreissen; der notwendigen Einlösung eines dynastischen Worts. Deshalb freies Stimmrecht? Noch die Freiheit, wo sie bei uns auftritt, kommt von der Unfreiheit ... Noch die Selbstbestimmung hängt

irgendwie mit Serenissimus zusammen — hol mich der Teufel.“ Ich schwenkte die Bommeln im Vorbeigehen (und hielt sie mit der gebotenen Bescheidenheit des Gastes wieder fest).

„Nu sagen Se ock, welche Rolle spielen da die zwei Helfer? Wie hat da Bebel gehandelt? und wie Bethmann?“

— „Bebel? klug. Bethmann? nicht unklug . . . Das gleiche Wahlrecht in dem Wester-Land ist für die Sozialisten der Sperling in den fünt Fingern. Und mehr. Schon die Hälfte des preussischen gleichen Wahlrechts. Glauben Sie denn wirklich: was Annektierten, Französlern, Halbfremden gewährt ist, das könne dem grössten innerdeutschen Teil auf die Dauer jetzt noch versagt werden — so nicht ein Hohngejuchz alles ins Wackeln bringen soll? Bebel hat also recht getan.

Noch aus anderen Gründen. Lasen Sie gestern, was Bassermann in Saarbrücken erklärt? Dass Bebel mit Bethmann auch beim schwedischen Handelsvertrag stimmen wird? Auch beim japanischen Abkommen, — wogegen Ihr Euch, die Rechte, sträubt? Weiter. Erinnern Sie sich, wie die Roten der Feuerbestattung durchgeholfen? Ahnen Sie was? Es gibt Fälle, wo es nicht ohne sie geht. Der Sozialismus wird praktisch — und erbt das „Zünglein“ vom Zentrum . . . Eine gütige, doch dunkle Macht wird abgelöst von einer jungen, hellen, hohen Gesittungsmacht. Hier ist der Anfang. Bebel hat Recht getan.

Und Bethmann? (fuhr ich fort) Ein Wochenschnatterer mag sich besorgt (nein wie besorgt) stellen, dass bei zweifelhaften Beziehungen zu Frankreich die Grenzer etliche Selbständigkeit bekommen, — Klügere werden merken: dass diese Selbständigkeit durch Statthalter und ‚Kaisergewalt‘ gefahrlos temperiert ist . . . und dass die Verfassung zwei feindliche Mäuler stopft: kein Judet, kein Deroulède, kein Lemaitre kann mehr jammern, wie sklavisch die unerlöste Bruderschaft gehalten sei; die Hetzkraft in Paris bekommt eine halbseitige Lähmung . . . Die fast Gewonnenen aber sich betätigen zu lassen heisst: sie sich gewöhnen lassen. Parlamentskampf ist hier Ablenkung. Wahlschlacht Ablenkung von Wahlverwandtschaft. Ecco. Den Gipsverband zum Anwachsen des Westgliedes hat Bethmann geschient. Nicht unklug.

IV.

Wir gingen hinaus. Langsam im Schatten des Gebäudes hin. Ein Gesumm lag in der Luft. Plötzlich — was war das? Eine Hauskapelle (nicht eine, die Musik macht; sondern wo man betet). Wir gingen weiter. Herr von Heydebrand sprach (immer ausgekleidet sozusagen, freundlich, unprofessionell): „Nu sein Se so gutt — da hätte die Linke sehr viel Grund mit Bethmann zufrieden zu sein.“ Wir schritten an einem Baum vorbei, woran ein Haken befestigt war; man konnte mit einem angebundenen Ring danach werfen.

Weiter stapften wir, ein Stück zur Feldgrenze. Dort war ein Hochsitz. Ich dachte mancher hellen Nachtzeit, die ich auf solchen Kanzeln gesessen, als ich noch auf Tiere schoss . . . wenn da gegen drei Uhr ein Trupp ankam, der Vorderhirsch hustete, dann kehrt, im Galopp alles weg, ein Knall, zwanzig Meter weit noch ein Knall, dann ging man schlafen durch die Sommernacht..

Er sprach: „Da hätte die Linke sehr viel Grund mit Bethmann zufrieden zu sein“. Er wiederholt das, als wir zu den Wirtschaftsgebäuden kamen. Der Begriff Musterwirtschaft wurde gehisst. Nun ja. Es gehören aber (dacht' ich) um das Davidsbündlerbuch „Das neue Drama“ zu schreiben, mehr Dauergedanken, mehr Blitz, mehr Wucht, mehr Zäheit, mehr Schaffensmacht. Hier ist ja alles ererbt. Es gehört mehr Funke, mehr Erfindung dazu, die Berliner Handelsgesellschaft aus dem Boden zu stampfen. Was gehört vollends dazu, die Sozialdemokratie in vierzig kurzen Jahren zur grössten Partei . . . zu pflanzen, zu behacken, zu sägen, zurechtzuschneiden, zu fugen. Es gehört ein langer Atem, die A. E. G. bis nach Spanien zu zweigen, zu gliedern. Und Wertheim — es ist noch andere Arbeit, aus Stralsund zu kommen und das Wesen einer Weltstadt zu verändern . . . Sogar Kempinski . . . (dacht' ich). Aber Sie, Sie sind ja in einen Betrieb hineingesetzt; Sie haben blos nichts verkommen lassen . . .

Beim Milchkühler stand ein grosser, lustiger, schlesischer Mann; die kaltbelutschte Zigarre schief im Mund; Maschinenbauer; in Oels beheimatet, wie ich dann erfuhr. Kleiner Schlapp-

hut, breithängender blonder Schnurrbart. Er reiste nach Bedarf auf die Güter; lag viel auf der Bahn.

Wie er mir später erzählte, hält er den ‚Proletarier aus dem Eulengebirge‘ und die ‚Volkswacht‘.

Er redete mit einem Kutscher — und sozusagen triebmässig sprach ich mehr zu ihm hin als zu Heydebrand folgendes:

„Zufrieden mit dem Kanzler ist die Linke blos bei diesem zufälligen Zusammentreffen. ‚Die Zukunft wird lehren‘, sagt er, ‚ob Stillstand nicht schädlicher ist als Fortschreiten‘ — und so. Auffallend! Ein Zugeständnis, vor den Wahlen . . .

Was war die Feuerbestattung Anderes? Kleine Beschwichtigungen; kleine Abschwächungen der Gefühle . . . vor der Wahl. Das elsässische Zusammenarbeiten mit Bebel ist nicht undiplomatisch . . .

Seid auf der Hut. Nehmt zwar was die Klemme jetzt ergibt: das Reichs-Stimmrecht. Sonst aber denkt: Falle! (Das ist kein Imperativ, sondern ein Hauptwort. Ausklang des norddeutschen Satzes: ‚Dir — kenn ick doch; Falle!‘).“ Der Maschinenbauer lachte sich bucklig, — während der Kutscher, der Milchkühler und ein Gärtner, möcht‘ man sprechen, die Hand an der Hosennaht hielten.

V.

Heydebrand sprach: „Eins is klar, a Schaden hat de Monarchie. Lieber auf der Martinswand bleiben als wie sooo gerettet.“ Er sah dabei parlamentsvornehm aus, doch voll bewusster Freundlichkeit.

Ich ergriff das Wort, um es zu behalten, und sprach: „Schlappen der Monarchie . . . gehn heute von der Monarchie aus. Moinier, der ausführende General, hat Fez unter der Fuchtel. Sicher, dass die starke Tatkraft am Alleinherrschertum klebt, was? — dass Republiken zerklüftet und ohnmächtig sind. Aber was haben wir in der auswärtigen Politik jetzt mit unserem Monarchismus gewonnen? Nichts. Was hat Frankreich durch seinen Sozialismus verloren? Nichts. Die sogenannte geborene Herrscherkaste bei uns hat gar nichts erreicht. Berteaux (dieser französische Singer, blos mit mehr Geld, als

Mäntelschneiderei trägt), — Berteaux, republikanischer Sozialist, hat die Truppen marschieren lassen. . .

Ein General hat alles bewundernd anerkannt — „il avait préparé cette affaire du Maroc", sagt er und rühmt, „avec quelle précision il avait tracé les grandes lignes de l'expédition" Der Besitzer von vierundzwanzig Millionen hat sich also nicht adeln lassen, keinen Schwiegersohn gekauft, ist nicht Kirchenältester geworden (ihm fehlte dazu eine krumme Nos und schwarzes Haar), sondern ging zu den Gedrückten, Aufstrebenden, er half die künftige Sittlichkeit errichten — und warf im nötigen Augenblick Truppen nach Fez, wovor die geborenen diplomatischen Trottel monarchischerer Gegenden hin und her hysteriert hatten.

Wollte sagen : Das sind heute die Schlappen der Monarchie. . . Diese Staatsform ist ja bei uns vonnöten, wegen der gothischen Zerklüftung des deutschen Charakters, Sie wissen doch ! (obschon die grossen Stadtwesen, alle von republikanischer Verfassung, auch nicht schlecht fahren) — sie scheint heute vonnöten, doch Ihr Bismarck, Herr von Heydebrand, würde nun, wo Frankreich auswärtige Taten, Deutschland auswärtigen Folgemangel bucht, wiederum ‚einen gemässigten Republikaner begriffen' haben . . . Er könnte sogar den Witz machen, dass heute die zwei stärksten Erdneuerungen, der Nordpol und der Luftflug, in Republiken gearbeitet worden sind, — und dass eines deutschen Kaisers Wort von Republikanern eingelöst werden musste . . ."

Er lachte, harmlos, unprofessionell — und wurde von einem Inspektor fortgerufen, der ein Telegramm übergab. (Börse ?) Für wenige Sekunden. Ich nahm jedoch Abschied.

Zumal ja das Ausfragen über seine elsässische Meinung beendet war.

Als ich ging, stand der Maschinenbauer noch bei dem Kutscher und zog aus der Seitentasche den ‚Proletarier aus dem Eulengebirge'.

Er sprach :

„Wennste amal und de willst dein'r Frau was Hibsches vorläsen . . ."

DIE BÜCHSE DER PANDORA

Zeichnung von Lovis Corinth



Lulu.

Lebenswirbel, Totensänge,
Balzgefluch und Brunstgekreisch.
Und der Böse krallt die Fänge
Um das blühe Sündenfleisch.

Krudelglück und Wirrsal stiftend,
Liebesleichen links und rechts,
Speervergiftet, speervergiftend
In den Schlachten des Geschlechts;

Taumelschön und gliedersingend,
Scheuelfalsch und kindhaft schier,
Glücklos und verderbenbringend,
Henkerin und Opfertier . . .

(Wieviel deutlicher und besser
Denn Genie und Satanslist
Kennt der vossische Eloesser,
Was Berliner Weissbier ist.)

Kerr

Gustav Mahler

Von OSKAR FRIED

I.

Du warst, Gustav Mahler, Zeit deines Lebens wohl gehasst und wohl beschimpft.

Du warst anders, und das ist verboten. Du warst sachlich und stelltest deine Kraft in den Dienst einer künstlerischen Sendung. Das darf nicht sein. Du warst Schwärmer, Träumer — hattest aber die rücksichtslose Kraft: deine Träume, deine Schwärme zur Tat werden zu lassen. Das darf nicht sein. Du warst ein Berserker, schobst alles Gleichgültig-Widerspenstige mit dem Rücken der Hand weg. Das darf nicht sein.

Deshalb, Gustav Mahler, wurdest du Zeit deines Lebens wohl gehasst und wohl beschimpft.

II.

Aller Orten ist im Musikleben grobe Mittelmässigkeit. Industrielle Ausbeutung der Lebenswerte greift auch nach Kunstwerten. Besser als Können und Genie bleibt Routine und Geld. Man kauft sich Anerkennung, einen Namen ; — Dinge, die sich wieder in Geld umsetzen lassen.

Du, Mahler, warst geschworener Hasser der Mittelchen und des Mittelmässigen. Der Feind des Geschäftsmässigen. Daher die Abneigung deiner Fachgenossen.

Im Leben dir z u r u f e n — das haben sie nicht getan. Aber im Tode dir n a c h r u f e n — das tun sie.

Dein erster Schritt war peinliches Aufsehen. Die kompakte Mehrheit und ihre Zeitungsschreiber nannten dich einen Geniesimulanten.

Anders sein : ein Glück für den Künstler ; ein Unglück für sein Erleben. Simulant ! Andres sein wollen ! Eine Sensation für die Viel zu Vielen !

III.

Durchsetzen was einem als das Notwendige für die Kunst erscheint, ist eine Herausforderung.

Man hat sich vor dir gebeugt, weil du stark warst : aber die Wut brach bei jedem Anlass durch. Sie hinderte, was zu hindern ; sie zerstörte, was zu zerstören war.

Deine Freunde sind nicht zahlreich gewesen, als du noch atmetest. Die Besten aber bleiben dir treu, in Verehrung und Liebe, — über den Tod hinaus.

Du selber warst ein edler, einfacher Mensch . . . voller Liebe.

Voller Liebe.

Alles Genie ; den tiefen sittlichen Ernst der Hingabe ; alles Höchste des Herzens mit der wundersamen Ausstrahlung deines Wesens : alles hat die Gemeinheit nicht unterdrücken können.

Ein Kämpfer ist gestorben — in der Kraft.

Wir müssen zusammenrücken. Wir müssen weiterkämpfen, Schulter an Schulter. Wider bösartigen Unverstand — wider alle Mittelmässigkeit.

Schlaf' in Frieden.

Bestechung, Banken, Industrie

Seit langem haben Industrielle und Kaufleute in der Oeffentlichkeit das Schmiergelderwesen scharf verurteilt, — aber ihre Entrüstungsaktionen übten auf die geschäftliche Praxis offenbar wenig Einfluss.

Wiederholt wurde auch die Gesetzgebung gegen die brüchige Moral im Wirtschaftsleben angerufen, die im Jahre 1909 ergänzten Bestimmungen gegen den unlauteren Wettbewerb bedrohen Zuwendungen und Annahmen von Schmiergeldern mit hohen Strafen . . . Doch die Lehre von Treu und Glauben, so eindringlich sie gepredigt wird, fand anscheinend noch immer taube Ohren, denn erst kürzlich erfolgte die Gründung eines Vereins, dessen einzige Aufgabe der Kampf gegen das Bestechungswesen sein soll.

Handelskammern, Verbände von Industriellen und Kaufleuten haben sich an der Errichtung dieser Vereinigung lebhaft beteiligt, der Zorn gegen den Gott Nimm und seine zahlreichen Anbeter schlägt also hohe Wogen.

Die wirtschaftlichen und moralischen Schäden des Schmiergelderwesens lassen sicherlich einen systematisch geführten Kampf gegen die Korruption im Geschäftsleben als äusserst wünschenswert erscheinen. Soll diesem Vorgehen aber Erfolg beschieden sein, so darf die Abneigung gegen Bestechungsgelder nicht an der Oberfläche haften bleiben, sie darf sich nicht lediglich darin äussern, dass gelegentlich ein paar kleine Schächer, die wenige Markstücke gegeben oder genommen haben, dem Strafrichter überliefert werden. Nicht zuletzt wird gerade grossen Firmen die weitherzige Handhabung von Schmiergeldern nachgesagt, es hat auch an sensationellen Bestechungsaffären nicht gefehlt, über die ein Teil der Presse (dann und wann) berichtete.

Nur zu oft aber lehrte die Erfahrung, dass in solchen Fällen die Entrüstung offizieller Korporationen die Oeffentlichkeit nicht erreichte. Durch die Schonung der Grossen ist vielfach die Auffassung hervorgerufen worden, dass in kaufmännischen und industriellen Kreisen keine ernstliche Neigung besteht, den beklagten Auswüchsen entgegenzutreten. Nur durch Taten können derartige Vermutungen widerlegt werden. Sie würden verstummen, wenn mit der Aufnahme der Tätigkeit des Vereins gegen das Bestechungswesen die Toleranz „nach oben“ aufhörte.

* * *

Viel gemeingefährlicher als die direkte Bestechung von einzelnen Beamten oder Angestellten, die immerhin leichter ausgemerzt werden können, ist die durch das Gesetz nicht unterbundene grosskapitalistische Korruption, die sich in den verschiedensten Formen breit macht. Hier kommt nicht mehr allein die Schädigung privater Unternehmungen, sondern die Gefährdung von Gemeininteressen in Frage.

Es häufen sich die Fälle, in denen Banken und industrielle Aktiengesellschaften, die mit öffentlichen Verwaltungen arbeiten oder Geschäfte mit ihnen machen wollen, in ihre Verwaltungen frühere Minister, Ministerialdirektoren, Admirale und Generale aufnehmen. Eine besondere Vorliebe besteht auch für die Uebertragung von Aufsichtsratsmandaten an Parlamentarier. Aufmerksame Beobachtung der Aufsichtsratsbesetzung in den grossen Unternehmungen lässt unschwer erkennen, dass es sich dabei nicht um Ausnahmeerscheinungen, sondern um ein planmässiges Vorgehen, um ein System handelt.

Wenn grosskapitalistische Gesellschaften Parlamentarier, Beamte und Offiziere a. D. durch hohe Bezüge für ihre Verwaltung gewinnen, so geschieht es zum Zweck der Erlangung guter Verbindungen, die geschäftlich ausgenutzt werden. Gewiss wird sich in Einzelfällen der Nachweis nicht liefern lassen, dass die so gewonnenen Aufsichtsratsmitglieder sich durch Tantiemen und hohe Gehälter bewusst korrumpieren lassen.

Die Gefahr dieser Zustände wird zweifellos gerade dadurch noch vergrössert, dass Leute, die durch politische Stellungen und frühere Aemter Beziehungen mit staatlichen Verwaltungen unterhalten, häufig in einer ihnen selbst vielleicht harmlos erscheinenden Weise Gelegenheit haben werden, den geschäftlichen Ansprüchen ihrer Gesellschaften Berücksichtigung zu verschaffen.

Es verrät eine köstliche Naivität, dass ein preussischer Minister vor einiger Zeit im Landtage die vielen Uebertragungen von Aufsichtsratsämtern an hohe Beamte mit den geschäftlichen Fähigkeiten dieser Herren glaubte begründen zu können. Niemand wird bestreiten, dass ein paar frühere Staatsbeamte auch über geschäftliche Begabung verfügen, aber viel sicherer ist, dass die allerwenigsten derartigen Fähigkeiten ihre Erhebung in den Aufsichtsratsstand verdanken.

* * *

Kaum erregte es im sittsamen Deutschland einiges Aufsehen, als der Freiherr von Heyl zur Zeit des Kampfes um die Erbschaftssteuer auf dem Parteitage der hessischen Nationalliberalen erklärte, dass die Welt sich wundern würde, wenn sie wüsste,

welche Rolle die Aufsichtsratspolitik im Reichstage spielt. Eine Begründung dieser schweren Vorwürfe hat der Freiherr von Heyl bisher nicht gegeben, er hat seine Anklagen aber eigentlich durch die spätere, nicht ohne Heiterkeit aufgenommene Aeusserung, seine Parteifreunde habe er damit nicht treffen wollen, noch verallgemeinert.

* * *

Zu welcher Duldung der Aufsichtsratswirtschaft man sich versteht, ergibt sich auch daraus, dass in den Inseratenteilen grosser Blätter Aufsichtsratsstellen für Parlamentarier und hohe Beamte ausgeboten werden. Unter Zusicherung der strengsten Diskretion werden Offerten eingefordert, deren Urheber nicht der Vorwurf trifft, dass sie die Bewerber über die von ihnen erwarteten Leistungen im Zweifel lassen.

Mit der Bildung grosser Aktiengesellschaften und starker Kartellorganisationen, die mit der Bezahlung nicht zu knausern brauchen, ist ein Korruptionsherd geschaffen worden, dessen Gefahren um so bedenklicher sind, als der Bezug von Schmiergeldern in Form von Aufsichtsratstantiemen als durchaus einwandfrei gilt.

Hier ist ein Betätigungsfeld. Lassen es die Männer des jungen Vereins gegen das Bestechungswesen unbeackert, so würde sich wieder das alte Wort bewahrheiten : Die kleinen Kommis hängt man, die grossen Direktoren lässt man laufen.

Krites.

Gustav und die Kaiserin

Heutige Märchen

Von ANDERSEN No. 2

Peter Altenberg: „Alle Kinder sind meine Kinder."

I.

„Alle Kinder sprachen unbefangen und zutraulich mit der hohen Frau, nur der kleine Gustav Müller wollte durchaus nicht sagen, wie alt er ist" — „Eetsch" — sagte Schwester Ursula, „nun weiss es die ganze Welt, dass wir einen Jungen haben, der nicht 'mal weiss, wie alt er ist." „Oh" — sagte Gustav, „das weiss ich wohl — —"

„Warum sagtest Du es nicht?" Gustav schwieg, ebenso wie er neulich geschwiegen hatte. — — Neulich — am Abend vorher, als er schlafen ging, hiess es: „Nun seid alle recht brav, morgen kommt die Kaiserin, und mit dem Bravsten wird die Kaiserin sprechen." Den ganzen Tag hatte man nur erzählt: „Morgen kommt die Kaiserin." Gustav dachte beim Einschlafen: die Kaiserin — — —

Und er sah eine Krone, einen Sammetmantel mit weissem Pelz und eine lange, lange Schleppe. Die Schleppe trugen sechs Knaben in hellblau mit weissen Federbaretts. (Sie hatten keine Schmisse und kein Monokel.) Genau so wie in seinem Buch, das er zu Weihnachten bekommen hatte. So schlief er schon fast ein — — —

Und da hob ihn die Kaiserin auf ihren Zelter mit der goldenen Decke und sagte: „Jetzt, Gustav, reiten wir in den Zauberwald, wo die Pralinés an den Bäumen wachsen" — —

Gustav griff noch einmal unter sein Bett. — Er entschlummerte dann.

II.

Und wie war es am nächsten Tage gekommen?

Da stand er und stand und wartete. „Jetzt, jetzt" wurde gezischelt. Er wurde geschoben, und nun sah er eine Dame — eine Dame, wie er sie alle Tage im Hydepark gesehn, und sie fragte: „Wie alt bist Du, mein Kind?"

Mussten denn alle Menschen ihn immer und immer wieder fragen: „Wie alt bist Du?"

Wussten denn die Menschen immer noch nicht, dass er vier Jahre und drei Monate alt war? Er hatte es so oft in den letzten Monaten geantwortet. Und nun wieder —

Und wo blieb nur die Kaiserin?

Gustav war es sehr heiss — „Antworte doch," flüsterte ein Herr neben ihm.

(Gustav dachte: wo sind nur die Hellblauen? Kommen die erst, wird auch die Kaiserin kommen. Noch einmal hörte er: „So antworte doch", er aber klemmte die Lippen fest aneinander und dachte: ich sage es nicht, ich sage es nicht) — — — Dann wurde der Saal leer, alle schwitzenden Herren und Damen waren schon auf der Treppe.

III.

„Nein — bist Du dumm, nicht zu antworten, wenn Dich die Kaiserin fragt;" — — „Die Kaiserin?" — Gustav sah vor sich hin. Die wollte ja mit ihm reiten — in den Pralinéwald!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Du" sagte Schwester Ursula, „nicht 'mal zu wissen, wie alt man ist!"

„Ich wusste es wohl — und doch weiss ich es" — — es war ihr gelungen, er hatte Tränen in den hellen Augen. — — —

* * *

Nachmittags, am Bett einer kleinen Patientin, sagte der Arzt: „Die Kleine bedarf der Nachtwache, werden Sie es übernehmen, Schwester Ursula? — — — Sie sehen so zart aus — apopo, wie alt sind Sie eigentlich?" — —

Schwester Ursula lächelte und schwieg . . . Sie wusste es, aber sie sagte es nicht.

Sie hatte vom kleinen Gustav etwas gelernt. —

Justiz

Von EDUARD BERNSTEIN

Von wem rührt der Satz her: Gerechtigkeit ist eine schöne Sache, es gibt aber auch Justiz? Er lebt in meiner Erinnerung, ich weiss ihn aber nicht unterzubringen. Auf jeden Fall hat er seine gute Begründung. Nicht nur in der krassen Gegenüberstellung: hier das objektive Recht und dort die fehlbare Rechtsprechung, sondern auch in dem ewigen Widerspruch von Satzung und Leben, der selbst dort noch zu Tragödien führt, wo von Justizmord im landläufigen Begriff des Wortes keine Rede ist.

Eine solche Tragödie behandelt das Drama „Justice" des in verhältnismässig kurzer Zeit in seiner Heimat zu grossem Ansehen gelangten englischen Dichters John Galsworthy. Die englische Bühne hat sich dem Wahrheitsstreben der auf dem Festland als Moderne bezeichneten dramatischen Schule bisher ausserordentlich spröde gegenübergestellt. In dem Lande, wo einst in Roman und Drama ein stärkerer Realismus herrschte als irgendwo anders, duldete das massgebende Publikum im Theater nur noch die Konvention und den mehr oder weniger schönen Schein. Probleme, die, sofern sie überhaupt in der Wirklichkeit spielen, nur die dünnste Oberfläche der Gesellschaft berühren, und melodramatische Darbietungen, die das Gemüt angenehm kitzeln, aber dem Verstand nichts aufgeben und keinen Eindruck hinterlassen.

Gegen beide Gattungen ist mit dem ganzen ihm zu Gebote stehenden Witz und mit der Schärfe eines Menschen, der ein Evangelium verficht, George Bernard Shaw zu Felde gezogen. Aber Shaw ist, wie Julius Bab sehr gut gezeigt hat, zu sehr Prediger und Satiriker, um als Bühnendichter alles erfüllen zu können, was die Reform des Dramas verlangt. Seine Stärke ist das Lustspiel oder die Tragikomödie. Diejenige dichterische Jntuition aber, die bedeutende Dramen ins Leben ruft, scheint ihm zu fehlen.

Gerade hierin nun findet er seine Ergänzung in John Galsworthy. Dieser um gut drei Lustren jüngere Dichter ist ganz ersichtlich von Shaw beeinflusst. Er ist in seinen Dramen wie in seinen Romanen Gesellschaftskritiker im besseren Sinne dieses Wortes. Seine Psychologie steigt in die Tiefen der menschlichen Seele, seine Kritik dringt in die Tiefen der gesellschaftlichen Zusammenhänge ein, hält sich nicht bei Auswüchsen auf, sondern trifft Zustände und ihre normalen Träger. Wie er dabei doch wiederum zu individualisieren und dichterisch zu gestalten

vermag, konnte man an dem einzigen seiner Dramen sehen, das bis jetzt in Deutschland zur Aufführung gelangt ist, dem vor nahezu Jahresfrist in der Freien Volksbühne Berlins gegebenen Schauspiel „Kampf" (Strife). Die Berliner Kritik ist diesem Werk meines Erachtens nicht gerecht geworden. Die feine Kunst, mit der der Dichter bei Vorführung eines Stücks Klassenkampf der Gegenwart die verschiedenen Temperamente in beiden Lagern in fast gleicher Abtönung sich manifestieren und ihre Vertreter doch gemäss der anderen Klassenlage ganz anders fühlen und sprechen lässt, die Naturtreue in der Charakteristik des modernen Gewerkschaftsführers, der den Streikenden wie den Unternehmern mit dem Selbstbewusstsein und Verantwortlichkeitsgefühl des Vertreters einer grossen Organisation gegenübertritt, sind kaum noch in der modernen Dramatik übertroffen worden, während das ganze Stück sich dadurch als künstlerische Schöpfung manifestierte, dass es Realismus und symbolischen Wert vereinigte.

Beiden Anforderungen wird auch das neueste Stück Galsworthys, dem er den Titel „Justice" gegeben hat, in hohem Grade gerecht. Justice — die sonst an Abtönungen so reiche englische Sprache hat für den Begriff und die Träger der Rechtsprechung das gleiche Wort wie für den Begriff des höchsten ungeschriebenen Rechtsgedankens. Justice heisst der Richter und sein Amt, Justice die vom geschriebenen und ungeschriebenen Recht unabhängige Gerechtigkeit. So birgt der Titel einen Doppelsinn. Er kann als Kritik und als Forderung aufgefasst werden, und beides obendrein im Einklang mit dem Inhalt des Stückes.

Dieser ist das tragische Geschick eines einfachen, ja recht schwachen Menschenkindes. William Falder, Schreiber bei einer Sachwalterfirma, fälscht in einem Augenblick der Aufregung einen Scheck, weil ihm das Geld fehlt, eine von ihrem Mann brutalisierte Frau zu befreien, in die er sich, durch ihr Leiden gerührt, verliebt hat. Der Betrug zieht einen zweiten nach sich, Falder wird abgefasst, dem Gericht überwiesen und zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt. „Von Rechts wegen." Er büsst die Schuld ab, unterliegt aber, kaum aus dem Gefängnis heraus, von neuem der Versuchung, durch eine Fälschung — ein gefälschtes Zeugnis, um eine Stelle zu erlangen — sich zu helfen. Wieder abgefasst, gibt er sich in der Verzweiflung den Tod. „Die Räder des Karrens der Justiz rollen über ihn hinweg."

Eine in ihren Grundzügen wenig originale Fabel, die auch der Schreiber von Kolportageromanen hätte ersinnen können. Indes von wie vielen der grössten Werke unserer Dramenliteratur gilt nicht das gleiche? Es ist immer das Wie und nicht das

Wovon. Wie aber Galsworthy es verstanden hat, den einfachen Stoff zu einer der erschütterndsten Tragödien zu gestalten, die noch geschrieben wurden, wie er unter Verzicht auf das Pathos der Worte das Pathos des Geschehens so eindringlich sprechen lässt, das sich das Mitleid für den armen Schreiber, dem doch niemand im Stück Unrecht zufügen will, zum höchsten, von Szene zu Szene gespannteren Mitfühlen steigert, das zeigt ihn als wahrhaft bedeutenden Dramatiker.

Schon der erste Akt, der die Entlarvung Falders bringt, ist ein Muster von Aufbau, Entwicklung und Charakteristik. Es sind alles Durchschnittsmenschen, die der Dichter ins Spiel bringt. Der eine ist von härterem, der andere von weicherem Stoff, der eine mehr, der andere weniger in bürgerlichen Moralbegriffen befangen, der eine mehr, der andre weniger Menschenkenner. Aber keiner ist extrem nach der einen oder andern Seite hin, keiner so geartet, dass man ihm nicht alle Tage begegnen könnte. Falder hatte gehofft, dass im Notfall der Verdacht der Fälschung sich so lange auf einen grade nach Australien abgereisten Kollegen richten würde, bis er selbst mit der Geliebten und deren Kindern unterwegs sein würde. Aber, wie so oft in solchen Fällen, ein unbedeutender Zufall leitet auf den wahren Zusammenhang der Dinge, und in einem scharfen Kreuzverhör durch seinen Chef wird Falder überführt, dass niemand anders als er die Fälschung begangen haben kann. Er fleht um Nachsicht, wird ins Nebenzimmer geschickt, und in seiner Abwesenheit entwickelt sich folgendes charakteristische Gespräch :

James How (der Chef): Der Fall liegt so schlimm, wie nur je einer.

Cokeson (der Bureauchef): Auf solche Weise das Gesetz zu verletzen — in unserm Geschäft.

Walter How (Sohn von James): Was ist zu tun?

James: Nichts zu überlegen. Ihn dem Gericht übergeben.

Walter: Es ist sein erstes Vergehen.

James (schüttelt den Kopf): Ich zweifle sehr. Ein gar zu sauberes Schwindlerstück die ganze Geschichte.

Cokeson (der hinter Falders Liebe gekommen): Ich würde mich nicht wundern, wenn er mit Versuchungen zu tun gehabt hätte.

James: Das Leben ist eine Kette von Versuchungen, Cokeson.

Cokeson: N—ja. Aber ich meine den Teufel und das Fleisch, Mr. James. Da war ein Frauenzimmer hier heute morgen, das ihn sprechen wollte — — — — — — — — — — — — — — — — — —

James: Ein Mensch unterliegt nicht mit einem Mal auf diese Weise, wenn er einen reinen Charakter und reine Sitten hat. Er ist verdorben, er hat die Augen eines Menschen, der die Hände nicht davon halten kann, wo Geld in seine Nähe kommt.

Walter (trocken): Wir haben bisher nichts davon gemerkt.

J a m e s (ignoriert den Einwand): Ich habe zu meiner Zeit eine Menge solcher Burschen beobachtet. Nichts mit ihnen anzufangen, als ihnen das Schadenanrichten unmöglich zu machen.

W a l t e r: Es handelt sich um Zuchthaus!

C o k e s o n: Ekliger Aufenthalt, so'n Gefängnis.

J a m e s (überlegend): Ich sehe keine Möglichkeit, ihn zu schonen. Ausser Frage, dass wir ihn hier nicht behalten können. Ehrlichkeit ist die conditio sine qua non.

C o k e s o n (wie hypnotisiert): Natürlich — die sine qua non.

J a m e s: Es geht auch nicht, ihn Leuten zu überweisen, die keine Ahnung haben, wes Geistes Kind er ist. M a n m u s s a n S t a a t u n d G e s e l l s c h a f t d e n k e n — — — — — —

Staat und Gesellschaft siegen. Wie James How denken die Geschworenen, entscheidet der Richter. Die Begütigungen der Cokeson brechen vor dem Gedanken zusammen, dass man d e r G e s e l l s c h a f t s c h u l d i g ist, den Sünder nicht der Justiz zu entziehen, die humanitären Beschwörungen der Walter dringen nicht durch. In der Gerichtsverhandlung, die den zweiten Akt ausfüllt und in Verhören aufs deutlichste zur Kenntnis bringt, welches die Umstände und Motive waren, unter deren Zwang Falder gehandelt hatte, spricht der Verteidiger in letzterem Sinne. Aber der Richter geht darauf nicht ein. Hier einige bezeichnende Stellen seiner Schlussansprache an Falder:

„Ihr Verteidiger plädierte dafür, Sie eher als einen Patienten denn als einen Verbrecher zu behandeln. Und er gründet seine Forderung, die zum Schluss in einen so leidenschaftlichen Appell auslief, der Sache nach auf eine Anklage gegen den Gang der Justiz, die er geradeheraus beschuldigt, Menschen erst zu wirklichen Verbrechern zu machen. Nun, ich habe ...... die Notwendigkeit zu erwägen, andere davon abzuhalten zu handeln wie Sie! .. D a s G e s e t z i s t, w a s e s i s t — ein majestätisches Gebäude, das uns allen ein Obdach ist, und von dem jeder Stein auf einem andern ruht. Ich habe es hier nur zu verwalten. Ich kann es mit meiner P f l i c h t g e g e n ü b e r d e r G e s e l l s c h a f t nicht vereinbaren" usw. usw.

Die „Pflicht gegenüber der Gesellschaft" übersetzt sich in d r e i J a h r e Z u c h t h a u s für Falder.

Im Zuchthaus das gleiche Bild. Der Direktor, der Arzt, der Geistliche, die Wärter, alles keine Unmenschen. der eine mehr, der andre weniger Formalist, aber keiner darauf aus, seine Kraft zuungunsten des Gefangenen zu missbrauchen. Am meisten dem „System" ergeben ist der Gefängniskaplan. Zwischen ihm und Cokeson spielt ein Gespräch, das die Auflehnung der Empfindungen eines einfachen, gefühlsmässig urteilenden Menschen gegen die B r e c h u n g d e r W i l l e n s k r a f t d u r c h d i e E i n z e l h a f t sehr schön zeichnet.

C o k e s o n: Aber ich muss doch sagen, dass, wenn man jemanden so einschliesst, man ihn zuletzt dumm macht. Und das kann niemand wollen — sollte ich meinen. Es ist für mich kein schöner Anblick, einen Mann weinen zu sehen.

D e r K a p l a n: Es passiert selten, dass Gefangene sich so weit verlieren.

C o k e s o n (schaut ihn an und sagt mit einem Ton störrischer Feindseligkeit): Ich halte Hunde . . .

D e r K a p l a n: In der Tat?

C o k e s o n: Nja. Und ich sage so viel: ich würde keinen von ihnen ganze Monate allein einschliessen, und wenn er mich am ganzen Körper gebissen hätte.

D e r K a p l a n: Leider ist aber der Verbrecher kein Hund. Er hat Verstand, Recht von Unrecht zu unterscheiden.

C o k e s o n: Auf diese Weise bringt man ihm das Gefühl dafür nicht bei — — — — — —"

Am Ende verstummt auch hier Cokeson vor der A u t o r i t ä t. „Der einfache Mensch — armer Teufel", bemerkt der Kaplan ironisch hinter ihm her. Dann aber kommt eine andere Antwort — aus s t u m m e m Munde. Wir erhalten einen unmittelbaren Einblick in die Wirkungen der Einzelhaft auf die menschliche Seele. Der Schluss des dritten Aktes zeigt einen Menschen in der Zelle — allein und wortlos.

„Es ist gegen Abend. Der Insasse steht in den Strümpfen nahe der Tür und lauscht mit nach dieser hin vorgebeugtem Kopf. Er rückt geräuschlos bis dicht an die Tür vor, bleibt dort stehen und strengt sich immer stärker an, zu hören, ob irgend etwas draussen vorgeht. Springt plötzlich auf, als ob er einen Ton vernommen, und — bleibt wieder bewegungslos. Dann seufzt er schwer auf und bewegt sich langsam der Wand zu, wo über einem kleinen Tisch seine Arbeit hängt — ein Hemd, in das er Knopflöcher zu nähen hat. Gesenkten Hauptes schaut er auf die Arbeit und macht einige Stiche, wobei er wie jemand aussieht, der so in Trübsinn verloren ist, dass jeder Stich für ihn ein neues Zurückrufen ins Leben heisst. Dann fängt er plötzlich an, die Zelle auf und ab zu laufen und dabei wie ein Tier im Käfig den Kopf auf und ab zu bewegen. Von neuem bleibt er an der Tür stehen, lauscht, drückt mit ausgebreiteten Fingern die Innenflächen seiner Hände gegen die Tür und lehnt den Kopf an das Türeisen. Wieder geht er von ihr zurück, wobei er mit den Fingern die obere Linie des Wasserfarbenanstrichs nachzieht, welcher die Wände entlang läuft. Er bleibt unterhalb des gegitterten Fensters der Zelle stehen, greift nach dem Deckel einer dort befindlichen blankgeputzten Blechbüchse und blickt auf ihn, als wolle er versuchen, sein eignes Bild zum Genossen seiner Haft zu machen. Es ist fast dunkel geworden. Der Deckel fällt ihm plötzlich aus der Hand und schlägt — das einzige Geräusch, welches das Schweigen unterbricht — rasselnd auf den aus polierten Ziegeln bestehenden Fussboden auf. Starren Blickes sieht der Insasse auf die Wand, wo das Hemd hängt, das in der Dunkelheit fast weiss aus-

sieht; er scheint dort jemand oder etwas zu erblicken. Ein schwacher Taps und ein Knistern werden hörbar, das Licht, von dem die Zelle ihre Beleuchtung empfängt, ist aufgedreht worden. Der Raum ist nun hell, und man sieht Falder nach Atem ringen.

Mit einem Mal wird ein dumpfer Ton hörbar, als ob jemand in weiter Entfernung mit einem stumpfen Gegenstand durch dickes Metall schlägt. Falder schreckt zurück, er kann dieses plötzliche Geräusch nicht vertragen. Aber der Ton wird stärker, als ob irgendeine grosse Ramme — — nach der Zelle zu rolle. Und nach und nach scheint das rollende Geräusch ihn zu hypnotisieren. Zoll für Zoll schleicht er gegen die Türe zu. Der Ton des Anschlagens rückt von Zelle zu Zelle näher und näher. Falders Hände bewegen sich, als ob er im Geist bereits anfängt, mitzuschlagen. Und immer lauter wird der Ton, bis er schliesslich in der Zelle selbst zu sein scheint. Nun erhebt Falder die geballten Fäuste, stürzt an die Tür und schlägt heftig auf sie los."

Man kann die Brechung der Willenskraft, die seelische Verdummung durch die Einzelhaft schwerlich wahrer und eindrucksvoller zum Bewusstsein bringen. Die Wirkung der Szene auf das Publikum ist mir von Personen, die das Stück gesehen, als gewaltig geschildert worden. So viel Erschütterndes der letzte Akt noch bringt, der die Rückwirkungen der Gefängnisstrafe auf das nachherige Leben des Sträflings behandelt, so kann er diesen Eindruck doch nicht überbieten.

Gewiss wirken Haft und Strafe nicht auf alle Menschen gleich. Auch ist der englische Strafvollzug trotz aller Reformen der letzten Jahrzehnte immer noch aussergewöhnlich hart. Aber im letzten Grunde bleibt die Sache doch noch überall die gleiche. Der „Schutz der Gesellschaft" übersetzt sich in Rache am Uebeltäter. Darüber hinaus hat es unsere Justiz noch nicht gebracht. Viele glauben schon sehr vorgeschritten zu sein, wenn sie sich gegen die Todesstrafe erklären. Sie verwerfen das Hinrichten, weil es nicht ungeschehen gemacht werden kann. Sehr gut. Aber nur wenige kennen oder vergegenwärtigen sich in seiner vollen Tragweite den Satz Bernard Shaws, dass man auch Gefängnishaft nicht ungeschehen machen kann.

Hier eine Probe von Versen, welche der Dichter Georg Heym nicht ohne Tumult in Berlin gelesen hat.

Robespierre

Er meckert vor sich hin. Die Augen starren
Ins Wagenstroh. Der Mund kaut weissen Schleim.
Er zieht ihn schluckend durch die Backen ein.
Sein Fuss hängt nackt heraus durch zwei der Sparren.

Bei jedem Wagenstoss fliegt er nach oben.
Der Arme Ketten rasseln dann wie Schellen.
Man hört der Kinder frohes Lachen gellen,
Die ihre Mütter aus der Menge hoben.

Man kitzelt ihn am Bein, er merkt es nicht.
Da hält der Wagen. Er sieht auf und schaut
Am Strassenende schwarz das Hochgericht.

Die aschengraue Stirn wird schweissbetaut.
Der Mund verzerrt sich furchtbar im Gesicht.
Man harrt des Schreis. Doch hört man keinen Laut.

GEORG HEYM.

Politiker der Zukunft

Von OTTO CORBACH

Es ist zwar üblich, von einer „Kunst der Politik" zu reden und gar darüber Bücher zu schreiben, aber in Wirklichkeit kann es so etwas ebensowenig geben wie eine Politik der Kunst.

Die Politik hat es mit dem Raume zu tun, wie die Kunst mit der Zeit . . .

Immer wird von zwei Blumen von gleicher Art und Beschaffenheit die die schönste sein, die im Kampf um den Raum durch günstige Umstände bevorzugt wurde — und infolgedessen vor der andern einen Zeitvorsprung in der Entwicklung ihrer Formen gewinnen konnte.

Von zwei ganz gleichwertigen Malern würde in einer genau begrenzten Zeit der denselben Gegenstand am besten malen, der von dem Modell die meisten Einzeleindrücke in sich aufzunehmen vermöchte, wie stets die kinematographische Darstellung eines Vorganges die beste ist, die sich aus den zahlreichsten Einzelaufnahmen zusammensetzt. (Wenn der Maler nicht streng die Natur nachahmt, verhält es sich nur scheinbar anders; er vereinigt dann nur die Vorzüge verschiedener beobachteter Formen zu einer Idealform, und die wird um so vollkommener ausfallen, aus je zahlreicheren Einzeleindrücken sie hervorgeht.)

Zur Kunst im weitesten Sinne gehört die Arbeit. In Wirklichkeit sind ja auch die schönen Künste von der Arbeit abgeleitet. Die zuerst vereinte Kunst des Gesanges, der Mimik und des Tanzes entstand aus festlichen Nachahmungen wirtschaftlicher Akte, der Ernte z. B.

* * *

Wegen dieser Wesensgleichheit von Arbeit und Kunst kennt die Politik keine Arbeit, keine wirtschaftliche Verwendung körperlicher oder geistiger Kräfte; was in ihren Machtbereich gerät, Boden, Pflanzen, Tiere und Menschen, eignet sie sich gewaltsam okkupatorisch an.

Wo ein Mensch einem andern politischer Gegenstand — nicht bloss Mittel — ist, *da gilt er als nichts Besseres als etwa ein Tier, für das man kein Gefühl zu haben braucht, wenn nicht gar als ein Stück unbeseelter Natur.* Er wird ergriffen, gemartert, eingekerkert oder getötet, wenn er für einen Schädling gilt; er wird unbedenklich gefangen, gefressen, verkauft, versklavt, be-

raubt, wenn man Nutzen aus ihm ziehen will . . . Verschleierter Raub ist heute noch das übliche politische Mittel, durch das sich eine herrschende Klasse eines grossen Teils der Ergebnisse fremder Arbeit bemächtigt; der reine friedliche Tausch, das wirtschaftliche, dem arbeitenden Menschen gemässe Mittel gegenseitiger Hilfe verdrängt jenes nur langsam.

Das Ergebnis des Wirkens arbeitender und künstlerisch tätiger Menschen heisst Kultur. Ein Gesetz besteht, wonach ein Mensch oder eine Gesellschaft von Menschen um so kultivierter ist, ein je grösserer Teil der verfügbaren Lebenskraft auf den Zeitverbrauch verwendet werden konnte . . .

Je grösser andererseits der Raum ist, der ausgefüllt, verbraucht ward, desto mehr Zeit kann sich die Kultur lassen, eine bestimmte Höhe zu erreichen. Dem entspricht vollkommen, was Darwin über die Bedeutung der Ausdehnung einer Länderstrecke für ihre Flora und Fauna sagt. Je grösser sie sei, meint er, desto besser sei sie geeignet, um solche Arten hervorzubringen, die lange bestehen und sich weit verbreiten können . . . Ueber einen grossen und offenen Bezirk hin würden nicht nur die Aussichten für das Auftreten vorteilhafter Abänderungen wegen der grösseren Anzahl sich dort erhaltender Einzelwesen einer Art günstiger, es würden auch die Lebensbedingungen wegen der grossen Anzahl schon vorhandener Arten verwickelter sein, — und wenn einige von diesen zahlreichen Arten abgeändert und verbessert würden, so müssten auch andere im entsprechenden Grade verbessert werden, oder sie gingen unter . . . Ferner werde jede neue stärkere Form fähig sein, sich über das offene und zusammenhängende Gebiet auszubreiten und hierdurch in Wettbewerb mit vielen anderen treten.

Andererseits spricht Darwin häufig von den „Vorteilen der Isolierung", die nach ihm darin bestehen, dass Arten, die in kleinere, schwer zugängliche, natürlich geschützte Bezirke verschlagen werden, ihre Fähigkeiten rascher entfalten können, als es ihnen auf grossen Flächen mit schweren und mannigfaltigeren Daseinsbedingungen möglich gewesen wäre.

Im Menschlichen erklärt das, warum auf so vielen Inseln und Halbinseln Asiens und Europas frühzeitig hochentwickelte Kulturformen entstanden, aber auch, warum sie von kurzer Dauer waren . . . Verständlich wird es auf diese Weise, *warum sich Völker um so langsamer zuentwickeln pflegen, je grösser das Gebiet ist, worüber sie sich ausbreiten können.* Nicht umsonst wird es der europäischen Kultur um so schwerer, vorzuschreiten, je tiefer sie von Westen her in das Innere des Fest-

landes gelangt. Und noch jedesmal ist einem Volke eine vorzeitige kulturelle Reife zum Verhängnis geworden, wenn es sich hinterher gegen Gegner behaupten musste, die grössere Raumverhältnisse beherrschen lernten. — — — „Sagen wir es uns“, spricht Nietzsche im ‚Jenseits von Gut und Böse‘, „ohne Schonung, wie bisher jede höhere Kultur auf Erden angefangen hat! Menschen mit einer noch natürlichen Natur, Barbaren in jedem furchtbaren Verstande des Wortes, Raubmenschen, noch im Besitze ungebrochener Willenskräfte und Machtbegierden, warfen sich auf schwächere, gesittetere, friedlichere, vielleicht handeltreibende oder viehzüchtende Rassen oder auf alte mürbe Kulturen, in denen eben die letzte Lebenskraft in glänzenden Feuerwerken von Geist und Verderbnis verflackerte.“ (Das gilt freilich z. B. nicht für die Chinesen, die gerade vermöge ihrer Kultur alle in ihr Land eindringenden und sie zuweilen für lange Zeiträume beherrschenden Barbarenhorden schliesslich überwunden und aufgesogen haben, gerade weil sie sich im Laufe der Ausbreitung über einen riesigen zusammenhängenden Teil der Erdoberfläche zu einer unüberwindlichen Rasse entwickelten.)

* * *

Solange nicht die ganze Erde mit Menschen voll besetzt ist, liefert die Kultur jeder kooperierenden Menschengesellschaft die Mittel, in der Nahrungsbeschaffung schneller fortzuschreiten als sie wachsen kann.

Das ist der Grund, weshalb der Menschheitsentwicklung die Neigung innewohnt, immer *umfangreichere Interessengemeinschaften zu bilden und immer mehr Kräfte, die vorher durch den Kampf zwischen einzelnen Menschen und Völkern in Anspruch genommen waren, für den gemeinsamen Kampf gegen die aussermenschliche Umwelt frei zu machen.*

Der Kannibalismus weicht der Sklaverei, sobald im Kopfe des Kannibalen die Erkenntnis aufdämmert, dass ein Gefangener als lebende Arbeitsmaschine für ihn nutzbringender ist, als wenn er sein Fleisch konsumiert; die Sklaverei weicht der Lohnarbeit, sobald ein mit Sklaven wirtschaftendes Unternehmertum erkennt, dass die wachsende Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit gestattet, die höheren Ansprüche freier Arbeiter zu befriedigen, ohne dass es aufzuhören brauchte im Ueberfluss zu leben. So entstehen immer neue, umfassendere Einheitsbestrebungen, die schliesslich alle in einen grossen Gedanken münden müssen.

* * *

Wieviel Aufsehen erregte nicht seinerzeit das Schicksal der Frau des Pariser Apothekers Parat, die von ihrem Gatten jahrelang als verschliessbares Eigentum behandelt worden war, die einen Keuschheitsgürtel tragen und sich dazu im dunklen Keller an eine Kette legen lassen musste, wenn ihr Gebieter ausging. Das ist ein interessanter Atavismus aus der Zeit, wo man auch bei uns mit Frauen noch asiatisch-barbarisch verfuhr . . . Man suche nun zu überschlagen, was wir alles in unserem Kulturleben streichen müssten, wenn es dem Manne Gesetz und Sitte noch gestatteten, ihn ererbte Gewohnheit noch antrieb, die Frau als verschliessbares Eigentum zu behandeln, womit, da sie vor der Heirat Sacheigentum der Eltern oder von Vormündern wäre, gleichzeitig die Neigungsheirat im allgemeinen ausgeschlossen sein würde. Wieviel Kräfte können sich in unserer Kulturzone frei regen, die in Asien noch für die Knechtung des Weibes in Anspruch genommen sind, und wieviel früher latente Kräfte werden überhaupt bei uns erst durch eine verhältnismässig freie Liebe geweckt und zu unerhörten Anstrengungen angespornt ! . . . Man schätze ferner den Abstand ungefähr ab zwischen dem modernen internationalen Verkehrs- und Wirtschaftsleben und dem monotonen, gleichförmigen Dasein, wie es zum Teil noch heut indische Gemeinwesen führen, und wie es ähnlich auch bei uns einmal geführt worden ist.

Da bebaut eine Gemeinde das Land gemeinschaftlich und teilt seine Produkte unter ihre Glieder, während jede Familie Spinnen, Weben usw. und alle häuslichen Gewerbe teilt. Marx äussert: „Neben sehr gleichmässig beschäftigten Massen finden wir den ‚Haupteinwohner', Richter, Polizei oder Steuereinnehmer in einer Person ; den Buchhalter, der die Rechnung über den Ackerbau führt und alles darauf bezügliche katastriert und registriert ; einen dritten Beamten, der Verbrecher verfolgt und fremde Reisende beschützt und von einem Dorf zum andern geleitet ; den Grenzmann, der die Grenzen der Gemeinde gegen die Nachbargemeinde bewacht ; den Wasseraufseher, der das Wasser aus den gemeinschaftlichen Wasserbehältern zu Ackerbauzwecken verteilt ; den Brahmahnen, der die Funktionen des religiösen Kultus verrichtet ; den Schulmeister, der die Gemeindekinder lesen und schreiben lehrt, den Kalenderbrahmahnen, der als Astrolog die Zeiten für Saat, Ernte und die gute und böse Stunde für alle besonderen Ackerbauarbeiten angibt ; einen Schmied und einen Zimmermann, welche alle Ackerbau-Werkzeuge verfertigen und ausbessern ; den Töpfer, der alle Gefässe für das Dorf macht, den Barbier, den Wäscher für die Reinigung der Kleider, den Silberschmied und hier und da den Poeten, der in einigen Gemeinden

den Silberschmied, in anderen den Schulmeister ersetzt. Dies Dutzend Personen wird auf Kosten der ganzen Gemeinde erhalten. Wächst die Bevölkerung, so wird eine neue Gemeinde nach dem Muster der alten auf unbebautem Boden angesiedelt."

Wo der Wirkungskreis des Einzelnen so begrenzt, seine Abhängigkeit von der Gattung so gross ist, kann nur eine armselige Kultur entstehen. Wenn aber eine Entwicklung von solchen primitiven, sich selbst genügenden kleinen Gemeinwesen bis zu der modernen tausendfältigen Arbeitsteilung mit riesigen, über die ganze Welt verzweigten Organisationen möglich war, wer will da noch an der Möglichkeit zweifeln, dass die gesamte Menschheit ein Baum werden könne, dessen Zweige sich über die ganze Erde ausbreiten.

* * *

Der Weg zum Endziel ist durch die bisherige Entwicklung klar vorgezeichnet: alles gesellschaftliche Innenleben muss sich allmählich von der Politik befreien. In allen Verwaltungszweigen des modernen Staates müssen (man sei nicht so feig, vor diesem Wort zurückzuschrecken) Politiker Künstlern Platz machen.

Ausblicke eröffnen sich da. Man denke sich die Rechtsprechung, die Erziehung der Jugend, die ganze Bureaukratie vom politischen Ballast befreit — und damit befähigt, sich in gleicher Weise automatisch allen wechselnden Zeitumständen anzupassen, wie es heut private Industrien und alle freien Künste vermögen! . . . (Auch die Journalistik schleppt noch die schweren Ketten mühsam hinter sich her, mit denen sie die Politik einst ganz an ihren Zweck geschmiedet hatte. Erst wenn sie sich davon befreit hat, kann sie ihre Glieder frei bewegen, springen, laufen und tanzen.)

Man pflegt zu sagen, Arbeit und Kultur hätten Ernst in die kindlichen Spiele der Urmenschheit gebracht. Warum soll die Zukunft nicht aus manchem Ernst machen können, was heute die Kunst spielerisch betreibt? Weshalb soll es nicht erlaubt sein dürfen, Schurken, die sich im gesellschaftlichen Leben geschickt für Tugendbolde geben, aber im geheimen Unheil auf Unheil häufen, mit ähnlichen Mitteln zu entlarven und zu brandmarken, mit denen der Dramatiker alle möglichen menschlichen Laster aus den Höhlen und Schlupfwinkeln der Sprache vor das Licht der Rampe zerrt. . . . Was alles heutzutage bei uns noch unter dem Auge des Gesetzes und der Presse möglich ist, hat man neulich wieder in einer Volksversammlung, die von

der „Deutschen Gesellschaft für Mutter- und Kindesrecht" einberufen worden war, von Henriette Arendt, der ehemaligen Stuttgarter Polizei-Assistentin, erfahren. Da erfuhr mancher zum ersten Male, dass es auch in Deutschland noch einen wohlorganisierten Kinderhandel gibt, dass sich in Berlin und anderen deutschen Städten Institute befinden, die 2—3000 Kinder pro Jahr zu verschicken imstande sind, teils zu Unzuchtszwecken — Fünfjährige wandern in Bordelle —, teils zu gewerblichen und anderen Zwecken, z. B. zur Abrichtung als Gaukler, Bettler, zur Verunstaltung zu Krüppeln usw.

* * *

Wer darf es wagen, Bühnenkunst ins praktische Leben zu übertragen? Man denke den „ethischen Spass", den sich Alfred Kerr mit Jagow gemacht hat, für die Bühne erfunden. Da wären auch Die davon entzückt gewesen, die jetzt Aergernis nahmen . . . Die Kunst soll Scherz bleiben, nicht Ernst werden; so will es der Codex der Politiker — deren Vertreter bei uns meist posthume Gestalten sind; die auf die Künstler schon deshalb schlecht zu sprechen sind, weil die sie beerben werden . . .

Vive la bagatelle!
Swift

ER WURDE LEBHAFT

Wandlungen des Ausdrucks . . .

1770 (Wetzlar): „Er warf sich vor Lotten nieder in der vollsten Verzweiflung, fasste ihre Hände. drückte sie in seine Augen, wider seine Stirn . . . Ihre Sinnen verwirrten sich, sie drückte seine Hände, drückte sie wider ihre Brust, neigte sich mit einer wehmütigen Bewegung zu ihm, und ihre glühenden Wangen berührten sich. Die Welt verging ihnen. Er schlang seine Arme um sie her, presste sie an seine Brust, und deckte ihre zitternden, stammelnden Lippen mit wütenden Küssen. Werther! rief sie, mit erstickter Stimme, sich abwendend, Werther! und drückte mit schwacher Hand seine Brust von der ihrigen; Werther! rief sie mit dem gefassten Tone des edelsten Gefühles."

1911 (Berlin): Nach dem Tennis war ich mit ihm allein im Zimmer. Er wurde lebhaft. Und so bekam ich das Kind.

HERMANN BAHR

schliesst in der „Aktion" die Antworten zum Kapitel Alfred Kerr (für den noch Georg Brandes, Peter Baum, Anselm Ruest, Dr. S. Friedlaender, Emil Faktor, Trebitsch eingetreten sind) mit den Worten:

Das ist einer, freut euch doch!

Einer der schreiben kann (auch anders, sonst wärs ja kein Können; schrieb Goethe der Stein nicht anders als an den Grafen Kaspar von Sternberg?). Einer, der sich lebendig zur Kunst verhält (nach keinem Schema, sondern aus Gefühl und mit den Sinnen). Und einer, der bewiesen hat, dass deutscher Ernst keinen Klumpfuss haben muss. Mannhaft sein, Gesinnung haben, für etwas einstehen — man hatte ja schon geglaubt, in Deutschland sei dies nur mit finsteren Augenbrauen, gekreuzten Armen und sich an die Brust schlagend möglich. Dadurch ist es den jungen Leuten so verleidet worden. Nun aber zeigt einer, dass man es auch lächelnd und mit Anmut kann. Dies alles wäre ihm nun vielleicht noch verziehen worden, hätte er nur die vorgeschriebene Haltung vor der Polizei bewahrt. Ihr haben Literaten kniefällig zu nahen. Er aber steht aufrecht. Beklommen fragt Preussen: Darf man denn das?

Ich war oft seiner Meinung. Zuweilen auch, wenn er arg über mich schrieb. Nur einmal nicht. Im Fall Harden gegen Eulenburg war ich seiner Meinung gar nicht. Dass Harden und Kerr einander auffressen möchten, ist echt deutsch. Aber was gehts uns an? Ich meine, wir sollten froh sein, zwei solche Kerls zu haben. Wodurch ich mirs denn vielleicht mit beiden verderbe, doch will ich ja von ihnen nichts als an beiden meine Freude haben und das kann mir keiner verbieten.

Kerr ist einer, freut euch doch!

Ober-Sankt Veit, 5. Mai 1911. HERMANN BAHR

„BLÄTTER DES DEUTSCHEN THEATERS“

wird eine dramaturgische Wochenschrift heissen, von den Herren Felix Hollaender und Arthur Kahane geleitet. Die Vermutung, dass die zwei Dramaturgen abwechselnd Reinhardts Vorstellungen kritisieren werden, ist irrig. Ein Ausschalten der Kritik wird überhaupt nicht geplant, da hierzu die Notizen in den täglich erscheinenden Blättern hinreichen. Ein einleitender Aufsatz von Felix Hollaender, „Zickels Pech“, soll die erste Nummer schmücken. K.

DIE BÜCHSE DER PANDORA

Die Post: „Man empfindet es, wie schon angedeutet, als eine Wohltat, dass der letzte Galan ein ‚Aufschlitzer‘ ist.“

Vossische Ztg.: „... eherne Langweile und Pedanterie ... Der Kritiker muss“ [Anm.: er kann sich nicht helfen, er muss] „hier schärfer urteilen als der Richter; er klagt den Verfasser noch einmal an“ [Anm.: dieser Rezensent ist sehr streng], „weil er ihn auf ungebührliche Weise angeödet hat.“ [Sehr streng].

Kreuz-Zeitung: „Falls ein literarischer Abend dazu berufen sein sollte, Gradmesser zu sein für die tiefste Dekadenz einer Literatur, so hätte der gestrige seine Mission erfüllt. Fast scheint es, dass es ein Tiefer hinab nicht mehr geben kann.“... „eleganten Publikums, in dessen Reihen jegliche Extravaganz in Gesichtsschnitt und Habitus vertreten war ...“

Börsen-Courier: „Nie, nie zuvor ist hier eine Gesellschaft zu einem ekleren Mahle, zu einem widerlicheren geladen worden. ..“ „Aber blinkt nicht aus dem Kehrichthaufen da etwas wie ein edler Stein?“

* * *

Welt am Montag: „Wie das riesenhafte Symbol einer kosmisch erschauten Geschlechtlichkeit, die zwischen Gott und Satan im Weltall umhertaumelt. Wie das aufreizende Bild eines in al-fresco-Dimensionen gereckten Phallusdienstes. Oder wie die Zeichnungen des Félicien Rops, der den Kampf der Geschlechter, mit einer Schamlosigkeit, die keine Schamlosigkeit mehr ist, in grandiose Umrisse gebannt hat. —“ (Arthur Westphal)

RELIGION

Flugzeug schwebt wie eine Taube
Ob dem Menschenaufgebot
Da — ein Sturz; ein Hieb der Schraube
Schlägt den Kriegsminister tot.

Jeder Moslim weist als Mahner
Auf den Unglücks-Monoplan,
Alle gläubigen Marokkaner
Flüstern: „Allah hat's getan.“

Aus dem Kindermärchenbronnen
Rinnt das Wasser . . . Unterdes
Rücken gallische Kolonnen
Unaufhaltsam ein — in Fez.

Wir bitten, alle Sendungen ohne Nennung eines einzelnen Namens an die Adresse des Verlages zu richten und mit der Aufschrift zu versehen: für die Redaktion des ‚Pan‘.

Für unverlangte Manuskripte kann keine Garantie übernommen werden. Sprechstunden der Redaktion: Montags, Dienstags, Mittwochs von 11—1 Uhr.

Verantwortlich für die Redaktion: Wilhelm Herzog, Berlin-Halensee.
Verlag von Paul Cassirer, Berlin W. 10, Viktoriastrasse 5.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Erster Jahrgang No. 16 16. Juni 1911

PAN

Halbmonatsschrift herausgegeben
von WILHELM HERZOG und PAUL CASSIRER

JNHALT:

Alfred Kerr............................Ballade vom Krankenwärter Griehl
Janus..Götterdämmerung rechts
Reinhard Koester.................Ritter Blaubart
Dr. phil. Helene Stöcker.....Soll man keusch leben?
Krites...Fusionen
Max Brod...............................Höhere Welten
Peter Altenberg......................Bettlerfrechheit
Kurt Hiller.............................Meinungen und Methode

„Von Wilhelm bis Bebel"
Die Berühmtheit und Wilbrandt – Bienenzucht
Für Wedekind

Ballade vom Krankenwärter Griehl

Von ALFRED KERR

I.

Patriotisch im Gefühl
War der Krankenwärter Griehl.
Moltke, Bismarck nach dem Tode
Hingen über der Kommode.

Griehl war ehrenfest und froh.
(Ueber seinem Vertikow
Hing auch Kaiser Wilhelm stets
Und die Schlacht bei Königgrätz.)

Keiner sah ihn je erbleichen,
Und er trug das Ehrenzeichen;
Säuberlich gewichste Schuhe;
(Unnatürlich, — diese Ruhe!)

II.

Horch, man schleppt ihn in die Zelle.
Witwe Hoffmann! Mordgeselle.
Diesen Fang verkündet froh
Unserm Erdball Wolffs Büro.

Keiner leugnete so viel
Wie der Krankenwärter Griehl;
Doch mit Telefunken blitzt
Wolffs Büro: „Der Schurke sitzt!“

Niemand habe er geschochten,
Sagte Griehl mit dürren Wochten,
Wie es billig und gebührlich ;
(Diese Ruhe, — unnatürlich.)

Erst ein Sattler; Wäschekutscher;
Jetzt ein Krankenwagenrutscher
Wird erpackt vom Rachestrahl ;
(Diese Ruhe, — unnormal.)

III.

Drei der Monde unterdessen
Hatte unser Freund gesessen ;
Bis des Amts geheimer Rat
Leuchtend in den Griehl-room trat.

Er entliess ihn (als den Dritten,
Welcher schuldlos Haft gelitten).
Griehl zeucht selig zu den Seinen ;
Horch, wie sie vor Freude weinen.

Ueber'm Vertikow in stillem
Abendlicht hängt Kaiser Willem
(Und der gleiche Strahl beschien
König Friedrich bei Colin.)

IV.

Pfleger Griehl hat sich alsbald
's Ehrenzeichen angeschnallt ;
Von den Töchtern, von den Jungen,
Von der Gattin treuumschlungen.

Samft im Abendsonnenstrahl
Singt er einen Dankchoral ;
Stillvergnügt und friedensträchtig
(Einst durch Ruhe so verdächtig.)

Abendlich und friedlich war'sch
    Griehl sass still auf seinem Stuhl.
Dann jedoch, gespannt aufs höchste,
    Sann er: „Welcher ist der nächste . . .?"

Und sein Knabe, froh gebräunt,
    Rief: „Wohl nur ein Friedensfreund!
„Wegen dieses Mordes wird
    „Bertha Suttner eingespirrt."

Original from

Götterdämmerung rechts

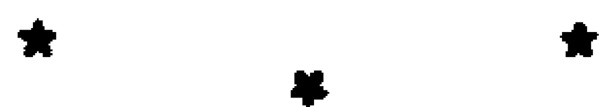
Es gibt Symptome, die dem politischen Beobachter es nicht als ganz unmöglich erscheinen lassen, dass die Dämmerung eines neuen Tages sich vorbereitet, die dann zugleich die Götterdämmerung der Herren von der äussersten Rechten sein wird.

Die konservative Partei, die im Laufe der letzten drei Dezennien schon so manches ungeratene Parteikindchen zur Welt gebracht hat, — la recherche de la paternité est interdite — hat wieder einmal in Schmerzen geboren, und das neue Baby benimmt sich noch ungebärdiger gegen die würdige Mama als seine älteren Geschwister, nämlich die Reformpartei, die wirtschaftliche Vereinigung, die verschiedenen antisemitischen Fraktiönchen, die selige nationalsoziale Partei usw. Es hat in der Taufe den Namen „Bauernbund“ erhalten und schickt sich ernsthaft an, stark zu wachsen und der Erzeugerin den Platz im eigenen Hause unangenehm zu verengen. Der agrarische Turm im Osten hat einen klaffenden Riss erhalten; der alte Gegensatz zwischen Bauer und Junker, den man so lange glücklich vermogeln konnte, ist den Ansiedlungsbauern im Osten wieder nachdrücklich zu Gemüte geführt worden; sie sehen jetzt, dass da, wo der Grossgrundbesitzer sitzt, hundert Bauern nicht sitzen können; sie sehen, dass trotz aller „liebreichen Worte“, die der Landbund auf ihre Beschwerden erwidert, dennoch die ganze Staatsmaschine im Osten für den Junker und gegen den Bauern wirtschaftet, sehen es daran, das der Hauptteil der Lasten (Steuern!) auf sie, aber der Hauptteil der Rechte auf den Junker fällt (Kreis- und Provinzialverwaltung, Eisenbahnstationen, Chausseebauten); und sie werden auch bald klar sehen, was sie bis jetzt nur noch unvollkommen erkennen, dass die Wirtschaftspolitik junkerlich und gegenbäuerlich ist. Denn der Bauer braucht Viehzölle und zollfreie Futtermittel, der Grossgrundbesitzer aber Kornzölle im lückenlosen Tarif.

Dieser Gegensatz ist explodiert an dem praktischen Problem der inneren Kolonisation. Die wollen Bauern und Junker, beide, aber jeder versteht darunter etwas anderes. Die Bauern wollen Zerschlagung der Rittergüter, die in Bauerndörfer umgeschaffen werden sollen; damit ist den Junkern nicht gedient. Denn sie wissen wohl: „wer das Land hat, hat die Macht“, und sie wehren sich um ihre Macht. Sie wollen vor allen Dingen nicht, dass ihre Vertretungsberechtigung in der famosen sogenannten „ländlichen Selbstverwaltung“ sich durch das Verschwinden

der „kreisfähigen Grossgüter" vermindere, und darum verlangen sie, dass womöglich bei jeder Parzellierung ein kreisfähiges „Restgut" übrig bleiben soll. Und zwar begründen sie diese Forderung mit der Behauptung, dass die Bauernschaft aus Mangel an Intelligenz und Geld nicht imstande sei, die Ehrenämter der Selbstverwaltung zu besetzen.

Dagegen empört sich natürlich das Selbstbewusstsein der meistens aus rein bäuerlichen Gegenden stammenden Ansiedler, die ganz genau wissen, dass ihre Väter und Brüder in der Heimat die Pflichten der Selbstverwaltung wesentlich besser erfüllen, als die Herren im Osten. Aber es empört sich ausserdem ihre wirtschaftliche Einsicht und ihr nationales Gefühl gegen diese Restgutfabrikation; ihre wirtschaftliche Eiusicht: denn sie wisse gauz genau, dass dort, wo ein Restgut gebildet wird, statt einer leistungsfähigen Dorfgemeinde zwei schwache Gebilde entstehen: ein von einem kapitalschwachen Besitzer bewirtschaftetes Grossgut relativ kleinen Umfanges — und eine ihres natürlichen Mittelpunktes entbehrende, weithin zersplitterte leistungsschwache Gemeinde. Und ihr nationales Gefühl: denn sie greifen es täglich mit Händen, dass aller Grossbesitz in den Ostprovinzen das Mittel unaufhaltsamer Polonisierung des Landes ist. Es gibt nur die Wahl zwischen Kolonisation und Polonisation, denn der Grossgutsbesitzer findet auf die Länge deutsche Arbeiter überhaupt nicht mehr.



Noch raffinierter, noch bauernfeindlicher und junkerfreundlicher ist die Methode der sogenannten „inneren Kolonisation", die Herr Geheimrat Kapp, der Leiter der ostpreussischen Landschaft, empfohlen hat. Er will die Aussenschläge aneinanderstossender Rittergüter aufkaufen, um hier Arbeiterkolonien anzusiedeln. Damit würde er für die von ihm vertretene Klasse zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Die derart verkleinerten Rittergüter würden diejenigen Ländereien loswerden, die ihnen bisher, wenn überhaupt, nur einen sehr geringen Ertrag gebracht haben, die bei genauerer Rechnung meistens sogar als Zuschussäcker erkannt werden würden. Denn es ist ja weit bekannt, dass selbst der beste Boden keine Rente mehr ergibt, wenn er nur wenig über einen halben Kilometer vom Hof entfernt ist: der Transportaufwand verschlingt den Ertrag.

Diese wertlosen Aecker würde, das ist der „verflucht gescheite Gedanke" des Herrn Kapp, der Staat seinen Triariern abkaufen,

und zwar natürlich zu guten Preisen. Das wäre die erste Fliege unter der Klappe: etwas Wertloses, ja wahrscheinlich in der Regel Verlustbringendes gegen blankes Gold, viel blankes Gold abgeben, die Güter gesund arrondieren und noch darauf gezahlt bekommen! Und die zweite Fliege ist die Ansiedlung von Arbeitern. Auf Staatskosten Kolonien zu schaffen, die ausserhalb jedes verständigen Gemeindeverbandes hausen, deren Insassen gezwungen sind, mangels einer anderen Arbeitsgelegenheit zu jedem ihnen gebotenen Preise auf den Nachbargütern zu scharwerken, das wäre ein vortreffliches Mittel gegen die Leutenot — wenn genug Arbeiter dumm genug wären, auf diesen Vorschlag hereinzufallen. Aber sie sind nicht dumm genug dazu; sie haben nicht die mindeste Neigung, auf den völlig ausgesogenen Aussenschlägen zu darben und dafür keine Möglichkeit eigener wirklicher Selbständigkeit für die Zukunft einzutauschen. Und darum darf man wohl den Gedanken des Herrn Geheimrats trotz aller Geschicklichkeit als „herzlich dumm" bezeichnen.

* * *

Nun wäre das alles für die Zwingherrschaft der Agrarier in den Ostprovinzen vorläufig noch nicht so sehr bedenklich; noch scheinen sie die Regierung mit Trense und Kandare zu reiten: denn trotz Bauernbund und Agrarwissenschaft scheinen in der letzten Zeit in der Tat mehr Restgüter gebildet zu werden als bisher. Aber — die Krise greift schon weiter. Der „Geheimrat" wird ungeduldig. Schliesslich herrscht auf die Dauer in Preussen doch der Geheimrat. Er ist zwar im Grunde konservativ mit starker Hinneigung zu patriarchalisch-patrimonialen Gesichtspunkten. Aber es ist nicht nur seine gute Tradition, den Kurs des Staatsschiffes zwischen allen Wirbeln der Klasseninteressen hindurch nach dem Zielpunkt des Gemeininteresses zu steuern, sondern er ist auch in der Tat dem Kampf der Klasseninteressen in der Regel in starkem Masse entrückt. Diesem typischen Geheimrat fällt die agrarische Demagogie des Landbundes je länger, je schwerer auf die Nerven: ein halb ästhetischer, halb staatsmännischer Widerwillen gegen rohen Lärm und gewaltsame Gesten, denn der Herr Geheimrat liebt das Leise, Diskrete, Zurückhaltende.

Er steht sachlich ganz auf seiten der inneren Kolonisation im Bauernsinne gegen die innere Kolonisation im Agrariersinne. Er erkennt wohl, dass die nationale und die ökonomische Frage der Nation auf keine andere Weise gelöst werden kann, als durch eine energische, d. h. umfassende und schnelle Verwandlung

von Rittergütern in Dorfschaften. Vielleicht weint er im stillen Kämmerlein dem sinkenden Stande der alten Herren Preussens eine verschwiegene Träne nach: aber er weiss, was die Forderung der Stunde ist. Die ungeheuere Landflucht muss gestopft werden, an der der Osten verblutet, während die Industriebezirke unförmig anschwellen; sie muss gestopft werden, da dies das einzige Mittel ist, das politisch, ökonomisch und hygienisch gleich verderbliche Riesenwachstum der Grossstädte zu hemmen, den Lohn der Industriearbeiter zu heben, die Degeneration der Arbeiterbevölkerung zu bremsen, die die Wehrfähigkeit des Staates unheimlich schnell vermindert, und die Ostprovinzen, unser Festungsglacis gegen Russland, vor der vollständigen Verslawung zu bewahren. Das sind Staatsnotwendigkeiten von so ungeheuerer Grösse, dass der Geheimrat entschlossen ist, sie durchzuführen. Professor Sering, der wohlbekannte Berliner Agrarpolitiker, forderte kürzlich als Minimum der inneren Kolonisation die Verwandlung von einer Million Hektar Ackerlandes in den Ostprovinzen in Bauernland; die hohe Körperschaft, in der er sprach, das anti-agrarischer Gesinnung wahrhaftig nicht verdächtige Landes-Ökonomie-Kollegium, nahm seine Resolution einstimmig an, und das ist denn auch das Minimum, das der Geheimrat durchzusetzen entschlossen ist.

Sobald er aber einen Schritt in dieser Richtung zu tun versucht, schliesst sich die Faust der Agrardemagogie, die der Vorsicht halber immer an seinem Halse ist, peinlich fester um seine Gurgel, so dass er kaum schnaufen kann. Wie das Verhalten der Regierung in der Frage der Restgüter zeigt, ist in manchen Dingen die Hintertreppenpolitik der privaten Beziehungen bei uns doch noch stärker als die offizielle Politik. Und so flüchtet denn der Geheimrat, um seine eigene Existenz und um das Wohl des Staates gleichmässig besorgt, mit aller Zurückhaltung und sozusagen mit tausend Respekten in die Öffentlichkeit. Es sind jetzt von hohen Beamten, darunter von dem früheren Präsidenten der Ansiedlungskommission Geheimrat Metz und von dem Regierungs-Präsidenten von Frankfurt v. Schwerin, kleine Abhandlungen zur inneren Kolonisation erschienen, die für den Eingeweihten ganz deutlich zeigen, wie tief der Sprung zwischen Bureaukratie und Agrardemagogie heute schon klafft. Noch ist der Ton derjenige der freundschaftlichen Mahnung der väterlichen Belehrung, der warnenden Sorge: aber hier und da zuckt es doch schon wie Wetterleuchten von Ungeduld und Ärger durch die Zeilen, von diskreter Empörung über den Klassenegoismus, der seine Vorrechte mit zäher Ver-

bissenheit festhält, obgleich die patriotische Pflicht wäre, sich den Staatsnotwendigkeiten zu opfern. Die Herren sollen sich in die Rolle des Curtius finden, sollen gepanzert und gespornt in den Abgrund sprengen, in den das Vaterland zu versinken droht.

* * *

Aber die Herren „faciunt diabolum", wie der Student sagt. Sie denken gar nicht daran, sich zu opfern. Man mag ihnen noch so oft vorhalten, dass die Steuerkraft und die Wehrkraft der Ostprovinzen sich wenigstens verdreifachen wird, wenn sie von Bauern ersetzt sein werden; dass nicht nur das Land, sondern sie selbst rettungslos der Polonisierung zusteuern, wie ihre rein deutschen Standesgenossen in Böhmen, die heute völlig tschechisiert sind: das schwäbische Geschlecht der Schwarzenberg schreibt sich ja heute : Svrcmbrg; das alles ist ihnen „Wurst und egal"; sie sagen „l'état c'est nous" — und haben damit in historischer Betrachtung völlig Recht — „und darum kann es unmöglich die Staatsnotwendigkeit erfordern, dass wir verschwinden"; und sie wehren sich mit all der Zähigkeit und Verbitterung der Leute, deren Kraft mehr in den Lenden als im Gehirn steckt.

* * *

Das sind Symptome künftiger Scheidungen, die bewertet werden wollen, um so mehr, als wir zum ersten Male einen Kanzler haben, der sozusagen der „Geheimrat an sich" ist, der absolute, ideale, von jedem peinlichen Erdenrest abgelöste Geheimrat. Bismarck war überhaupt kein Bureaukrat, Hohenlohe eine Durchlaucht, ein Fürst und Magnat; Bülow war Diplomat und Weltmann; mit Bethmann Hollweg hat der Geheimrat die oberste Staffel der Beamten-Hierarchie erstiegen.

Vielleicht konnte uns nichts besseres geschehen, als dass jetzt gerade unser Kanzler ein Geheimrat ist, oder besser: dass der Geheimrat endlich Kanzler wurde. — JANUS

Ritter Blaubart

Von REINHARD KOESTER

Er liebte mehr als irgend einer,
denn seine Sehnsucht war ein Meer.
Er liebte viele — aber keiner
gab er die ganze Seele her.

Und sah er sich im Lustgeniessen,
nach dem sein Blut verzweifelnd schrie,
in eine Frau hinüberfliessen —
erschlug er sie.

Soll man keusch leben?

Von Dr. phil. HELENE STÖCKER

Während der ganzen Reise hat sich uns die Nacht-Landschaft draussen in tiefsten dunkelblauen Tönen dargestellt. Nun, als wir uns der Halle des Anhalter Bahnhofes nähern, beginnt der Horizont in hellgrünen und goldenen Tönen zu schimmern. Die Sonne geht auf, und während der Fahrt durch die morgenstillen Strassen, in der nur vereinzelt noch hier und dort ein Wanderer nach Hause zurückkehrt oder an einer Strassenecke ein Liebespaar sich immer noch nicht trennen kann, gehen mir bei dem gleichmässigen Rhythmus die unsterblichen Verse durch den Sinn: „Schattenküsse, Schattenliebe, Schattenleben, wunderbar, Meinst du, Schwester, alles bliebe unverändert, ewig wahr? Was wir lieblich fest besessen, schwindet hin wie Träumerei'n, und die Herzen, die vergessen, und die Augen schlafen ein."

Und dann die anderen Worte: „Sollt ich deiner je vergessen, Beste, Teuerste der Frau'n, die Herzen sind verführbar, und den Wandel liebt, was lebt. Immer bis zum letzten Atem werd ich deine Augen seh'n, deine lieben, schönen Augen, glänzend grau und gütevoll."

* * *

Wundersam ist diese Fahrt durch den jungen Morgen, da der Duft welkender Rosen, die mit mir vom Kongress kommen, schwer und süss zu mir aufsteigt. Und während die Eindrücke fast zweitägiger Redeverhandlungen sich in mir ordnen sollen, um über sie zu berichten, steht mit voller Klarheit und Schärfe, stärker, tiefer, unvergesslicher als alles andere der Sonntag Nachmittag im Park von Pillnitz vor mir, der stille Weiher mit den Seerosen, aus dessen grünem Gebüsch, das der Sonnenschein durchflutete, zauberhaft ein bronzener Junokopf, weihevoll, wie eine alte Kultstätte, herüberschaut und der Rosengarten, der sich zwischen den in einem geschützten Viereck gebauten Schlossgebäuden satt und leuchtend ausbreitet. Die zierlich verschnörkelten Säulen der Gebäude mit ihren chinesische Figuren tragenden Friesen, rufen uns Zeiten zurück, die der Lebenskunst vielleicht näher war als wir heute.

* * *

Der Lebenskunst, ist das nicht auch zugleich Liebeskunst? Und sind wir nicht so im grossen und ganzen, so die „Aller-Allermeisten", sehr weit davon entfernt?

Während der Verhandlungen, die mich nach Dresden geführt hatten, hat sich diese Frage gewiss doch der Eine oder andere unter uns stellen müssen. Die Frage der Bedeutung der sexuellen Abstinenz für die Gesundheit, für Glück und Leben des Einzelnen wie der Gesamtheit ist ja nicht eine Frage, die erst wir „modernen" Leute erfunden haben, wie das unhistorische und unpsychologische Naturen uns vorwerfen. Sie ist von jeher, im Wandel aller Zeiten und Völker, aller Religionen, Moralen, Gesundheitslehren eine der wesentlichsten gewesen. Und in keiner der anderen grossen Kultur-Religionen, weder bei den Indern noch bei den Mohammedanern, ist die Frage so negativ beantwortet worden, wie es dann später durch die christliche Kirche des Mittelalters — nicht einmal im jungen Christentum — geschehen ist.

Denn, darauf hat noch jüngst einer der zu tiefst in die tausend und abertausend Schlupfwinkel der menschlichen Sexualpsyche eindringende Engländer, Havelock Ellis, hingewiesen, dass die sogenannte Askese des jungen, frühen Christentums zunächst nichts war, als eine verfeinerte, raffinierte Erotik, die gegenüber den oft roh und stumpf gewordenen Genüssen des späten Heidentums eine neue Würze in dieser Form einer „durchgeistigten" Liebe fand. Die frühen Kirchenväter und Heiligen haben sehr wohl eine höchst zarte Form erotischer Vertraulichkeiten gekannt. Die früh-christliche Literatur wimmelt von Novellen von Liebenden, die sich ganz ihre „Keuschheit" bewahren, und doch die erlesensten Mysterien der Liebe ausfindig machen. . . Schon ein Traktat von Chrysostomus eifert gegen diejenigen, „welche Jungfrauen in ihren Häusern halten". Er schildert eingehend die kleinen Aufmerksamkeiten und die Fürsorge, welche die Geistlichen an ihre jungfräulichen Freundinnen wandten. Aber er kann nicht umhin, sich zu denken, dass der Mann, der Küsse und Zärtlichkeiten mit dem Mädchen tauscht, dessen Jungfräulichkeit er achtet, etwas von den Leiden des Tantalus erfährt. Diese raffinierte, zärtliche Keuschheit, deren süsse Entdeckung diese Christen machten, welche die Ausschweifung der Heiden von sich gewiesen hatten, wurzelt tief. Das zeigt die Häufigkeit, mit der die ernsten Kirchenväter aus Furcht vor Aergernis sie tadeln, wenn auch nicht ohne Spur geheimer Sympathie. Wir sehen also, und das ist das Interessanteste an dieser Entdeckung, hätte diese christliche „Keuschheit" nicht den Reiz einer neuen Sensation, einer entzückenden Freiheit und eines unbekannten Abenteuers besessen, so würde sie die christliche Welt nie erobert haben.

Es ist wahr, diese frühen Christen verschmähten die gröberen Formen sexuellen Genusses; aber nur, um sich um so glühender

und zärtlicher in die raffinierten Genüsse erotischer Vertraulichkeiten zu vertiefen. Auch sie waren also gewissermassen Entdecker einer neuen Welt in der Liebe, die in ihrer Art auch zur Verfeinerung der Liebeskunst beitrugen, wie es ausgeklügelter und systematischer die Inder in ihren Liebestraktaten getan haben. Auch der Islam, einfacher und natürlicher, konnte sich kein Paradies ohne Geschlechtsgenuss denken.

Diesem langen Weg der Verdüsterung und Verirrung und Entrechtung, der vom jungen Christentum durch Kloster-Unzucht und Kloster-Inbrunst, durch die süsse Innigkeit der Mystik zu den grausigen Hässlichkeiten und Absurditäten des Hexenwahns führt, durch die Ueppigkeit der Päpste und Luthers bäuerlich-gesunden Protest gegen die Verwehrung der einfachsten elementarsten Natürlichkeiten, durch die Strenge und Enge des Puritanismus, wie die wiederum verfeinernde und verinnerlichende Wirkung des Pietismus, diesem langen Weg können wir im einzelnen hier nicht nachgehen. . . Aber wir wissen alle, dass wir nun uns in einer Zeit gefunden haben und zum Leben und Lieben erwacht sind, als Lebens- und Liebeskunst sehr niedrig im Werte standen. Der grosse Kampf gegen „Nazarenertum" und „Lebens- und Liebesverneinung" ist noch nicht ausgekämpft. Und wir müssen es wohl zugestehen, die wir in jenem Sinne weiter kämpfen wollen, dass dieser Kampf wohl nie ausgekämpft werden wird.

* * *

Gerade im Lauf der Verhandlungen, soeben in Dresden bei der achten Generalversammlung der „Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" über das Problem der sexuellen Abstinenz wurde das sonst oft Unbegreifliche begreiflich: Warum wohl die Menschen sich soviel Einengung und Erniedrigung ihres Lebens gefallen lassen, warum das neben der Kunst doch stärskte Lebensstimulanz, die Liebe, für sie eine Angelegenheit von so untergeordneter Bedeutung ist.

Wie sie statt nach Goethe und Kleist nach der „Familie Buchholz" oder der „Lustigen Witwe" verlangen, so ziehen sie eine polizeilich überwachte Prostitution der Liebesleidenschaft vor. Diese schimpfliche Bequemlichkeit hat Clemens Brentano mit scharfem Blick als die ärgste „Philisterei" erkannt, „wenn so der herrlichste Trieb im Menschen ohne Leidenschaft, ohne Heiligung durch den Priester, ohne Heiligung durch Kühnheit, Abenteuer und Gefahr, ekelhaft und bequem befriedigt werde."

Die Anerkennung, der Schutz solcher Dinge kann nach seiner Meinung nur durch eine Philistergesinnung in einem Staat eingeführt werden. Ja selbst Verführungen scheinen ihm in der Totalität der Folgen weniger schrecklich als diese Nachsicht gegenüber der Verkäuflichkeit.

Diese Einsicht in das Ewig-Philisterhafte, die Erkenntnis, dass nicht die „Sünde", sondern die „Genügsamkeit" der meisten zum Himmel schreit, wurde in Dresden nicht etwa durch das einleitende Referat von Geh. Rat Eulenburg erweckt. Hier war im Gegenteil das Wesentliche dessen, was man von der Wissenschaft, insbesondere der Neurologie, zu diesem Problem erwarten kann. Er hat der Kompliziertheit dieser Fragen vollkommen Rechnung getragen, indem er es prinzipiell abgelehnt hat, diese Frage mit einem einfachen „Ja" oder „Nein" zu beantworten. DieFrage, ob und wie weit sexuelle Abstinenz überhaupt durchführbar und ob sie innerhalb dieser Grenzen unschädlich oder mit mehr oder minder schweren körperlichen und seelischen Folgen verknüpft sein könne oder müsse, diese Fragen sind nach seiner Meinung vom hygienisch-ärztlichen Standpunkt nicht grundsätzlich und generell, sondern nach Geschlecht, Lebensalter und Veranlagung, Temperament und Charakter, also individuell zu beantworten. . . . Und wenn bisher diese Frage beinahe amüsanter Weise nur in Bezug auf das männliche Geschlecht gestellt worden ist, so hat Eulenburg mit Recht daran erinnert, dass diese Frage der sexuellen Abstinenz für das weibliche Geschlecht und zwar aller Altersstufen bis zum vollendeten Klimakterium von weit einschneidenderer Bedeutung sei.

So selbstverständlich das ist, so ist es angesichts unserer „offiziellen Moral", über die auch Stendhal und Balzac schon die Schärfe ihres Spottes ergossen haben, doch dankbar anzuerkennen, wenn ein Mann vom Rufe Eulenburgs ihr im Namen der Wissenschaft entgegentritt. Bei den Frauen ist nach seiner Meinung die Sache deshalb noch schwerer und ernster zu nehmen, weil nicht bloss die verwehrte Geschlechtsbefriedigung, sondern in bedeutend höherem Grade noch der ungestillte Drang nach Mutterschaft, die Kindessehnsucht als ursächliches Moment körperlicher und seelischer Schädigungen wesentlich in Betracht kommen. Es ist auch von grosser Bedeutung, dass Eulenburg sofort und grundsätzlich in der Abstinenzfrage getrennt hat zwischen der Jugend im Alter der Entwicklung und zwischen dem, was für die Zeit von Beginn oder Mitte der zwanziger Jahre an zu gelten hat . . . Kann man vom Standpunkt der Erziehung und Volksgesundheit

wünschen, dass es gelingen möchte, die Stürme und Dränge der Pubertätszeit ohne allzu tiefe und grausame Abstürze ins Gemeine und Gesundheitszerstörende durchzukämpfen, so wird doch dann ein gesundes Liebesleben das Natürliche und Selbstverständliche sein.

Nach allen Erfahrungen der Aerzte glaubt auch Eulenburg, die bei Männern aus irgendwelchen Motiven spontan geübte oder äusserlich aufgezwungene, andauernd aufrecht erhaltene sexuelle Abstinenz als einen seltenen Ausnahmefall und als eine in ihren Folgen unberechenbare Leistung heroischer Askese bewerten zu müssen. Bei Frauen machen sich, seiner Ueberzeugung nach, die schädigenden Folgen andauernd geübter sexueller Abstinenz weit früher, intensiver und wenn wir von einer Minderheit ausgesprochen „frigider" Naturen absehen, fast ausnahmslos bemerkbar.

Verkümmerung, einseitige Entwicklung der geistigen Persönlichkeit neben ungünstiger Beeinflussung der körperlichen Funktionen, in schweren Fällen sogar Angstneurosen, Hysterie und Psychosen, das sind nach den Forschungen so massvoller Gelehrter wie Eulenburg u. A. die Folgezustände der zwanghaft unterdrückten Weibinstinkte, auf deren Unterdrückung wir so stolz sind.

So ist also das Resultat seiner Darstellung, dass die vorübergehende, zeitweise, relative Keuschheit im Entwicklungsalter wohl durchführbar und bei normaler Konstitution und geeigneter Lebensführung auch gesundheitlich gefahrlos sein kann. Andauernde aber oder gar lebenslängliche, unter äusserem Zwange aufrecht erhaltene Keuschheit ist unter allen Umständen nicht unbedenklich und besonders beim weiblichen Geschlecht als direkte Ursache schwerer körperlicher und seelischer Schädigungen zu betrachten. Ihre Auferlegung und moralische oder gesetzliche Erzwingung muss von der Wissenschaft daher als eine Quelle fortdauernder körperlicher und seelischer Gefahr bezeichnet werden. Auch vom hygienisch-ärztlichen Standpunkt muss also die moderne Bewegung auf Beseitigung oder Milderung dieser „sexuellen Not" sympathisch begrüsst werden.

* * *

Die erfreuliche Einsicht der Leiter der Tagung, einem Nervenarzt und nicht einem Dermatologen die erste grundsätzliche Behandlung des Problems anzuvertrauen, hat sich glänzend gerechtfertigt. Zu der sich anschliessenden Diskussion hatten

sich 40 Redner, aus allen Teilen Deutschlands, gemeldet, unter denen die Aerzte, speziell die Dermatologen, den speziellen Zwecken der Gesellschaft gemäss, freilich überwogen. Aber zu der Erkenntnis, dass diese Frage nicht nur vom Standpunkt der Erwerbung von Geschlechtskrankheiten zu lösen sei, mussten wohl auch die Dermatologen selber gelangen. Ebenso wurde anerkannt, dass das Geschlechtsleben der Frauen, zumal der unverheirateten, noch fast unerforschtes Gebiet sei.

Manche schienen seltsamerweise eine gewisse persönliche Gehässigkeit gegen das „Sich-glücklich-fühlen-wollen auf der Welt" zu empfinden. Diesen Vorkämpfern der „Möglichkeit" der Abstinenz hätte die Frage ihrer „Notwendigkeit" noch energischer zum Bewusstsein gebracht werden sollen ... Zugegeben, dass es Hungerkünstler gibt, so reicht die Abstinenz vom Geschlechtsleben doch viel weiter als die von Nahrung. Und wem soll diese etwa aufs Höchste ausgebildete Fähigkeit, Hungerkünstler in der Liebe zu sein, frommen? Machen Selbstquälerei, Verkümmerung, Depression, Schwäche, Neid auf die Glücklicheren, Besitzenden die Welt reicher und besser?

ür uns, die wir in der Tat uns den Himmel auf Erden schaffen wollen, für uns ist es nicht nur sinnlos, sondern direkt sündhaft, ohne zwingende Not auf eine der stärksten Freudenquellen des Lebens zu verzichten. So kann unser Bemühen nur dahin gehen, dass Möglichkeiten geschaffen werden, den Geschlechtstrieb in einer Form und Weise zu befriedigen, dass dadurch auch dem andern Menschen Gutes, Frohes widerfährt. In der Liebe ist der Trieb, Freude zu geben, eben so stark, wie der, Freude zu nehmen. Hier haben wir, wie Nietzsche mit Recht sagt, „eine der wohlwollendsten Veranstaltungen der Natur". Diese veredelnde Wechselseitigkeit der sexuellen Beziehungen, ihre Leben erhaltende und fördernde Macht, wird von den Abstinenz-Fanatikern ganz verkannt. Wenn wir also nicht mehr glauben können, wie es ja vielleicht die Menschen vor uns getan haben, dass mit dem Verzicht auf die Liebe dem lieben „Gott" ein persönlicher Gefallen geschieht, dann werden wir ebenso energisch wie gegen die erzwungene Enthaltsamkeit auch gegen die Prostitution als die traurigste Karikatur der Liebe kämpfen.

Diese Diskussion über die sexuelle Abstinenz vor einem wissenschaftlichen Forum, die sich bis zum Sonntag Vormittag hinzog, hat das Eine klar gestellt, dass über die Zeit des ersten Entwicklungsalters hinaus der Verzicht auf die Liebe nicht verlangt werden kann.

Freilich stehen wir damit am Anfang und nicht am

Ende des Problems. Es zeigt sich wieder, wie eng all unsere Kulturprobleme ineinander verwurzelt sind. Nur der energische Fortschritt der angebahnten wirtschaftlichen und geistigen Befreiung der Frau kann die sexuellen Beziehungen von Mann und Frau würdiger, für die Gesamtheit förderlicher gestalten... Wenn für die erste Jugend Enthaltsamkeit als Ideal aufgestellt wird, dann müssen zum Ausgleich Verbindungen in naher Aussicht stehen, die diese Jahre des Verzichtes lohnen, — Verbindungen zwischen Menschen, die frei und gleichwertig dastehen, die nicht dem M a n n allein Lasten auferlegen, die er um der eigenen Entwicklung unter unseren heutigen Verhältnissen noch nicht auf sich nehmen kann, Verbindungen, welche nicht die F r a u , die zu ihnen bereit ist, in den Abgrund bürgerlicher Verachtung und wirtschaftlicher Not herabdrückt.

Man mag diese Verbindungen E h e nennen, auch wenn leichtere Scheidungsmöglichkeiten als heute für sie vorgesehen werden müssen. Denn bei so frühen Verbindungen wird nicht zu erwarten sein, bei der heutigen Differenziertheit der Menschen, dass in jedem Fall j e d e Verbindung bis ins höchste Alter anhält... So ist ohne den Ausbau der Mutterschafts-Versicherung und Kinder-Rente, ohne die bewusste Regelung der Geburten, ohne Mutterschutz und Ehereformen, ohne eine Umwertung der geltenden konventionellen sexuellen Moral kein Heil zu erhoffen, ist kein Weg sichtbar, der uns aus der Trostlosigkeit und Banalität unseres heutigen Sexuallebens zu froheren und gesunderen Zuständen führt.

Und wenn sich der Asketismus jetzt in die Form verkleiden will, dass er sagt, die Liebe sei gar keine so ungeheuer wichtige Angelegenheit, so meinen wir im Gegenteil: dass sie, solange es Menschen gibt, n e b e n d e r K u n s t d e r s t ä r k s t e L e b e n s r e i z b l e i b e n w i r d — und dass eine Kultur nichts wert sein kann, die nicht die höchste Verfeinerung und Vertiefung dieser innigsten Beziehung zwischen den Menschen erstrebt.

„Und lernen wir besser uns zu freuen“ — und zu lieben —
„So verlernen wir am besten, wehe zu tun,
„Und Wehes auszudenken.“

Fusionen

Vor drei Dezennien galt der Konzentrationsprozess in der Industrie und dem Handel Deutschlands gemeinhin als eine sozialdemokratische Fabel, vor 15 Jahren hielt man ihn für wahrscheinlich, jetzt wird er als selbstverständlich angesehen. Ueber den Umfang, den die Zusammenballung des Kapitals angenommen hat, gibt die Statistik keine erschöpfende Auskunft, obgleich auch nach ihren Ziffern diese Entwicklung im Automobiltempo vorwärts stürmt. Auf allen Wirtschaftsgebieten haben ein paar Riesenbetriebe die Führung an sich gerissen, mit Hilfe des Aktienwesens konnte ein kleiner Kreis von Grosskapitalisten unter Einschränkung des eigenen Risikos die fast unbeschränkte Herrschaft über den grössten Teil des Wirtschaftslebens erlangen.

Kommunismus des Mammons nannte Cleveland, der einstige Präsident der Vereinigten Staaten diese Betriebs- und Kapitalskonzentration, zu einer Zeit, in der man in Deutschland Trustorganisationen aus wirtschaftlicher Unkenntnis im wesentlichen noch als eine Spezialität amerikanischer Gaunerei betrachtete. Inzwischen ist die amerikanische Gründungs- und Finanzierungstechnik auch bei uns heimisch geworden, die deutschen Schüler stehen ihren amerikanischen Meistern an Uebung und Erfolg nicht mehr nach.

* * *

Immer schneller setzt sich der Konzentrationsprozess, der die gewaltigste wirtschaftliche Macht in die Hände kleiner Cliquen gebracht hat, fort, er vollzieht sich ununterbrochen, in den Zeiten wirtschaftlichen Niederganges ebenso wie in Perioden wirtschaftlichen Aufstieges. . . So gewiss nun die Entwicklung zum Grossbetrieb, zur Kartellierung und zur Vertrustung führt, so unzweifelhaft ist es, aber auch, dass diese Bewegung vielfach gewaltsam gesteigert wird. Sinnfällig trat besonders in der jüngsten Zeit dieser Zustand bei zahlreichen Fusionen industrieller Betriebe hervor, für deren technische und wirtschaftliche Zweckmässigkeit auch nicht der Schein einer Begründung gegeben werden konnte.

In solchen Fällen handelte es sich um das Bestreben eines Grossinteressenten, Gelder, die er in eine wenig rentable Gesellschaft hineingesteckt hat, durch Zusammenschluss dieses Betriebes mit einem gut fundierten Aktienwerk herauszuziehen, häufiger noch ist der einzige Beweggrund vieler Fusionen in dem Verlangen der Banken noch profitablen Finanzgeschäften zu erblicken.

Nur wenige Aktiengesellschaften von Bedeutung stehen heute noch nicht unter der Botmässigkeit der Grossbanken, die die Vertrustung vorwärts treiben, nicht selten ohne dabei Rücksicht auf den Nutzen oder Schaden der industriellen Gesellschaften zu nehmen, die sie nach ihrem Willen leiten ... Unlängst erklärte der Direktor einer Kohlenzeche in der Generalversammlung auf die Anfrage eines Aktionärs, ob die Gerüchte von einer Fusion des Unternehmens begründet wären, dass er darauf keine Antwort geben könnte, denn die Direktionen pflegen davon zu allerletzt unterrichtet zu werden ... Die meisten anderen Direktoren sind weniger offenherzig, aber sie könnten, wenn sie sprechenwollten, über gleiche Erfahrungen berichten ... Sicherlich wird Herr Rathenau, der Gewaltige der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, sich ebensowenig wie die Herren Kirdorf und Ballin etwa von den Grossbanken kommandieren lassen — aber diese Prominenten stellen in der Industrie nur eine kleine Minderheit dar.

Auf die Industriegötter geringeren Grades nimmt man weniger Rücksicht, sie müssen sich den Anordnungen der Sendboten der Grossbanken in den Aufsichtsräten widerspruchslos fügen.

* * *

Die Grossbanken erlangen und sichern ihre Herrschaft in der Mehrzahl der Aktiengesellschaften aller Art nicht durch Erwerb der dazu notwendigen Aktienmajoritäten, sie verschaffen sich die Verfügung über die Aktienmehrheit grossenteils durch den Aktienbesitz ihrer Kundschaft, —ihre Machtstellung wird ferner durch die Geflogenheit gefördert, unter einander die bei ihnen deponierten Aktien für Generalversammlungszwecke auszutauschen, wenn nicht gerade die Interessen kollidieren. . . . Schon daraus ergibt sich, dass die Banken in vielen von ihnen beherrschten Aktiengesellschaften keine Aktionärinteressen haben. Gewiss sind sie an die Rentabilität der zu ihrem Konzern gehörenden Unternehmungen interessiert, aber überwiegend in der Richtung, dass sie die Hennen, die ihnen goldene Eier legen, nicht schlachten lassen dürfen. . . . Hat eine Grossbank sich eines Aktienunternehmens bemächtigt, so wird ihr Augenmerk darauf gerichtet sein, sie möglichst schnell zu allen möglichen Finanzgeschäften zu bewegen, unter denen in erster Reihe Fusionen in Frage kommen. . . . Hier erwachsen die verschiedensten und stärksten Gewinnmöglichkeiten. Immer werden für Fusionen Betriebe ausersehen werden, die entweder schon direkt zur Interessensphäre der Bank gehören oder an denen Freundes-

kreise desselben Finanzinstituts beteiligt sind. So kommt es, dass für die Fusionsobjekte zumeist wahre Liebhaberpreise gezahlt werden, denn die Repräsentanten der Verwaltung einer Gesellschaft, die den Erwerb eines anderen Werkes beschliessen, profitieren von dem Gewinn der Verkäufer, mit denen sie im grossen und ganzen identisch sind.... Bei den verhältnismässig seltenen Fällen, in denen Fusionen billig erfolgen, es sei nur an den Abschluss der fusionsartigen Interessengemeinschaft zwischen der Aktiengesellschaft Krupp und der Westfälischen Draht-Industrie-Akt.-Ges. in Hamm erinnert, hatte die erwerbende Partei, die Krupp-Gesellschaft, reine Aktionärsinteressen, — da die Krupp-Aktien sich bekanntlich ausschliesslich in dem Besitz der Familie Krupp befinden.

* * *

Immer wieder erheben unabhängige Handelsblätter die Klage, dass die Aufsichtsräte bei Fusionen und ähnlichen Massnahmen ihre Beschlüsse frühzeitig spekulativ ausnutzen; dass sie möglichst umfangreiche Käufe in den Aktien der zur Fusion bestimmten Gesellschaft zu den noch niedrigen oder doch mässigen Kursen vornehmen, — während sie pflichtgemäss die Vorteile, die sich bei derartigen Anlässen aus den meist enormen Kurssteigerungen ergeben, allen Aktionären gleichmässig zukommen lassen müssten.

Aber ernstlich wird kaum von irgend einer Seite erwartet, das durch noch so oft und scharf wiederholten Tadel eine Aenderung dieser Aufsichtspraxis erfolgen wird, — sind doch die dabei erzielten Kursgewinne für die sogenannten eingeweihten Kreise Quellen unermesslicher Profite. . . .

Abgesehen von der Benachteiligung der vielen kleinen Aktionäre ergibt sich aus diesem Verfahren ein schwerer volkswirtschaftlicher Schaden, dessen Folgen nur zu sehr unterschätzt oder gar übersehen werden. Durch die absichtlich überteuerten Preise bei dem Erwerb von Fusionsobjekten werden in erheblichem Umfange die Vorteile vorweg genommen, die sich für die zusammengeschlossenen Betriebe aus Fusionen ergeben können, sie werden kapitalisiert und fliessen als Zwischengewinne in die Taschen der kleinen aber mächtigen Verwaltungspartei.

Durch Fusionshäufungen wird so die Rentabilität der grössten und an sich gewinnreichsten Aktienunternehmen zahlenmässig herabgedrückt, — ohne diese Kunstgriffe würde die Rentabilitäts-Statistik der deutschen Aktiengesellschaften noch wesentlich günstigere Ziffern bieten.

KRITES

Höhere Welten

Von MAX BROD

I.

Ich bin weder Spiritist noch Antispiritist, weder Antitheosoph noch Theosoph. „Welcher Weltanschauung gehören Sie also an?" Ich bin Literat.

Man wird sich doch endlich angewöhnen müssen, die Literatur als eine vollgültige alles umfassende Weltanschauung anzusehen, nicht als einen Beruf. Der Schriftsteller hat seine ihm eigentümliche Art, die Dinge zu sehen, er sieht eben das Literarische an ihnen, also das künstlerisch Beschreibenswerte, das den an diesen Dingen anderweitig Beteiligten freilich sehr oft nur einen Nebenumstand darstellen mag. . . Hierdurch gerät er allerdings in den üblen Verdacht, zu ironisieren, d. h. von den Dingen nicht ergriffen zu sein . . . Ganz falsch: er ist in seiner Art ergriffen, literarisch ergriffen von ihnen. — Einem Dichter vorwerfen dass er sich von der Welt nur literarisch beeinflussen lässt, ist genau dasselbe, wie einem Politiker vorwerfen, dass er sich nicht um den Knochenbau seiner Wähler kümmert, oder einem Anatomen, dass ihm einerlei ist, ob die Skelette seines Kabinetts zu Lebzeiten der konservativen oder freisinnigen Partei angehört haben.

Ich gestehe von vornherein und mit Stolz, ich bin Literat, ich interessiere mich auch für „Höhere Welten" nur literarisch. — Kommt einer und predigt mir, dass die ganze sinnliche Welt nur Schein ist, dass es ganz andere Dinge gibt, die zu sehen für mich von der allerhöchsten Wichtigkeit ist, ja die nicht sehen mich in ewige Verdamnis stürzen wird, — so werde ich nicht umhin können, die seltsame Haarformierung und Frisur etwa dieses Drohenden in erster Linie, als Hauptsache zu beobachten und im Geiste unwillkürlich die treffendsten Worte und Vergleiche dafür zu suchen. Ganz einfach: er stellt mich in seine übersinnliche Weltanschauung, ich ihn in meine literarische. Niemals werde ich zugeben, dass die literarische Weltanschauung irgend einer anderen, noch so erhabenen, nicht ebenbürtig ist. — Dieses Gejammer über die „Lebensschwäche des Künstlers", über die „Minderwertigkeit der Literatur gegenüber dem Leben", wie es etwa Schnitzler in den „Lebendigen Stunden" anstimmt, möge endlich aufhören! Warum sich der Literatur schämen? Sie ist ein Mittelphnkt, nicht schwächer als Erotik oder Demagogie oder Wissenschaft.

Ich schäme mich nicht, — dies als Vorbemerkung — ich freue mich der Literatur.

2.

Viele Nachmittage verbrachte ich einst mit Gustav Meyrink, nun habe ich ihn lange nicht gesehen und hätte ihn vergessen, wenn mich nicht neulich wieder seine vortreffliche Dickens-Ausgabe (bei Langen) gut an ihn erinnert hätte. . . . Oft hatte ich damals das Gefühl, dass es rings um ihn spuke. Als ich kennen lernte, sprach zufällig gerade jemand mit leiser Stimme auf ihn ein, erzählte von einem Spukhaus in Budapest, das die Behörden aber versperrt hielten. Niemand dürfe hinein. Er lächelte: „Ja, so wird es immer gemacht" . . . Er selbst berichtete über erstaunliche Erlebnisse, einmal in Tirol habe sich ein Tisch, an dem er mit Freunden experimentierte, bis an die Decke gehoben, habe ihre Köpfe an den Plafond gedrückt. Er hatte eine ruhige Stimme und einen glänzend-treuen warmen Blick seiner grossen blauen Augen. Ich betrachtete jede Stunde, die er mit mir verbrachte, als Geschenk, ich stand vollständig unter seinem Einflusse; oft erwartete ich, wenn spät Nachts das Kaffeehaus fast leer war und der herrenlose Tabaksqualm, der von Abwesenden aufgerührte Staub wie auf matte Nachzügler eines Heeres auf die letzten Gäste sich stürzte: jetzt müssten Geisterhände hervorgreifen, die Tischbeine umklammern und dann auf uns los . . . Ich bewunderte sein Wissen, seine geheimen Wege. Er galt als unheilbar krank, schleppte ein Bein nach — er kurierte sich selbst und wurde gesund. Er machte alchymistische Experimente, zu denen seine ausgeschriebene Geschäftsschrift mit banal-violetter Tinte so entzückend wenig passte. — Ich begleitete ihn Nachts zu seiner Wohnung, in einem Vorort neben der Gasanstalt. Und auch das schien mir okkult, dass er neben der Gasanstalt wohnte, und entsetzte mich, unklar schwebte mir vor: wenn nun ein Funke überirdischer Aureole in so einen gefüllten Gasometer einschlägt, dieser Brand. . . Später durfte ich ihn besuchen, in seiner Bibliothek blättern. Eine Standuhr aus Porzellan fiel mir im Zimmer auf, das Zifferblatt war eine Trommel, eine teuflische Gestalt hielt sie zwischen die gespreizten Beine eingeklemmt und hob mit ungeheurer Kraft, mit wütender Grimmasse den Arm hoch empor, um auf sie loszuschlagen. Man konnte nicht hinsehen, ohne jeden Augenblick den Knall zerkrachenden Porzellans im Ohr zu haben. Daneben hing ein Bild, blasses Gesicht, Schlangen, Phosphor. „Was stellt das vor?" „Den Hüter der Schwelle", sagte er leichthin, welchen mystischen Ausdruck ich erst Jahre darauf verstand. . . Ueberdies schwieg er gern, wurde plötzlich lebhaft, witzig, lebte in Rätseln und Prozessen, niemand verstand ihn, ein Schleier von Widersprüchen hüllte ihn leuchtend ein, fast blendend. Er verkehrte unter

anderem mit einem Mann, der Fliegen sammelte, tote Fliegen, deren er schon Tausende besass. Er pflegte immer an der äussersten Kante des Trottoirs zu gehen, wie um alles übersehen zu können, was zwischen ihm und der Wand vorging; doch sah er oft gar nicht auf. Ich erinnere mich nicht, irgend einen Menschen nach ihm mit der gleichen Demut geliebt zu haben. . . . Gegenwärtig wandelt sich mir seine Gestalt langsam in eine Legende um, geschrieben in violetter Geschäftsschrift.

3.

Viele Jahre später, nachdem ich meine geheimwissenschaftlichen Kenntnisse in den Büchern der Blawatzky, in Kiesewetters Archiv, im Lotus, Lucifer-Gnosis, Flammarion u. s. f. erweitert hatte und mir immer noch ein Gedicht von Goethe oder eine Fuge von Reger erstaunlicher, geheimnisvoller, verehrungswürdiger als alle okkulten Manifestationen erschien, selbst rätselhafter als jene beiden ineinandergeschlossenen intakten Ringe aus hartem Holz, die Zöllner aufbewahrt, — traf mich ein neuer Ruf aus der Geisterwelt. Einige jüngere Freunde (dass ich auch einmal mit Leuten, jünger als ich, verkehren werde, hätte ich noch unlängst nicht gedacht. So altert man!) luden mich ein, sie hätten ein Medium unter sich, sie bewegten Tische. Ich geriet in ein schlecht erleuchtetes Zimmer, in dem einige schon aufgeregt warteten, einige von früheren Erlebnissen lachend erzählten oder begeistert. Das Medium, ein sechszehnjähriger starker Bursche, an dem man diese Eigenschaft zufällig entdeckt hatte, rauchte Zigaretten, schien teilnahmslos. Wie ich erfuhr, interessierten ihn die Versuche wenig und er musste jedesmal erst sehr gebeten werden, seine Kraft wirken zu lassen. Das alles spielte unter Kameraden, guten Freunden, alle aus reichen Familien, ein Betrug war ausgeschlossen. . . . Ich fand bereits ein ausgebildetes Zeremoniell vor. Man trat um das Tischchen (ein leichtes war ausgewählt), bildete die Kette, indem man die Hände nur leicht auflegte, die eigenen Daumen, mit dem Nachbar die kleinen Finger verband und nun leicht plaudernd auf die Phänomene harrte, nicht etwa mit Willensanspannung oder Religiosität, denn ausdrücklich wurde ein heiterer Gleichmut als besonders günstig für den Eintritt der okkulten Ereignisse bezeichnet. Man erzählte Witze oder Alltägliches. Dann beugte sich einer, der zum Sprecher für alle ausersehen war, zur Tischplatte hinunter und murmelte: „Ist ein Geist im Tisch?“ Nach mehreren vergeblichen Versuchen zuckte es im Tisch, endlich neigte er sich langsam feierlich zu einer Seite herab. Der Sprecher: „Willst du uns antworten.

Ja — einmal, Nein — zweimal, ich weiss nicht — dreimal.“ Der Tisch neigt sich einmal, zweimal, dreimal und so geht es weiter bis zwölf. Wir schliesssen daraus, dass der Geist erst um zwölf Uhr erscheinen will. Zwei Stunden lang stehen wir herum und essen Brötchen. Um zwölf wird die Kette geschlossen und sofort meldet sich der Geist. Man sagt ihm das Alphabet vor und bei dem ihm passenden Buchstaben bewegt sich der Tisch, so erfährt man seinen Namen, seine Wünsche. Es ist eine Frau in Semlin, ihr Kind ist krank, sie bittet uns, für das Kind zu beten. Wir geraten in Aufregung, denn keinem von uns ist es eingefallen, jetzt gerade an Semlin zu denken. Die folgenden Nachrichten sind noch überraschender, machen uns halb toll. „Einen Arzt, schnell einen Arzt“ zittert der Tisch. Und unfehlbar geht er seinem eigenen Willen nach, selbst dann wenn alle einen ganz anderen Buchstaben zur Ergänzung des eben diktierten Wortes erwarten, kommt es oft entgegengesetzt. Oft will man nicht das ganze Alphabet aufsagen, nennt den nächsten Buchstaben ratend. Der Tisch rührt sich nicht. Er reagiert auf seine Art und nicht anders. „Können wir dir helfen?“ fragen wir die unbekannte Semlinerin, die auf so seltene Art uns sich genähert hat. „Beten, beten.“ Wir sind so erregt, dass wir alle laut zu beten beginnen. „Sollen wir dich weiter fragen?“ Der Tisch gibt ein so heftiges „Ja“, dass er unsern Händen sich entreissend zu Boden stürzt. Das Schwierige ist, in solcher Hitze über die richtige Fragestellung nachzudenken. Endlich nach unsäglicher Mühe, alle Schweisstropfen auf der Stirn, erfahren wir, dass wir an die Polizei telegraphieren sollen. Wohin aber den Arzt schicken? Besonders neugierig sehn wir dieser Antwort entgegen, denn nun musste die Semlinerin, die uns ihren Namen, ihre Adresse vorhin nicht näher nennen wollte, ihr Inkognito lüften. Die Antwort: „Postamt Belgrad“. . . . . Nun sind unsere letzten Zweifel verstummt, denn keiner hat an Belgrad gedacht, alle schwören, gar nicht so bewandert in der Geographie zu sein; die Landkarte, schnell geholt, zeigt uns erst, dass Belgrad und Semlin einander gegenüberliegen. Eiligst läuft einer von uns zur Hauptpost, es ist 3 Uhr Nachts, und gibt unser französisch aufgesetztes Telegramm an die Polizeiverwaltung Begrad auf, die über diesen nächtlichen, so dringenden Wunsch aus Prag, sofort einen Arzt zum dortigen Postamt zu senden, damals sehr erstaunt sein muss. Wir fühlen uns schaudernd dem Wahnsinn nahe, wir verstummen. Nach einer Stunde antwortet der Tisch: „Das Kind ist tot“, ein leises Zittern, das lange anhält, folgt dem letzten Schlag. . . .

Um es gleich zu sagen: unsere spiritistischen Experimente,

von da an mit Eifer fortgesetzt, erreichten nie mehr die Erregungshöhe dieser ersten Nacht. Zwar gaben sich noch viele Geister kund: ein Kammersänger, der beklagte, am Suff gestorben zu sein — ein Einsiedler in Tibet, dessen Klopfen ganz zart (wie infolge der ungeheuren Entfernung) kam und dessen Buchstaben Worte einer uns unverständlichen Sprache ergaben — dann ein junges Mädchen unserer Gesellschaft, das jüngst durch Selbstmord gestorben war — dann der Geist Lortzings (seltsam, gerade dieses Komponisten, der keinen von uns besonders interessierte). Aber die Resultate waren oft unklar, oft sinnlos oder banal. Es beteiligten sich exakte Psychologen an den Sitzungen und untersuchten, ob sich ein von uns unterschiedenes Psychisches nachweisen liesse. Wir stellten Fragen, die keiner von uns hätte beantworten können, die man erst in Nachschlagewerken hätte aufsuchen müssen. Die Geister liessen sich auf solche Fragen nicht ein oder beantworteten sie unrichtig. Ein einziges Mal gab Lortzing das Entstehungsjahr des „Wildschütz“ richtig an. . . Allmählich wurden die Sitzungen immer langweiliger. Zum Schluss erschien immer nur ein und derselbe Geist, der gar nichts wusste, gar nichts sagte, aber immer alle andern, die sich meldeten, eifersüchtig verdrängte. Indessen waren die spiritistischen Sitzungen zu einer geselligen Unterhaltung herabgesunken, man fügte sie auf Hausbällen in den Kotillon ein, Mädchen nahmen teil, wobei sich einige als hochgradig nervös, wo nicht medial veranlagt enthüllten; schliesslich benützte man dieses Spiel, um die kleinen verliebten Affären Lebender und Toter zu erforschen, um irgend jemanden wenigstens in Verlegenheit zu bringen, wenn schon nichts bewiesen werden konnte. Die Ernsthafteren gaben die Sache ganz auf.

Was mir von dieser Periode geblieben ist, sind angenehme Erinnerungen an das rein-körperlich so süsse Gefühl, wenn unter den Fingern der belebte Tisch sich zu bewegen beginnt, dieser unirdische Druck, dem man nicht widerstehen kann, dann die individuelle Mannigfaltigkeit der Geisetr, von denen die einen hastig antworteten, andere faul und undeutlich, einige lustig aus der Nähe, andere, wie unter Wasser vergraben, schwerfällig. Dann denke ich immer noch gern an die hohen Grade von Angst, die ich damals durchmachte, wenn ein Geist versprach, etwas niederzuschreiben oder gar selbst zu erscheinen (es ging aber nie in Erfüllung oder in so koboldhaft missdeuteter Weise, dass ich an die Schlauheit des Teufels in Volksmärchen denken musste z. B. der Geist schrieb etwas nieder, sagte auf wiederholte Fragen: ja, er habe etwas geschrieben — es sei aber unsichtbar.) Und endlich: ich kann den Eindruck nicht los

werden, dass an diesen mysteriösen Nachrichten aus Semlin doch etwas Wahres war. Vielleicht kann ein Mensch, durch die innerste Not zur Ekstase getrieben, eine unglückliche Mutter wie diese, ihre herzsprengenden Gefühle in den Weltraum hinausströmen und mitfühlenden Wesen, deren Geist gerade um dieselbe Stunde allen kosmischen Wellen offen steht, in zarten Schwingungen übertragen. Ist das so undenkbar?

4.

Während der Spiritismus die Bewohner einer geahnten höheren Welt uns physikalisch vordemonstrieren will, durch Töne, Gewichtsverlust u. ä., behauptet die Theosophie, dass jeder durch gewisse Seelenübungen zu einem direkten Schauen der höheren Welt gelangen kann. Diese Lehre, die von den Geheimlehren der Inder, mittelalterlicher Mystik, Kabbala abstammt, gründet sich also nicht auf objektive Beweisgründe, sondern auf subjektives Erleben jedes Beteiligten, kann aber jedem, der ihr infolgedessen objektive Giltigkeit abspricht, entgegenhalten, dass ja auch unsere irdische Welt kein objektives Kriterium der Wahrheit bietet. Man lese nur in einer modernen Logik, beispielsweise bei Husserl, nach, wie hier, nur um dem „radikalen Skeptizismus zu entgehen", eine Evidenz angenommen wird. Unsere ganze Erkenntnistheorie steht eben vor einem ungelösten Rätsel und man kann einem, der Dinge sieht, die wir nicht sehen, nichts als statistische Wahrscheinlichkeitsgründe gegen seine Behauptung, keine Widerlegung vorhalten. . . Auf dieser Lücke irdischer Philosophie ist das System neuer Theosophie wie es Dr. Rudolf Steiner in seinen zahlreichen Büchern bietet, nachdenklich und reizvoll aufgebaut. Seine Sprache ist bei weitem klarer und ruhiger als die der Blawatzky, etwas weitschweifig, aber logisch gegliedert, im Grunde unwiderleglich. Wie fein betont er, dass der „Geheimschüler" vor allem nüchtern sein soll, dass Phantasterei mit dieser „höheren Welt" nichts zu tun hat. Sehr einnehmend lehnt er auch jeden Fanatismus ab, betont den Wert der Einwände: kurz, er arbeitet in der Manier der Wissenschaft, nicht des Glaubens, er verschanzt sich nach allen Seiten, er fordert vor allem von den Trainierenden Geduld und Hingabe. Gelingen Experimente nicht, so ist dies nur ein Beweis dafür, dass man nicht geduldig und devotionell genug war.

Das Merkwürdige ist ferner, dass diesem Manne Scharen von Anhängern aus der ganzen Welt mit vollem Vertrauen folgen, dass er Verehrung wie kaum ein anderer Lebender geniesst, dass sich Legenden um ihn bilden, wie die, er esse nur eine Weintraube täglich, er erscheine seinen Schülern als Geist u. s. f. Dabei

soll er von allen, ehe er sie in seinen Unterricht aufnimmt, vollständige Schulung in der Mathematik verlangen, ja gerade in der Mathematik.

Ich höre einen Vortrag Steiners über Theosophie. Der Saal ist dicht gefüllt. Viele Ausländer sind eigens um ihn zu hören, nach Prag gekommen. Wie in einem internationalen Seebad, nur moralisch disziplinierter, wimmelt es von Französinnen, Engländern, noch Entfernteren. Es zeigen sich . . . Männer mit weissen Bärten, andere, unter deren schöngewölbter glänzender Stirnkapsel die Brille wie eine Bewaffnung sitzt, viele Frauen in Reformkleidern, mit gemalten Achselbändern, weisse Haare, in ganz kleinen schmalen Zöpfchen zu einem Häuflein geringelt, unter ihnen ein schönes Prager Mädchen, die ich von der Gasse kenne und hier nicht erwartet habe, ihr Hut mit roten Fittichen passt dem schwarzen Haar und es beruhigt mich eine Weile, dass sie also bei aller Sorge um Karmagesetz und Wiedergeburt ihrer zeitlichen anmutigen Existenz doch die Pflege nicht entzieht. . . Freilich verlangt ja auch Dr. Steiner (und dies gehört zu den verlockendsten Partien seiner Lehre), dass der Geheimschüler seinen Beruf nicht vernachlässige, dass er seinen Körper und den Geist kräftig und gesund erhalte. Hat sie es daher? Oder aus sich selbst? — Mir fällt da überdies ein, dass aus denselben indischen Lehren Schopenhauer seine Askase, dem Pessinismus ableitete, während Steiner (dem allgemeinen amerikanischen Zug unserer Zeit folgend) Tüchtigkeit und Optimismus diesen Quellen entnahm. . . Nun steht er am Pult, ein langer schwarzer Strich, sogar der Ausschnitt des Rockes ist von der schwarzen Krawatte ganz ausgefüllt, nur die beiden niedrigen Dreiecke des Umlegekragens ragen weiss vor. Das Gesicht mager, gelb, faltig, soweit die eingefallenen Wangen mit ihrer Spannung noch Falten zeigen, schöne Augen und Hände, wie sie Frauen gefallen. Er schreit, er lässt nicht ab, er breitet die Arme weit aus, die Handflächen uns zugekehrt und im Gegengewicht den schlanken Rumpf zurückgebogen, oder er fährt mit gestrecktem Daumen und zwei Fingern, die andern Finger schlaff, durch die Luft, er ist unermüdlich. Selbst Einwände trägt er mit demselben Pathos vor, wie das, was ihm gefällt, und die Unverdrossenheit, mit der er für das Publikum bei den Elementen der Lehre anfängt, deren letzte Komplikationen ihm doch so geläufig sind, hat wirklich etwas Rührendes und Grosses. Oft schliesst er die Augen und ein Zittern von den Füssen aus durchsteigt den ganzen Körper. Er macht auf mich den Eindruck eines Mannes, der in seinem Ideal aufgeht. . . Nach dem Vortrag: Fragebeantwortung, geschickt und schlagfertig. Ich wundere mich, dass er sich auf so etwas

Menschliches einlässt, auf dieses Virtuosenstück. Da habe ich aber zu laut gesprochen und eine seiner Verehrerinnen weist mich zurecht: „Ich denke, das überlassen wir ruhig ihm, er wird schon wissen, was er tut. Er befolgt seine besonderen Zwecke, davon bin ich überzeugt." Wir kommen ins Gespräch, die Dame, obwohl der Vortrag den Anhängern Toleranz so warm empfohlen hat, wird recht bissig. Ich stelle mich vor. „Aber das ist ja unter Theosophen ganz egal." „Ich bin aber kein Theosoph", muss ich nun noch meine Höflichkeit vor ihr entschuldigen. Zum Schluss meint sie, sie habe so ihre Gedanken darüber, dass Steiner die Fragezettel immer nach den Vorträgen zu sich nehme. Ich will die Drohung nicht bemerken, die darin liegt, und meine: „Wahrscheinlich studiert er zu Hause die Fragen genauer." Sie aber, von der Allwissenheit und Allmacht ihres Meisters, dem die Dämonen gehorchen, ganz durchdrungen, fährt fort: „Er erkennt wohl auch, wer den Zettel geschrieben hat". . . Ich fühle mich schuldig. . .

Also bleibt diese dunkle Drohung in mir zurück? O nein. Denn Steiner hat die Unvorsichtigkeit begangen, einen Vers von Goethe zu zitieren (kein Stil sollte wagen, so Hervorleuchtendes in seine Zeilen einzulassen) — und die schön geordneten Vokale, die unendlichmal als alle Astralleiber mysteriösere Musik dieser Worte hat wie Mondschein mein Gemüt schon ganz erfüllt. Und sie bleibt zurück, in meinem nur literarisch organisierten Gehirn, auf dem Heimwege, hat mich längst schon wieder aus den Polemiken und systemhaft verwirrten Abstraktionen in ein Reich aufgelösten unwiderstehlichen Wohlgefallens gezogen. . . Ich bleibe bei meiner Partei. Wir werden ja sehen, was man von diesem bornierten Parteistandpunkt aus (denn borniert ist er, begrenzt, glücklicherweise!) noch erleben kann. Auch aus den „höheren Welten" komme mir noch manches Schöne!

Bettlerfrechheit

Von PETER ALTENBERG

Es ist doch selbstverständlich, dass ein Bettler, der in einem palastartigen Zinshause im ersten Stocke schüchtern-bescheiden anklopft oder vielmehr auf den elektrischen Knopf kurz drückt, und in äusserster Zerknirschung um ein Stücken Brot bittet, es erwartet, dass man ihm ein Beefsteak mit Spiegelei und extra eine Krone baar hinausreiche.

Sollte aber Jemand naiverweise den Wunsch nach einem Stückchen Brot à la lettre erfüllen, so darf er sich über die vollständig korrekte Antwort nicht wundern : „Dös können's selber fressen !"

Daher zeugt die Art, ohne demütig zerknirscht anzuklopfen, sondern ernst und in gerader Haltung 1000 Kronen g e b o r g t zu verlangen, von tieferer Menschenkenntnis, denn hier klammert sich das Opfer der „ungerecht verteilten Lebensgüter im Dasein" an diese letzte Hoffnung : „Er wird zurückzahlen, falls er kann — — —". Nein, Esel, falls er will ! Aber er will nie, nie, nie. Denn wenn er die Kraft mitbekommen hätte von seines Gehirnes Gnaden, zurückzuzahlen, so hätte er auch vor allem die Kraft mitbekommen, so sparsam zu leben, dass er nie in eine so verzwickte, also bereits der U n a n s t ä n d i g k e i t und dem B e t r u g e nahe Lage gebracht worden wäre !

Meinungen und Methode

Von KURT HILLER

Ein jüngerer Literarhistoriker und Philolog, sympathisch durch feinsinnige Analysen, auch beachtenswert wegen gelegentlicher Ritte ins Normative (etwa des Temperamentes wegen, mit dem er die „Langeweile“ theoretisch bekämpft), hat unlängst eine kunstphilosophische Ueberzeugung geäussert, die ich nicht teile. Da sein Wort keineswegs zufällig und beiläufig, sondern typisch für eine Richtung und geradezu programmatisch ist, kann ich nicht umhin, zu widersprechen.

Seine These — nicht auf Kunst schlechtweg, sondern auf die Kunst des Essays, der Glosse zielend — lautet: „Meinungen verblüffen nur den Bürger; revolutionär allein ist die Methode.“

Ich sage nun: Unser junger Gelehrter irrt sich, wenn er vermutet, dass jemals einer, der nicht neue Meinungen hatte, eine neue Methode fand; dass jemals einer, der eine neue Methode finden konnte, ohne neue Meinungen war. Denn, wer neue Meinungen hat, der muss, um sie auszusprechen, (ob er will oder nicht) sich eine neue Methode suchen; und dieses Müssen ist so stark und so sehr Symptom der Neuheit von Meinungen, dass es fast erlaubt scheint, den Satz umzukehren und zu sagen: Wo es keine neue Methode gibt, da ist auch keine neue Meinung.

Nie werde ich's einem Mystiker verdenken, wenn er predigt: Meinung und Methode, Inhalt und Form, Gehalt und Gestalt seien Eines nur und verfehlte Unterscheidungen — obwohl solche Identitätspsychologie, als eine klärungsfeindliche, mulmige, antilateinische, mir eigentlich contre coeur ist und, der Idee nach, diese Begriffe da in der Tat differenziert werden müssen . . So ein Verschwommener kommt der Wahrheit immerhin näher als einer, der am gegebenen Einzelwerk beides glaubt trennen zu sollen, als beziehungslos zueinander; und der es fertig bringt, eine Kunstkritik oder ein Aphorisma in Meinung und Methode zu zerspalten.

Aber gesetzt selbst, das ginge —: so würde, für jede unverrückte Vernunft, die Meinung doch das Wichtigere bleiben. Schliesslich sagt jemand, der etwas zu sagen hat, es nicht deshalb, damit Aestheten sich darüber freuen, wie er es sagt (— so klar ihm auch sein wird, dass nur der das Gesagte im tiefsten Grunde versteht, der sich darüber freut, wie es gesagt ist); und der gewaltigste Meinungsäusserer, den dieses Land im letzten Jahrhundert hervorgebracht hat, Nietzsche, wäre in erhabene Empörung, ja in einen wahren Dynamitzustand geraten, wenn wer

ihm erklärt hätte, seine Bedeutung läge in seiner Methode, und seine Ansichten epatierten bloss den Bürger (. . obschon er ja wirklich auch der gewaltigste Methodenneuerer war). Gewiss, seine Methode ist es, die ihm die fabelhafte Wirkung verschafft hat; gewiss, seine Methode war revolutionär: — aber wer oder was ist denn seine Methode? Doch nichts anderes als die Ausstrahlung seiner Idee; als die Haut seines Ichs; als die Form, die sein intellektualer Wille, sein Ethos, seine „Meinungen", falls sie überhaupt in die Aussenwelt sich projizieren wollten, annehmen m u s s t e n.

Mithin ist am Ende, sooft ein Stil siegt, ein Gedanke siegreich, — sooft eine Methode revolutioniert, ein Ethos revolutionär gewesen. Denn die Methode würde ja ohne das Ethos nie entstanden sein; während das Ethos existiert (freilich formellos), noch wenn man die Methode sich wegdenkt.

Alle grossen Kritiker waren grosse Stilisten (Kant bedeutet keinen Einwand; denn Kant ist zwar ein scharfsinniger, aber kein grosser Kritiker gewesen, und übrigens, in der Kritik der praktischen Vernunft, nicht mal ein scharfsinniger): indes man tut den grossen Kritikern schweres Unrecht, wenn man sie um ihres Stiles willen lobt; man beleidigt sie damit; man schiesst damit an ihren Intentionen schmählich vorbei. . .

Diese entartete Formalphilologie, der die „Meinungen" eines Litterators, dessen „Methode" sie lebhaft schätzt, nur bürgerblufiende Subjektivitäten sind, auf die sie mit der ganzen Abgekühltheit ihres Kennertums mundwinkelzuckend herabblickt, — unterscheidet sich, ihrem Werte nach, kaum von jener überwundenen Oberlehrerphilologie, welche, ohne Nerv für die Form, immer bloss nach dem „moralischen Gehalt" schnüffelte. . Der Kaffer entsinnlicht das Kunstwerk, der Aesthet entsittlicht es; beide aber treiben Entgeistigung.

Wer wundert sich da? Ist es erstaunlich, dass Brüder einander ähneln? Und selbst wenn es feindliche Brüder sind? Philologe bleibt Philologe; Handwerker Handwerker; Flachheit Flachheit.

Vive la bagatelle!
Swift

„VON WILHELM BIS BEBEL“

hiess eine Satire des vorigen Panhefts. Fingierter Besuch bei Herrn von Heydebrand. Ein wirkliches Interview hat kein deutsches Blatt hierin gesehn ... Es wäre komisch, etwa dem verstorbenen Lenau zuzurufen: „Mein Herr, Sie haben die drei Zigeuner nicht wirklich gesprochen“; oder zu erklären, ich habe mit Bethmann Hollweg nicht wirklich ein Rad nach Chorin geschoben.

Dass die Deutsche Tageszeitung ihren Lesern etwas vorgaunern will, damit sie den Wahn bekämen: diese Arbeit sollte keine Satire sein, sondern die (ernsthafte) Vorspiegelung eines Interviews, — denk' ich nicht.

Fest steht aber, dass die Leser glauben müssen, es sei hier kein politisches Märchen veröffentlicht, sondern ein falsches Interview.

Absicht — nein. Der Schreibling dort kann gegen einen sachlichen Widerpart kein solches Mass von ehrloser Gesinnung betätigen. Ich will daher bloss äussern: dass dieses anonyme und wahrhaft namenlose Miststück von der Natur gemacht ist, Kartoffeln in der Grösse von Freiballons zu züchten.

KERR

DIE BERÜHMTHEIT UND WILBRANDT

Hochgeschätzt und verehrt, aber sehr wenig von der Gegenwart beachtet vollendete der ehrwürdige Rostocker seine Tage. Erst der Tod gab dem müden und verdienstvollen Manne Gelegenheit, die Welt, die so viel von ihm wusste, wieder auf ihn aufmerksam zu machen. Aber man glaube ja nicht, dass Sterben allein genügt, um das Bild eines achtbaren geistigen Arbeiters in die Erscheinung zu rufen. Man muss Freunde gehabt haben, die ihren Schmerz und ihre Trauer sehr flink und gesprächig der Setzmaschine anvertrauen und mit ihrer Rührung alle übrigen Menschen anstecken.

Die Erinnerungen anderer sind es, die unsterblich machen. Ich denke dabei nicht an Paul Lindaus Altersgewohnheit, abtretende Kameraden durch Episoden zu ehren. Viel ergreifender waren Rudolf Lothars Reminiszenzen. Er vertraut uns, dass ihn Adolf Wilbrandt gelehrt hat, sich des Lebens zu freuen. Das sollte man dem Rostocker Patriarchen nie vergessen.

Alle anderen Poeten, die den ernsthaften Vorsatz haben, alt zu werden, mögen nicht unterlassen, sich mit den richtigsten Menschen rechtzeitig anzufreunden. Keine Broschürenbegeisterung kann, was das gemütvolle Gedächtnis eines Plauderers tut: den Ruhm eines Toten wahrhaft berühmt machen.

FRIDOLIN

BIENENZUCHT

Das preussische Abgeordnetenhaus, das so schnell über die Leiche des jungen Dubrowsky hinweggekommen ist, beschäftigte sich ein paar Tage vordem nachdrücklich mit der Förderung der Bienenzucht.

Man sieht in ein reiches Innenleben. Dieselben Menschen, die in einem jungen russischen Studenten, selbst wenn er aus der ihnen analogen Klasse stammt, noch immer nichts anderes als einen „Schnorrer und Verschwörer" sehen, haben ein herziges Gemüt für die Tierchen, deren Arbeit ihnen etwas einbringt. [Ein konservativer Abgeordneter sprach: „Imkerdienst ist Gottesdienst; auch die Poesie beschäftigt sich lebhaft mit den Bienen; kennen Sie das schöne Lied: „Mein Herz, das ist ein Bienenhaus". Ein Zentrumsabgeordneter: „In manchen Gegenden ist es Sitte, dass man beim Ableben des Züchters den Bienen durch ein Mitglied des Bienenzüchtervereins mitteilen lässt: ‚euer teurer Herr ist gestorben'. Die Bienenzucht ist auch geeignet, das religiöse Denken des Züchters zu vertiefen." (Parlamentsbericht der 72. Sitzung des Preussischen Abgeordnetenhauses.) y.

FÜR WEDEKIND

Liest man den Aufruf, den eine Handvoll Männer erlassen hat, um den Dichter zu bewahren vor

> „Erdrosselung durch Polizeigewalt, indem sie dem bald Fünfzigjährigen den Weg ebnen wollen, den er gehn muss, um sein Werk zur Geltung zu bringen",

so blickt man halb lächelnd, halb zornvoll auf dieses kräftig gedeihende Deutschland mit fünfundsechzig Millionen Bürgern und Bürgerinnen, die sämtlich einen Puff aushalten können — und denen erzählt wird, dass sie es nicht können. Ins Gedächtnis kommen einem die von Wedekind travestierten Mignon-Verse:

> „Ein jeder sucht im Arm des andern Ruh',
> Dort kann die Brust im Klagen sich ergiessen —
> Mir drückt die Polizei die Lippen zu,
> Gott selbst vermag sie da nicht aufzuschliessen."

Wir bitten, alle Sendungen ohne Nennung eines einzelnen Namens an die Adresse des Verlages zu richten und mit der Aufschrift zu versehen: für die Redaktion des ‚Pan'.

Für unverlangte Manuskripte kann keine Garantie übernommen werden.
Sprechstunden der Redaktion: Montags, Dienstags, Mittwochs von 11—1 Uhr.

Verantwortlich für die Redaktion: Wilhelm Herzog, Berlin-Halensee.
(Alfred Kerr zeichnet verantwortlich für die von ihm verfassten Beiträge.)
Verlag von Paul Cassirer, Berlin W. 10, Viktoriastrasse 5.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Erster Jahrgang No. 17 1. Juli 1911

PAN

Halbmonatsschrift herausgegeben
von WILHELM HERZOG und PAUL CASSIRER

JNHALT:

Alfred Kerr .... Die neue Hansa
Georg Kolbe .... Dr. Riesser (Zeichnung)
Paul Cassirer .... Kunst und Kunsthandel
Erich von Mendelssohn .... Im Volksgarten
René Schickele .... Ein Mann, der eine Republik gründen half: Maurice Rouvier

Caprichos — Eine unmoralische Statistik
Rodin-Vinnen-Behn

Die neue Hansa

Von ALFRED KERR

I.

Die Lichtenstein-Allee, stillster Teil des Tiergartens, liegt näher als Klein-Tschunkawe. Daher wird man mit Riesser, dem Haupt der Hansa, wirklich sprechen können; während man bei Herrn von Heydebrand zweckmässiger einen Besuch erfindet.

Ein gross gewachsener Mann, frisch, biegsam, mit Sprungfedern, feurig-fein . . . oder feinfibrig. Über die Fünfzig, grauweiss. Kopf eines in so gepflegten Verhältnissen hausenden Pastors, wie es bei uns keine gibt.

Alles belebt, fein, warm. Impulsmensch, mit einer ganzen Reihe von Gesichtern. Ordnung in den Zügen, wie in England — der Leser weiss Bescheid.

Rahmen : ausgesucht, unabhängig, friedvoll.

Im Wesen etwas Eingewohntes, Gesittungsfestes, Leichtes im Ton — aber mit Kraftneigungen unter der Oberfläche.

. . . Frankfurtischer Dialekt. Er ist sogar aus Sachsenhausen. Riesser war Advokat. Dann Direktor der Darmstädter Bank. (Auch er). Als er genug hatte, durch die Welt reisen wollte, von der Regierung an die Berliner Universität geholt, wo er jetzt noch liest. Professor. Geheimer Justizrat.

II.

Er hat die neue Hansa zusammengebracht, ersonnen. Wie Kolumbus aus dem Ei der Minerva sprang, hätt' ich beinah gesagt, ist der Bund sein Werk.

In der Mitte des Raumes hängt sein Oheim, Gabriel Riesser, dessen Vaterlandstreue stürmisch von Treitschke gelobt wird (der aber dennoch ein wertvoller Mensch war) in einem verjährten Ölbild. Muss auch ein Mann von guter, praller Körperlichkeit gewesen sein.

Der Zwischenfall mit Röttger . . Ein Zwischenfall. Ob Herrn Röttger ein paar Leute nachmarschieren, ist unsicher . . . Im ganzen herrscht bei Riesser das Gefühl, als ob die Folge stärkeres Zusammenschliessen sein wird, nicht eine Spaltung.

(Warum, dacht' ich, ist überhaupt ein Landrat hineingenommen worden? Warb etwa jemals der agrarische Bund um den Stadtverordneten Rosenow? Es wäre dasselbe.)

Riesser spricht mit keiner Schärfe gegen Menschen — doch mit elastisch-festem Nachdruck von dem Gedanken des Bunds. Der Gedanke könne jetzt nie mehr untergehen. Etwas Unwahrscheinliches, sagt er, hat sich hier abgespielt; Riesser hörte die Menschen lachen, wenn er die Erwerber in Deutschland unter einen Hut bringen wollte. Denn sie standen unter sich in dauerndem Kriegszustand. Der Versuch, ihr Gemeinsames herauszupacken, es zusammenzulöten zum Schlag nach dem Widerpart, war eine mathematisch zu berechnende Möglichkeit: an die keiner glaubte, bis auf den, der sie vollzog.

Er redet von seinem Werk nicht anmassend; nur mit einer frohen Entschiedenheit. Er ist auch sonst gemässigt. Riesser zeigt sich vom Vorteil der monarchischen Form für Deutschland durchdrungen — doch ebenso von der Erkenntnis: dass Formen, Bezeichnungen für Aussenbilder der politischen Dinge, Worte des Kampfes, um derentwillen man sich in den Haaren liegt, obschon sie Worte vorstellen — dass sie das Letzte sind, worauf es ankommt . . . In Deutschland soll man zweckmässig die Monarchie heut verfechten, der Kernpunkt ist nur, von welcher Beschaffenheit sie sein mag. . . Nicht ob aus dem Henkelglas, ob aus der Schale getrunken wird, ist wichtig, sondern was man trinkt — scheint er zu glauben.

III.

Riesser ist, anscheinend, auch radikaleren Dingen zugänglich, als ein verantwortungsvoller Posten ihm zu bekunden ermöglicht. Die vielen Häupter unter dem einen Hut zwingen zum Ausgleich.

Schade. Deshalb vielleicht mussten auch solche Sätze wider die Sozialdemokratie geäussert werden, wie dass sie „die Negation fälschlich als eine Tat ansieht.“

Ich dachte: sie hat weit mehr in Organisation getan als in Verneinung. Man soll von einer Schar, die Einzigartiges in Gliederung und Aufbau geleistet hat, nicht so sprechen. Hoffentlich nur aus Taktik. Denn Riesser hat — das steht auf seinem Gewinnkonto — die gute Formel gefunden: die Sozialisten zur Mitarbeit heranzuholen.

Eine Formel, unter der sich die Radikalisierung (Entwicklung) der Welt bekanntlich langsam vollzieht. Nach den Engländern; nach der Kolonne Millerand-Briand der elsässische Fall bei uns. Wenn Frank statt schwarzer Haare weisse haben wird, kann er Staatssekretär sein. Hier ist der Punkt, wo Bethmann (sonst seinen Wert beiseitegelassen und anheimgestellt) im Innern die bemerkenswerteste Tat von allen fünf Kanzlern, O. von Bismarck eingeschlossen, und wahrhaftig nicht die schlechteste, vollführt hat.

Dies dacht' ich, während die Morgensonne gelassen auf die Bücher an den Wänden zugleich mit grünem Blätterlicht fiel und gegenüber ein wechselnd-feines Antlitz in prachtvoll stiller Belebtheit spielte — so dass ich eines italienischen Geistlichen von der Insel Chioggia mich erinnerte, den ich gern predigen sah.

Und wenn hier alles ein bischen nördlicher und zurückgemässigt erschien: so kam ein Phosphoreszieren hinein, wenn das Hansa-Haupt von dem durchschauten Trick, die Hansa nach rechts zu locken, befeuert sprach. Ein Trick, meint er, liegt in der Forderung, den Sozialismus zu bekämpfen; ein Ablenkungsversuch; die Leute sollen offenbar vergessen, dass der Bund gegründet ist, um nach rechts zu hauen — wenn man ihnen links einen Angriffspunkt hinhält. Er sprach mit schwingender Energie, wies auf die Entrüstung und Geladenheit unter den Erwerbern ... und erwähnte zwischendurch, dass Ravené, welcher den Satz vom Herumtrampeln geäussert, im Leben freikonservativ ist.

IV.

Ich bekam von ihm selber den Eindruck, dass er etwa linksnationalliberal sein wird: aber (ein rehabilitierender Umstand) von Radikalismen durchwetterleuchtet.

Er wollte, da wir über die nächste Zukunft sprachen, ein Merkmal für den Seelenstand der Regierung in dem Schicksal Sydows finden: je nachdem der gehalten oder geopfert wird. Hieran werde der Plan erkennbar sein: ob Spitze nach rechts, ob nicht.

Er hält eine verblüffende (und ablenkende) Wahlparole für möglich. Ich äusserte, dass man doch nicht, wie vor fünf Jahren, schon wieder mit einer völkischen Gefährdung arbeiten könne; was vermutlich ein Hinweis auf England diesmal täte. Das scheint ihm nicht ausgeschlossen.

.. Über Röttger kein böses Wort. Mit äusserster Menschlichkeit wird von ihm geredet, als ob er Schaden im geringsten nicht angestellt hätte.

Die Möglichkeit, in das Bett des Bundes neue Bäche zu leiten, ist nicht erschöpft — mit anderem Gleichnis: meine Erwägung, ob das Feld abgegrast sei (wie man etwa bei Sammlungen für ein Denkmal in jeder Stadt wisse, ob etwas noch zu holen ist) findet bei ihm den Glauben, dass frisches Futter für den Bund auf mancher Wiese wächst.

V.

Ich hoffe das auch. Wer ist der Hansabund? Ein Ding, so durch Geld Fragen der ... na, Entwicklung fördern kann. Mehr ist er mir nicht. Durch Geld Entwicklungen beschleunigen: wo andre durch Macht Entwicklungen hemmen.

Eine grosse Begeisterung ist er nicht; aber: ein kleineres Übel.

Somit eine Hoffnung in Vorsicht zu brauchen.

Das Ziel, wenn es unsrer Blicke wert ist, soll sein: Machtproben zu liefern für ... eine weniger schlechte Sache. So, ohne Pathos, bleibt der Bund anzusehen. Die Welt, scheint mir, wird an ihn den ersten Glauben haben: wenn er den ersten Boykott vollbracht hat.

Wenn hundert Pfarrer für Jatho Zeugnis ablegen, bleibt er entlassen. Wenn es Fünftausende tun, wird das Konsistorium weggejagt.

Der Schwindel, der im Zwang wider das vernünftige Denken, im Zwang zum unvernünftigen Denken sonst in Deutschland

geübt wird, ist weg: sobald die paar tausend Hochschulmeister geschlossen jene Erklärung dawider kundtun, die sie im Herzen hegen (und nicht zu äussern sich getrauen).

Ähnliche Dinge, durch Gemeinsamkeit, durch Druck, zu erzielen, könnte das Werk sein der neuen Hansa.

(Durch Geld Entwicklungen beschleunigen.)

VI.

Der „gemeine Kaufmann" — so nannten sich Kaufleute selber, vor der ersten Hanse; vor der mit Wullenwever.

Als der gemeine Kaufmann stark in der Hanse geworden war, focht er einen schweren Kampf gegen die „Viktualienbrüder" — wie jetzt die Hanse wider den Landbund raunzt und faucht und ficht, einen Schwarm von Viktualienbrüdern.

Räuber waren in verschollenen Läuften die Viktualien-Bündler; amtlich mit Kaperbriefen gesegnet; und es hielt schwer, sie zu dämpfen. Welche Zeit: da ein Rostocker Professor unter die Banditen ging, zur See gefangen und hingerichtet werden musste; was ist Professor Ruhland hierwider? Nichts ist er.

Die Hanseaten wurden der Viktualienbrüder Herr. Und sie blühten dergestalt, von toller Heiligkeit der Macht umbraust, mit Freudenöl gesalbt, von frohen Wundern schierer Landskraft umwittert, von dicken Engelszungen umschnalzt, von Kränzen, Geistern, Sängen umtäubt, von Salzwinden gekitzelt, von Schweinewürsten belebt: dass Könige (wovon die neue Hanse noch fern ist) auf ihr Gebot horchten; dass russische, skandinavische ... doch um gleich mit einem Wort das Stärkste zu äussern: dass englische Machthaber vor ihnen (eng-li-sche!) gehorsam in das Mausloch schlupften. Nicht mehr denn ein Burgemeister von Lübeck war der Venezianerdoge. Dem Maggior Consiglio an den Lagunen, deren dreckigen Glanz das Exzelsiorhotel damals nicht von fern zerwienerte, standen plattdeutsche Ratsmänner gleich; keine Signoria durfte Lübeckern was blasen. Die Hanse schloff, troff, stierte, starrte von Macht; und Sozialdemokraten lebten damals nicht.

Marx schlummerte tief im Zeiten-Uterus, hatte sich nicht entschlossen, auch nur in die vorgeschichtliche Periode zu treten. Die Hansamacht atmete, der Sozialismus war ein Spermatozoon.

. . . Heut ist dies Samentier ein Jüngling. Um seinetwillen führt der wiedergeborene Bund den ersten Kampf, — durch den Zufallsnamen Röttger bezeichnet.

Kaum ohne den Sozialismus wird er fertig mit den Viktualienbrüdern ; — gegen den Soziàlismus nie.

Darum hat der Obmann Riesser, in voller Sicherheit, . . . nicht das Beste, sondern das Einzige getan, was von seinem Standpunkt zu tun war : die Ablehnung der entschlossenen Linken abzulehnen.

Recte tu quidem. Sonst würde der zweite Hansabund sehr früh gehn.

Und die dritte Hansa recht früh kommen.



Zeichnung von GEORG KOLBE
(Nach einer von ihm geschaffenen Plastik)

Kunst und Kunsthandel

Von PAUL CASSIRER

Der ideale Zustand

Die Schuld an der üblen Lage der Künstler liegt daran, dass die enge Verbindung zwischen Mäzen und Künstler nicht mehr existiert, dass der direkte Verkehr zwischen Künstler und Käufer erschwert oder unmöglich gemacht ist, und es würde alles wieder gut werden, wenn der alte ideale Zustand wiederhergestellt würde, dass der Künstler befreundet mit dem Käufer seiner Bilder ist, und der befreundete Mäzen ihm die Sorge, die Notdurft des Lebens abnimmt . . . Ein Dogma, an dem man wohl nicht rühren darf; tausendmal von fleissigen Federn geschrieben, tausendmal in Künstlervereinen mit dröhnender Stimme vorgetragen.

Niemals hat der Zustand so existiert, nur in Ausnahmefällen, und ich glaube nicht recht, dass der Künstler in diesen wenigen Fällen recht glücklich gewesen ist. Ich glaube ferner, dass ein heutiger Maler von grossem Ruf seine Augen weit aufreissen würde, wenn man ihm zumuten würde, sich in die persönliche Abhängigkeit zu begeben, die dieses Verhältnis zur Voraussetzung hatte.

Das Bedürfnis des Menschen nach persönlicher Freiheit oder vielmehr nach freiheitlichen Formen des Verkehrs mit anderen Menschen ist viel stärker geworden. Wer beklagt, dass dieser alte ideale Zustand verschwunden ist, der sollte sich doch einmal erst überlegen, wie ein solcher Zustand in der Gegenwart aussähe und wie man ihn heut empfände. Man braucht keine Phantasie zu haben. Man kann es täglich beobachten. Denn dieser Zustand existiert viel häufiger als insgemein geglaubt wird, und der grösste Umsatz an Kunstwerken wird heute noch direkt vom Künstler zum Amateur gemacht.

In ganz Deutschland zerstreut lebt eine Unmasse von Künstlern. Ihre Namen sind nur im Umfange weniger Meilen bekannt; in jedem Städtchen sitzen sie und in jedem Zirkel der

grossen Städte, bewachen eifersüchtig den kleinen Kreis von Bekannten, den sie haben, vor dem bedrohlich sich nähernden Kollegen. Die Zeitungen kennen ihre Namen wenig oder gar nicht. Die Galeriedirektoren wissen von ihnen nichts und selbst ihre berühmten Kollegen haben von ihrer Existenz kaum eine Ahnung; sie verwundern sich, wenn sie dann hören, dass der Herr Müller oder Herr Schulze ein grosses Einkommen hat, und denken trübsinnig darüber nach, warum der unberühmte Pfuscher so viel mehr verdient, als sie, die sich doch einen Namen geschaffen haben. Mancher, der in offiziellen Ausstellungen mit seinen Werken paradiert und so zum Kreise der — sozusagen — offiziellen Malerzunft gehört, führt ein Doppelleben: In Berlin, in den grossen Ausstellungen ist er der eine, und draussen auf dem Lande, von Gut zu Gut reisend, halb als Gentleman halb als höherer Diener, ist er der andere. Die alte Form hat sich bewahrt, aber sie hat sich aus der Öffentlichkeit geflüchtet und ist die Eigentümlichkeit der bescheideneren Malergilde geworden. In anderer, glänzenderer Gestalt lebt sie in den grossen Städten, in der Form der gesellschaftlichen Beziehungen, in der Form, beim reichen Mann eingeladen zu werden. Der Malersmann macht der Frau des Hauses den Hof; die Frau des Malersmannes kokettiert mit dem Herrn des Hauses. Bei sonstigen gesellschaftlichen Talenten und der Fähigkeit, treuherzig und naturwüchsig zu sein, ist ein gewisser Erfolg stets sicher. Die berühmten Porträtisten Berlins haben meist wohl ihre Karriere auf diesem Wege gemacht, und diese haben das direkte Verhältnis zwischen Künstler und Abnehmer in der idealsten Weise gewahrt. Künstler und Käufer sind mit einander befreundet, der Maler ist der gern gesehene Gast seines Mäzens. Zwischen Künstler und Mäzen steht weder der geldverdienende Kunsthändler, noch der raterteilende Kunstgelehrte, noch der alles Schöne beschmutzende Kritiker. Die Bilder werden gemalt für den Ort, wo sie nachher hängen; sie gehen von der Werkstatt des Künstlers direkt in das Haus des Kunstfreundes; kein profanes Auge ruht auf ihnen, nur die Mitglieder der Familie und die Freunde des Hauses geniessen den Anblick. Ein Maler, der in dieser glücklichen Lage ist, macht selten die Torheit, sich

an die Oberfläche zu wagen und in einer öffentlichen Ausstellung oder beim Kunsthändler seine Schöpfungen der Wut der Kritiker und dem neidischen Hass der Kollegen auszusetzen. Er verachtet den offiziellen Maler, d. h. den, der seine Kunst nicht nur in den Kreisen der Familien ausübt, sondern die Werke seiner Hand der breiten Öffentlichkeit preisgibt. Er lacht über den papiernen Ruhm. Er spottet des armen Kollegen, der in den Händen aller ist, während er wie ein Grandseigneur eifersüchtig die Ruhe seines Hauses sichert.

Der Irrtum in den meisten Artikeln über die soziale Lage der Maler ist vor allen Dingen der, dass die Herren von der Presse glauben, die gesamte Kunst, ihr Betrieb und ihr Vertrieb unterlägen ihrer Kontrolle. De facto sehen sie nur einen ganz kleinen Teil. Sie sehen nur, was in den Ausstellungen und bei den Kunsthändlern an die Zeitungsoberfläche kommt, sie würden sonst nicht jammern, dass dieser alte ideale Zustand verschwunden ist, der noch immer existiert. Ich glaube, dass ein grosser Teil von Kunstwerken auf solche Art erworben wird. Allerdings ist der Fall, dass die Bilder der bedeutenden Maler auf diese Weise verkauft werden, äusserst selten. Das hat aber nicht nur seinen Grund darin, dass das Publikum zu wenig Kunstverständnis besitzt, sondern es hat vor allen Dingen seinen Grund in dem Freiheitsbedürfnis des modernen Künstlers — und darin, dass der gesellschaftlich geschickteste Künstler nicht immer der talentvollste ist.

Es hat glückliche Künstler gegeben, denen Mutter Natur neben ihrer Kunst die Gabe, Menschen zu charmieren, in die Wiege gelegt hat, die ein sicheres, frohes Temperament zum beliebten Gefährten der Grossen dieser Erde machte. Aber das sind seltene Sonntagskinder, und häufiger ist der Typ des Künstlers, den seine Gedanken und seine Träume unempfindlich für die Formen und die Bedürfnisse der Gesellschaft machen. Die sind dann rettungslos im Wettlauf um die Gunst der Mäzene ihren glücklichen Kameraden unterlegen, denen ein gütigeres Schicksal einen frohen Sinn oder weniger Kunstgepäck mitgegeben hat. Ihnen bleibt nichts übrig, als beiseite zu stehen und langsam Freund auf Freund zu werben, Freunde aus ihren Kreisen, und sie müssen

dann von Glück sagen, wenn es einem Freunde endlich gelingt, zu dem verständigen Amateur durchzudringen und ihn auf den beiseite stehenden Künstler, der in der Dunkelheit auf die Sonne des Ruhms wartet, aufmerksam zu machen. Die Geschichte der holländischen Künstler des 17. Jahrhunderts ist ein Aneinanderreihen von solchen Schicksalen : Jan Steen, Ruysdael, Hobbema und viele, viele andere. Als Weinküper, Gastwirte, Handlungsdiener verbrachten sie ihr äusseres Dasein. Unser Jahrhundert entwickelte für diese Künstler andere Methoden, sich durchzusetzen. Ihnen bleibt bei uns jetzt die Flucht in die Öffentlichkeit; die Öffentlichkeit, die für den Maler in vier Formen existiert : die Zeitung, die Kunstausstellung, der Kunsthandel, die Galerie.

Der Künstler, der sich in die Öffentlichkeit flüchtet, verliert die Vorteile des warmen Mäzenatentums und gewinnt dafür den Schutz vor den geschickteren Strebern unter seinen Kollegen und den Vorteil, nicht mehr dem Willen eines Einzelnen unterworfen zu sein, sondern einer anonymen Masse gegenüberzustehen. Das mag erkältend wirken, denn er entbehrt die warme Liebkosung des direkten Beifalles. Sein Bild wird oft von einem fremden Mann erworben, dessen Namen er nicht kennt, und der Widerhall, den sein Werk bei seinen Besitzern weckt, dringt nicht zu ihm, oder nur selten. Er hat nicht die Anregung, die selbst der unbequeme Befehl eines befreundeten Mäzens dem Künstler gibt. Als Ersatz bleiben ihm die Freunde seines Ateliers, die aber selten die Besitzer seiner Bilder sind. Aber er ist auch dem Käufer seiner Bilder nicht verpflichtet. Er bleibt ein freier Mann, der seine Werke schafft, sie hinausschickt und kein Talent mehr anzuwenden braucht und keine Überredung, keine Dienste zu leisten braucht, sich nicht neben das Bild stellen muss und rufen : Seht, was bin ich für ein netter Mann ; kauft mir ein Bild ab — sondern er lässt draussen seine Werke, losgelöst von seiner Persönlichkeit, sich mit der Welt herumschlagen, und seine ganze Kraft verbleibt den Werken, die er im Augenblicke schafft. Die geschaffenen, die sich draussen herumtummeln, gehen ihn nichts mehr an, er braucht ihnen wenigstens nichts mehr zu geben, sondern er erwartet nur noch von ihnen, dass sie ihm etwas geben; dass sie ihm als flinke Helfer Geld und Ruhm ins Haus bringen.

Ich glaube nicht, dass unsere modernen Künstler Lust hätten, auf diese Öffentlichkeit zu verzichten. Es mag brutaler sein, es mag weniger schön sein, aber den Becher der Freiheit stösst keiner wieder zurück, der von ihm getrunken hat. Täglich lehrt es die Erfahrung. Immer wieder tritt auch an diesen Künstler, der in der breiten Öffentlichkeit steht, die direkte Berührung mit dem Käufer und die Einwirkung des Käufers auf das Kunstwerk heran, wenn der Kunstfreund zu ihm kommt, der ihm sein Bildnis bestellt. Ein Maler wird nicht leicht eine höhere Aufgabe sich ausdenken können als das Porträt, den „Parademarsch der Malerei", wie Trübner sagt. Und doch knirschen die Herren mit den Zähnen, und doch schütteln sie sich, wenn das Bildnis beendet ist, als hätten sie eine grosse Last weggeworfen: ein fremder Wille war in ihrer Werkstatt, mit dem sie ringen mussten.

Es ist nicht wahr, dass das alte Verhältnis das ideale war. Es ist nicht wahr, dass ein moderner Künstler auf die Öffentlichkeit verzichten möchte. Er schimpft auf sie, weil sie manchmal hart und manchmal ungerecht ist und weil sie von ihm — wie alles im Leben — Opfer verlangt und ihn etwas kostet. Gang und gäbe ist das Schimpfen der Künstler auf die Presse, und wenn sie tausendmal im Recht sind, sie wollen doch nicht die Presse weghaben, sondern sie wollen nur die schlechte Presse weghaben. Ebenso wird auf die Kunstausstellungen, den Kunsthandel und die Galerien geschimpft; natürlich nur auf die schlechten, nicht auf die guten. Darum ist es töricht, im höchsten Grade töricht, wenn die Freunde der Künstler und die Künstler selber gegen den Bestand eines dieser Faktoren schimpfen. Man soll die Fehler der Einrichtung bekämpfen, aber man soll die Einrichtung nicht selbst vernichten wollen.

Meines Amtes ist es nicht, über Galerien und Zeitungen zu schreiben. Schuster bleibt bei seinem Leisten. Ich glaube, gezeigt zu haben, dass die Rückkehr zu dem alten idealen Zustand von jedem Künstler verweigert würde. Wollen doch mal untersuchen, was an den beiden grossen, für den Maler wichtigen Formen der Öffentlichkeit, dem Kunsthandel und der Kunstausstellung, Schlechtes und Gutes ist.

Weil ich den Leser nicht zu neugierig machen will, sage ich

gleich voraus: dass mein nächster Absatz eine grosse Verteidigungs- und Lobrede auf den Kunsthandel sein wird. Keiner wird sich über diese Eröffnung wundern.

Der moderne Kunsthändler

Kunsthandel und Kunstausstellung sind die Konstitution des Volkes der Maler. Der Gedanke, zum Feudalismus des fürstlichen Mäzens zurückzukehren, ist eine romantische Spielerei. Die ästhetischen Snobs, die heute geringschätzig über die Befreiung des Individuums sprechen, sind frivole Hansnarren, die einer Spielerei mit Worten wegen, oder — weil ihnen die Pose kleidsamer scheint — an den wichtigsten und unentbehrlichsten Einrichtungen unseres Lebens herumkratzen. Der Künstler bedarf der Öffentlichkeit, wie jeder andere moderne Mensch: der Kontrolle der Öffentlichkeit und des Schutzes der Öffentlichkeit.

In früheren Jahrhunderten, als der Kunsthandel noch in seinem Anfange stand, kaufte der Kunsthändler im Atelier des Malers das Bild und ging dann in die anderen Städte, suchte dort die Kunstfreunde auf und versuchte, sie dazu zu bewegen, die Kunstwerke zu kaufen. Die Öffentlichkeit dieser Kunsthandlungen war noch eine sehr geringe. Der Kreis der Leute, die die Bilder sahen, wurde etwas vergrössert, aber dieser Kreis beschränkte sich immer noch auf wenige, natürlich nur auf Reiche und Vornehme. Das Bedürfnis des Malers, Einfluss auf den Geist nicht nur weniger Reicher, sondern auf immer weitere Kreise zu gewinnen, ähnliche Wirkungen auszuüben, wie der Dichter und der Musiker, drängte zu einer Erweiterung der Organisation. Freilich war dem Maler schon vorher in der dekorativen Kunst die Möglichkeit gegeben, auf weite Massen zu wirken. Die Bilder in den Kirchen, in den Rathäusern, in dem Palast der venetianischen Dogen, wurden von einer grossen Menge Menschen gesehen. Aber die Zeit verging, wo die Kunst eine kirchliche war. Die Zeit der grossen Stadtrepubliken war vorbei. Von der dekorativen Kunst zweigte sich die Kunst des Staffelei-Bildes ab, und

diese Kunst versteckte sich in den Palästen der Fürsten, und in den Häusern der Patrizier. Erst die grosse französische Revolution brachte den Malern die Befreiung. Der Gedanke, dass die Kunst — wie alles andere — für das Volk ist, tauchte auf. Die erste Kunstausstellung wurde eröffnet. Die Schlösser der Könige von Frankreich wurden dem Volke geöffnet, und die Idee der öffentlichen Galerie entstand.

Man jammert jetzt oft über die Barbarei der Kunstausstellungen, wie der Galerien. Man sagt, das Bild verliere durch den Einfluss der Bilder, die um es herum schreien ; ein wirklicher Genuss wäre unmöglich, weil Bild neben Bild hängt und der Mensch nicht mehr allein, wie einst der Fürst, vor der Kunst stehe. Man klagt, dass durch die öffentliche Galerie und die Kunstausstellung der Kunstgenuss ein zu bewusster geworden ist. Nicht mehr wie früher, kaum merkbar greift das Bild nach dem Beschauer, der an ihm zufällig vorbeigeht, und zieht den Geniessenden in seine Arme, sondern der Kunstbeflissene begebe sich in der bewussten Absicht „Jetzt will ich mal Kunst geniessen" in das grosse, kalte Haus, das ihm nicht gehört, und das für ihn keinen Gemütswert hat ; er stelle sich vor das Bild und erwarte nun bewusst den Kunstgenuss.

Das ist alles wahr, und ich wäre lieber mit einem Rembrandt allein in meinem Zimmer, als dass ich mir die Mühe machen muss, mich vor dem Bilde in einem hässlichen Raume, umgeben von schwatzenden Menschen, zu konzentrieren. Und dennoch ist uns der Gedanke unerträglich, dass das Werk Rembrandts nicht jedem zugänglich sein sollte. Das Streben der Menschen geht immer mehr dahin, die Werke der grössten Künstler dem Privatversteck zu entreissen und sie den Völkern zu schenken ; und die Gesetzgebung drängt immer mehr danach, dem Besitzer eines Bildes das Eigentum am Bilde zu beschränken. Das Gesetz über die Vervielfältigungsrechte ist ein Ausfluss dieses Strebens. Ich glaube, man würde heute schon nach der Polizei rufen, wenn es einem Milliardär einfiele, seine Galerie verbrennen zu lassen — seine Bilder, die er mit seinem Gelde bezahlt hat, und die doch sein Besitz sind. Seine Stühle kann er verbrennen, seine Pferde kann er töten lassen, seine Hunde vergiften, wenn er die Tiere

nur nicht quält — aber ein Kunstwerk zu vernichten, das widerstrebt unseren Gefühlen.

Die Beziehung zwischen dem Mäzen und dem Künstler musste sich verändern. Selbst, wenn der Mäzen in das Atelier des Künstlers kommt, ihm das Bild abkauft, so verlangt sehr oft der Künstler, dass das Bild nicht aus der Werkstatt in den Raum, „für den es gemalt ist", geht, sondern dass es vorher der Öffentlichkeit in einer Kunstausstellung unterbreitet wird.

Der frühere Mäzen stellte den Künstler ausschliesslich in den Dienst seiner Persönlichkeit, ein Grandseigneur, der sich vom Künstler sein Leben schmücken liess, dem Künstler dafür mit Geld und seiner Freundschaft dankte. Aber ihn band kein Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber der Kunst und der Nation.

Der heutige Mäzen stellt seine Persönlichkeit schon fast in den Dienst der Kunstentwicklung ; er fühlt sich nicht als uneingeschränkter Eigentümer, als absoluter Herr, als gnädiger Fürst, sondern als Verwalter eines kostbaren Gutes. Er empfindet eine Verantwortlichkeit. Ihm genügt es nicht, sich mit schönen Werken zu umgeben, die sein Leben bereichern, er lässt alle Freunde der Kunst an seinem Genuss teilnehmen, öffnet die Türe nicht nur s e i n e n Freunden, sondern auch den Freunden des Künstlers. Auch der Mäzen ist von der Öffentlichkeit beeinflusst, und fühlt sich selbst als ein Stück Öffentlichkeit. Er tritt in den grossen Kreis. Wie die Kunsthandlung neben die Kunstausstellung, so tritt die Sammlung der Mäzene neben die öffentliche Galerie, ergänzend und kritisierend. In Westfalen lebt ein Amateur, Herr Osthaus, der die Konsequenz dieser Umwandlung schon ganz gezogen hat und seine Sammlung Museum nennt. Sie ist jedem geöffnet, und er sammelt bewusst und ausdrücklich nicht nur zu seinem Vergnügen und zu seiner Erholung, sondern für seine ganze — bis dahin kunstfremde — Heimatprovinz.

Die Gedanken jener Zeit, in der die Öffentlichkeit für den Maler wieder errungen wurde, drängten dazu, sich um den Handel, um den Erwerb weniger zu kümmern, als um die Veröffentlichung. Einerseits vergass man im Überschwange, dass der Künstler, wenn er dem Volke etwas gibt, vom Volke auch etwas haben muss.

Man dachte nur an das Volk und nicht an den Künstler, und die Hauptsache war die Ausstellung. Andererseits gab man die Verwaltung dieser Ausstellungen ebenso aus freiheitlichen Ideen den Künstlern selbst in die Hand. So entstand der Typ unserer jetzigen Kunstausstellungen. Künstler treten zu einem Verein zusammen, meist unter staatlichem Protektorat; sie fordern ihre Kollegen auf, zu zeigen, was sie gemalt haben; die Bilder werden eingesandt; die besten der Künstler entscheiden über die Aufnahme; die Bilder werden an die Wände verteilt und aufgehängt. Im Anfang hatte man keine dekorativen Absichten. Die Idee der Gerechtigkeit und Öffentlichkeit war vorherrschend. Die auswählenden Künstler nannte man Jury — Gerichtshof. Diejenigen Bilder, die die meisten Stimmen hatten, wurden unten hingehängt; die, die weniger Stimmen hatten, in die zweite Reihe und so fort bis zur vierten Reihe. Hatten die Richter ihres Amtes gewaltet, so öffnete man die Räume, und herein drang die Menge und nahm Besitz von dem geistigen Inhalt der Bilder.

Zur Bestreitung der Kosten der Ausstellungen wurde ein Entree genommen. Die Malerei fing an, mit dem Theater zu konkurrieren.

Aber hier zeigte sich sofort der Unterschied der ökonomischen Bedingungen des Theaters und der Malerei und die Gefahr, die diese Entwicklung heraufbeschwor.

Schauspieler sind nur zum Ansehen da, nicht zum Kaufen. Der Mann, der in das Theater geht, und seinen Obolus für den Platz bezahlt, hat alles getan, was er für einen Schauspieler tun kann, und was ein Schauspieler von ihm fordern kann. Der Schauspieler gibt dem Manne, der im Parkett sitzt, alles, was er geben kann. Der Theaterbesucher sieht und hört; der Schauspieler wird gesehen und gehört. Alles ist erfüllt, und von dem Gelde, was der Theaterbesucher zahlt, wird der Schauspieler bezahlt.

Anders ist es bei der Malerei. Der eine Zweck ist erreicht: Das Bild ist gesehen. Aber was nun mit dem Bilde, das doch an der Wand hängen bleibt, nicht nach Hause geht, sich nicht verändert, bleibt und immer bleibt, wie es war, nicht krank wird und nicht stirbt? Dieses Bild fordert noch etwas anderes, als

gesehen zu werden. Es sucht nach einem Platze, wo es sein langes Leben fristen kann. Es hat die Bedürfnisse der Allgemeinheit erfüllt. Jetzt sucht es den einzelnen zu befriedigen. Das Bild ist kein Mensch, das Bild ist ein Objekt. Sein geistiger Inhalt ist nicht alles. Es ist ein mit grosser Handwerkskunst geschaffener, preziöser, sinnlicher Gegenstand und will — wenn ich mich so ausdrücken darf — wie eine kostbare Perlenkette nicht ungetragen bleiben.

Und ganz natürlich folgt daraus, dass der Besucher der Kunstausstellung, der nur einen ganz kleinen Teil des Genusses, den ein Bild gewährt, erhält, nicht den richtigen Preis zahlt. Das Eintrittsgeld, das der Besucher der Kunstausstellung hergibt, wird nicht dazu verwandt, das Bild zu bezahlen. Das Eintrittsgeld ist viel zu klein, und kann auch gar nicht grösser sein, weil ja der Wert der Bilder sich durch das Ansehen nicht vermindert hat, weil man keine Bilder „absehen" kann und weil der, der sie nach 20 Jahren sieht, sie eben noch so sieht.

Die Bedürfnisse der Öffentlichkeit sind erfüllt. Das Volk hat seinen Genuss und seine Freude. Aber kein Pfennig Geld ist für den Künstler ausgegeben worden. Er wird nicht, wie der Schauspieler, von den Eintrittsgeldern bezahlt.

In den ersten Kunstausstellungen war gar keine Einrichtung getroffen, um Bilder zu verkaufen. Später, als man den Irrtum einsah, wurde dies nachgeholt, und in unserer jetzigen Zeit hört man oft den Vorwurf, die Kunstausstellungen seien grosse Kunstmärkte. Ein ganz ungerechter Vorwurf! Der Künstler will und muss verkaufen, und Bilder sind dazu da, dass sie verkauft werden. Ein schöner Bildermarkt ist ein gutes und nützliches Ding, und das Geschimpf darüber, dass Künstler Geld verdienen wollen, nichts als Heuchelei.

In demselben Masse, wie durch die Volksschule und die Zeitungen die Kenntnis, dass Kunst existiert, verbreitet wurde, vermehrten sich auch die Kunstausstellungen. Zuerst fand alle paar Jahre in der Hauptstadt des Landes eine Ausstellung statt, später jedes Jahr. Dann wollten die grossen Provinzstädte nicht zurückstehen; die kleineren folgten, und so ist jetzt ganz Deutsch-

land überzogen von einem Netz von Vereinen, die Kunstausstellungen veranstalten.

Jede neue Einrichtung birgt die Gefahr in sich, dass der Pendel zu weit nach der einen Seite schlägt. So geschah es auch mit dieser. Diese Ausstellungen, gegründet unter dem Gesichtspunkte der Gerechtigkeit und der Interessen des Volkes, wurden zur Geissel der Persönlichkeit und des Talentes. Es ist halt ungerecht, dass einer mehr Talent hat, als der andere, und es ist halt nur gerecht, dass die Menge sich gegen den wehrt, der ihre Gesetze verletzt. So wehrten sich die Leiter dieser Ausstellungen immer gegen die Neuerer, gegen die Revolutionäre in der Kunst ; und aus der Idee heraus, das Ideal dem Volke zu bewahren und gerecht zu sein, wurden sie die ungerechtesten Richter und die Zerstörer der Ideale. Sie urteilten natürlich nach bestem Wissen und Gewissen, aber sie schlossen eben die aus, die anders waren, die sich ihren Idealen nicht unterwarfen, die eigene Ideale hatten. Dazu mischte sich der Staat ein, bestimmte, was gute Kunst, was schlechte Kunst ist, und schützte die, die im Besitz waren.

So sehen wir vom Anfang der Mitte des Jahrhunderts an das seltsame Schauspiel, dass die Malerei eine unerhörte Popularität gewinnt, dass künstlerische Fragen wichtig wie politische werden, und dass dabei die grossen Künstler, die damals lebten, nicht nur darbten. sondern auch von den segensreichen Einrichtungen der öffentlichen Kunstpflege ausgeschlossen waren. In allen Kulturländern trat zu ungefähr gleicher Zeit dieser Zustand ein. In Frankreich hatten Millet, wie Manet, Daumier, Cézanne und viele andere darunter zu leiden, in Deutschland Böcklin, Marées und Feuerbach, Leibl, Liebermann; und auch Menzel, bis die zufällige Wahl seiner Sujets ihn emporhob.

In dieser Zeit, als die staatlichen, kommunalen, gemeinnützigen Einrichtungen zur Kunstpflege versagten, fing die grosse Rolle des Kunsthandels an. Er hatte sich in der Zwischenzeit wohl entwickelt. Vor allen Dingen hatte er sich vermehrt. Aber der Betrieb war eigentlich der alte geblieben, wie er vor der Revolution bestand. Kleine versteckte Gemächer voll schöner Dinge; das Aufsuchen des reichen Amateurs; die Scheu, die Kostbarkeiten dem profanen Volke zu zeigen. Heute noch existiert

diese Scheu. Die teuersten und kostbarsten Gemälde werden nicht den Ausstellungen anvertraut. Nicht etwa, weil man Angst vor ihrer Beschädigung hat, sondern weil sie nicht von so vielen Blicken gesehen werden sollen, weil nicht so viele Menschen darüber schreiben oder sprechen sollen; die Kostbarkeit würde gemindert, gerade als wenn ein Kleinod durch viele Hände gegangen ist.

Erst jetzt, in der Zeit der verkannten Maler, folgte der Kunsthandel dem Wechsel der Zeit und wurde öffentlich. Die Kunsthändler gründeten Salons, in denen sie Ausstellungen machten. Sie suchten sich unter den Künstlern diejenigen aus, von deren Kunst sie überzeugt waren, stellten sie aus, annoncierten, baten die Kritiker der Zeitungen darüber zu schreiben, wurden somit eine Konkurrenz der öffentlichen Ausstellungen. Man muss, wenn man diese Entwicklung betrachtet, immer denken, dass es nichts besagt, wenn behauptet wird, ein Kunsthändler verkaufe die und die Bilder, weil er damit Geld verdiene. Da man mit allen Bildern Geld verdienen kann, die verkauft werden, ist mit der Angabe des Motives für das Geldverdienen kein Wort darüber gesagt, welche Bilder der Kunsthändler nun aussucht, um sie zu verkaufen. Der Kunsthändler, der sich in die Öffentlichkeit flüchtete, ging meist von dem Gedanken aus, die öffentliche Meinung zu korrigieren, und zwar selbstverständlich wie ein Kaufmann. Er sagte, diese Bilder sind gut, aber es kauft sie niemand, weil die Juroren der öffentlichen Ausstellungen gegen den einzelnen Absonderlichen sein müssen, aus Gerechtigkeit gegen die grosse Masse der Künstler, — da sie aber gut sind, wird man sie kaufen, wenn man sie dem Publikum empfiehlt. Es gibt nichts Klügeres für einen Kaufmann, als gute Ware billig zu kaufen, die durch Schuld des Zufalles oder durch die Schuld der Konkurrenten nicht geschätzt wird. Es gibt kein Geschäft, das mehr Aussicht auf Gewinn verhiesse, als dieses.

Die Kritiker des Kunsthandels tun immer so, als ob das Motiv Geld zu verdienen ein verächtliches oder schlechtes Motiv sei. Ich aber glaube: Für seines Lebens Notdurft zu sorgen, ist das primärste, gerechteste und beste Motiv, das nur ein Mensch haben kann; und einen Menschen beurteile ich nicht danach,

ob er mit seiner Arbeit Geld verdient hat, sondern ob er etwas Gutes geleistet hat. Und wenn dann der Erfolg seiner Arbeit so gross wird, dass er nicht nur seines Lebens Notdurft decken kann, sondern Reichtümer sammelt, wer wird sich denn dagegen wehren? Wer wird denn das Geschenk des Geschickes zurückweisen, solange Geld Macht und Freiheit gibt?

Schliesslich und endlich ist Bismarck als reicher Mann gestorben. Er hat, so gut er konnte, das Interesse des Hauses, dem er vorstand, gewahrt. Das Haus ist gross und reich geworden, und mit ihm sein erster Beamter.

Wenn Durand-Ruel — um ein Beispiel zu nehmen — für die Interessen der Künstler, die er vertrat, so gut er konnte, gesorgt hat, und wenn diese Künstler heute mit ihrem Ruhm die Welt erfüllen, und wenn sie in allen Weltteilen geliebt werden, und wenn sie heute reich geworden sind, — so ist er mit ihnen berühmt und reich geworden, und nur ein Narr kann ihm das verdenken und das Werk seines Lebens herabreissen, weil er dabei nicht arm geblieben ist.

Um den Kunsthändler sammelte sich die verkannte Jugend. Die private Öffentlichkeit, die er vertrat, setzte sich in Gegensatz zu der offiziellen, und je mehr sich Staat und Gemeinde um die offiziellen Kunstausstellungen kümmerten, um so mehr bildete es sich aus, dass der Kunsthändler sozusagen ein aktiver Kritiker — seine Ausstellungen eine Tat gewordene Kritik wurden. Der Einfluss des Kunsthandels wurde nach den 70er Jahren, als der Akademizismus immer mehr erstarrte, immer grösser, immer stärker, zu gleicher Zeit, wie der Einfluss der schreibenden Kritiker wuchs. Langsam drangen die Kritiker, die Laien, gegen die Machthaber der offiziellen Kunst vor. Schritt für Schritt gewannen sie Terrain. Ein dritter Verbündeter tauchte auf: der Kunstgelehrte. Er usurpierte die Leitung der Galerie, die früher in den Händen der Maler war. Die Akademie und die offiziellen Ausstellungen verloren immer mehr von ihrem Ansehen, ihrer Wichtigkeit und ihrem Einfluss, bis sie zu dem wurden, was sie heute sind: zu einem Schemen, zu einer Gleichgültigkeit. Wenigstens glaube ich, dass die Berliner Akademie, ebenso wie die Pariser nichts, auch gar nichts

für die Kunst bedeuten, und dass es so gleichgültig, wie nur irgend etwas ist, ob diese Institute existieren oder nicht.

Nun sieht es wohl so aus, als ob dieses Vordringen der Laien als Kunsthändler, Kritiker, Galeriedirektoren eine schwere Schädigung der Künstler bedeutet, und es wird sicher auch so empfunden, denn Vinnens Broschüre ist weiter nichts als ein wütender Angriff auf diese drei Faktoren. Er hätte Recht, wenn diese drei Faktoren nichts geleistet hätten, wenn diese drei Faktoren nicht die Korrektur der demokratischen Einrichtung, die die Revolutionszeit geschaffen hatte, bedeuteten, wenn diese drei Faktoren sich nicht als Schutzgarde der grossen Künstler vor der Masse, vor der Plebs der Auchkünstler, erwiesen hätte.

Die Bewegung, zu deren Führer sich Vinnen aufwirft, hat eine grosse Ähnlichkeit mit dem Bestreben, die Laien aus der Rechtsprechung auszuschalten. Die Malerei den Malern, das Jus den Juristen. Auf dem Gebiete des Rechts heisst sein Streben: Kampf gegen die Geschworenen und die Schöffen.

Vinnen wusste nicht, was er tat, als er seinen Angriff gegen diese drei Faktoren richtete. Denn obwohl er gewiss kein grosser Künstler ist, so gehört er doch immerhin zu denen, die vor der Masse geschützt werden müssen. Er und seine Freunde wissen nicht und sehen es leider nicht ein, dass die einzige Art, dem Künstler ökonomisch zu helfen, die ist: viele Galeriedirektoren, viele Kritiker und viele Kunsthändler.

Es sieht so aus, als rede ich pro domo. De facto rede ich gegen meine Interessen. Leider gibt es heut in Deutschland nur eine kleine Anzahl von Kunsthändlern, die nach ihrem Kopfe handeln, nach ihrem Geschmack kaufen, mit einem Wort: ihres Amtes als Kritiker walten und ihr Tun vor der Öffentlichkeit ausbreiten. Da es so wenige gibt, ist der Einfluss der Wenigen ein ungeheuer grosser. Gäbe es in Berlin ebenso viele Kunsthändler wie Theater, so würde Berlin eine ebenso grosse Malerstadt sein, wie es Theaterstadt ist. Und gäbe es über ganz Deutschland verstreut an allen Orten, statt der Kunstvereine, in denen immer nach kurzen revolutionären Epochen die dumme Mehrheit herrschen muss und nicht der Verstand der Wenigen, Kunsthändler, so würde es den faulen Kitschmalern nicht so leicht sein, nicht nur den

Grossen, sondern auch Vinnen und seinen Freunden das Brot wegzunehmen. Aber wie soll sich die Anzahl der unabhängigen Kunsthändler vermehren, haben doch schlechte Künstler — von Grossen habe ich nie ein böses Wort gehört — und Zeitungsschreiber durchgesetzt, dass mit dem Stande des Kunsthändlers ein Odium verbunden ist, ein Odium, das so stark ist, dass für einen, der nicht zu dumm ist, um sich auf andere Weise sein Brot zu verdienen, eine absolute Gleichgültigkeit gegen die Vorurteile der Gesellschaft dazu gehört, Kunsthändler zu werden, oder — eine tolle Liebe und Leidenschaft für die Malerei.

Das, was der Künstler fordern muss und was ihm allein helfen kann, das ist ein starker grosser Kunsthandel. Das ist so natürlich für jeden Einsichtigen wie nur irgend was. Denn jeder Kunsthändler will Geld verdienen, und wie soll er anders Geld verdienen, als durch Verkaufen von Bildern? Und Bilder können nur Maler malen. Aber freilich, nur der moderne Kunsthändler, der selbst ein öffentlicher Kritiker ist und der sich der öffentlichen Kritik aussetzt, ist von Nutzen, nicht der alte, der in der versteckten Form der früheren Zeit arbeitet, der unter der Zeitungsoberfläche bleibt.

Vinnen glaubt, fremde Künstler nehmen den deutschen das Brot weg. Er irrt: der gute fremde Künstler ist der Helfershelfer des guten deutschen Malers. Er kommt ins Land, nicht um ihn zu bekämpfen, sondern um ihm Beistand im Kampfe gegen die internationale Gilde der schlechten Maler zu leisten. In dem Abschnitt von Export und Import wird darüber mehr zu sagen sein. Hier ist nur nötig zu zeigen: Wo sind die Ratten, die dem Künstler das Brot wegfressen?

Jenseits jedes Parteizwistes, jenseits jeder Geschmacksrichtung, jenseits von Berühmtheit und Unberühmtheit existieren noch Maler in Deutschland. Wem sind nicht schon die Läden aufgefallen, voller Bilder, in den belebten Strassen Berlins? Sie sind vollgestellt von Bildern in grossen goldenen Rahmen. Fürchterliches Zeug für die Kenner. Die Namen der Maler, die auf den Bildern stehen, kennt keiner. Wer hat sich da nicht schon gefragt: Wer bezahlt die Ladenmiete, die Ausstattung?

Wo ist das Publikum, das diesen Dreck kauft? Man geht achtlos daran vorüber. Die Zeitung kümmert sich nicht darum. Fast niemand weiss es, dass diese Künstler und dieser Kunsthandel einen grossen Teil des Geldes, das in Deutschland für Kunst ausgegeben wird, absorbieren. Hier finden wir den alten, nicht öffentlichen Kunsthandel in der degeneriertesten, verdorbensten Form. Dieser Kunsthandel freilich ist kein Kritiker der öffentlichen Meinung. Dieser Kunsthandel erfüllt keine kulturelle Aufgabe; er ist ein Krebsschaden, ein Unglück. Gerade so ein Unglück, wie die Verleger der Schundliteratur. Bisher ist er unbeachtet geblieben. Es gibt Vereine gegen die Schundliteratur, die Behörden greifen ein, die Zeitungen protestieren dagegen, seitdem man erfahren hat, welche ungeheure Verbreitung die Schundliteratur hat. Aber die Schundmalerei hat eine eben so grosse Verbreitung; und Herr Vinnen hätte, statt gegen grosse Kunst zu kämpfen, eine Broschüre gegen den Schundkunsthandel und die Schundmalerei schreiben sollen.

(Ein Artikel „Die Schundmalerei“ und ein Artikel „Export und Import“ folgen.)

Im Volksgarten

Von ERICH VON MENDELSSOHN

Die Wiese ist so grün, so sonnenduft-durchwärmt,
Von freundlich schattenden Kastanien umsäumt
Und blaue Tauben kommen friedlich angeschwärmt.

In Büschen halb verborgen Bildwerke aus Stein,
Und viele Menschen, die auf Bank und Stuhl verstreut
Im hellen Sommerkleid der Frühlingsluft sich freun.

Zwei Tauben schnäbeln sich auf einem schatt'gen Ast,
Das schwache Weibchen gibt mit ausgespreizten Flügeln
Ergebungsvoll sich dem Begehr des Männchens hin.

Ein kleiner Bursch, kaum kann er sicher stehn,
Hat grossen Auges sich das angesehn
Und summt ein Kinderlied im Weitergehn.

Ein Mann, der eine Republik gründen half: Maurice Rouvier

Von RENÉ SCHICKELE (Strassburg)

I.

Der Senator Maurice Rouvier ist am Mittwoch, den 7. Juni, nach kurzer Krankheit gestorben. Kurz und entschieden trat er vom Schauplatz ab — wie er ihn betreten. Man entdeckte voll Erstaunen, dass er ein falsches Gebiss hatte. Von Barrès weiss man es seit 20 Jahren. Dem anderen hätte man es nie angemerkt.

Die politischen Parteien verlieren nicht viel an ihm, umsomehr die Finanzwelt. Er figurierte schon lange in der Politik mehr als Vertrauensmann der Grossfinanz. Seit Gambettas Tod und dem Sieg des clemencistischen Radikalismus konnte er seine politische Rolle nur noch unter strenger Kontrolle der bürgerlichen Linken spielen, die ihn als anerkannten Finanzmann grossen Stils zu gebrauchen wussten. Die Radikalen stellten ihn, den Progressisten, an die Spitze eines radikalen Ministeriums, sie liessen ihn die Trennung von Kirche und Staat durchführen, trauten ihm aber nicht genug, um ihm die Leitung der bevorstehenden Wahlen zu überlassen. Als im Norden Frankreichs wegen der Kircheninventuren Krawalle ausbrachen und Rouvier, wie früher beim Wilsonskandal, eine vermittelnde Stellung einnahm, wurde er vom selben Mann gestürzt, der ihn auch damals stolpern liess: von Clemenceau, dem Vollstreckungsbeamten der radikalen Partei. Es war eine sensationelle Hinrichtung. Denn jedermann wusste, dass Rouvier nun nie wieder zur Macht käme. Er war verbraucht — mit seiner ganzen Partei, die zugleich aus der Regierungsmehrheit ausschied.

Rouvier stammt aus Aix in der Provence, er war am 17. April 1842 geboren. Also debutierte er in Marseille. Er füllte die Spalten der dortigen oppositionellen Blätter mit den heftigsten Polemiken gegen das Kaiserreich und machte dann den legendären Sprung nach Paris, mit dem die Laufbahn aller grossen Franzosen beginnt, wenn sie nicht das überaus seltene Glück haben, gleich

intra muros auf die Welt zu kommen. Ein solcher Glücksfall bedeutet immerhin eine Zeitersparnis. Andererseits hat er den Nachteil, dass der geborene Pariser seinen Wahlkreis erst suchen und meistenteils ausserhalb der Stadt suchen muss, während der andere, der von draussen kommt, ihn gewöhnlich schon mitbringt.

II.

Rouvier hier kam als Siebenundzwanzigjähriger nach Paris. Er trat als Buchhalter bei einem griechischen Bankier ein und übte sein doppeltes Handwerk: er lernte „Geld machen" und lernte, wie man grosse Massen gegen ein bestimmtes Ziel wirft.

Die „Egalité" war das Pariser Blatt, das die leidenschaftlichsten Artikel gegen Napoleon III. brachte. Rouvier schrieb sie, nachts, nachdem der letzte Kurszettel mit Fleiss studiert war.

Er war ein brauner, beduinenhafter Kerl mit gelben Ringen in den Ohrläppchen und einer lauten, aufreizenden Stimme. Auch er durfte sich den Luxus leisten, der in Paris nur den Südfranzosen von gewaltigem Temperament gestattet ist: französisch zu sprechen mit starkem Heimatakzent. Als nach der Erledigung Napoleons des Kleinen, auch „Badinguet" genannt, die grossen Wahlen zur Nationalversammlung begannen, eilte Rouvier in die Heimat, nach Marseille und schlug sich, wie ein Bataillon, für Gambetta. Er kam mit ihm in die Nationalversammlung, mit ihm 1875 in die Deputiertenkammer. Zuerst sass er natürlich auf der äussersten Linken, aber dann rückte er mit einem Teil der Gambettisten immer mehr nach rechts.

Eine bürgerliche Partei kann keinen grösseren Fehler begehen, als die Macht anzunehmen, bevor sie für sich allein stark genug ist, sie ohne Zugeständnisse an die rechtsstehenden Parteien auszuüben. Die Folge von Gambettas Taktik war, dass er einen grossen Teil der Radikalen zu den Progressisten (den „gemässigten Republikanern", die etwa unsern Nationalliberalen entsprechen) hinüberführte, damit die Kraft seiner Partei schwächte und die Bildung einer extremen Linken aus Blanquisten, Sozialisten und Kommunisten hervorrief. Wenn die äusserste Linke nicht mit übermenschlicher

Kraft gekämpft hätte, wären die inneren Revolutionen, die in der Dreyfussaffäre ihren Gipfel erreichten, sicher nicht zum Vorteil der Republik ausgegangen. . . .

1881 wurde Gambetta Ministerpräsident. Er gab Rouvier das Portefeuille des Handels. Als sechs Jahre später der von Clemenceau entdeckte Boulanger sich den Radikalen entzog und auf eigene Faust zu arbeiten begann, erhielt Rouvier die Ministerpräsidentschaft einzig mit dem Auftrag, Boulanger zu beseitigen.

III.

Er besass das Vertrauen der Grossfinanz. Er beseitigte Boulanger, — glaubte aber damit das Recht erwirkt zu haben, mehr Rücksicht auf die Progressisten zu nehmen, als eine wahrhaft demokratische Politik erlaubte. Als der Präsident der Republik, Herr Grévy, in die Lage kam, die historisch gewordenen Worte auszurufen: „Welch ein Unglück, einen Schwiegersohn zu haben!“ und Rouvier gegen die Kundschaft des Schwiegersohns, des Herrn Wilson, der Ehrenzeichen und anderes verkaufte, nicht entschieden genug auftrat, musste er nach einer Interpellation Clemenceaus zurücktreten . . . Aber das schlimmste Malheur begegnete ihm am 20. Dezember 1892, diesem dies irae aller Geschäftspolitiker, dem schlimmen Nachmittag, wo der Panamaskandal die besten republikanischen Parteien hinwegzuschwemmen drohte und im Palais Bourbon eine Panik ausbrach, wie sie seitdem nicht wieder gesehen ward. Fünf Parlamentarier waren überführt, von der verkrachten Gesellschaft Geld angenommen zu haben, darunter Rouvier. . . Der Ministerpräsident Ribot hatte, ohne seinen Finanzminister (Rouvier) zu benachrichtigen, beschlossen, die fünf freizugeben. Die parlamentarische Immunität wurde aufgehoben. Rouvier, der ahnungslos in die Kammer gekommen war, bestieg die Rednertribüne und hielt eine Rede, die man noch heute nicht lesen kann, ohne von der, man möchte sagen physischen Kraft gepackt zu werden, die sich in dieser Verteidigung offenbart.

Er gestand, Geld genommen zu haben, aber nicht für sich. „Jedermann hier weiss, dass man in der Politik Geld braucht,

jedermann kennt die geheimen Fonds, und jeder weiss, dass sie manchmal nicht reichen. In einer Stunde schwerer Krise habe ich von Freunden Geld genommen und es für die politischen Zwecke verwandt, die jeder hier kennt" — und als jemand ihm vorwarf, dass er selbst in der Politik mehr Geschäftsmann als Politiker sei, antwortete er brutal: „Wenn ich nicht Geschäfte gemacht hätte, sässen Sie nicht hier!"

Die gerichtliche Untersuchung gegen Rouvier führte zu keinem Resultat, und er selbst ging ungebrochen aus der Katastrophe hervor. Er starb als Budgetberichterstatter des Senats.

IV.

Nach der Demission Briands sprach man auch von einem Ministerium Rouvier.

In Wirklichkeit war Rouvier, der im Senat das stille Dasein eines noch immer muskulösen, aber von der politischen Entwicklung in eine achtbare Ecke geschobenen Ringers führte, in der Kammer bei allen Parteien wenig beliebt; die Linke behandelte ihn offen als Feind.

Er war ein grosser Geschäftsmann, der sich bereits als Dreissigjähriger ein hübsches Vermögen erwirtschaftet hatte. Zur selben Zeit galt er als der beste Redner der Kammer. Er schrieb Fraktur und hätte am liebsten alles fett drucken lassen. Später, als er in der politischen Erfahrung fortgeschritten war, schätzte er mehr Petitsätze, an einer guten Stelle unauffällig untergebracht. Es ist das Seltsame an diesen Pathetikern des französischen Südens, dass sie nebenbei die gerissensten Taktiker sind. Man sollte es nicht glauben, wie rastlos Jaurès in seinem Nebenberuf eines parlamentarischen Feinmechanikers aufgeht, wenn es geraten erscheint, Troja mit List zu nehmen. . .

Rouvier war — ein bourgeoises Raubtier, wie das bürgerliche 19. Jahrhundert in Frankreich viele hervorgebracht. Sie entwickeln ihre mörderische Lebenskraft schon in den Romanen Balzacs, kämpfen wie Titanen und sind Kinder, wenn sie ausruhen: zu „jederlei Scherz und Spiel geneigt". Idylliker!

Sie halten ihren Mittagsschlaf am liebsten unter einer geliebten Frauenschürze, die sie vor den Mücken bewahrt. Sie sind sehr

häuslich und haben Freundinnen, von denen sie sich mit Engelsgeduld ausräubern lassen. Sie sehen darauf, dass ihre Töchter religiös erzogen werden, wohingegen sie ihren Söhnen zeitgemässe Wege weisen; zudem überlassen sie es deren Gutdünken, sich mehr oder minder lang auf Umwegen von der väterlichen Arbeit zu erholen. Im übrigen Haudegen, die irgend eine solide Überzeugung haben und von ihr leben. Rouvier schwor auf die Republik. Er bekämpfte die Reaktion nach dem Rezept: A corsaire, corsaire et demi. Viele sagen, er sei der fähigste Finanzminister der dritten Republik gewesen.

Er hat auch einen Krieg vermieden: als er nach Delcassés Sturz die Marokkoaffäre so regelte, dass Deutschland sich zufrieden gab . . . Er war robust und geschäftserfahren genug, um den Rückzug mit Haltung anzutreten . . .

Vive la bagatelle!
Swift

CAPRICHOS

I.

Herr Kraus (Wien) sucht fortgesetzt aus unsren Angelegenheiten Beachtung für sich herauszuschlagen. Mehrere suchten, die Schmierigkeit aus ihm herauszuschlagen. Erfolglos. Ich stellte neulich anheim, Kraus nicht mehr zu ohrfeigen. Es lag darin kein Werturteil über Unberechtigung der früheren Backpfeifen; nur über die Unberechtigung des Aufwands. Ein wandelndes Museum für Tachteln. Seit ihm zugesichert wurde, dass er ausnahmsweis jetzt keine kriegt, beunruhigt ihn die Gewohnheitsstörung: es fehlt ihm was.

Ohrfeigen sind aber kein Argument. Selbst dann sind sie es nicht, wenn einer so oft; von Männern wie von Frauen abwechselnd welche bekam, dass auf der Wange die Inschrift „Hier blühen Rosen" stehn kann — und die Sitzgelegenheit, gewissermassen, ein Bertillonsches Archiv geworden ist.

Selbst für kleine Verleumder sind Ohrfeigen kein Argument. Darum sollen seine Backen Ferien haben: mag ihn schon der fremde Zustand — ohne Entziehungskur — aufregen. Ecco.

(Er bekam die einleitende seiner Ohrfeigen, als er Privatsachen, die reine Privatsachen waren, ohne jedes Recht besabberte.)

II.

Dem kleinen Kraus (welcher kein Polemiker ist, sondern eine Klette) soll im übrigen gelassen werden was er nicht hat. Blieb ihm die Gabe des Schreibens auch verwehrt (caccatum non est dictum), so weiss er doch, Reportermeldungen auf der fünften Seite des Wochenblatts für Leitomischl und Umgegend mit vernichtender Schärfe zu beleuchten.

Er hat sich aber, infolge des Hinweises auf seine tatsächlich vorhandene Dummheit, zur Niederschrift von Afforismen bewegen lassen (weniger einem Drange des Intellekts folgend, als um die Abwesenheit seines Intellektmangels darzutun), — Kitsch, mit der Hand gefertigt, dessen Arglosigkeit sich in mechanischer Umdrehung äussert, in mechanischer Gegensätzelei, in Geistesschwäche mit „scharfsinniger" Haltung oder „menschenfeindlicher" Haltung; etwan: „Ich bleibe gebannt stehen, weil die Sonne blutrot untergeht wie noch nie, und einer bittet mich um Feuer." Nietzscherl. Mehr sag ich nicht.

„Ich verfolge einen Gedanken, der soeben um die Strassenecke gebogen ist, und hinter mir ruft's: ‚Fia—ker!'" Tja, die einsamen Seelen. Das san halt dö Plag'n vun an Denker.

Falls nun die Plage der Selbstverachtung hinzutritt? (Er äussert: „Mir sind alle Menschen gleich, überall gibt's Schafsköpfe und für alle habe ich die gleiche Verachtung.")

Nett, wenn er das Publikum betriebsam auf seinen abseitigen Weltekel aufmerksam macht. Oder wenn er (in belästigender Weise) die Leute fortwährend anruft, er wolle nicht von ihnen beachtet werden.

Grundcharakter: Talmi plus Talmud. Sein St . . . Sti . . Stil besteht aus zwei getrennten Nachahmungen: er verdünnt seinen Landsmann Spitzer und äfft Harden; Herr Kraus leidet an doppelter Epigonorrhöe. Er fälscht gewiss nicht — er geht nur in Irrungen ziemlich weit, so dass der alte berliner Scherz „Karlchen hat wieder mal gelogen" — und zwar in der dümmsten schlichtesten spasslosesten Weise glatt gelogen, erfunden, geschwindelt, um einen Augenblickshalt zu haben, weil er sich auf die Grossmut und Gleichgültigkeit seiner Gegner verlässt . . . dieser Satz kommt nie zu Ende; wollte sagen: so dass der alte berliner Scherz „Karlchen hat wieder mal gelogen" gewiss nicht ohne weiteres für ihn zur Beleuchtung dient . . . Was Epimenides über Kreta äussert, passt nicht, weil Kraus von der Insel Mikrokephalonia stammt.

III.

„Die Art, wie sich die Leute gegen mich wehren . . ." Saphirle. Komm mal ran . . .

IV.

Ganz wie ein Tuchreisender, der weiss, was er der Gegenwart nietzschigkitschig schuldet, in der Abwehr gegen Demokratismus. Ein Einsamer und ein emsiger Menschenfeind wird doch nicht . . .

Dass man demokratische Freiheit nicht in der Welt für das Höchste zu halten braucht, Knirps, aber jetzt für etwas Wichtiges in Deutschland; dass hierfür zu fechten ein Opfer ist (wie es eine Lust ist): das wirst Du nicht begreifen, — schale Haut.

Deine Sektion ergibt zwei Kleingehirne. Was Du kannst, schale Haut, ist einen Reporter lustig beschämen; den Schnatterstil des Herrn Harden glänzend nachtäuschen (später auch bewusst, mit einer Kennerschaft, die ulkig, aber peinlich ist); Du kannst für freie Geschlechtsübung Banalheiten äussern — und bist ein dummes Luder, das nie mit sich allein war. Oft ein amüsanter Spassbold —: aber ein entsetzlich dummes Luder.

Nun lauf' — und präge Dir ein leichtes Capricho-Lied hinter die oft strapazierten Ohren:

V.

Krätzerich; in Blättern lebend,
  Nistend, mistend, „ausschlag"-gebend.
Armer Möchtegern! Er schreit:
  „Bin ich ä Perseenlichkeit . . .!"

Wie der Sabber stinkt und stiebt,
  Wie sich 's Kruppzeug Mühe gibt!
Reissen Damen aus und Herrn,
  Glotzt der arme Möchtegern.

Vor dem Duft reisst mancher aus,
  Tachtel-Kraus. Tachtel-Kraus.
Armes Kruppzeug — glotzt und schreit:
  „Bin ich ä Perseenlichkeit . . . !"

ALFRED KERR

EINE UNMORALISCHE STATISTIK

Die Dresdener Hygieneausstellung bietet unter vielen lehrreichen Gegenständen, eine fesselnde graphische Darstellung, die die Häufigkeit der unehelichen Geburten in der Zeit von 1899—1907 vermerkt.

Die Tabelle ergibt folgendes Bild. Auf 100 Geburten überhaupt kommen in einem Jahre durchschnittlich uneheliche Geburten: in Haag 4,2; Rotterdam 4,5; Amsterdam 4,9; Düsseldorf 7,2; Edinburg 7,6; Mailand 8,4; Köln 11,8; Madrid 13,5; Antwerpen 13,8; Kristiania 14; Berlin 15,9; Brüssel 16,6; Marseille 17; Rom 17,7; Leipzig 18,9; Lyon 22,5; Petersburg 22,8; Kopenhagen 24,3; Moskau 25; München 26,3; Paris 26,5; Budapest 27,4; Stockholm 31,4; Wien 31,7; Prag 43,8.

Was für ein Gesprächsthema! Wie unmoralisch wirkt diese Statistik von fünfundzwanzig Kulturstädten Europas. Man könnte mancherlei sinnige Betrachtungen anstellen. So unter anderem mit Befriedigung feststellen: dass das arg verlästerte Berlin gar nicht so übel abschneidet, und noch nicht einmal Leipzig erreicht. Dass aber der „Sündenpfuhl" Paris mit seinen 26½ pCt. der Sündenpfuhl bleibt. (Obschon dieser welschen Stätte des Lasters die deutsche Kunstmetropole an der Isar bedenklich nahekommt). Und dann erst unser hoher Verbündeter: die k. k. österreichisch-ungarische Monarchie. Mit ihren Hauptstädten marschiert sie an der Spitze der ungezügelten Illegitimität. In Budapest, in Wien, in Prag irren, scheint es, am meisten die Triebe ehelos umher. O diese Oesterreicher!

Schamhaft (aus Lokalpatriotismus?) hat man Dresdens Unsittlichkeit verschwiegen. Dort gibt es überhaupt keine uneheliche Geburt. Und wenn in Dresden eine Jungfrau etwas Menschliches verspürt, so begibt sie sich schnell in das nicht allzu ferne Prag, um dort die Geburtsziffer zu erhöhen. Und nur darum (ich weiss es) erscheint in dieser schamlosen Tabelle die holde Stadt Nepomuks als der frechste Rekordbrecher.

Die Statistik ist ein Gradmesser. Die unehelichen Geburten sind eine Schande. Was soll man bekämpfen: die Schande oder den Gradmesser? Beide sind nützliche Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft.

W. H.

RODIN—VINNEN—BEHN

Die von dem Münchener Bildhauer Herrn Fritz Behn stammende heitere Äusserung, die wir kürzlich hier erzählten, wurde, wie er uns mitteilt, von ihm nicht an Herrn Vinnen gerichtet; er tat sie nur mündlich im Freundeskreise, um das Vorgehen des Protestlers zu karikieren.

Für unverlangte Manuskripte kann keine Garantie übernommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Wilhelm Herzog, Berlin-Halensee.
(Alfred Kerr zeichnet verantwortlich für die von ihm verfassten Beiträge.)
Verlag von Paul Cassirer, Berlin W. 10, Viktoriastrasse 5.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Erster Jahrgang No. 18 15. Juli 1911

PAN

Halbmonatsschrift herausgegeben
von WILHELM HERZOG und PAUL CASSIRER

JNHALT:

Alfred Kerr .... Press-Ballade
Nard .... Flaubert (Zeichnung)
Wilhelm Herzog .... Die unzüchtige No. 7
Gerh. Hauptmann .... |
Rich. Dehmel .... | Ueber Flaubert
Hugo von Hofmannsthal .... |
Krites .... Kartellmüdigkeit
Kurt Hiller .... Ueber Georg Heym
Georg Heym .... Die Irren
August Strindberg .... Monoplan oder Biplan
Alfred Kerr .... Bühnensommer

Heinrich Heines deutsches Denkmal — Mahlers Diadoche
Hunde, Maulkörbe

Prozess-Ballade

(Der dolus)

Von ALFRED KERR

I.

Gustav Flauberts Marmorbild
Wird von Pollezei verhüllt.
Rettet Deutschland vor dem Ferkel!
Und durchsucht die Lesezerkel!

Treulich trachten Schutzmannsketten
Deutschland vor dem Kerl zu retten.
Ziemlich anders denkt der Richter
(Peltasohn). Versöhnlich spricht er:

„Heut wird der durch Pollezei
Konfiszierte Anfang frei!
„Ernste Blätter! Sie betrafen
„Unschuldsvoll den Ethnographen

„Doch was Gustav auf dem Pfühl
„Nachts beging . . . das war zuviel.
„Salomonisch-mild ermess' ich
„Dieses Tun als unzulässig.

„Blätter, welche solches äusern,
„Liegen auch in Kaffeehäusern.
„Dort — vielleicht!!! wer weiss!!! — verkehren
„Nutten, Säuglingswaisen, Jöhren.

„ . . . Schuldige Täter!! Zwar ist diesen
„Gar kein dolus nachgewiesen,
„Aaaaber grade dannzumal
„Bleibt der dolus eventual.“

II.

Schlafgemach. Die Knaben reiten
Dort auf Tantens Heimlichkeiten.
Haben sie den Zweck erkannt,
Fliegt ins Loch der Lieferant.

Tante nimmt der Henker hin,
Denn sie ist: Verbreiterin.
Hüte sich ein jeder höchlich,
Denn es wäre — d o c h mal! — möchlich.

III.

Da die Hunde manche Sachen
Bei gegebner Stimmung machen,
Trifft den Herrn in Zukunft Pön — —
Denn es war vorauszusehn!

IV.

Kleines Wäglein, voll von Obste.
Vorn ein Esel; na, was gloobste?
Grauchen hebt sich wie ein Stab
(Und auch Töne von sich gab).

Solcher Anblick muss bestürzen
Deutsche Knaben, die kaum vierzehn.
Dieses Esels Herr muss bluten, —
Denn er **konnte** das vermuten!

V.

Vor der Rembrandtschen Susanne
Rührt sich manches in dem Manne.
Manchen schon erregt, was weiss ich,
Die „Madonna mit dem Zeisig".

Trott zu Solz wird eingelocht,
Bode auch, und zwar sofocht,
Denn ihr eventualer dolus
Fördert öffentliche Wohllust!

VI.

Junge Fürstin. Mancher zittert,
Ist ihr Kleiderstoff durchgittert.
Unverhüllt zeigt sie geruhsam
Einen stillen, festen Busam.

Sooo, dass dolus, Absicht, List
Nicht mehr eventualis ist!
Die Justiz steht staunend stumm —
Und das Balch läuft frei herum.

VII.

Gustav Flauberts Marmorbild
Wird von Pollezei verhüllt.
Treulich trachten Schutzmannsketten
Deutschland vor dem Schwein zu retten.

Doch die Hoffnung lässt uns leben.
Flauberts Anfang freigegeben!
Flauberts Ende nächstens schon,
Jott! es gibt noch Revision.



Gustav Flauberts Marmorbild
Wird von Pollezei verhüllt.

Die unzüchtige No. 7

Von WILHELM HERZOG

An einem warmen Julimorgen steht man früh auf; die Sonne knallt auf den Asphalt; man freut sich des hellen, lockenden Morgens; man möchte hinausreiten nach Wannsee, nach Potsdam, oder im Grunewald mit dem Kopf gen Himmel gerichtet, liegen; und statt dessen steigt man in ein Auto und fährt nach Moabit, Turmstr. 91, III. Stock, Zimmer 658.

Vorweg sei es genommen: wir können uns in keiner Weise über die Prozessführung beklagen, im Gegenteil: sie war zuvorkommend, verständig, sie ergriff nie für oder wider Partei — aber gerade diese mittlere Linie, die gesucht wurde, konnte zu nichts anderem als einem Kompromiss führen. Es war, wie der Berliner sagt, nichts Ganzes, und nichts Halbes.

Wir waren angeklagt „zu Berlin Mitte am 16. Januar und 1. Februar 1911 in den Nummern 6 und 7 der Halbmonatsschrift Pan unzüchtige Schriften an Orten, welche dem Publikum zugänglich sind, hergestellt, verkauft und verbreitet zu haben, und zwar gemeinschaftlich."

Das Hauptargument der Anklage war: unter voller Würdigung des künstlerischen Moments dieser Aufzeichnungen dränge sich bei der Lektüre alsbald der Eindruck auf, dass der Verfasser an zahlreichen Stellen beider Artikel das sexuelle Moment in einer ausserhalb des künstlerischen Zweckes liegenden Weise hervorgekehrt habe.

Die Verhandlung ergab immerhin, dass weder der Staatsanwalt noch der Vorsitzende Flaubert der Unzüchtigkeit zeihen

wollten. Zwar sprach der Staatsanwalt von widerwärtigen und abscheulichen Stellen, aber er betonte mit Pathos, dass nicht Flaubert, sondern wir auf der Anklagebank sässen (was wir übrigens recte garnicht taten).

Aber schliesslich: Wir sassen doch sozusagen auf der Anklagebank, und wir mussten uns gegen die Anschuldigung verteidigen, mit einem Werke Flauberts eine unzüchtige Schrift vertrieben zu haben. Allein die Tatsache, dass man das muss, scheint grotesk. Immerhin: man ist verpflichtet, Rede und Antwort zu stehen. Ein verhältnismässig umständlicher Apparat muss funktionieren, damit man durch deutlich dargelegte Urteile versuchen kann, Juristen, Richter von der Haltlosigkeit der Anklage zu überzeugen.

Und dann gelingt es dem naiv aus dem Lebendigen schöpfenden Sachverständigen nur halb. Er sagt den Richtern, dass er ein absoluter Gegner des „l'art pour l'art" sei, dass er sehr wohl wisse, die Kunst dürfe für sich nicht dieselbe absolute Freiheit fordern, wie die Wissenschaft, und dass Kunst und Moral keine Gegensätze seien. Nur wechsle die Moral allzu häufig; die sittlichen Begriffe entwickelten sich, und was vor fünfzig Jahren noch für unsittlich, unzüchtig galt, das sei heute in hohem Grade sittlich.

Dehmels ernste Worte über das reine Künstlertum Flauberts machen unverkennbar grossen Eindruck auf die doch sonst genügend abgestumpften Richter. Als er von Flauberts Romanen sagt, sie seien von einer fast übertriebenen Härte, nüchtern, kühl, unsinnlich, fragt ihn der Vorsitzende überaus liebenswürdig: Auch la tentation de Sainte-Antoine?

Und das versöhnt einen wieder, dass so ein vielbeschäftigter Geheimer Justizrat (liberaler Landtagsabgeordneter nebenbei) Flauberts phantastisches Werk vom heiligen Antonius genau kennt und — wie es scheint — schätzt, liebt?

Dann hört man als Contrast wieder des Staatsanwalts rauhe Stimme, die von „höchst widerwärtigen und abstossenden Stellen" in diesem Tagebuch überschwelt, die die Jugend anführt, die

dadurch verdorben werden könnte: — „unsere Söhne, unsere Töchter“ . . . Und er müsse deshalb für beide Angeklagten eine Geldstrafe von je 100 Mk. beantragen. Aber auch dieser Staatsanwalt, obschon Staatsanwalt, ist kein Unmensch. Es berührt wohltuend, ihn in einer Pause eifrig mit Dehmel, dem leidenschaftlich Erregten debattieren zu sehen.

Die ganze Verhandlung hatte trotz dem rigorosen Ausschluss der Öffentlichkeit und einigen kleinen Plänkeleien zwischen dem Vorsitzenden und dem Verteidiger — so etwas Mildes, Abgetöntes, Liebenswürdiges, dass man fast bedauert, sich den grossen berechtigten Zorn einschläfern zu lassen, den grossen Zorn darüber, dass der Dichter der „Education sentimentale“ je mit einem Unzuchtparagraphen in Verbindung gebracht werden kann.

Schliesslich wurden wir für den Flaubert in No. 6 des Pan freigesprochen. Es wurde im Urteil anerkannt, dass sich hier keine objektive Unzüchtigkeit finde. Vielmehr handele es sich um eine ethnographische Schilderung nach Vorgängen, die Flaubert selbst erlebt habe. Dieser Zweck, der alles andere überwiege, habe sich in anderer Form nicht erreichen lassen. Die inkriminierten Stellen liessen sich nicht anders wiedergeben, sie konnten aber auch nicht weggelassen werden, ohne das Ganze zu beeinträchtigen. Auch eine relative Unzüchtigkeit sei in dem Artikel in No. 6 nicht zu erblicken. Wenn gebildete Leute eine sachliche Schilderung der Sitten und Unsitten anderer Völker kennen lernen, so können sie als Normalempfindende durch diese Aufzeichnungen weder einen Ekel empfinden noch könne ihre Sinnenlust erregt werden. Anders liege jedoch der Fall bei No. 7. Hier handele es sich um die Darstellung bestimmter geschlechtlicher Vorgänge, die nicht beanspruchen könne, als ethnographische Schilderung angesehen zu werden. Das Gericht habe den Angeklagten jedoch zugebilligt, dass sie nicht das Bewusstsein gehabt hätten, etwas Unzüchtiges zu veröffentlichen. Hier trete aber der Eventualdolus in Kraft. Die Angeklagten

hätten damit rechnen müssen, dass bei jugendlichen oder ungebildeten Personen die Lüsternheit erweckt werden könne. Dadurch haben sie sich strafbar gemacht. Und das Gericht habe deswegen auf eine Strafe von je 50 Mk. erkannt.

Dies ist der einfache Bericht dessen, was geschehn ist. Er ist erfolgt, ehe das Urteil im Wortlaut vorliegt. Vederemo.

Dehmel, Hauptmann, Hofmannsthal zu Flauberts Tagebuch

I.

Blankenese bei Hamburg, 5. Juli 1911.

Sehr geehrter Herr Cassirer!

Ich kann mir ebenso wenig erklären wie Sie, was den Staatsanwalt gereizt haben mag, das Flaubertsche Tagebuch als „unzüchtige Schrift" unter Anklage zu stellen. Ich kann auch nicht glauben, dass irgend ein deutscher Gerichtshof, und gar ein berlinischer, heute noch kurzsichtig genug sein wird, eine Flaubertsche Schrift für ein sträfliches Machwerk zu halten. Wer diese rein sachlichen Schilderungen als unsittlich unterdrücken will, der müsste auch jedes ethnographische Buch, das sich gründlich mit den Sitten oder Unsitten des Orients befasst, und überhaupt jede wissenschaftliche Erörterung sexueller Tatsachen verbieten.

Allerdings räumt unsere Sittlichkeitspflege künstlerischen Darstellungen von vornherein nicht dieselbe Freiheit ein wie wissenschaftlichen Untersuchungen, erstens weil die Kunst im Durchschnitt subjektiv erregender wirkt als die Wissenschaft, zweitens weil sich der objektive Kunstwert in den meisten Fällen schwer feststellen lässt.

Aber von beiden Gesichtspunkten aus ist ja gerade Flaubert vollkommen einwandsfrei. Heute ist doch kein gebildeter Mensch mehr im Zweifel darüber, dass Flaubert der weitaus objektivste Künstler des Wortes war, den das letzte Jahrhundert in Europa hervorgebracht hat; in seinen Dichtungen wirkt die gewaltsame Zurückhaltung aller subjektiven Reizmittel ja fast schon zu nüchtern. Und in dem von Ihnen veröffentlichen Tagebuch herrscht eine so unbarmherzige Kälte der Selbstbetrachtung, dass meines Erachtens nur ein ganz pervers veranlagter Mensch sexuell dadurch erregt werden könnte.

Also ich glaube, Sie machen sich unnötige Besorgnis; in unserer Zeit wird sich kein Gerichtshof mehr vor der Mit- und Nachwelt die Blösse geben, einem Flaubert gemeine Absichten unterzuschieben. Und dass denen, die seine Schriften veröffentlichen, der Dank aller um Menschenkenntnis bemühten Geister gebührt, nicht aber eine Strafe aus Rücksicht auf geistlose Leser, das bedarf wohl keiner Beweisführung, besonders da die Zeitschrift „Pan" solchen unberufenen Lesern kaum in den Gesichtskreis kommen wird.

Mit ergebenem Gruss

Dehmel.

II.

Wiesenstein, Agnetendorf i. R., den 8. Juli 1911.

Sehr verehrter Herr Cassirer!

Ein wirklich gebildeter Mensch kann unmöglich den Begriff des Unzüchtigen mit der grossen Kunst Flauberts in Verbindung bringen. Dazu steht dieser Begriff an sich viel zu niedrig. Mit dem gleichen Recht könnte man die Klinik und den klinischen Bericht eines Dermatologen als eine Porcherie bezeichnen. Der grosse Arzt, der grosse Künstler, kann ebensowenig wie der grosse Politiker bestehn, wenn man ihn den kleinbürgerlichen Moralbegriffen ausliefert.

Ihr Dr. Gerhart Hauptmann.

III.

Rodaun, den 7. Juli 1911.

Sehr geehrter Herr Cassirer!

Die Flaubertschen Tagebuchauszüge in den beiden mir zugesandten Nummern des „Pan" habe ich gelesen, und habe Ihnen dafür dankbar zu sein, dass mir die Bekanntschaft dieser ganz ausserordentlichen Blätter dadurch vermittelt wurde.

Ohne den Inhalt des von Ihnen zitierten Paragraphen des deutschen Strafgesetzes genau zu kennen, kann ich wohl an-

nehmen, es liege eine Subsummierung der Flaubertschen Aufzeichnungen unter die Rubrik „unzüchtige Schriften“ vor.

Ich kann mein Erstaunen hierüber nicht lebhaft genug aussprechen. Der Beamte, von dem ich immer annehmen zu dürfen wünsche, er habe optima fide gehandelt, muss — vielleicht unbewusst — im Augenblick der Lektüre innerlich anders disponiert gewesen sein, als dies bei einem ernsthaften, erwachsenen und gebildeten Mann, dem Leser einer literarischen Zeitschrift, vorauszusetzen ist. Sonst könnte ihm nicht entgangen sein, dass hier Beobachtungsobjekte der verschiedensten Sphären nicht nur mit einer stupenden Prägnanz, sondern auch mit einer unbedingten Ernsthaftigkeit, nein mehr als das, mit einer transzendenten, wahrhaft philosophischen Wucht nebeneinandergestellt sind. Nicht die Zugehörigkeit zum oeuvre eines grossen Schriftstellers rechtfertigt diese Seiten — dies wäre allenfalls ein bloss literarischer Standpunkt, von dem der gemeine Nutzen nichts zu wissen braucht —, sondern in sich selbst tragen sie, was über jeden Bedarf der Rechtfertigung hinaus ist. Die Stimmung, die sie zwingend hervorrufen, ist die des äussersten Ernstes. — Es müsste fast angenommen werden, dass hier Ungeübtheit in der Lektüre von Werken einer höheren geistigen Sphäre vorläge. Vor eine lebendige Person gestellt, würde der gleiche Beamte einen Ton, aus dem höchster Ernst, Würde und Autorität spricht, wohl nicht in gleicher Weise verkannt haben.

Dass irgendein unreifer Bursche die Lektüre dieser Zeilen in missbräuchlichem Geiste betreiben könnte — genau wie die eines beliebigen Absatzes des Alten Testamentes oder eines beliebigen Abschnittes eines gelehrten Nachschlagebuches, kann wohl nicht zur Diskussion stehen.

Ich bin, mit den besten Empfehlungen, Ihr ganz ergebener

Hofmannsthal.

Kartellmüdigkeit

Ein paar Manchesterleute, die unter dem Zwang der Verhältnisse notdürftig umgelernt haben, prägten das Schlagwort von der Kartellmüdigkeit. Sie mussten sich wohl oder übel damit abfinden, dass die wirtschaftliche Entwicklung einen ganz anderen Gang nahm als die manchesterliche Lehre vorschrieb, aber gelegentlich träumen sie von der Wiederkehr einer freien Konkurrenz auf den grossen Wirtschaftsmärkten. So oft nun ein Kartell der Industrie auseinandergeht, glauben sie, darin eine Bestätigung für ihren verhaltenen Kinderglauben zu finden, die Industrie sei der Gebundenheit müde geworden und dränge danach, den Wettbewerb wie einst, in Einzelunternehmungen aufgelöst, zu führen.

Nichtsdestoweniger ist es wahr, dass die Grossindustrie kartellmüde ist. Besonders den Montanriesen wird es in den Kartellen zu eng. Um sich Bewegungsfreiheit zu schaffen, legen sie bald hier bald da ein Stück Kartellmauer nieder und haben nicht übel Lust, auch die Fundamente ihrer Kartellorganisationen in die Luft zu sprengen. Sie sehen die Kartelle, aus denen sie früher ihre Kraft zogen, nur noch als Unterschlupfsorte der kleineren Werke, als Hindernisse auf dem Wege zur Trustbildung an.

* * *

So sind die grossen montanindustriellen Werke kartellmüde geworden, weil sie trustmunter sind. In einem ihrer Blätter wurde im Herbst 1908, als das Roheisen-Syndikat gesprengt wurde, triumphierend der Anbruch einer neuen Wirtschaftsreform verkündet, deren Grundpfeiler die Gelsenkirchener Bergwerks- und Hütten-Akt.-Ges., der Konzern der Akt.-Ges. Phönix, ferner Krupp und Thyssen wären. Als fünfte Säule wird man auch schliesslich die Deutsch-Luxemburgische Bergwerks- und Hütten-Akt-Ges. gelten lassen; und bildet sich durch rasche Fusionen vielleicht noch die eine oder andere Grossmacht im Montangewerbe, so bleibt doch die Zahl der Träger jener neuen Wirtschaftsreform, der straff organisierten Trustgebilde, klein genug. Zur Erlangung der angestrebten Alleinherrschaft sind Syndikatssprengungen zweifellos geeignete Mittel. Glaubten die kleineren Betriebe sich unter dem Schutz der Syndikate seit Jahren sicher, so sehen sie sich plötzlich in Preiskämpfe getrieben, in denen sie vor ihren überlegenen

Grossnachbarn bald weichen müssen. Ungleich ist der Kampf schon deshalb, weil die grossen Werke über eigenes Rohmaterial verfügen, während die kleinen das von ihnen benötigte Material kaufen müssen, und zwar sind sie dabei auf Lieferanten angewiesen, die zugleich ihre Konkurrenten sind.

* * *

Zu diesem Programm der grossen „gemischten" Werke, die den gesamten Produktionsprozess umfassen, von der Gewinnung der Rohmaterialien bis zur Herstellung von Fertigwaren, gehört auch die jetzt erfolgte Auflösung der Preiskonvention für Draht, Drahtwaren und Drahtstifte. Seit 1909 bestand die Konvention, die mehrfach erhebliche Preiserhöhungen durchsetzte, und allen Drahtwerken zu einer vorzüglichen Rentabilität verhalf. Dass dennoch die Eschweiler Drahtwerke, die zu dem Besitz der Gelsenkirchener Bergwerks-Gesellschaft gehören, den Vertrag der Drahtkonvention kündigten, war kein Zufall. Mit Sicherheit ist anzunehmen, dass ihr Vorgehen von den anderen gemischten Werken von vornherein gebilligt wurde . . . Nach der Erweiterung der Drahtfabrikation strecken diese Unternehmungen schon lange ihre Hände aus, sie wollen ihren Walzdraht ganz in eigenen Fabriken verarbeiten und sich die Konkurrenz der „reinen" Drahtstiftfabriken, die von ihnen den Walzdraht kaufen müssen, vom Halse schaffen. Durch die Beherrschung der Walzdrahtfabrikation haben die gemischten Werke jederzeit die Möglichkeit, den reinen Drahtwerken das Lebenslicht auszublasen, eine Macht, von der sie nach ihren bisherigen Gepflogenheiten in absehbarer Zeit auch Gebrauch machen dürften . . . Die Preise auf dem Drahtmarkte sind bereits beträchtlich gewichen. Das war die erste und selbstverständliche Folge der Konventionssprengung, deren wirtschaftliche Bedeutung somit keineswegs erschöpft ist. Sie ist ein böses Vorzeichen für die Erneuerungsverhandlungen des Stahlwerksverbandes, obgleich sie damit in keinem direkten Zusammenhang steht, sie lässt ferner äusserst bedenkliche Schlüsse über das Konjunkturteil der grossen gemischten Werke zu.

Zeiten wirtschaftlichen Aufstieges, steigenden Bedarfs des Konsums sind nicht die üblichen Gelegenheiten für Preiskämpfe, deren Austragung die Grossen erfahrungsgemäss mit Vorliebe in kritische Perioden verlegen, da für sie ungünstiger Geschäftsgang ein wertvoller Bundesgenosse in der gewollten Niederringung der kleineren Betriebe ist. Auch andere An-

zeichen sprechen dafür, dass die Erholung, die der Krise von 1907/08 gefolgt ist, nicht allzu nachhaltig ist, Merkmale einer erneuten Abschwächung treten auf den verschiedensten Gebieten hervor.

* * *

Vor kurzem ging die Stabeisenkonvention auseinander, hier waren die gleichen Kräfte rege, die ein Fortbestehen der Drahtkonvention verhinderten. Gewiss wird diese Politik nicht aus Bosheit getrieben. Die grossen Werke haben ihre Produktionsfähigkeit fortgesetzt gesteigert, aber sie konnten ihre Absatzmöglichkeiten nicht in demselben Masse erweitern. In allen Ländern mit starker Eisenindustrie entwickelten sich diese Verhältnisse. Sowohl in Deutschland, wie in England, Belgien und Amerika ist die Eisenindustrie bei ihrem Wachstum mehr und mehr auf den Export eingestellt worden, auf den internationalen Märkten wird der Kampf daher von Tag zu Tag heisser. Dabei arbeitet die Eisenindustrie gar nicht mit ihrer vollen Leistungsfähigkeit, wohl aber rüstet sie sich immer weiter zu Betriebsausdehnungen. Durch Vernichtung der noch vorhandenen kleineren Produzenten — sei es rücksichtslose Niederzwingung oder Ausschaltung durch Fusionen — wollen sich die schon riesenhaft überragenden gemischten Werke möglichst schnell die wirklichen und vermeintlichen Vorteile einer Truststellung verschaffen, die ihnen eine Diktatur über die einheimischen und die Konkurrenz auf den ausländischen Märkten erleichtern soll.

Wie immer diese Bewegung am Ende auslaufen mag, gerade in Perioden schwankender Konjunktur beschwört sie die Gefahr einer beschleunigten und verschärften Erschütterung des Wirtschaftslebens herauf.

KRITES

Über Georg Heym

Von KURT HILLER

Man panzre sich das Trommelfell: nur mit Drommeten ist er zu verkünden. Ich ziehe alle Nervenenden ein und strenge nichts an als die Lunge. Brüllende Superlative, brechet in Scharen hervor!

Igitur: Georg Heym ist der wuchtigste, riesenhafteste; der dämonischste, zyklopischste; ein platzender Hinhauer unter den Dichtern dieser Tage. Und doch ohne fuchtelnden Teutonismus; vielmehr einfühlsam in die Schrecken der Erde; steil wüst-starr, mongolisch; Drache auf chinesischen Wandschirmen . . . Kein „Lyriker“ mit kosmischem Turnerfrohsinn, Botanisierbüchse, gemässigt-melancholischer Astronomik; kein Sonntagsjodler mit Harfe und Lanolin; aber auch kein Neo-Zyniker, dessen Überlegenheit über Gottes Ernst und die Herrlichkeit der Welt bloss die emphatische Verdrängung bedeutet des uninteressanten, wenn auch berechtigten Bedürfnisses, über sich selber zu kotzen.

* * *

Georg Heym sieht alles Geschehen als eisern und zerrbildlich; als in monströser Vergrösserung, Vergröberung, Überbetonung; er ist „grotesk“, sozusagen ohne darum zu wissen. Ein feueräugiger Hüne, steht er auf irgend einer Inselhöhe, die Wolken, die Schlote, die konturierten und unkonturierten Dinge des Daseins anzuschauen; weder ergriffen noch amüsiert; sondern einfach mit potentem Glotzen, gesichteschwanger, mythologisch . . . Er ist ein kupferner Gott; ein naiv-entsetzlicher Visionär, durch dessen donnernde Strophen grellgemut dustere Fratzen jagen. Es klatsch, weht, klappert, tobt in den Gewittern seiner Sonette von Gerippen, Gliederstrünken, Getümen; es hagelt Blöcke von Leichenkot. Meilenweit gespreitete Vögel der Nacht; Tote, die an den Wänden ihrer Gräber strickend sitzen! des Hungerhundes lange Zunge, die, blau, sich herauswirft; Holzpantoffeln der Gefangenen auf dem Treppenflur; ein Greis, des Schädel Aussatz weist; Blinde, mit Gekröse gefüttert (sie spein es auf das schwarze Hemdentuch); das gelbgefleckt sich wälzende Reptil „Strom“; Faune, die in Sümpfe-Schlamm den Arm bohren; Würmer, dem Selbstmörder im Wald satt die rote Stirne entlangkriechend; der krepierten Pferde Bäuche, nach der Schlacht weisslich quillend in Maiensaaten; Louis Capets blutspeiender Hals, der fest im Loche steckt; Robespierre, im Wagenstroh hin zum Schaffott, meckernd, schleimkauend, man kitzelt ihn am Bein; der Tod als Schifferknecht mit gelben Pferdezähnen; Vampyre, im Frost, die

ihrer Eisenkrallen Kraft prüfen; des Schrecks Froschfinger im Rücken einer Missgebärenden; flatternde Schädel mit Bärten von grünem Moos; Ophelia, im Haar ein Nest von Wasserratten, durchs Röhricht treibend; der Professoren Zungen, wie rote Rüssel über den Pandekten; der Fieberkranke, auf der Bettstatt hockend, Lava im Gaumen, Gebete nachkrähend, aber dann mit spitzem Stein von oben herab den Schädel dem Priester spaltend: der fällt rückwärts, „und es erfriert sein Schrei auf dem Gebiss, das er im Tode weit noch offen hält . . ."

* * *

. . . Hiesse ich Julius, so setzte ich möglicherweise die dünn in Gold gefasste Brille mir auf — nicht ohne vorher sie unter gemessenen Bewegungen abgeklärt zu haben — und spräche einiges Privatdozentoide über . . . Statik. Nämlich darüber, dass dieser schaurig-stürmisch-Wirbelnde letzten Grundes doch kein Wirbelnder ist, sondern ein Metallener, ein Festgerammter, ein erstarrtes Meer; ein erstarrtes Meer, auf dessen Fläche die wirbelnde Welt zuckend sich spiegelt; dass nicht Werdendes, sondern Seiendes, nicht urhaft wogende Dynamis, sondern krasses Gefriersal in seinen skythischen Films dröhnt; Kurz: dass ihr an ihm einen Landschafter habt.

Er leistet als Landschafter Ehrfurchtgebietendes. Eine Kraft hat er! ein Auge! eine Symbolfindigkeit! Neben George und Rilke darf man ihn da rangieren; — doch guter Gott, es kommt nicht so sehr auf Deskription an (in der Kunst der Worte) wie auf Deskription von Erlebnissen.

Von Erlebnissen . . . Ich empfinde für Georg Heym ehrliche Begeisterung. Merkt man das? Aber es muss mir erlaubt sein, nach der Begeisterung das Ehrliche zu sagen . . . Zuvor noch: ich liebe ihn auch deshalb, weil er, bei allem Sturz der Phantasmen, nie wirr, nie trübe, nie dumpf wird, sondern überall eindeutig, farbig, rein bleibt; ein Künstler eben; einer, der zu Ende arbeitet (wenngleich rapide und ohne Schweissverlust); einer, der nicht einfach die gemächlich antanzenden Assoziationen genialisch zu Papiere klackt; ein deutscher Dichter, doch darum kein Magus; kein Mystagog; vielmehr, trotz seinem mongolisch-grotesken Barbarentum, von Latinität der Form; aber, beim Styx, mich deucht, ihm fehlt Tiefe. Ein Landschafter ist er; b l o s s ein Landschafter; er gibt Gefühle weniger als Gesichte; ein kolossaler Optiker, sagt er nichts von sich, und daher schliesslich nichts für uns; er dichtet gegenständlich, jedoch unrührend; er ist nicht tief, er ist (lyncht mich!) objek-tiv.

* * *

Ungeheuer ziehen seine Infermalien vorüber: uns schaudert wohl, indes uns erschüttern sie nicht . . . Zwar so gigantisch ist er als Phantast des Wirklichen, als ein Seher der animalischen Greuel, ja als artiste (allein über die Vokalfolge bei ihm lassen sich Broschüren schreiben!): dass ich gar zu gern ihn zum „deutschen Baudelaire“ stempelte; jedoch was weiss er von den Qualen der Geistigen? Und sind die Verdammten, die in seinem Phlegeton rollen, wir? Er gestaltet die lapidaren Furchtbarkeiten, nicht die imponderablen; den Tod schon, kaum die Problematik; Miasmen der drei Dimensionen, nicht Miasmen der Seele. Was er gibt, ist grossartig und unbelangvoll; (w i e er's gibt = wenn man das so trennen könnte! — Freilich grossartig und voll Belang). Ich stehe zu ihm unter den Dichtern wie etwa unter den Künsten zur Malerei. Er ist ein Bildner. Ein Zauberer. Ein . . . Landschafter. Er packt mich gewaltig an; das Wesentliche tut er nicht kund.

* * *

. . . Manchmal pfeife ich auf die ganze Geistigkeit; und denke: was ist schon „wesentlich“ und was nicht; und erinnere mich, dass wir allezumal Sinnengeschöpfe sind; nämlich Augen und Ohren haben, und Anderes, und in der Natur leben, und sterben . . . In solchen Stunden wehrt man sich nicht gegen ein Gott-Tier, das, von Glück und Grauen panisch strotzend, herbeitollt und, ohne Metaphysik, auch ohne Selbsthass, äussert: „Mein Manko ist grösster Vorzug; am Ozean steh' ich, der Sonne singend; Geist ist ein Umweg . . .“

* * *

Georg Heym türmt sich, zwischen jenen Jüngern, welche Gedichte schreiben, unstreitig als der stärkste auf. Wenn „Der Ewige Tag“ (sein erster Band; von Rowohlt, Leipzig, verlegt) ihn nicht binnen sechs Monaten berühmt gemacht hat, wird bloss mal wieder die Stumpfheit des gebildeten Pöbels, der Neid der Snobs, die Perfidie der Historiker, die Borniertheit einer Welt feixender Skribler schuld daran sein. Rückt Heym indessen an die Stelle, die ihm gebührt, so lasse er sich von keinem Caféhäusler einreden, dass nur das Makabre ihm liege; zu leicht könnte das sonst zum Trick entarten. Als seiner Farben köstlichste werden die mir in der Erinnerung bleiben, von denen ich noch schwieg: die unheymischen, süsseren, hellenischen:

„Das Dunkel ist im Osten ausgegossen,
Wie blauer Wein kommt aus gestürzter Urne.
Und ferne steht, vom Mantel schwarz umflossen,
Die hohe Nacht auf schattigem Kothurne.“

Die Irren

Von GEORG HEYM

I.

Papierne Kronen zieren sie. Sie tragen
Holzstöcke aufrecht auf den spitzen Knien.
Und ihre langen, weissen Hemden schlagen
um ihren Bauch wie Königshermelin.

Ein Volk von Christussen, das leise schwebt
wie grosse Schmetterlinge durch die Gänge,
und das wie grosse Lilien rankt und klebt
um ihres Käfigs schmerzliches Gestänge.

Der Abend tritt herein mit roten Sohlen,
zwei Lichtern gleich entbrennt sein goldner Bart.
In dunklen Winkeln hocken sie verstohlen
wie Kinder einst, in Dämmerung geschart.

Er leuchtet tief hinein in alle Ecken,
aus allen Zellen grüsst ihn Lachen froh,
wenn sie die roten, feisten Zungen blecken
hinauf zu ihm aus ihres Lagers Stroh.

Dann kriechen sie wie Mäuse eng zusammen
und schlafen unter leisem Singen ein.
Des fernen Abendrotes rote Flammen
verglühen sanft auf ihrer Schläfen Pein.

Auf ihrem Schlummer kreist der blaue Mond,
der langsam durch die stillen Säle fliegt.
Ihr Mund ist schmal, darauf ein Lächeln thront,
das sich, wie Lotos weiss, im Schatten wiegt.

Bis leise Stimmen tief im Dunkel singen
vor ihrer Herzen Purpur-Baldachin,
und aus dem Äthermeer auf roten Schwingen
Träume, wie Sonnen gross, ihr Blut durchziehn.

II.

Der Tod zeigt seine weisse Leichenhaut
vor ihrer Kerkerfenster Arsenal.
Das schwarze Dunkel schleicht in trübem Laut
geborstner Flöten durch der Nächte Qual.

Und weisse Hände strecken sich und klingen
aus langen Ärmeln in der Säle Tor.
Um ihre Häupter wehen schwarze Schwingen,
rauchende Fackeln wie ein Trauerflor.

Bebändert stürzt ein Mar durch ihre Betten,
der ihre Köpfe schlagend, sie erschreckt.
Wie gelbe Schlangen auf verrufnen Stätten,
so wiegt ihr fahles Haupt, von Nacht bedeckt.

Ein Schrei. Ein Paukenschall. Ein wildes Brüllen,
des Echo dumpf in dunkler Nacht verlischt.
Gespenster sitzen um sie her und knüllen
den Hals wie Stroh. Ihr weisser Atem zischt.

Ihr Haar wird bleich, und feucht vor kaltem Grauen.
Sie fühlen Hammerschlag in ihrer Stirn,
und grosse Nägel spitz in Geierklauen,
die langsam treiben tief in ihr Gehirn.

III.

Variation.

Ein Königreich. Provinzen roter Wiesen.
Ein Wärter, eine Peitsche, eine Kette.
So klappern wir in Nessel, Dorn und Klette
durch wilder Himmel schreckliche Devisen,

die uns bedrohn mit den gezackten Flammen,
mit grosser Hieroglyphen roter Schrift.
Und unsrer Schlangenadern blaues Gift
zieht krampfhaft sich in unserm Kopf zusammen.

Dass tausend Disteln unsere Beine schlagen,
dass manchen Regenwürmchens Köpfchen knackt,
zu unseres wilden Volks Bachanten-Takt,
wir hörens ferne nur in unsere Klagen.

Ein gläsern leichter Fuss ward uns gegeben,
und Scharlachflügel wächst aus unserm Rücken.
So tanzen wir zum Krach der Scherben-Stücken,
durch lauter Unrat feierlich zu schweben.

Welch göttlich schönes Spiel. Ein Meer von Feuer.
Der ganze Himmel brennt. Wir sind allein,
Halbgötter wir. Und unser haarig Bein
springt nackt auf altem Steine im Gemäuer.

Verfallner Ort, versunken tief im Schutte,
Wo wie ein Königshaupt der Ginster schwankt,
des goldner Arm nach unsern Knöcheln langt
und lüstern fährt herauf in unsrer Kutte.

Wo eine alte Weide, dürr und stumm,
mit Talismanen ihren Bauch behängt,
vor unsrer Göttlichkeit die Arme senkt,
und uns beschielt mit Augen, weiss und krumm.

Aus ihrem Loch springt eine alte Maus,
verrückt wie wir. Ein goldner Schnabel blinkt
am Himmelsrand. Ein leises Lied erklingt,
ein Schwan zieht in das Feuer uns voraus.

O süsser Sterbeton, den wir geschlürft.
Breitschwingig flattert er im goldnen West,
wo hoher Pappeln zitterndes Geäst
auf unsere Stirnen Gitterschatten wirft.

Die Sonne sinkt auf dunkelroter Bahn,
in einer Wetterwolke klemmt sie fest.
Macht schnell und reisst aus seinem schwarzen Nest
mit Zangen aus den goldnen Wolken-Zahn.

Hui. Er ist fort. Der dunkle Himmel sinkt
voll Zorn herab in einen schwarzen Teich,
des Abgrund droht, mit fahlen Wolken bleich,
unheimlich, eine Nacht, die Unheil bringt.

Und eine Leiche wohnt im tiefen Grund,
um die ein Aale-Volk geschmeidig hüpft.
Uralt, ein Fisch, der ein zum Ohre schlüpft
und wieder ausfährt aus dem offnen Mund.

Ein Unke ruft. Ein blauer Wiedehopf
meckert wie eine Ziege in dem Sumpf. —
Was werden eure Stirnen klein und dumpf,
was streubt sich euch der graue Narren-Schopf?

Ihr wollet Fürsten sein? Ich sehe Bestien nur,
die weit die Nacht erschrecken mit Gebell.
Was flieht ihr mich? Die Arme flattern schnell,
wie Gänsen an dem Messer der Tortur.

Ich bin allein im stummen Wetterland,
ich, der Jerusalem vom Kreuz geschaut,
Jesus dereinst. Der nun den Brotranft kaut,
den er im Staub verlorner Winkel fand.

Monoplan oder Biplan

VOLKSSTAAT ODER HOFSTAAT

VON AUGUST STRINDBERG

Aus der schwedischen Handschrift von Emil Schering übertragen.

1894 flog Maxim schlecht mit einer Maschine von fünf Stockwerken; dann kamen Voisin-Farman mit einem Dreidecker, der Abtritten ähnliche Anhängsel mitschleppte; 1897 hatte Herring den Biplan fertig, der denselben Nutzen tat; und schließlich flog Bleriot über den Kanal in einem Monoplan, Eindecker. „Das kann man auch machen", oder, je einfacher, desto besser!

Die konstitutionelle Monarchie ist eine altmodische Maschine mit überflüssigen Decks, verwickeltem Mechanismus und zu vielen Abtritten. Aber in ihrer modernisierten vereinfachten Form gleicht sie einem Biplan. Das eine Deck, König, Regierung, Provinzverwaltung, drückt von oben auf das untere tragende Deck, Gemeinde, Landtag, Reichstag. Versuch, das obere fortzunehmen, und sieh, ob die Maschine nicht sich leichter bewegt, ebenso gut oder besser.

Bis zum Reichstag hinauf geht es einfach; sich aber eine vom Volk gewählte Regierung zu denken, das scheint schwieriger zu sein. Wenn wir uns die Sache näher ansehen, so haben wir die Ausschüsse oder Kommissionen mit grosser Autorität, den Konstitutionsausschuss besonders, der aus richtigen Zensoren besteht. Und der Gesetzesausschuss ist beinahe gesetzgebend, wenn auch die gesetzgebende Macht bei uns „weislich träg zum Wirken, doch fest und stark zum Widerstand" ist, wie der witzige Jakobiner Hans Järta und der fröhliche Dichter Valerius sich ausdrückten in dem berühmten Memorial zur Regierungsform, das in einer Nacht verfasst wurde (wahrscheinlich beim Becher).

Gerade da hat sich das Biplansystem in unserer Verfassung gezeigt: stark zum Widerstand. Aber jede Bewegung, die vorwärts geht, ist ja Aufhebung von Widerstand. Nehmt also den

Widerstand fort, auf den man im königlichen Staatsrat und dem höchsten Gerichtshof stösst.

Dasselbe Memorial spricht auch davon, dass die Staatsmächte „einen Rückhalt aneinander" haben. Mit einem gegenseitigen und wohl abgewogenen Rückhalt steht ja die Maschine still, und das tut sie auch.

Aber wir haben gleichwohl den Monoplan in Skizze fertig, so dass man nur das Oberdeck abzuwerfen braucht, um über den Kanal zu fliegen.

Und in der Schweiz ist das Problem längst gelöst, wenn auch das Schweizer Zweikammersystem veraltet ist.

Im Volksstaat Schweiz wird der Bundesrat, das ist die Regierung, nur für drei Jahre (hört!) gewählt (hört!), und zwar von der Bundesversammlung, das ist der Reichstag. Ist es so schwer oder merkwürdig, dass die sieben Departementschefs gewählt werden? Und für drei Jahre!

Wie würde dann, ohne gewaltsamen Umsturz, ohne unnötige Neuheiten, nur gebaut auf dem Bestehenden, ein Volksstaat aussehen?

DAS VOLK (= Nation).

Der Reichstag. Gibt Gesetze. (Die Ausschüsse fallen fort).

Der Reichsrat (Regierung). Führt aus und verwaltet. Die Departementschefs.

Der Richter. Richtet. Schöffen. Geschworene.

Provinzverwaltung.

Landtag.

Gemeinden.

Die Regierung ist hier nicht doppelt, sondern die auf drei Jahre gewählten Departementschefs entsprechen ja den fortgefallenen Mitgliedern des Ausschusses. Und von Ministern spricht man nicht.

Das Amt ist nicht Broterwerb und nicht Sprungbrett für Ehrgeiz, sondern Bürgerpflicht, Ehrenposten. Und wenn die Gemeinden und Provinzen die kleinen Geschäfte übernehmen, so

fallen mehrere zentrale verwaltende Ämter fort, die schon überflüssig sind und als Dubletten gestrichen werden können.

Die Staatsverwaltung, die jetzt „ihren Mittelpunkt beim König im Staatsrat hat", würde einen festeren Mittelpunkt im Reichsrat erhalten, zumal die Könige aufgehört haben, sowohl zu regieren wie zu verwalten.

Die Richtermacht, die sich in der Monarchie für eine kleine Selbstverwaltung hält, trotzdem sie unter dem Justizamt steht, da ja schon der Amtsrichter vom Justizminister ernannt wird, würde volkstümlicher werden, und Schöffen und Geschworene direkt vom Volk gewählt werden. Dass sich das Richterkollegium unter der Monarchie ziemlich vom Regierungshof ferngehalten hat, ist wohl eine Wohltat, da Bestechungen nicht wohltuend sind, aber im Volkstaat wäre in dieser Hinsicht keine Gefahr. Eher wäre ein zu selbständiges Richterkorps eine Gefahr; auch würde ein Advokatenstand mit seinen geübten Zungen eine unberechtigte politische Macht einnehmen können, wie im französischen Volkstaat.

Rechtshilfe, aber nicht Advokaten! Wenn das Bürgerliche Gesetzbuch schon in der Volksschule gelehrt würde, brauchten wir keine Advokaten und keine Rechtshilfe.

Diese Staatsform, aus der Wurzel gewachsen, würde einen geraden Baum bilden. Und das naturgemässe Verfahren beim Niederschlag könnte auch einen naturwissenschaftlichen Sinn zufrieden stellen. Denn aus der Mutterlauge: Nation = Volk, fällt zuerst die Gemeinde; aus der Lösung Gemeinde der Landtag, und so weiter, bis der Regierungsrat = Regieruug, durch eine letzte fraktionierte Kristallisierung, die quinta essentia bildet.

Aber wenn man so einen Volkstaat bekommen hat, muss man ihn pflegen und zusehen, dass keine Verunreinigungen auf dem Filter zurückbleiben. Der Gegensatz gegen das Volksmässige ist Aristokratie. Die Aristokratie, das sind nicht die besten Mitbürger, sondern die reichsten, die rücksichtslosesten, die snobbigsten, welche die Gestalt des Dieners annehmen, um zu herrschen.

Wenn wir uns die Adeligen in neuester Zeit näher ansehen,

so sind es meistens reiche; ein wirklich verdienter Mann, der doch vor allem sich selber adelt, ein reiner Humbug; einer der den Adel gekauft hat, indem er eine Expedition ausrüstete.

Aber die nicht geadelte Geldaristokratie kann verhindert werden, indem man sie stufenweise besteuert und ihr das Erbrecht nimmt. Das Erbrecht nehmen, würde durchaus christlich sein, denn das wäre eine heilsame Erinnerung, dass wir nicht ewige Hütten hier im Tränental bauen sollen, wo wir nur zu Gast sind. Die Kinder von reichen Leuten würden nicht wie jetzt vertieren, indem sie sich auf arbeitsfreies Einkommen verlassen, und die Eltern würden den Kindern geben, solange die jung sind: dann brauchten die nicht auf das Ableben der Eltern zu warten.

Eine Beamtenaristokratie wäre unmöglich in einem Volksstaat, in dem Wortführender und Rat für kurze Zeit gewählt werden.

Bleibt noch die Gelehrtenaristokratie. Die würde verhindert werden, indem man die Grundschule für alle einführte und das Mandarinenzeichen = Studentenmütze fortnimmt. Der Humbug, der Abiturientenexamen heisst, ist eine Oberklassengrenze, und das Examen selbst ist unmöglich abzulegen, wenn „es mit rechten Dingen zuginge". Keiner von den Examinatoren, die doch Professoren sind, würde das Studentenexamen bestehen, wenn die Schüler ihnen mit Fragen aus allen ihren Gebieten zu Leibe gingen. Darum sehen die Examinatoren wie Sphinxe aus, solange das Examen dauert.

Die Grundschule, eine Art Konfirmation oder Wehrpflicht, mit zwölf Jahren, würde nur die Elemente und die allgemeinsten Übersichten mitteilen, und zwar für alle gleiche. Lesen, schreiben, die vier Rechenarten in ganzen Zahlen und Dezimalbrüchen (nicht gewöhnlichen Brüchen); Kompendien (Studenten lernen nur Kompendien, tun aber so, als studierten sie dicke Bücher) in Geschichte und Geographie; das Bürgerliche Gesetzbuch in kurzem Auszug. Und dann ins Leben hinaus, mit einer Konfirmationsgabe in der Hand: einem Buch zum Nachschlagen, das alles Wesentliche des menschlichen Wissens enthält.

Dann in die Fachschulen zur direkten Spezialausbildung, auf

dass nicht Handwerke und Künste verfallen infolge humbugartiger Überstudiererei.

Also eine einzige Volksschule für alle, obligatorisch, wie die Wehrpflicht, von der man sich nicht freikaufen kann für Privatlehranstalten.

Die Beamten würden erst geprüft werden, nachdem sie die unteren Stufen im Amt durchgemacht haben, und zwar von Kommissionen, wie es früher mit dem sehr nützlichen Kameralexamen geschah.

Die Ärzte, wie in Amerika, sofort in den Anatomiesaal und als Krankenpfleger ins Lazarett, am wenigsten ans Buch.

Die Apotheker beginnen am Ladentisch und im Laboratorium der Apotheke wie früher, zumal die Drogen jetzt fertig gekauft werden.

Jetzt werden die Prüfungen erschwert, nur um den Andrang zu vermindern. Aber es gibt eine andere nicht so boshafte Art: den Eintritt erleichtern; dann verliert der Mandarinenknopf seinen Reiz, und freier Wettbewerb begünstigt das Fortkommen des Talents. Wenn man die ganze Nation adelte, wollte niemand Adeliger werden!

Im Volksstaat gehört alles Krongut der Nation. Alle Einöden, Allmenden, Domänen und früheren Königshöfe. Da diese jetzt allen (= der Nation) gehören, müssten sie natürlich an Bedürftige verteilt werden, und zwar gratis mit einer Ausstattung für Werkzeug und Wohnung; und steuerfrei, solange dar Urbarmachen dauert. Dadurch verschwänden Kätner und Instleute; dadurch würde das Land urbar gemacht; die Bauernsöhne könnten sich zeitig verheiraten; Grossbauern und Rittergutsbesitzer würden reduziert werden, weil ihnen Knechte fehlten; die Kinder der kleinen Bauern würden Ansiedler, blieben auf dem Lande und stürzten nicht aus Verzweiflung in die Stadt, wo sie den Arbeitsmarkt übervölkerten und auf die Arbeitslöhne drückten. Eine zweite Folge würde, dass der Lohn der Industriearbeiter von selbst stiege. Dadurch verminderte sich die Spekulationslust, Industrieerzeugnisse zu produzieren, die zum grossen Teil nicht nötig, sondern nur Handelsartikel sind, mit denen Geld verdient

werden soll. Als Deutschland Industrieland geworden war und zu viel Kramwaren produzierte, kam die Kolonialpolitik auf. Wilde Völker mussten besiegt werden, damit man ihnen bedruckten Kattun, falsche Glasperlen, schlechte Messer, Talmiketten, Nickeluhren ohne Nickel und verbraucht in acht Tagen, aufschwindeln konnte. Das Anbieten von Waren (durch Schaufenster, Marktstand, Reisende), die man eigentlich nicht braucht, hat eine Überproduktion an Kram erzeugt; und auf diesem Kramhaufen ist der Industriestaat mit seinem schiefen Turm und seinen einstürzenden Mauern aufgebaut.

Ein Volksstaat soll auf festem Boden stehen: das ist die Erde! Die scheint karg zu sein, denn sie erfordert Arbeit. Aber die Arbeit des Landwirtes ist gesund und schön; und wenn er auch den Genüssen der Kunst entsagen muss, die bloss Surrogate sind, so hat er die Schönheit der Natur gratis, und wenn er die Originale besitzt, so braucht er nicht die Kopien!

Seine Sommerarbeit ist schwer, aber er feiert die schwersten Mühen als Feste: Heuen und Ernte. Da muss er auch, weil er Hilfe nötig hat, den Sinn für Gemeinschaft entwickeln und lernen, dass die Abhängigkeit unter Mitmenschen gegenseitig ist. Und im Winter ruht er, wie die Werkzeuge, die Boote, die Erde!

Die grosse Landwirtschaft gleicht der Industrie; die ist auf den Verkauf gerichtet, will Geld verdienen, spekuliert mit Misswachs, Hungersnot und allgemeinem Unglück. Das ist hässlich, auch weil sie auf Knechtschaft ruht, die ja im Reichsgesetz verboten ist, aber doch geübt wird. Die grosse Landwirtschaft gleicht heuchlerischer Kooperation, ist aber eine Spekulation, um ein arbeitsfreies Einkommen zu erreichen. Es gibt Menschen, die nach der Beschäftigungslosigkeit der Drohnen streben! Und doch ist die Arbeit, die Mühe, das Plagen ja das Einzige, das dem Leben Interesse gibt, den Mahlzeiten Geschmack, dem Schlaf Ruhe, dem Vergnügen Würze.

Woher dieses Streben nach arbeitsfreiem Einkommen? Der Beschäftigungslosigkeit eingebildeter Genuss, soziales Ansehen, aber unberechtigtes, die Lust zu herrschen und zu treten, was dasselbe ist, das Streben nach einem falschen Hinauf, das nur der Sumpflache Spiegelung von umgekehrten Bildern ist.

An geseifter Stange hinaufklettern, um einen Pfefferkuchen zu holen! Das ist zu viel Mühe um so wenig; und sich dem Spott des Haufens aussetzen, wenn es einem misslingt!!

Bäume sind ausserordentlich schön, aber in einem Garten wächst nichts unter schönen Bäumen. Köpfe sie oder entwurzele sie!

Der Hofstaat als Biplan ist unschön, unpraktisch teuer; wie eine Bibliothek mit lauter Dubletten. Dublettiere sie und stell die Dubletten in den Keller!

Bühnensommer

I.

Alles vom Theater liegt in der Ferne: wie wenn ein Mensch die Nonna hat, eine schwer-holde Schlafsucht; die Welt entrückt ist; die Worte hinter Tüchern schallen, . . . und wer klebt bunt an der Litfasssäule? Ein Liebling: welcher sich nicht ungern mit Harry bezeichnet; welcher das kesse Muster vornehmer Lebkunst für eine Stadt empordringender Maurermeister ist, in der Sprechart kleinere Nasal-Klösschen mit Schmalzsauce schiebt, eine Brunnenstrasseneleganz hat, vernümftig un fein-elegant.

Dabei ist er nett. Im Grunde harmlos. Wenn auch für Symbole nicht gemacht — und vielleicht einer, der Hochflächen abtragen hilft.

Noch fünfzehn Jahre: dann sind in dieser ehedem grössten Dramenstadt nur Bühnen für die vernümftige Lebewelt und für Schau-Gehirne; glatte Sachen; bei ausgeschalteter Kritik.

Auch die Lieblinge wirken schon am Tingeltangel. Plakat. Monokel.

Im Zirkus und in einer solchen Gestalt liegt etwas wie ein Gleichnis für die Aussichten.

II.

Bühnensommer. Pordes-Milo: „Die vier Toten der Fiammetta. Die erste Pantomime, die nicht langweilt. Von Wauer, der elf Monate zu schalem Zeug verpflichtet ist, mit einer durchfühlten Regie zusammengeballt. Zu einer hurtigen Wucht.

Hinter der Szene, furchtbar durch ein heiseres Klavier verdolmetscht (zum Teufel mit dem Instrument!), Herwarth Waldens Musik. Wie seine Gesänge taumelt sie manchmal zwischen Herkommen und Anarchie: doch, wie seine Gesänge, mit Schönheiten von malender Kraft.

Schlagsicheres, knappstes Zusammenfallen des scharfen Begebnisses mit einer Musik, die dramatisch und epigrammatisch ist.

Das bei der Aufführung verunglückte Tongebild (welches greifbar in Klängen etwan ein Truhe zum Sarg werden lässt) — das verunglückte Tongebild brauchte nur orchestriert zu werden, um von starker, internationaler Wirkung zu sein.

III.

Bühnensommer. Auf dem Pichelswerder in freier Luft — wer reitet dahin? Albrecht der Bär. Vierzigtausende sahen ihn. Und Jatzko der Wende. Lanzen, Schilde, Rösser, Bäume. Auf der Insel ein Festplatz. Die Schauspieler sehn die Havel — die Schaugäste nicht. Die, immerhin grüne, Natur vermittels Jamben geschändet. Jemand im Stück schreit, dass dieses Volk diese niedertückischen Slaven eben keine Herrenmenschen sind. In dieser Art. Eine Wendenhorde, Maskentracht, fauchend, murrend, verräterisch, des Christentums bar. Die deutschen Helden gesegnet, herrlich, bestrahlt — hei!

In England gibt es lange schon solche Dramen, mit dem Anteil der Bevölkerung, in guter Luft.

Bühnenzukunft. Theater der Freiübungen.

IV.

Aus London wird nun auch gemeldet: Reinhardt „fasse" dort „Fuss".

Aber seine Kunst stammt ja von dort. Sie kehrt in die Heimat zurück. Wie wenn aus Solingen etwas nach Belgien geht und dann als belgisch wiederkommt. England hat's gegeben, England hat's genommen. Er wird in Manchester Sumurun gestalten. Und im Olympia-Theater in London? Im Olympia-Theater wird er etwas inszenieren, eine Pantomime wird er inszenieren — er wird etwas inszenieren wird er etwas, worin zweitausend Menschen mitwirken. Zweitausend.

(Ich erfand vor fünf Jahren den Titel „The new Berlin stage". Er hat ihn angenommen.)

V.

Alles vom Theater liegt in der Ferne: wie wenn ein Mensch die Nonna hat; die Welt umhüllt ist; . . . es wird Zeit, sie auf einem Schiff unter Leuten mit anderer Sprache zu suchen, zu durchdringen, zu grüssen. K.

Vive la bagatelle!
Swift

HEINRICH HEINES DEUTSCHES DENKMAL

ist der Vollendung nahe. Hugo Lederer hat mehrere Entwürfe geschaffen. Er geht im Herbst an die Ausführung; und die erste Hälfte des kommenden Jahres wird das fertige Standbild erblicken.

Es kommt bekanntlich nach Hamburg. „Wo" (unser Aufruf sagte das) „den Dichter der Nordsee schon ihr Hauch umweht. Und wo aus naher Ferne die Musik einer grossen Stadt um den Stein dieses neuen Sängers der grossen Städte klingt".

Als unsren fast vollendeten Plan der verstorbene Campe zu durchkreuzen versucht hat, indem er das süssliche Werk aus Korfu zum Geschenk anbot, hat ihn der Senat zu unsrer Genugtuung ablehnend beschieden. (Hinterdrein hat Campe das etwas betränte, schwächliche Monument in einem Kaufhof untergebracht; es bleibt eine Privatsache.)

Nach der Ablehnung empfing ich von dem gerecht denkenden Senat, wie auch der hamburger Ausschuss, auf meinen Bericht und mein Gesuch den folgenden zustimmenden Bescheid:

> Der Secretair des Senats.
>
> Hamburg, 18. Okt. 1909.
>
> Auf die im Namen des berliner Hauptausschusses für die Errichtung eines Heinrich-Heine-Denkmals an den Senat gerichtete Eingabe vom 29. Sept. d. Js. beehre ich mich auftragsgemäss zu erwidern, dass der Senat für dieses Denkmal einen Platz bewilligen wird, wenn von den vereinigten berliner und hamburger Komitees ein hervorragendes und geeignetes Kunstwerk angeboten wird und seine Aufstellung gesichert erscheint.
>
> Weitere Anträge würden von den vereinigten Komitees an den Senat zu richten sein.
>
> Ludwig,
> Secretair des Senats.

Soweit sind wir nun. Die nötigen Schritte werden im Herbst erfolgen. Den Männern, die gemeinsam in Berlin und Hamburg für das Ziel gearbeitet haben, ist es eine Freude, dass Lederer, welcher den hamburger Bismarck für die Jahrhunderte hingestellt hat, auch den vermaledeiten, leisen, gewaltigen Künstler auferstehn lässt, von welchem der andre, Otto von Bismarck, seinen Hassern gesagt hat: „Und vergessen die Herren denn ganz, dass Heine ein Liederdichter ist, neben dem nur noch Goethe genannt werden darf?"

ALFRED KERR

MAHLERS DIADOCHE

Die Newyorker Zeitschrift „Musical America" sucht den ‚Pan' wegen der hier erschienenen Bemerkungen über Stransky zu widerlegen.

Ein leitender Mann der Philharmonischen Gesellschaft in Amerika ist interviewt worden und meint freundlich, die im ‚Pan' veröffentlichten Äusserungen über die seltsamen Nebenumstände bei Stranskys Wahl hängen mit „sour grapes" zusammen — mit sauren Trauben.

Das ist eine verhältnismässig einfache Methode, wahre Mitteilungen zu „widerlegen". Der Leiter der Newyorker Philharmonischen Gesellschaft verdächtigt die Gründe des Verfassers — ohne die Tatsachen zu berichtigen.

Er vermeidet übrigens mit Sorgfalt, zu gestehn, durch einen wie geringen Gehaltsanspruch Stransky die besseren Bewerber besiegt hat. Und er wundert sich, dass die deutschen Tageszeitungen von alledem nichts geäussert haben.

Aber Mensch, deshalb ist es ja eben hier geschehn.

TERZ

HUNDE, MAULKÖRBE

Peter Altenberg sendet hierzu an den „Pan" folgenden Seufzer:

> Ich bin als kultivierter, anständiger und feinfühliger Mensch dagegen, dass man Menschen, die nicht die Seelenkräfte besitzen, ihren Mit-Menschen, ihren Leidens-Genossen, irgendwie mit ihrer Liebe und Sorgsamkeit zu helfen, noch darin unterstützt in ihren idiotischen Hysterien, d. h. Schwächlichkeiten, an Hundemistviecher ihre teuflisch verirrten Seelen zu verschwenden!
>
> Ein einziger giftiger Hundebiss, einen unschuldigen Passanten zu Todesfolterqualen verdammend, wiegt alle unbequemen Maulkörbe der Welt auf! In London ereignete sich vor etwa 20 Jahren ein solcher Fall. Da schossen alle Passanten den sentimentalen Vieh-Besitzern auf der Strasse ihre Lieblinge zu Tausenden einfach von der Leine weg. Falsch angewandte Menschenfreundlichkeit ist nämlich ärgste Bestialität!
>
> Es ist keine Kunst, Tieren gegenüber menschlich gesinnt zu sein, aber Menschen gegenüber?! Die ärgsten, verdammenswertesten Jungen haben eine rührende Sorgfalt für Hunde, Katzen, Kanarienvögel, ja sogar für Spinnen und Fliegen. Aber Menschen gegenüber sind sie bösartig, hartherzig und erbarmungslos. Mit diesem „Schein von Seele" betrügen sie und täuschen sie die Welt, die meistens aus ebensolchen erbärmlichen, armseligen Flunkerern besteht! Ich kannte einen gebildeten Mann, der bei jedem halbkrepierten Pferde ausser sich geriet vor Entsetzen und Mitgefühl, aber seinen todeskranken Patienten für schweres Geld immer nur

„türkische Pflaumen" en masse zu würgen verordnete und Brot samt den Getreidespelzen, also eine richtige, vielmehr u n - r i c h t i g e, i n n e r e R e i b e i s e n - K u r!

Die Krokodilsträne über dem Maulkorb des „getreuesten Gefährten des Menschen" ist nun getrocknet, aber die echten über tausend wichtigere Dinge fliessen, fliessen und fliessen — — —.

Peter Altenberg.

Menschen sind falsch; gewiss; und Menschen übertreiben. Dennoch wird eine kommende Ethik die Tierheit ernster umfassen — ohne darum an Kampfkraft einzubüssen. Das erkenntnisvolle, mit dem All verwachsene Herz Peter Altenbergs fühlt es. Man muss ja kein Weichling, sondern kann ein Fechter sein, um zu glauben: dass eine bevorstehende Sittlichkeit (eine schon angebrochene!) das Ziel haben wird, Pflanzen menschlich zu begegnen.

Wir bitten, alle Sendungen ohne Nennung eines einzelnen Namens an die Adresse des Verlages zu richten und mit der Aufschrift zu versehen: für die Redaktion des ‚Pan'.

Für unverlangte Manuskripte kann keine Garantie übernommen werden. Sprechstunden der Redaktion: Montags, Dienstags, Mittwochs von 11—1 Uhr.

Verantwortlich für die Redaktion: Wilhelm Herzog, Berlin-Halensee. (Alfred Kerr zeichnet verantwortlich für die von ihm verfassten Beiträge.) Verlag von Paul Cassirer, Berlin W. 10, Viktoriastrasse 5. Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Erster Jahrgang No. 19 1. August 1911

PAN

Halbmonatsschrift herausgegeben
von WILHELM HERZOG und PAUL CASSIRER

JNHALT:

Janus .... Agadir
Otto Greeff .... Diplomaten-Ringkampf (Zeichnung)
August Strindberg .... Der Volksstaat
Rudolf von Delius .... Der Heilige und die Königstochter
Krites .... Petroleummonopol und Kinotrust
Martin Beradt .... Scheidungswahnsinn
Ferdinand Hardekopf ...... Münchner Notizen

Die schale Haut
Minister und Architekten — Die Gentlemen — Hoch die Glosse
Abschaffung der Schülerselbstmorde

Original from

Agadir

Von JANUS

Kiderlen und Cambon verhandeln unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses. Niemand weiss was, daher macht jedermann Konjekturen. Aus dem Ententeich steigt flügelrauschend ein Prachtexemplar nach dem andern und verschwindet am Horizont. Rechts und links des Rheins, nördlich und südlich des Ärmelkanals fletschen die Chauvinisten die Zähne, schmeissen mit dicken Vokabeln und rasseln mit dem Kindersäbel aus Weissblech. Und der selige Kanzler Oxenstjerna schaut aus Himmelshöhen herab und schmunzelt: noch immer gehört wenig Weisheit dazu, die Welt zu regieren

Die Börsen sind flau, obgleich der deutsche Kaiser demonstrativ die Fjorde und Zubehör von gestifteten Denkmälern besucht. Man kann nicht wissen . . . Vielleicht fliegt doch einmal der Funke ins Pulverfass, um das die politischen Lausbuben mit den Streichhölzern spielen. Es wäre ein Verbrechen, schlimmer, es wäre eine ungeheure, schauderöse, anachronistische Dummheit — aber, wer kann wissen, was Diplomaten nicht schliesslich doch alles fertig kriegen, nicht aus Bosheit, sondern — enfin, Oxenstjerna!

Was haben wir mit Marokko zu schaffen?

Nach v. Iherings feiner Bemerkung empfindet jeder dasjenige als Ehrverletzung, was seiner Existenz tiefsten Urgrund antastet, der Krieger das, was seinen Mut, der Kaufmann das, was seinen Kredit, der Bauer das, was seinen Grundbesitz in Frage stellt. Darum ist für ein Volk das eine Ehrverletzung, was seine nationale Existenz, seine Unabhängigkeit, seine territoriale Geschlossenheit antastet, und nichts anderes. Diese Auffassung nannte Bismarck „realpolitisch".

Wenn es um die Existenz ginge, wenn einer unserer freundwilligen Nachbarn in der Tat die selbstmöderische Verrücktheit hätte, uns in unsern wirklichen ideellen oder materiellen Interessen böswillig zu verletzen, dann würde, er hat es gesagt, sogar der

alte Bebel noch die „Flinte auf den Buckel nehmen“. Aber sie werden sich hüten! Und was geht uns Marokko an?

„Frankreich schafft sich ein ungeheures Kolonialreich und wird uns an militärischer Macht überholen.“ Welcher Narr glaubt das wirklich? Bis jetzt hat noch keine europäische Macht von ihrem Kolonialbesitz eine Stärkung ihrer Streitmacht gehabt. Im Gegenteil! Wer die Franzosen als unsere „Erbfeinde“ anschaut, sollte ihnen sechs Marokkos wünschen; schon das eine wird sie auf Jahrzehnte hinaus finanziell und politisch festlegen. All das Geschwätz von der grossen schwarzen Kolonial-Armee, die im Ernstfall die allzu schwachen weissen Cadres füllen soll, mag ein gutes Beruhigungspulver für Monsieur Chauvin sein, aber jeder Historiker und Militär lacht darüber. Je mehr schwarze Soldaten Frankreich ausbildet und hält, um so mehr weisse braucht es, um sie in Räson zu halten. Nordafrika ist kein Indien, wo die kriegerischen Mohammedaner die nur wenig zahlreichen Hindu niederdrücken, — und sogar Indien ist ein Sorgenland für Grossbritannien und verlangt immer wachsende Aufwände an Geld und Menschen! Gönnen wir den Franzosen ihre Phantasien: wir überholen sie in jedem neuen Jahre um fast eine Million Seelen und etwa 100 000 Wehrfähige; da mögen sie sich immerhin ein paar „kleine Negerlein“ in bunte Zuaven-Uniformen stecken und ihren Spass daran haben. Sie sollen Nordafrika nur recht schön in Stand setzen mit Eisenbahnen, Häfen, Schulen und Zubehör: kommt es wirklich noch einmal zum Kriege, was Europas guter Geist verhüten möge, — dann haben wir eine „fertige Sache“ zur Übernahme. Denn das ist das Schicksal aller älteren Kolonialmächte, dass sie ihre Kolonien entweder selbständig werden sehen oder an stärkere Gegner verlieren. Von allen Westmächten war England am spätesten auf dem Plan, und heute ist es — vorläufig — die stärkste Kolonialmacht; Spanien und Portugal aber sind an ihren Kolonien verblutet und haben sie zuletzt verloren.

Bleibt das Wirtschaftliche! Sir Henry Giffen, der erste britische Statistiker, hat einmal gesagt, dass der neue Merkantilismus, der überall nach „Märkten“ lungert und hungert, die Interessen einzelner Industrien mit denen der ganzen Volkswirtschaft ver-

wechselt. Das heisst ins Schwarze treffen! Unsere gesamte Wirtschafts-, Handels- und Kolonialpolitik hat, wenn nicht die Absicht, so doch das Ergebnis, einzelnen Industriellen und Händlern konkurrenzfreie Fettweiden zu schaffen. Dem wirtschaftenden Volke in seiner Gesamtheit wird damit nicht genützt, sondern nur geschadet, insofern es die Kosten zu tragen hat, die in der Regel hundert- und tausendfach grösser sind als selbst der kapitalisierte Profit der grossen Hansen, die im Rohre sitzen und ihre Pfeifen schneiden. Der Burenkrieg hat England 4 bis 5 Milliarden Mark und sehr viel gutes Blut gekostet. Der ganze britische Handel mit Transvaal und Oranje, zu 4 Prozent kapitalisiert, macht lange keine vier Milliarden aus, geschweige denn der dabei erzielte Profit der Begünstigten. Dasselbe gilt vom Zuckerkrieg der Vereinigten Staaten mit Spanien, vom Holzkrieg Russlands mit Japan (der noch dazu verloren wurde), und das gleiche würde in vervielfachtem Masse von einem Kriege um Marokko zwischen Deutschland und Frankreich gelten. Der ganze marokkanische Aussenhandel *im Jahre* ist nicht so viel wert, was *eine Woche* Mobilmachung zwischen den beiden Mächten kosten würde!

Und hier ist nur von den unmittelbaren Kosten die Rede, die der Militärfiskus zu tragen hat; die sind aber winzig gegen die *mittelbaren* Kosten. Die Narren, die uns in einen Krieg hetzen möchten, haben immer noch nicht verstanden, dass das *pure Selbstverstümmelung* wäre. Wir sind durch den Welthandel so untrennbar miteinander verflochten, dass ein Krieg zwischen uns, Frankreich und England nicht anders zu beurteilen ist, als das Verfahren eines Tobsüchtigen, der mit seinem rechten Arm auf seinen linken, und vice versa einhackt. Wir sind politisch noch immer getrennt, wirtschaftlich *längst eine Einheit*. England und Frankreich kaufen uns an jedem Tage mehr ab als Marokko im ganzen Jahre Wir wären also treffliche Kaufleute — hier ist von Volkswirtschaft die Rede —, wenn wir unsere Grosskunden hinauswürfen, um einen bankerotten schäbig-kleinen Abnehmer zu gewinnen!

Angell in seiner prächtigen kleinen Schrift „Die grosse Täuschung“ versucht vergeblich, den „Keimlingen“ in aller

Welt die ungeheure Verschiebung und Umwertung klar zu machen, die die letzten Jahrzehnte über uns gebracht haben. Er sagt ungefähr folgendes: Wenn vor fünfhundert Jahren italienische Piratas die Themse hinauf gefahren wären und London geplündert hätten, so hätte wahrscheinlich kein einziger in Italien lebende Italiener den geringsten Schaden davon gehabt. Wenn jetzt aber ein italienisches Kriegsschiff eine englische Handelsstadt bombardierte, so würde die italienische Rente so tief fallen und der italienische Handel mit England so ungeheure Verluste haben, dass der mittelbare Schaden in Italien unmessbar grösser wäre als der unmittelbare in England. Und wer will und kann behaupten, dass das nicht Wort für Wort richtig ist?

Aber wenn uns feindliche Mächte alle Märkte sperren? Wohin mit den Produkten unserer Industrie, die doch auf den Export angewiesen ist?

Nun, erstens können wir uns, wenn wir nur wollen, im Inlande noch einen neuen Binnenmarkt schaffen, hundertmal so gross und zehntausendmal so kaufkräftig wie Marokko in hundert Jahren sein wird, unangreifbar für Dreadnoughts und fast konkurrenzfrei. Innere Kolonisation sollte unsere Losung sein. Es ist in Deutschland noch Platz für mindestens zwanzig Millionen neuer Landbevölkerung, wenn der beschämend dünn bevölkerte Osten erst einmal auf den heutigen Durchschnitt gebracht wird.

Zweitens aber: wie kann man uns „alle" Märkte sperren? Die Produktivität einer nationalen Industrie ist in jedem Augenblicke von begrenzter Grösse: wenn sie einen Markt allein versorgt, muss sie auf einem andern Platz machen. Man kann nicht „mit einem Hintern auf zwei Hochzeiten sein!" Übrigens hat Alfred Weber gezeigt, dass die Einfuhr in alle Länder von ihrem Zollsystem so gut wie gar nicht, um so mehr aber von ihrem Reichtum abhängt: arme Völker mit Freihandel importieren wenig, reiche trotz Hochschutzzoll viel. All solche Massnahmen können immer nur einzelne Industrien treffen, aber niemals eine ganze grosse Volkswirtschaft, ausser vielleicht, dass sie sie zu einigen Umschichtungen zwingen, und das ist ebenso oft von Vorteil wie von Nachteil. So z. B. haben die deutschen Zuckerprämien die britische Zuckerfabrikation vernichtet, aber die Pro-

duktion von Marmeladen und Fruchtsäften, die gerade auf der Billigkeit des deutschen Zuckers beruhte, die, um es grob zu sagen, von dem Deutschen Reich durch seine Prämien subventioniert wurde, beschäftigt nahezu dreimal so viel Arbeiter und verzinst ein viel höheres Kapital als jene zerstörte Industrie.

Wir haben also nichts, gar nichts in Marokko zu tun. Leider haben wir uns nun einmal festgelegt. Der erste Fehler ist gemacht — denn niemand zweifelt heute mehr daran, dass die Tangerfahrt ein Fehler war — und nun bleibt uns, wie die Psychologie der Welt einmal ist, kaum etwas anderes übrig, als, um mit Otto Bismarck zu sprechen, „die Aussenpolitik nach dem Göttinger S.-C.-Comment zu betreiben". Dieser edle Comment verpflichtet bekanntlich jeden „honorigen Korpsburschen", einen begangenen Fehler schneidig durch neue zu übergipfeln und im Notfall auf die Mensur zu treten. Denn um Gottes willen darf niemand auf den Gedanken kommen, er „kneife".

Könnten die Herren Diplomaten ihre Ochsen-Stjerna-Angelegenheiten nicht auf dem Wege des Ordals persönlich zur Entscheidung bringen? Pistole, Säbel, Duelldegen, uns soll es Wurst sein! Wir Bürger aber haben verflucht keine Neigung, das Blut unserer Jungen herzugeben, um einen „schneidigen und honorigen" Abschluss herbeizuführen, das heisst die Herren aus der Tinte zu fischen, in die sie sich gegen unseren Wunsch und gegen unser Interesse gesetzt haben. Wir leben nicht mehr in der Zeit der Kabinettskriege, wo man die Völker wie Bulldoggen ineinander hetzte, um Interessen und Ehrenpunkte der regierenden Clique auszuraufen.

Glücklicherweise gilt das von drüben so gut wie von hüben. Ausser ein paar Übergeschnappten und den Halunken, die im Solde einzelner Interessenten stehen, will jedermann, in Frankreich wie bei uns, den Frieden, solange es irgend mit Ehren sein kann. Und darum wird es hoffentlich nicht zu der schauderhaften Dummheit kommen. Es ist allzu gefährlich geworden. Wer heute einen unpopulären Krieg beginnt, riskiert alles. Und das weiss man schliesslich doch.

DIPLOMATEN-RINGKAMPF

Zeichnung von O. Greeff



Hier ist zu sehn: Kiderlen-Waechter
Im Ringkampf mit Monsieur Cambon.
Der erste mit dem Bauch der Schlächter,
Der zweite magrer von Jambon.

Sie kreuzen grimmig ihre Wege,
Sie wechseln manchen Griff und Blick.
Entscheidungsringen? Kaum, Kollege,
Denn England macht dazu Musick!

Der Volksstaat

Von AUGUST STRINDBERG

Aus der schwedischen Handschrift von Emil Schering übertragen.

Alle Staaten Europas, ausser Monaco, sind konstitutionell; und die Verfassungen in den grossen Staaten sind von unten erzwungen worden durch Volkserhebungen und Volksbeschlüsse.

England bekam seine Freiheit durch die erste Revolution, die 1649 mit Karls I. Enthauptung endete, und durch die zweite Revolution von 1688, die Jakob II. zur Flucht zwang.

Frankreich setzte ja 1871 Napoleon III. ab und rief die Republik aus.

Das Deutsche Reich, das Preussisches Kaisertum heissen müsste, wurde durch die Revolution von 1848 vorbereitet; damals wurde die deutsche Kaiserkrone Friedrich Wilhelm IV. angeboten, der sie jedoch ablehnte, weil er von den Männern der Revolution keine Krone annehmen wollte. Aber dieselbe Revolution erzwang die preussische Verfassung.

Österreich hörte auch mit der Revolution von 1848 auf, absolutistisch zu sein, und bekam seine Konstitution.

Spaniens Konstitution ist von 1876, aber mehrere Erhebungen sind vorangegangen: Isabellas Verabschiedung 1868, Amadeus' Abdankung und Ausrufung der Republik 1873.

Italien wurde besonders durch Garibaldi befreit, und nach viel Verwirrung entstand das konstitutionelle Königreich Italien.

Schweiz ist Volksstaat seit 1291.

Dänemarks Grundgesetz ist von den Ereignissen des Jahres 1848 erzwungen worden und ist vom 5. Juni 1849 datiert.

Das Grundgesetz von Schweden stammt von der Revolution des Jahres 1809.

Selbst Russland hat durch die Revolution von 1905 eine Art Parlament erreicht.

Alle Monarchen, ausser dem Fürsten von Monaco, sitzen also, wo sie sitzen, „von Gottes Gnaden und des Volkes Willen“. Aber

trotzdem sieht man, dass die Fürsten meist zu hindern suchen, wenn das Volk etwas Verständiges und Notwendiges haben will. Und doch ist es das Volk, das wirklich etwas weiss von des Reiches Zuständen und Bedürfnissen; weiss, wo der Schuh drückt.

Die Monarchie hat den Übelstand, dass sich um die Person des Monarchen ausser andern guten Leuten viele Tröpfe sammeln, die von oben Macht leihen, um herrschen zu können. Durch Hofleute, ein dürftiges Geschlecht, wird der Monarch von der Nation getrennt, in Unwissenheit gehalten, was das Volk bedarf und wünscht; in seinem Urteil irregeleitet und schliesslich von seinen Dienern geleitet. Seine natürlichen Bundesgenossen werden vom Senat gebildet, dessen Mitglieder niemals „ihr Brot mit Tränen assen", darum die himmlischen Mächte nicht kennen, die Barmherzigkeit, Mitleid, Billigkeit heissen.

Und dann werden „die Andern" der Gesellschaft nach einer vierziggradigen Skala eingeteilt. Woher die Zahl vierzig kommt, weiss man nicht; sie müsste denn dem Branntweinhandel mit dessen 40 Prozent entlehnt sein; oder geradezu den klassischen 40 Prozent des Wucherers; aber mit vierzig findet sich auch das Fieber ein, das sich besonders bei den Wahlen äussert.

In den Volksstaaten der Antike galt dagegen Armut bei hervorragenden Bürgern für eine Tugend. Die bewies Uneigennützigkeit, reine Hände, rein von Bestechungen. Und später wurde unter den „M e n s c h e n r e c h t e n" auch das verkündet, wirtschaftlichem Unglück, schlechten Konjunkturen, unehrlichen Ränken ausgesetzt zu sein; von Krankheiten getroffen zu werden, die Arbeitslosigkeit zur Folge haben; von Sorgen, die das Seelenleben stören und krankhaftes Verlangen nach der schlechten Medizin Alkohol erzeugen.

Wenn ein Mensch einmal von einem unverschuldeten Unglück oder einem Kummer heimgesucht wird, so dass er das Interesse am Leben verliert und nicht arbeiten k a n n , sondern für sich und die Seinen Hilfe suchen muss, soll er dadurch die Bürgerrechte verlieren, auch wenn er sich wieder aufrichtet?

Es gibt Genossen von Senatoren, die sich aus finanziellen Schwierigkeiten befreien, indem sie — nicht die Armenpflege — sondern Kassen, allgemeine Mittel, Fonds in Anspruch nehmen.

Für die ist nichts verloren, weder soziales Ansehen noch bürgerliches Vertrauen. Sie steigen in der Beförderung bis hinauf zu den Herren des Reiches (was sind das für welche, nebenbei?); und wenn sie ableben, wird die Nation zur Sammlung gerufen.

Wie kann so etwas durchgehen, fragt man. Ja, die Nationen werden zuweilen müde, stumpf und schlafen ein. Sie sprechen im Schlaf, und im Schlaf wird ihnen alles mögliche eingeredet, werden ihnen ihre teuersten Rechte, ihr Eigentum, ihre Ehre abgelockt. Denn, wenn die höchsten Beamten des Staates sich entehren, ist die Nation entehrt.

Im Volksstaat, der jedoch nicht vollkommen ist, gibt es Verantwortung und Gesetzlichkeit, und da wird die öffentliche Meinung nicht durch Maulkörbe stumm gemacht.

Im Volksstaat ist die Regierungszeit des Chefs so kurz, dass er niemals dazu kommt, Dynastie oder Hof zu bilden. In der Schweiz kommt man kaum dazu, sich seinen Namen zu merken, so kurz ist seine Periode; und er hat nur dem Bundesrat vorgesessen.

Im Volksstaat gibt es keinen Adel, keine Hoftitel, keine Ordenszeichen, mit denen der Chef sonst selbständige Willen bestechen oder den Charakter verderben kann.

Im Volksstaat (Schweiz) kann der Vorsitzende die Gesandten der Grossmächte und fremde Monarchen empfangen, ohne Dreispitz und Orden.

Im Volksstaat regiert sich das Volk selbst durch die Gemeinde, mit Armenpflege, Kirchen- und Schulrat, was ja das Wesentliche beim Regieren ist. Darüber sitzt der Landtag, der die Angelegenheiten der Provinz besorgt. Wie leicht das Regieren ist, geht aus unserer Selbstregierung hervor: da tritt die Gemeinde an einem Tage im Monat, oder im Vierteljahr zusammen, und der Landtag sitzt nur sechs Wochen im Jahr.

Ein vom Volk mit allgemeinem Stimmrecht gewählter Reichstag brauchte dann nur die allgemeinen Angelegenheiten des Reiches zu ordnen; einen Monat höchstens zusammen kommen, im Winter.

Und wenn dieselben Grundregeln wie für den Gemeinderat dabei angewendet würden, längere Vorträge, Vorlesungen oder Ausüben der Beredsamkeit (= Ministerprobe) verboten würden,

so wäre die Maschine leicht besorgt und der Reichstag hörte auf, eine Sportbahn für politischen Ehrgeiz zu sein, dessen Hauptziele ein Ministerposten ist.

Permanente Ausschüsse ersetzten wohl die Ministerien, wenn sie überhaupt nötig sind. (Frankreichs zweite Republik hatte nach 1848 permanente Kommissionen erfunden, Reichstagsabgeordnete, die zwischen den Reichstagen in Tätigkeit waren und ein Auge auf die Regierung hatten, damit keine Minister-Herrschaft entstehen konnte.)

Im Volksstaat braucht der Reichstag nicht Gesetze zu machen über Bagatellen wie Varietes, Dünnbier, Pensionen, noch in die Ausübung der freien Künste, die Tätigkeit des Theaters usw. einzugreifen.

Regierung von oben, was nur ein unsinniger Antagonismus ist, findet hier keinen Platz. Und die beiden Staatsmächte, die immer Feinde sind und dauernden Bürgerkrieg unterhalten, würden, zu einer Staatsmacht vereinigt, innerhalb des Staates allgemeinen Frieden erzeugen, der nur von einem Interesse gelenkt würde, dem allgemeinen Wohl, so weit verschiedene Interessen versöhnt werden können, und von einer Behörde, den vom Volk gewählten Vertretern.

Der Heilige und die Königstochter

(Eine alte Legende)

Von RUDOLF VON DELIUS

1

Im Goldschloss wohnte die Königstochter,
zwanzigjährig und langweilte sich,
denn ihre Brüste taten so weh,
wenn sie abends nackt vor dem Spiegel stand —
(auf dem Plüschsessel all die Seide,
Brokat und fischkalter Steinglanz).
Dann sangen die Brüste: Wir wollen fort,
nur fort, fort! Hinaus!
In's Grüne und Feuchte und Warme.
Irgendwo dort — muss ja das Glück sein.

In der Dämmerfrühe, der eisig-blauen
lief sie allein in den Wald.

2.

Dort hauste tief in Busch und Fels,
zwischen Wurzeln und Stein, auf faulem Stroh
der Höhlen-Heilige Cölestin.
Wirr hing das mächtige Haargestrüpp, über den Riesenleib
braun-hart und sehnig. Mit der wilden Faust
ergriff er stündlich einen zackigen Block
und hieb sich Brust und Lenden blutig.
Das grosse schwarze Auge aber glomm
wie hungernd auf das Kruzifix gebannt
und schrie Gebete zu dem Anderen,
der sich dort unter Eisennägeln krümmte.

Und doch war Satans Teufelei zu stark.
Nur müdes schwaches Licht drang in die Seele,
nur bleiche Funken jener Gloriensonne,
die dort dem Heiland um die Dornen glühte.
Noch immer kroch und schlürfte Ungetier
schleimäugig-tückisch in den Herzenswinkeln.
Das war viel ekler noch, viel schaudervoller
wie all die nassen, giftgedunsenen Kröten,
die oft ihm abends auf das Lager glotzten.

3.

Die Königstochter irrte im Wald.
Schon waren die kleinen Füsse wund,
wie flinke weisse Waldvögelein
von Disteln zerstochen. Und die schneekühlen Arme
hatten sich matt gemüht, wollten schlafen gehn.
Da sah sie die Höhle, das Kruzifix
und den heiligen Mann. Ei wie hüpfte ihr Herze.
„Hier bleib ich zur Nacht und ruhe mich aus."

4.

Sankt Cölestin brachte Früchte und Trank,
Sankt Cölestin holte das weicheste Moos,
Sankt Cölestin zündete Feuer an.
Warm-hell knistern die Scheite.

5.

Schwarz sank die Mitternacht. Nur kleine rote Kringel
warf zuckend noch die Glut
ohnmächtig vor der weiten finstern Wölbung.
Die Königstochter schlief. Ihr Blondhaar nur
blinzte noch zitternd hell und wünschte
dem letzten irren Flackern gute Nacht.
Dann wurde alles still.
Der Heilige wachte.
Er sass auf seinem Lager hochgerichtet und lauschte in das Dunkel:
Atemzüge gingen wie leise Geigen durch den Raum.
Doch in ihm brannte es. Das war wohl Satan,
der goss sein wildes Gift in jeden Nerv.
Das schwärte und brach aus und loderte
in tausend Wunden. In ihm selbst der Feind!
Die Hölle in ihm selbst und hell die Flammen.
Ein eisern Feuer sein ganzer Leib. War das nicht seine Seele,
die dort so wahnsinnsschrill um Hülfe schrie,
verlassen in der unerträglich heissen Qual des Glutmeers.
O Christus, Christus! Und er warf sich nieder
und suchte nach dem Stein. Und tastete . . .
Da — weiches Heben jungen warmen Lebens. . .

6.

In Vormittagssonne auf höchstem Fels
wandern die Zwei. Und das Mädchen spricht:
„Wie weht hier der Wind,
wie blühen die Blumen,
wie schaukeln die Sammetfalter.
Ich liebe dich, liebster Mann."

Doch ihm zerfrisst es wie Säure das Herz.
Der Himmel schlug zu seit der Sündennacht,
golden flogen die leuchtenden Pforten.
Nun steht er verlassen und bettelarm
frierend allein vor dem Seelentor.
Drinnen tönt noch immer Engelsgesang.
Er muss sie wohl hassen: Das lächelnde Tier mit dem Spiegelblick.
„Wie heisst du?“ „Amaryllis, Geliebter“
und reicht ihm Veilchen.
„Nein, Hexe und Kröte und Schlange und Tod!
Drum stirb!“ Und er stösst sie den Felsen hinab,
der steil über die Wiese hängt.

7.

Was hallt Geschrei und Lachen der Hirten?
Was staunt und kichert die Schnitterin?
„Seht dort, seht, den verrückten Mönch!“
Auf allen Vieren durch Kot und Schmutz,
nackt und braun, den Bart im Schlamm,
mit der Zunge im Unrat wühlend
kriecht über den Acker Sankt Cölestin.
Und er grunzt und bellt und wälzt sich
und zeigt die Zähne den Schäferhunden.
Er schnuppert sich hin, wo die Kühe sind
und leckt den Euter und saugt die Milch
und quieckt und brummt und schüttelt die Haut.
Die Hirten lachen, dass es dröhnt, übers Feld
und Einer ruft einem Andern zu:
„Er hat's geschworen bei Jesu Christ,
er sei kein Mensch mit einer Seele,
nein durch und durch ein echtes Tier.
Und Narren nur gingen auf zwei Füssen,
man müsse runter, bis zum Hals in den Dreck!“

8.

Indessen sitzt Königs Töchterlein
(es war auf die weichen Blumen gefallen)
in einem Bauernhof — noch etwas blass —
und herzt an ihrer Brust ein Kind.
Der jungen Mutter streicht über das Haar
die alte Frau Sonne und ringsum lächelt die Welt.

Petroleummonopol und Kinotrust

Der Petroleumkönig John D. Rockefeller antwortete in einem der Trustprozesse auf die Frage des Richters, ob die Geschäfte des Petroleumtrustes, der Standard Oil Company, nicht ungeheure Gewinne einbringen, mit frommer Miene: „Der liebe Gott hat es sehr gut mit uns gemeint.“ Seine guten Beziehungen zu den himmlischen Mächten verhalfen ihm zu einem Milliardenvermögen und zu einer Weltherrschaft, gegen die anzukämpfen für seine Widersacher sich noch immer als ein gefährliches Unterfangen erwies. Er schlug sie aber nicht nur mit Gebeten, er erdrosselte seine Konkurrenten, er erdrückte sie mit den unermesslichen Mitteln der Standard Oil Company, der jetzt allein aus dem deutschen Petroleumgeschäft Profite bis 40 Millionen Mark jährlich zufliessen sollen. Von der deutschen Petroleumeinfuhr, die im Jahre etwa 1 Million Tonnen beträgt, entfallen auf den amerikanischen Trust rund 800 000 Tonnen.

* * *

Gegen die Monopolisierung auch des deutschen Marktes durch Rockefeller erhob sich einst das deutsche Bank-Kapital. Auf Anregung der Regierung, wie sie versichern liess, beteiligte sich die Deutsche Bank 1904 an der rumänischen Petroleum-Industrie, bald darauf suchte sie die Petroleum-Interessen anderer deutscher Bankgruppen zu einigen und durch Verbindung mit den bedeutendsten russischen Petroleumproduzenten Nobel und Rothschild, jene Organisation zu schaffen, die einen Damm gegen das weitere Vordringen des Trusts bilden sollte. So kam Ende 1906 die Europäische Petroleum-Union mit Unterstützung des Reiches zustande. Alle Welt wartete auf den Zusammenstoss der beiden Petroleummächte, die sich so oft und so laut Urfehde geschworen hatten. Doch es kam anders. Unter Führung der Deutschen Bank machte die Europäische Petroleum-Union mit der Standard Oil Company ihren Frieden, nicht nur bevor ein Krieg entbrannt war, sondern bevor die Union überhaupt ins Leben trat. Unwidersprochen hat seit Jahren der frühere Generaldirektor der Petroleum-Produkten-Akt.-Ges., Joseph Leis, in verschiedenen Publikationen behaupten können, dass die Präliminarien für eine Vereinigung mit der Standard Oil Company

bereits im Gange waren, als die Deutsche Bank die bevorstehende Gründung der Union noch als die Vorbedingung einer wirksamen Konkurrenz gegen die Standard Oil Company hinstellte. Für die Deutsche Bank ist die Auslieferung der rumänischen und russischen Petroleumindustrie an Rockefeller gewiss recht profitabel gewesen, für die deutschen Wirtschaftsinteressen jedoch bedeutete sie eine schwere Schädigung. Das geschah mit tatkräftiger Unterstützung der Regierung. Die Folgen der erweiterten Preisgabe des deutschen Marktes an den Petroleumkönig blieben nicht lange aus. Oesterreichs wachsende Petroleum-Industrie suchte erhöhten Absatz im Auslande, ihre Vertreter glaubten in Deutschland den gegebenen Markt zu finden, stiessen aber überall auf verschlossene Türen. Um nicht gänzlich verdrängt zu werden, mussten sich die österreichischen Petroleumproduzenten auf einen aufreibenden Preiskampf einlassen, der sich um so schwieriger für sie gestaltete, da der Petroleumzwischenhandel so gut wie beseitigt ist. Der Trust kontrolliert das Petroleum von der Quelle bis zur Lampe, er bringt durch Strassentankwagen und Kannengesellschaften in vielen Städten den kleinsten Verbrauchern das Petroleum ins Haus. Nichts wurde unternommen, um den einzigen Konkurrenten des Trusts in Deutschland, die österreichische Petroleum-Industrie, lebensfähig zu erhalten. Eher erfolgten Massnahmen, die auf das Gegenteil hinzielten. Es entsprach eben den Wünschen und Interessen des Bank-Kapitals, den österreichischen Einfluss zugunsten des Trusts abzuwehren, mit dem die Europäische Petroleum-Union durch einen Vertrag verbunden ist, der am 1. Mai 1907 begann und bis Ende 1921 dauert. Eine frühere Lösung dieses Vertrags kann nur im Falle eines Staatsmonopols erfolgen.

* * *

Nun wird in Deutschland die Errichtung eines staatlichen Petroleum-Monopols von den verschiedensten Seiten gefordert, auch die Regierung trägt sich mit dem Gedanken der Durchführung eines derartigen Projektes. Verfolgte es den Zweck, der grossen Masse des Volkes, die trotz Gas und Elektrizität auf die Petroleumlampe angewiesen ist, unabhängig von dem Petroleumtrust den billigen Bezug von Petroleum zu sichern, so wäre ein staatliches Petroleummonopol eine sehr erstrebenswerte Einrichtung. Eine derartige Ueberwindung des heutigen Trustmonopols ist aber mit den Absichten der Regierung nicht vereinbar, denn für sie handelte es sich bisher lediglich um die Erschliessung einer

neuen Steuerquelle, um ein fiskalisches Monopol auf Kosten der Petroleumverbraucher. Vielleicht ist es auch kein zufälliges Zusammentreffen, dass die lebhaftere Betreibung eines staatlichen Petroleum-Monopols mit einer stärkeren Beteiligung der Deutschen Bank an der österreichischen Petroleum-Industrie zusammenfällt. Durch die Ausdehnung der Deutschen Erdöl-Akt.-Ges. erfolgte eine wesentliche Verstärkung der Interessen der Deutschen Bank an österreichischen Petroleum-Unternehmungen, es wäre erklärlich, dass deshalb noch bei anderen Stellen plötzlich die Neigung zur Unterstützung der österreichischen Petroleum-Industrie entstand. Eine Monopolisierung, die mit einer Verteuerung des Petroleums verknüpft wäre, würde übrigens auch die tatkräftige Unterstützung des Bundes der Landwirte finden, dem die Ausdehnung des Spirtiusverbrauches sehr am Herzen liegt, der aber dieses Ziel nicht durch Verbilligung des Spirituspreises, sondern durch künstliche Ueberteuerung anderer Leuchtmittel erreicht wissen will.

* * *

Im Frühjahr brachte die nationalliberale Partei im Reichstage eine Resolution ein, in der die Regierung ersucht wurde, Erhebungen darüber anzustellen, inwieweit durch das Vorgehen der Standard Oil Company die Gefahr einer Monopolisierung des deutschen Petroleumhandels unter Ausschaltung des Zwischenhandels vorliegt und ob unter diesen Umständen die Errichtung einer unter Aufsicht des Reiches stehenden Anstalt zum Vertrieb des Petroleums im Interesse der deutschen Volkswirtschaft liegt. Von den Mitgliedern der national-liberalen Fraktion ist damit, wenn auch spät, bekundet worden, dass sie die Schaffung eines Privatmonopols für eine Gefahr und die damit bewirkte Ausschaltung des Zwischenhandels noch als besonders schädlich halten. Es wird ihnen bei dieser Haltung nicht genehm sein können, dass einer ihrer hervorragendsten Führer, der Reichstagsabgeordnete Professor Paasche, sich zur Gründung eines Trusts anschickt, um alle Kinematographentheater unter die Herrschaft einer kleinen kapitalistischen Klique zu bringen. Deutschland hat über 2000 Kinematographentheater, die ihre Films durch Verleih-Institute beziehen. Diese Verleih-Institute kaufen ihre Films durch die Generalvertretung ausländischer Filmfabrikanten, die alle ihren Sitz in Berlin haben, sowie von den wenigen deutschen Fabriken. Bei der Verleihung von Films

soll die Vertrustung der Kinematographentheater einsetzen, den Vertrieb der Films will Herr Professor Paasche mit einigen Freunden durch Gründung einer Zentralstelle monopolisieren. Die neue Gesellschaft erklärt in einem „streng vertraulichen“ Zirkular, das der Internationalen Film-Zeitung in die Hände gefallen ist, zur Erlangung von Vorverträgen seien die verschiedenen Filmfabriken in Kopenhagen, London, Paris, Turin, Mailand und Rom persönlich besucht worden, etwa 20 Fabriken hätten sich schriftlich verpflichtet, bei Garantie eines bestimmten Minimalabschlusses einer zu gründenden Film-Monopol-Gesellschaft den Generalvertrieb ihrer Fabrikate für Deutschland zu übertragen. Die Stärke der Gesellschaft liegt, wie das erwähnte Zirkular hervorhebt, u. a. auch darin, „dass Programme an die einzelnen Theater nur mit der Verpflichtung abgegeben werden, dass das betreffende Theater keinen Meter fremden Film (das heisst Filmmarken, welche die Gesellschaft eventuell nicht übernehmen will) laufen lassen darf. Sollte gegen eine Bestimmung seitens des Theaters verstossen werden, so würde dasselbe kein Programm mehr von der Gesellschaft geliefert bekommen, und die logische Folgerung davon ist, dass das Theater dann überhaupt nicht mehr imstande ist, ein Programm zusammenzustellen, da die Gesellschaft die Generalvertretung von ca. 20 Hauptfirmen hat.“

Mit den denkbar rücksichtslosesten Mitteln soll demnach der Kinotrust arbeiten, zu dessen Vorbereitung sich mit Herrn Professor Paasche die Herren Justizrat Dr. M. Mayer in Frankenthal (Pfalz), Friedrich von Schack in Charlottenburg, Rechtsanwalt Wilhelm Bittermann, Berlin W., von Frankenstein, Berlin und Georg Bluen, Berlin, zusammenfanden. Als Lohn für die angekündigten Geschäftsgepflogenheiten wird bei einem Stammkapital von 2½ Millionen Mark, von dem die Inhaber der Monopolverträge zusammen 500 000 Mark neben Anstellung in einer leitenden Stellung beanspruchen, ein jährlicher Ueberschuss von 4 Millionen Mark in Aussicht gestellt. Ob die Rentabilitätsversprechungen auf Erfüllung rechnen können, sei dahingestellt.

Die rein wirtschaftliche Frage spielt bei der neuen Monopolgründung nur eine untergeordnete Rolle. Was den Kinotrust zu einer öffentlichen Angelegenheit macht, ist das Ziel des Unternehmens, alle kinematographischen Darbietungen zu kontrollieren und jede Vorführung von Films zu verhindern, die nicht seinem Vertrieb und seiner Zensur übergeben sind. Vorteile einer solchen Monopolisierung ergeben sich allein für den Geldbeutel der Gründer,

ohne die Möglichkeit eines wirtschaftlichen, technischen oder kulturellen Fortschritts. Das Film-Monopol aber in der Hand einer einzigen Erwerbsgesellschaft ist eine Gemeingefahr. Trotz seiner Jugend hat der Kinematograph bereits ein weites Tätigkeitsfeld gefunden, er hat als Unterhaltungs- und Lehrmittel schon eine hohe Bedeutung erlangt und wird sie in Zukunft noch mehr erlangen. In diesem Augenblick das gesamte Kinematographenwesen den Dividendeninteressen einer kleinen kapitalistischen Gruppe auszuliefern, wäre ein kultureller Skandal. Ihn zu verhüten, muss allen Kreisen des Volkes, für die Fragen der Erziehung und Unterhaltung mehr bedeuten als fette Aktienrentabilität, eine Anstandspflicht sein. KRITES

Scheidungswahnsinn

Von MARTIN BERADT

Man sollte denken, die Ehe, die wirtschaftlich noch immer das Fundament des Staates ist, müsste von ihm auch an ihren Grenzen gerecht reguliert werden. Aber er versündigt sich an ihrem Eingang wie an ihrem Ausgang. Man mag die Geschmacklosigkeit bei ihrem Eingang vergessen können: ihn der Neigung eines jedes einzelnen anzupassen, ist unmöglich. Der Ritus kann nur allgemein sein, und eine neue starke volkstümliche Form zu schaffen, sind wir nicht imstande. Aber ihr Ausgang erfordert die Revolte.

Man mag den Richtern vorschreiben, nicht ohne triftige Gründe zu scheiden. Ein triftigerer, als dass die Eheleute nicht miteinander auskommen, ist nicht zu finden. Aber gerade die triftigsten Gründe werden nicht gezählt. Eine Frau kann hundertmal dem Richter auseinandersetzen, ihre Ehe bilde eine Marter für sie, ihr Mann verstehe sie nicht, reize sie durch Unerzogenheiten und Rücksichtslosigkeiten, durch die tausend Mittel, mit denen Tag und Nacht verbundene, räumlich fast zu eins gewordene Wesen sich stündlich aufreiben können, das Blut dem andern auspressen, ihn Wut ausschwitzen lassen. Sie kann sagen, sie stehe keinen Tag auf ohne die tiefste Depression; ihr sei am Morgen, als ob die Nacht beginne; wenn ihr Mann eintrete, glaube sie in einer Eiskammer zu sein; alles Triebhafte, Blüteversprechende habe er in ihr vernichtet; er habe mit Fleiss und Absicht eine Hörige aus ihr gemacht, die er nur beachte, wenn es ihn gelüste, und ach, es gelüste ihn nur selten. Der Richter wird für ihren überfliessenden Mund nur eine Antwort haben: Hat er Sie geschlagen? Die Ehe gebrochen? Sie beleidigt? Geschlagen — — nein. —

Beleidigt? — — seine ganze Ehe war eine einzige Beleidigung für mich. Welche beleidigenden Worte hat er gebraucht, fragt der Richter. Hat er Sie einmal eine Dirne genannt? Hat er ein mal gesagt .....? Kein solches Wort, erwidert die Frau, dazu ist er zu phlegmatisch und zu gleichgültig. Dann, antwortet ihr der Richter, liegt kein Grund zu einer Scheidung vor ...

Das ist es, was zur Revolte zwingt: sie verlangen die faustdicken Handgreiflichkeiten. In einem Scheidungsprozess, der zum Erfolge führen soll, muss das Wort „Dirne“ vorkommen, das Wort „Fresse“ muss erscheinen, wenn das Wort „Saustück“ sich einstellt, ist es am besten. Einige Wunden am Kopf, etliche blaue Flecke am Arm — — das sind Dinge, an die man sich

halten kann. Wenn der Ehemann sich eine junge Dame gekauft hat, dann ist kein Zweifel, — — die Ehe ist unmöglich.

Aber man fasst sich an den Kopf: Dinge von der ungeheuren Kompliziertheit, der seelischen Ueberfeinerung und irrationalen Verlaufenheit einer Ehe auf Regeldetriweise aufgefasst, nur auf ganze Zahlen hin betrachtet, nicht auf die Sechzenzehntelschwingungen, die Achtundvierzigstelbrüche, die Hunderttausendteilchen. . . .

Weil der Ehebruch bei der Scheidung eine erhebliche Rolle spielt und in seiner äussersten Vollziehung doch nicht immer nachzuweisen ist, entschlossen viele Richter sich, auch einen ehewidrigen Verkehr als Scheidungsgrund genügen zu lassen. Hier wären also die Achtundvierzigstel und Sechsundneunzigstel berücksichtigt. Aber in diesem einen Punkt überempfindlich, von einem unmässigen Verdacht besessen, ohne Ahnung der diffizilen Möglichkeiten eines Umgangs der Gechlechter, erklärten die Richter ganz harmlose und mindestens doppelt deutbare Vorgänge als mit der Ehe unvereinbar, ehewidrig. Ein Kuss, von dem Manne einer anderen Frau gegeben, berechtigt seine Frau, die Scheidung zu betreiben; ein Besuch, den eine Frau ohne Wissen ihres Mannes einem anderen macht, den sie allein in seiner Wohnung weiss, berechtigt ihn, die Scheidung von ihr zu fordern.

Aber ein Kuss an eine fremde Frau mag bei den Anschauungen der Eheleute die Ehe nicht zerstören (er zerstört sie nie), für den Besuch mag die Frau eine harmlose Erklärung geben können, in einer ihrem Manne überzeugenden Weise, wenn auch nicht bezwingend für die Richter, die sie nicht kennen. Die Frau wird trotzdem von dem Küsser, der Mann von der Frau geschieden, die einen Mann besucht.

Man glaube es, wir haben in keinem anderen Verfahren so die Heuchelei wie hier. Die wenigsten Ehegatten gehen aus den Gründen auseinander, aus denen sie geschieden werden. Sie trennen sich nicht um einzelner Tatsachen willen, sie trennen sich der Zustände wegen, die nicht an einem, sondern an hundert, nicht an einem grossen, sondern an tausend kleinen Geschehnissen offenbar werden: weil ihre Temperamente nicht zusammen passen, weil ihre Lebensart sich hundertfach widerspricht, weil sie sich geschlechtlich enttäuschen oder nicht mehr fesseln. Aber geschieden werden sie wegen der grossen Einer, wegen der Tatsache, dass sie „Dirne“ gesagt haben, und wird wirklich einmal nicht des grossen Einers, nicht wegen der faustdicken Sachen, sondern wegen einer schwebenden geschieden, wegen eines Be-

suches, eines Kusses, d a n n hat keiner der beiden Leute an ihnen einen Anstoss genommen.

Oder anders gesagt: unsere Ehen werden nicht aus Gründen geschieden, sondern nur aus Vorwänden. Von Eheleuten, die unter sich einig, werden sie erfunden, von den meisten werden sie erheuchelt. Wenn Mann und Frau beschwören müssten, dass die Gründe, aus denen sie die Scheidung verlangen, ihnen wirklich die Fortsetzung der Ehe unmöglich machen, es würden nur Meineide bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden geschworen werden.

Bloss weil die Leute über ihren Scheidungsstreit unablässig mit allen Hinzen und Kunzen reden, weil sie immerfort ihren Anwalt belügen und oft auch die Richter, ist es möglich, dass sie schliesslich selbst an die Vorwände als an die Gründe glauben. Aber dabei hat ihnen der Anwalt erst beigebracht, welche Tatsachen Gründe für die Scheidung abgeben können, und nur darum wurden diese Tatsachen ihnen plötzlich unverzeihlich.

Diese Gründe oder Vorwände zu entfalten aber dient der Prozess, der sich zu einer einzigen grossen Schamlosigkeit auswächst. Man sollte meinen, Leute, die miteinander die tiefsten und letzten Erlebnisse gehabt haben, müssten verschüchtert sein, wenn sie vor achtzehn Männern, so viele werden es schliesslich in zwei Instanzen, das Dunkel von sonst durch die Nacht verhüllten Zusammenkünften ziehen. Aber, mit Ausnahmen, sieht man die Leute, selbst Menschen, die auf Konvention einen beträchtlichen Wert legen, unbekümmert ihre Bettlaken in die Gerichtszimmer ausschütten. Man erwehrt sich als Zuhörer mitunter des Gefühls nicht, dass, wenn es nicht zufällig für unerlaubt gälte, dass den ehelichen Bettstunden Fremde betrachtend anwohnten, eine innere Scham im allgemeinen diese Leute nicht abhielte, besseren Fremden den Zutritt zu gestatten.

Nebenher wird auch noch der Hass in ganzen Fuhren abgeladen. Die Schriftsätze dienen neben ihrem Hauptzweck noch dem der Abfuhr persönlicher Gemeinheit. Unter dem Schutze berechtigter Interessen stichelt ein Ehegatte den andern, übergiessen sie einander mit einer dicken Jauche, und der Anwalt kann sich trotz heftigen Entgegenstemmens nicht immer der ihm angesonnenen Aufgabe eines Mistkutschers entziehen.

Schliesslich aber, wie dem Rieselfeld das Gemüse, entwächst dem Unflat das Urteil, und wenn ihm auch von der Düngung meist nichts mehr anzumerken ist, so pflegt es darum doch nicht immer schmackhaft zu geraten. Der Ausspruch der Trennung ist nämlich mit dem Ausspruch der Schuld in unserem Recht zusammengewachsen und zwar so unglücklich verwachsen,

dass eine Ehe nicht geschieden werden kann, ohne dass ein Teil oder dass beide Teile für schuldig erklärt werden. Man erstaunt, wie hier die Betrachtung des Lebens noch von der Vorstellung der Schuld beherrscht wird, wie vergessen wird, dass das Zusammenleben zweier Menschen aus Gründen scheitern kann, von denen über keinem der Schatten einer Schuld zu schweben braucht. Die meisten Ehen trennt doch etwas Körperliches (die Verschiedenheit der Rasse, ein geschlechtlicher Gegensatz) oder ein zu starker geistiger Widerspruch (Trägheit und Schwung, Kleinheit und Grösse, Leichtsinn und Trübsinn) — — wo läge da etwas, was man Schuld nennen könnte? Und was vermag neben diesen Gegensätzen ein beleidigendes Wort zu bedeuten, zu dem gelegentlich der Temperamentvollere und weniger Beherrschte sich hinreissen lässt? Bei der Scheidung der Ehe wird mindestens immer einer für schuldig erklärt, und Recht behält immer der Korrekte, Disziplinierte, Phlegmatische, Berechnete und Gemeine. Wir haben ein Recht geschaffen, das den Noblen unterdrückt und die beherrschte Gemeinheit in einen reichen Segen wickelt und in die allerfröhlichsten Himmel tut.

Aber gut, wenn schon „schuldig“, dann müsste es doch ein $^3/_4$, $^1/_2$, $^1/_4$ schuldig geben. Wie ist es möglich, dass bei den hunderttausend Stufungen der Schuld es nur drei Feststellungen geben soll: der Mann sei schuldig, die Frau sei es oder beide seien es gleich. Wenn schon schuldig, dann sind es in den meisten Fällen doch beide Teile, aber in dem einen Fall der eine zu sechs Siebenteln, der andere zu einem, in dem anderen Fall der eine zu einem Hundertstel, zu 99 Hundertsteln der andere. Wer die Romane durchliest, die mit dem Leben von Eheleuten sich befassten und den Untergang der Ehen des breiten schilderten, wird dickleibigen Bänden begegnen, die hinter der vierhundertsten Seite zu dem Schluss gelangten, dass die Schuld an dem Zusammenbruch der Mann zu einem schwer fassbaren grösseren Teile, zu einem nicht leichter fassbaren minderen die Frau trage (oder umgekehrt, falls den Roman eine Frau geschrieben haben sollte). So wie die Bücherschreiber, die es doch wissen müssen und die die Freiheit haben, zu scheiden oder nicht zu scheiden, schuldig zu sprechen oder freizusprechen, so sollten es auch unsere Richter halten und sich nicht bloss damit begnügen, zu scheiden, sondern auch zu unterscheiden. Doch mit einer munteren Zuversicht überhüpft unser Recht alle Verschiedenheiten der Schuld und setzt das Hundertstel der Schuld der Frau den neunundneunzig Hundertsteln der Schuld des Mannes gleich. Wenn beide auch nur ein wenig schuldig sind, so — sagt der freundliche alte Herr, den wir Gesetzgeber nennen — sind es

beide gleich. Aber man müsste künftig Mathematiker zu der Beratung unserer Gesetze hinzuziehen (dann könnte solcher algebraische Wahnsinn nicht länger Tausende von Ehen verwüsten). Man stelle sich Architekten vor, die nach solchen statischen Berechnungen ihre Häuser aufführten; die Städte stünden nicht mehr. Uns aber mutet man zu, unter einem solchen Recht der biblischen Aufforderung zu gehorchen und Häuser zu bauen.

Und diese algebraische Berechnung, die einem Schulkind der untersten Stufe zum Sitzenbleiben verhülfe, ist in ihrer Wirkung belangvoll nicht bloss für die moralische Schätzung. Hier bliebe immerhin die Tröstung, dass Recht und Moral verschiedene Dinge seien, und dass man, ohne Recht zu bekommen, doch moralisch unantastbar dastehen könne (eine Tröstung, die das Blut einem jeden Richter in das Gesicht treiben sollte, denn wenn in irgend einem Lebensverhältnis, dann müssten in der Ehe Moral und Recht ein und dasselbe sein). Aber von selbst zieht die Erklärung, dass sie die Schuld an der Scheidung trage, für die Frau die Folge nach sich, dass sie von ihrem Manne keinen Unterhalt verlangen kann, wie der für allein schuldig erklärte Mann an seine Frau keine Geldansprüche mehr stellen darf. Es mag das eine peinliche Frage überhaupt sein, ob über die Dauer der Ehe hinaus noch Verpflichtungen geldlicher Art unter den Getrennten bestehen sollen; aber sie von der äusserlich entschiedenen Schuldfrage abhängig zu machen, ist geschmacklos und riecht nach Propädeutik. Beste Frau, heisst das auf deutsch, halte deinen Mund und wirf, bitte, deinem Manne keine Beleidigungen an den Kopf, sonst, warte nur, lässt er sich von dir scheiden und gibt dir nichts mehr zu essen. Diese Art, sanfte Menschen zu erziehen, nenne man ruhig wie es sich gehört: berechnet und unanständig.

Schliesslich gibt es noch etwas Höheres als das Geld, und das sind die Kinder, um derentwillen, wie man sagt, die Ehe überhaupt nur existiere. Die Kinder aber sind von beiden Eltern gemacht, und die Blutsverwandtschaft hört nicht auf, wenn ihr Vater in einem Augenblick vergessen seiner Frau ein Schimpfwort anhängte.

Für dieses eine Wort, vorausgesetzt, dass es recht kräftig ausgefallen und er nicht gereizt worden ist, verliert der Mann aber seine Kinder. Für dieses Wort fallen sie von ihm ab und fallen sie der Mutter zu. Man mag sich hier noch fassen können, denn schliesslich trifft den Mann die Schuld, wenn sie auch nur klein ist, und wer heiratet, mag vorher lernen, dass er den Mund zu halten hat. Aber man denke an einen Fall, wo die Frau

zu einem Zwanzigstel, der Mann zu neunzehn Zwanzigsteln an der Scheidung schuld sind und darum beide für gleich schuldig erklärt werden. Diese Eheleute werden sicher, denn dafür sorgt das Schicksal schon, zwei Jungen haben, von denen der eine acht und der andere neun Jahre alt ist. Dann fallen beide dem Manne zu, der zu neunzehn Zwanzigsteln schuldig ist, und die Frau bekommt kein Kind, obwohl sie zu neunzehn Zwanzigsteln weiss und nur zu einem Zwanzigstel schwarz ist! Dem ist deshalb so, weil — beide Jungen über sechs Jahre hinaus sind. Würden sie Mädchen sein und noch nicht sechs Jahre alt, so fielen sie wieder der Mutter zu, auch wenn es umgekehrt läge, wenn sie zu neunzehn Zwanzigsteln und ihr Mann zu einem Zwanzigstel an der Trennung schuld ist. Wenn man das anhört, hat man das Gefühl, als ob der Gesetzgeber die Ehe als ein militärisches Verhältnis aufgefasst und darum einen uniformen Rhythmus des Zusammenschwenkens und des Auseinanderschwenkens für alle Menschenregimenter eingeführt hätte.

Doch man muss einmal aufhören, mit Katapulten zu schiessen, damit nicht das ganze Scheidungsrecht in Grund und Boden geschossen wird, — mit Katapulten, denn so alt wie sie scheint die äusserliche Ordnung und lehrhafte Regelmässigkeit dieser Dinge zu sein. Nur einmal noch sei gegen dieses Recht das Geschütz gerichtet. Man sollte meinen, die Ehe sei zu Ende (Retraite! Retraite!), wenn sich die Ehegatten trennen, oder wenn das noch nicht spät genug ist, doch spätestens, wenn einer von ihnen die Klage auf Scheidung dem Gerichte einreicht (eine Flüsterstimme spricht: es gibt Eheleute, die noch zusammenleben, während der Scheidungsstreit sich abspielt, es gibt Gerichte, die Stimme donnert, die dieses anordnen). Aber der Verstand des Menschen ist ein Verstand von Laien, und was ist ein Laie für einen Juristen? Darum geht die Ehe erst zu Ende, wenn sie rechtskräftig geschieden ist, das will sagen, wenn das von der obersten Instanz besorgt worden ist. Bis dahin herrscht Eherecht, das heisst aber Kriegsrecht: ein Ehebruch, begangen während der drei Jahre der Dauer des Scheidungsstreits, reicht aus, um den harmlos abschweifenden Gatten allein schuldig zu machen. Man denke einmal: eine Frau reicht eine Klage ein auf Scheidung gegen ihren Mann, bringt vierzehn Gründe vor, die ihr ein Zusammenleben mit ihm unmöglich machen. In Wirklichkeit schaut sie nach einem anderen, alle ihre Gründe werden drei Jahre lang untersucht, unter dem Eid der Zeugen schmelzen sie sämtlich hin, und endlich, nach drei Jahren fastender Beharrlichkeit zerschmilzt das nicht mehr allzufeste Fleisch des Mannes, er sucht einmal eine Frau auf in seiner Not, — es reicht aus, den Armen schuldig werden

zu lassen. Man sollte meinen, seine Frau könne durch einen Ehebruch nicht beleidigt sein, denn das könne doch nur eine Frau, die den Mann gänzlich für sich beansprucht mit Einschluss aller seiner Nöte, nicht eine, welche drei Jahre lang in alle Gerichtsstuben hineingerufen hat, ich will von ihm loskommen, eine, die drei Jahre lang, wie sich zeigte, ohne jeden Grund sich ihm versagt hat, — aber wir werden belehrt, dass die ehelichen Pflichten und Rechte erst erlöschen, wenn die Ehe, drei Jahre lang durch den Sumpf gezogen, von hundert Händen zerschunden, von tausend schwirrenden Fliegen zerstochen, durch ein höchstrichterliches Urteil leblos umfällt. Solange sie nur, wenn auch noch so ohnmächtig dasteht, besteht für die Mitzerstochenen und Mitzerschundenen die alte Treupflicht. Ein Rest des mittelalterlichen Glaubens an die Gottgefälligkeit jeder Enthaltsamkeit scheint herüber zu leuchten.

. . . Hier muss man aufatmen und der Atemzug sei lang und voll. Denn hier ist Stickluft und alle Fenster sind geschlossen. Man kommt sich vor wie in ein Bauernhaus geraten, allwelches in eine wundervolle Landschaft hineingestellt ist: man erstickt in den Stuben und will an die Fenster stürzen, um sie aufzureissen. Aber man wird entsetzt zurückgerissen, denn die Leute fürchten sich vor der reinen Atmosphäre. Doch die Luft m u s s hereingelassen werden. Die geschlossenen Fenster lassen feine Naturen unter den Frauen ihr Leben unglücklich bei ihren Männern versäumen, weil sie die Schmach und Folgen eines solchen Prozesses nicht ertragen können (denn sie haben eine Seele!). Darum muss man protestieren! Man mag tausendmal grundsätzlich auf dem Boden unseres geltenden Eherechts stehen — mag man! mag man! Gegen dieses Scheidungsverfahren muss man protestieren! nichts anderes als protestieren!

Und nur eine Frage werde noch aufgerichtet und hingestellt, warum es nicht auch für Scheidungsprozesse gemischte Gerichtshöfe gibt, zusammengesetzt aus Laien und Juristen. Standhal, der es wissen wusste, hat sie schon in dem Buch gefordert, in dem alles steht. Auch die Laien sind keine Götter, und in Vorurteilen hinlänglich befangen. Aber wir werden heute nach der Beamtenehe gerichtet, und es gibt heute genug Ehen schon mit einem andern Boden! Wir brauchen nicht das Beamtentum als Ideal und wie unser Leben nicht unter Disziplinarrecht steht, so soll auch unsere Ehe, in die wir unsere ganze Persönlichkeit verschwenden, nicht nach Beamtenrecht gerichtet werden!

Münchner Notizen

Von FERDINAND HARDEKOPF

F r e i t a g.

Diese Stadt bleibt mir fremd. Deshalb schreibe ich ein paar Eindrücke auf. Man sollte sich höchstens über solche Dinge äussern, mit denen man nicht das geringste zu tun hat.

M o n t a g.

In München zu leben, erscheint mir verächtlicher, als die meisten anderen Todesarten. Denn es ist der Selbstmord, ohne (moins) die Ehrlichkeit des Giftes. Diese Damen und Herren möchten sich dem Amerikanismus versagen und erreichen nicht einmal zum Kloster das asketische Pathos. Nun bilden sie, im Café, ein andächtiges Publikum der eigenen Verwesung; halten lockende Siesta bei offenen Sargdeckeln; und die Ratlosigkeit von Geheimnissen, die nicht da sind, formt, auf zerfallenden Gesichtern, ein blasses, wissendes, gequältes Grinsen. In die gute Aufrichtigkeit der Angelus-Stunden plärren Castraten ihr Coffein-Lallen. Wie anmassend sie sind, und wie unkeusch — die Knaben! In der Ecke aber zersetzt sich eine Portion käsiger Quallen: die hungrigen Detektivs der Seelen-Zerlegung, sehr avanciert. Die glotzen auf die heisse Kalkwand, jenseits der Strasse, und erträumen den Mäcen, der sich von ihnen, in Monte Carlo, verführen lassen wird. O: liebe, liebe Münchner Nuance der psychologischen Hochstapelei; bibliophile Rastas; süsse, schmierige Insassen der ewig selben Polsterungen; virtuelle Helden ihr; wichtige, notwendige, registrierte, akklamierte Dämonen —: möge ein Ekel, den ihr erregt und nicht mehr empfindet, euch dennoch zerfressen.

(Postscriptum, verhallend: dies war die Hymne der Abschüttelung messieurs dames; je me sauve —)

D i e n s t a g.

Ein unvorhergesehener Abend: im Residenztheater spielten Akteure die niemand gekannt hatte, und die einer entlegenen inneren Gemeinschaft anzugehören schienen, ein Drama von Stanislaw P r z y b y s z e w s k i: „Das grosse Glück". Der Titel ist boshaft: Herr Stefan Karsten verlässt seine Geliebte, Grethe, um einer Gleissenderen willen; bei der findet er nicht das grosse Glück, und Grethe ertränkt sich. Programmatischer Ablauf eines Geschicks. Aber dieser Dichter versteht sich auf eine manometrische Präzisierung seiner Katastrophen; auf die Instrumentierung von Untergängen; auf die Fieberkurven der Verzweiflung; auf die späten, rapiden, scharfsinnig-irrsinnigen Contre-Revolutionen, mit denen das Gehirn totgehetzten Seelen Hilfe zu leisten sucht. So vollzieht sich in Przybyszewskis Dramen, was unentrinnbar ist, unter herzzerkrampfenden Spannungen; da die Vernichtung bevorsteht in der grandiosen Allmacht ihrer Notwendigkeit, so wird jeder Seitenblick, jeder Mundfaltenwurf, jeder Atemzug, der ihren Gang ablenken könnte, zu einem Überfall, der unsere Nerven, der die Welt erdröhnen macht. Der Siegeszug der Hyperästhesie.

Diese Schicksals-Endungen (Abschlüsse, Begleichungen) erwachsen auf einem Boden, dessen Möblierung harmlos scheint, und den doch alle Raffinements tückischer Chemie präpariert haben, unter einer mystischen Luftglocke, in die Ewigkeiten von Angst hineingepresst sind . . . Aber ist dies wirklich eine Stilisierung, eine Konstruktion? Man entschliesse sich, hier das Gegenteil zu entdecken: die Destruktion. Abgetragen sind hier alle unhaltbaren Siegestore der Aufgeklärten, niedergelegt alle jene Konventionen, Systeme, Verkleidungen, mittels derer eine *entseelte*, *verständigte* (ich chargiere meine Worte) Menschheit *sich zu irren*, sich bis zum modernen, naturwissenschaftlich fundierten Selbstvertrauen zu verirren beliebte. In diesen letzten, tiefsten Sphären, in diesem Inferno, das durchdröhnt ist von den Symphonien eines radikalen Pessimismus, von den Orgien der Selbstzerfleischung, von den Litaneien des Verfolgungswahns —: welche progressistischen Errungenschaften halten da noch stand? Wo bleibt die Überwindung uralter „Vorurteile"? wo die neue Moral? wo die Expropriation der Reue, der Gewissensbisse, der Eifersucht? . . . Przybyszewski zeigt Seelen nackt. Er gibt, bei heutigen Menschen, die Verästelungen primitiver Konflikte. Diese Dramatik geht bis ans Ende; das ist kein Nebenbei, keine Randleiste unserer Probleme: das sind unsere Probleme selbst — religiöse Werte, Dokumentierungen der seelisch entscheidenden Fragen.

. . . Ich liebe den grossen Dichter Stanislaw Przybyszewski; liebe ihn, seit ich zum erstenmal die irren Ekstasen, die wundervoll rasende Musik seiner „Totenmesse" vernahm. Und weiss man um die masslose, enthusiastisch-artistische Sachlichkeit, mit der „Satans Kinder" erzählt sind, der Roman einer zerstörerischen Tat? Und um die lange Reihe der Dramen? . . . Eine versprengte Gemeinde gibt es derer, die zu extremen Erregungen und Verantwortungen bereit sind. Diesen, zur Ehrlichkeit Entschlossenen wird keine Dramatik der Welt erhabenere Gefahren, transszendentalere Aufwühlungen bieten können, als das Theater Przybyszewskis, das Theater der Verdammnis, das Theater des Todes.

— —

Freitag.

Meine Abende, meine Nächte gehören jetzt dem Bar royal. Wenn, in ernsthaften Perlen, das Eiswasser auf den Pernod tickt, so denke ich Dein, Geliebte. In Deinen Haaren ist ja die Sonne und das Kornfeld und der Schwefel, die gelbe Tulpe und der Kiesstrand des Meeres, Gold mancher Arten und der späte, nordische Sandweg zwischen Birken, aber auch viel kupfernes Grün, oft fahle Asche und gilbendes Schilf. Doch Du bist mir fern, und so sammle ich Dinge, von denen ich Dir einst erzählen möchte. Ich sehe zwei Frauen, schlanke, entravierte Säulen; ihre Gesichter glimmen pudersanft im privaten Schatten grosser und herrlicher Hüte. Die Töne dieser locker fallenden Federn sind aufeinander eingestimmt. Pleureusen: sind sie nicht wie das bleich zerfliessende Weidenlaub auf dem Grabe des armen enfant du siècle, des Herrn von Musset? Oder gleichwie kokette Sternschnuppen sich über den Nachthimmel wiegen, so wallen sie auf im frechen Triumph der Sünde — stolz erhobene Siegeszeichen von Schlachten, die in der Tiefe gewonnen worden sind.

Original from

Und ich beobachte die Wandlung einer Heroine, einer prallen Grill-Parze, zur Buhlerin. Sicherlich ist sie die Gattin des kahlen, straffen Majors, der ihr berechtigt in die Augen sieht. Aber je mehr Sekt er sie trinken lässt, desto unwiderstehlicher fühlt sie die holde Schmach, von einem hässlichen Manne bezahlt zu sein. Rasch gelangt sie zu den Zärtlichkeiten der unregelmässigen Frauen. Sie ergreift des Majors Hand — — Ach, Madame, Sie brauchen die Öffentlichkeit, brauchen vielleicht mich als Zuschauer, um so liebenswürdig werden zu können! . . . Doch wie kühl-quittierend der Major sich die schmeichlerische Hingabe gefallen lässt! Ich ertrüge es nicht, den Schein, geliebt zu werden, so leichten Kaufes zu genehmigen; nicht auf dem Diwan, nicht am Schreibtisch könnte ich Erfolge, Genüsse, Lobsprüche akzeptieren, um die ich nicht, wie Julien Sorel, lange Jahre gedient hätte, zu denen die Wege nicht verschlungen und voller Angst gewesen wären. Und noch das Glück, mein Glück dürfte nur sein wie eine Minute Rast im Versteck, auf der Flucht vor den hartnäckigsten, boshaftesten Verfolgern —: eine Minute irren Vergessens, eine Minute Spleen:

Der Fülle des Gegebenen
Entwächst das Schmale, Zarte;
Die Betten sind die Ebenen
Für Smarte und Aparte . . .

— — — —

Draussen herrscht, mit hieratischen Gebärden, die Nacht. Doch ihr Reich ist gefährdet, und bald wird das Licht hereinbrechen — das Licht mit all seinen überflüssigen Vermutungen und Feststellungen, mit seinen Details und Indiskretionen. Noch schimmern die Façaden zurückhaltender Paläste im Gespenster-Grün des Canaletto; noch lauern, mystische Radierungen, die florentinischen Kulissen der Ludwigstrasse in brüsk begrenzten Schatten, durch welche Verschwörer schleichen müssten, Satanskinder und lungenkranke Fanatiker. Sehr korrekt schreitet die Dachfirste entlang eine Prozession mondsüchtiger Sonnen: die violetten Lichtballen der Bogenlampen. Sie leuchten nicht, doch sie lassen grell eine Finsternis erkennen, die moorig ist, asphaltiert und imaginär . . . Da dämmert der Tag: der Feind. Im Priesterseminar ein Seitenfenster wirft gelbes Studierlicht ins Gebüsch. O, die Triumphe wie die Idyllen des Katholizismus enthält diese Avenue. Die Brunnen schweigen. Geranien blühen die Rasenbeete entlang: eine unversöhnliche Spur frisch verströmten Blutes. Plötzlich erlöschen alle Bogenlampen. In sachlicher Landschaft finde ich mich wieder. Pappeln und Gärten. Die Erde gibt einen kühlen, putriden Hauch her: den leisesten Vorduft des Herbstes. Das beglückt mich tief. Den ganzen Horizont hat nun Botticelli mit seiner lichtlosen Helligkeit bemalt. Aber von wo ich komme, schläft noch im Dunkeln die Stadt, überstülpt von der Theatiner-Kuppel, und bewacht von der seit Jahrtausenden unermüdeten Nachtarbeit fiebernder Hirne.

Vive la bagatelle!
Swift

DIE SCHALE HAUT

in Wien hat einiges Erbarmenswerte gemurmelt.

Erst fordert einen der arme Möchtegern gewissermassen „auf das Blachfeld“. Ha. Dann, wenn er seine Prügel weg hat schnauft er schlotternd: „Ich könnte das Gericht anrufen.“

Tätlichkeiten etwa zwischen Sudermann und mir würden für den Unwert von Sudermanns Dramatik nichts beweisen. Allerdings. Weder hat Sudermann meine sogenannte bürgerliche Ehre noch ich die seine talentschwach benässt. Es bleibt jedoch eine Auffassung vorstellbar, wonach Wichse für einen ehrabschneiderischen kleinen Schmierian wohl in Betracht kommt. Senge des sittlichen Rechts auf intuitiver Grundlage. Ich hoffe gezeigt zu haben, wie derselbe Zweck ohne die Unannehmlichkeit einer Berührung erfüllt werden kann.

II.

Dieser Dummkopf mit der Haltung eines Satirikers bleibt mässiges Format. Seine Kraft reicht bis dahin: an wesentlichen Erscheinungen das Unwesentliche zu „satirisieren“.

Er ist jemand, der etwa den Simplizissimus, ein kunstquellendes Phänomen, dümmlich tadelt, um sofort still zu sein, als ihn der Simplizissimus aus taktischen Ursachen der Mitarbeit würdigt. Ein Zufall meinetwegen, dass er die Neue Freie Presse scharf beschmiss, nachdem er sich scharf um die Mitarbeit beworben. Als er Herrn Harden, meiner Spur folgend, angriff, geschah es erst, nachdem er ihn angebettelt hatte. Gewiss auch ein Zufall, dass er bei mir gebettelt hat; dass ich ihm einen Beitrag versagte; dass er Verse von mir zudringlich und lobend nachdruckte, was ich völlig überhörte . . . Poverino.

Für den Rest gilt, was ich neulich schrieb: „Er fälscht gewiss nicht — er geht nur in Irrungen ziemlich weit, so dass der alte berliner Scherz ‚Karlchen hat wieder mal gelogen‘ — und zwar in der dümmsten, schlichtesten, spasslosesten Weise glatt gelogen, erfunden, geschwindelt, um einen Augenblickshalt zu haben“ . . . man lese das nach.

KERR

MINISTER UND ARCHITEKTEN

Der preussische Minister der öffentlichen Arbeiten hat einen Ukas erlassen; als Vertreter der Staatsbauverwaltung glaubt er, die staatlichen Baubeamten zur „Z u r ü c k h a l t u n g“ ermahnen zu müssen „gegen-

über der in neuerer Zeit aufgetretenen Bewegung, in der kirchlichen wie in der bürgerlichen Baukunst unter Abwendung von allem Herkömmlichen neue Ausdrucksmittel für die Baugedanken der Gegenwart zu suchen". Der Mann hat die Absicht, die ihm anvertrauten Seelen historisch zu stimmen: neben dem ob seiner Vertrackheit fast schon wieder reizvollen Deutsch des Erlasses konnte er kein besseres Mittel finden als diese originalitätssüchtigen Gedanken. Ihre Wirkung erstreckt sich sogar auf den harmlosen Leser: „Abwendung von allem Herkömmlichen, Suchen neuer Ausdrucksmittel". — Gibt es etwas, das man häufiger gehört hat? Und etwas, das zur Zeit weniger betrieben wird?

Seien Sie beruhigt, Herr Minister, die Architekten — sogar die wirklichen, nicht nur die Reissbrettseelen Ihrer Baubureaus — haben heute wenig Neigung mehr, „den Boden der geschichtlichen Überlieferung zu verlassen und damit auf die Verwertung des Reichtums der Gestaltungskraft zu verzichten, den die Kultur früherer Jahrhunderte hinterlassen hat". Vor Jahren einmal, im Beginn dessen, was man die moderne Bewegung genannt hat, hegte mancher wohl die verwegene Absicht, neue Ausdrucksmittel für die Notwendigkeiten der Gegenwart zu finden. Den naiven Glauben, dass der Boden der Überlieferung dabei verlassen werden könnte, hat selbst damals der Kühnste kaum gehabt. Heute hat ihn ganz sicher niemand mehr, — und so bleibt Ihr Notschrei nichts als ein fesselndes Dokument dafür, wie lange heutzutage Zeitbewegungen brauchen, um in der gedämpften Atmosphäre preussischer Amtsstuben als vorhanden registriert zu werden. Anderthalb Dezennien sind eine schöne Zeit; aber man freut sich schliesslich, dass es nicht noch länger währt.

Gegen das Sachliche des ministeriellen Erlasses hat sich der Bund deutscher Architekten gewandt, mit dem Hinweis, dass die Kunstschöpfungen früherer Zeiten jetzt weit umfassender studiert würden als zuvor. Noch hübscher wäre es gewesen, wenn man gesagt hätte: z u umfassend. Es gibt heute schon Ketzer, denen an der vielverschrienen Kurfürstendammarchitektur — trotz allen Scheusslichkeiten — vieles lebensvoller und von stärkerer Contemporanéité zu sein scheint als unser moderner traditionsbeflissener „Stil" Dresdner oder Münchner Observanz. (Es sind diejenigen, die vor dem Kunstgewerbe in die möblierten Zimmer flüchten.) Aber man darf nicht vergessen, dass die Entgegnung gegen die Wertung einer lange zurückliegenden Epoche gerichtet ist, gewissermassen einen schon historischen Irrtum bekämpft und auf den Zeiteinwand gefasst sein muss. So stimmt man dem Protest bei — weil man jedem Protest bei uns beistimmen muss — und ist zugleich doch heilfroh, dass auch die Herren vom B. D. A. fast erschrocken um das Innehalten der angekündigten „Zurückhaltung" ersuchen. Der Gedanke hat etwas Grausiges, dass die empfohlene Entsagung einmal offiziell aufgegeben werden könnte! Lieber noch sechs Berliner Dome und Gedächtniskirchen als das! Nur nicht sich vom Konventionellen abwenden. Nur nicht revolutionär werden. Denn schon die Vorstellung, dass auf Initiative eines königlich preussischen Ministeriums nach neuen Ausdrucksmitteln gesucht werden könnte, hat etwas Beunruhigendes und könnte auf unsere doch gewiss anspruchslosen Sinne aufreizend wirken. F.

DIE GENTLEMEN

Als die Rimbaud-Übersetzung im Inselverlag erschienen war, beschlossen einige deutsche Schriftsteller, die „Literatur" aufzugeben und Minister in Abessinien zu werden. Indessen kam allzu früh die „galante Zeit" und man neigte dazu, nur „Abenteurer" zu werden. Der „Dandy" liegt auch schon hinter uns, er wird nur noch vom schreibenden Proletariat ausgeschlachtet. Die selige Zeit des grossen Geschäfts kam erst, als uns die Neuausgaben von Chesterfields Briefen beglückten. Hei, nun schossen die Gentlemen aus den Schreibstuben hervor, dass die „Kultur" nur so auf uns niederprasselte. Die ehemaligen Minsterialprätendenten haben eine Beschäftigung gefunden und schreiben jetzt die „Kulturbücher in der Westentasche". Wenn ich nicht irre, erschienen das „Brevier für Kultur", die „Kulturbibel", der „Kulturkatechismus", der „Kulturabreisskalender", die „Kulturstaubsaugemaschine" und die „Kulturkiste in zwölf Bänden zu je fünf Lieferungen a zehn Pfennig". Sie empfehlen die Nagelpflege und das Abonnement auf ein russisches Bad. Sie verurteilen brennende Tagesfragen aus der Jugendzeit der Verfasser, wie den Vegetarismus, den Buchschmuck, das Naturmenschentum mit langen Haaren und das Reformkleid. Sie treten energisch für das Pyjama ein, aoh yes. Da es unentbehrlich ist, wenn man nachts „den" Hotelflur „aus Gründen der Galanterie" passiert (ich, deutet der Verfasser zart an). Einer Zeitungsnotiz entnahm ich, dass der bekannte Autor des „Lexikons für Gentlemen" sich selbst entleibt haben soll, weil er in der Gesellschaft für einen Schriftsteller gehalten wurde, während er doch wünschte, mit einem Masseur verwechselt zu werden. Eine andere Version sagt allerdings, ein Feind habe ihm gedroht, seine Werke ins Englische zu übersetzen.

AXEL

HOCH DIE GLOSSE!

Neuerdings zieht alles, was Fachsinn und Flachsinn hat, was ein klassischer Kopf ist, was sich durch „Mischformen" alteriert fühlt, über die Glosse her. Die Glosse — wie unklassisch gebärdet sie sich, wie schwer lässt sie sich einfangen, wie spottet sie jeder Kategorie! Werturteile sind ihre Sätze und trotzdem aus keinem Moralsystem methodisch abgeleitet; Kunst will sie (der Form nach) sein und entbehrt dennoch aller episch-lyrisch-deskriptionellen Geruhsamkeit. Nicht Dichtung noch Fleisch, nicht Wissenschaft noch Fisch ist sie; nirgends kann man sie einrangieren; verdammt noch eins: werft dieses romantische Scheusal in die Wolfsschlucht! — So keift der deutsche Dandysmus, die Pedanten zur Rechten, die Idylliker zur Linken; und wo ein Glossator gar lebhaft wird, speien sie Gift und Galle. Vor der Polemik wandelt sich der munterste Erotiker zum Asketen; ja selbst die Friedensbewegung wird von diesen Kriegsgegnern gemissbilligt — alldieweil sie Bewegung ist.

Glosse! Tochter der Zukunft; Merkmal der „reicheren, geflügelten, heisser eilenden Zeit"; die du überflüssig machst das seriöse Artikulöse,

die weitschweifigen Ejakulate, die kompakten Schinken; Glosse! ich weihe dir Hekatomben. Du bist das Instrument der Wollenden; die Waffe der Ideelichen, Typuspropagatoren; bist der ethischen Künstler blinkender Stahl. Auch Nietzsche war nur ein (überirdischer) Glossator; was ihn nicht herab-, doch die Glosse heraufsetzt.

Erkennen und beschreiben — erschöpft sich denn darin die Welt? Gibt es nicht: Kampf? Ja, ihn mitanzusehen, als eine „Erscheinung" (die man wissenschaftlich untersuchen, die man — interesselos, objektiv, unpersönlich — deskribieren kann), dazu ist der klassische Asket bereit; dazu jeder Systembauer, jede Brille. Aber Kampf tun — das ist ihnen die Sünde selber, das Teuflische par excellence; während es doch, verfluchte Quietisten, von allem Himmlischen das Himmlischste ist.

In der Glosse organisiert sich der Hirnkampf. Sie bekämpfen heisst den Kampf bekämpfen. Polemik gegen die Polemik, Pathos contra Pathos —: man frage nur bei einem massvollen Logiker an, was das zu bedeuten habe! K. Hi.

ABSCHAFFUNG DER SCHÜLERSELBSTMORDE

Das Landesschulkollegium hat ein Genie in seiner Mitte. Es hat den Weg entdeckt, die Schülerselbstmorde in Zukunft unmöglich zu machen. Es tilgt sie aus. Es schafft sie ab. Eine Verfügung besagt, dass es von jetzt ab jedem Schüler bei Strafe der Entlassung verboten ist, mit Schusswaffen umzugehen. Wie einfach, ein Gymnasiast, der sich totschiesst, ist ja längst kein Gymnasiast mehr. Der Besitz eines Revolvers enthält die stillschweigende Voraussetzung des Ausschlusses von der Schule. Als der junge Herr sich erschoss, war er somit nur noch Privatier. Wir empfehlen dem Landesschulkollegium, diese äusserst geistreiche Verfügung auch auf die Stricke, die offenen Fenster und die Spaziergänge am Landwehrkanal auszudehnen. x.

Wir bitten, alle Sendungen ohne Nennung eines einzelnen Namens an die Adresse des Verlages zu richten und mit der Aufschrift zu versehen: für die Redaktion des ‚Pan'.
Für unverlangte Manuskripte kann keine Garantie übernommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Wilhelm Herzog, Berlin-Halensee.
(Alfred Kerr zeichnet verantwortlich für die von ihm verfassten Beiträge.)
Paul Cassirer, Verlag der Zeitschrift ‚Pan', G. m. b. H., Berlin W. 10, Viktoriastrasse 5.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Erster Jahrgang No. 20 16. August 1911

PAN

Halbmonatsschrift herausgegeben
von WILHELM HERZOG *und* PAUL CASSIRER

JNHALT:

Kurt Eisner.......................Meinungsbetrieb
Hans Baluschek ....Hundstage (Zeichnung)
Ferruccio Busoni..................Routine
Franz Blei...............................Casanova
Hans von Hülsen ....Künstler und Bürger
Ludwig Rubiner....................Die Stadt
Krites ....Strohmänner

Der Kaiser und die Hohenzollern
Die gelbe Internationale — Gastspiel Frank Wedekind
Die Abgeklärten — Feuer!!! — Kindesliebe
Deutsche Inquisition — Marokkanisches Einmaleins
Reinhardt der Katholische — Bürger, panzre Dich!

Meinungsbetrieb

Von KURT EISNER

Glücklich der Mann, der noch imstande ist, gegen seine Überzeugung zu schreiben! Er würde beweisen, dass er im tiefsten Innern eine eigene Überzeugung verborgen hält, während er vor der Welt seiner Auftraggeber erzählt, was sie zu hören wünschen. Er hat eine Moral, wenn er sie auch nicht ausübt. Er wahrt die Distanz zwischen seinem Selbst und den Bedürfnissen seiner Existenz.

Ein tapferer Gentleman, der sich für seine Artikel von den Gebrüdern Mannesmann in bar bezahlen lässt! Es ist ein glattes und verantwortliches Geschäft; denn kommt es heraus, so ist er geliefert; er wird der öffentlichen, höchst öffentlichen Sittlichkeit geopfert.

Ein Kerl, der gegen seine Überzeugung schreibt, ist ein Lump. Also ist jedermann von dem überzeugt, was er schreibt.

Ein Kerl, der gegen Bezahlung schreibt, ist abermals ein Lump, also schreibt er gratis, was man von ihm wünscht, aus nationalem oder sonstigem Idealismus, sogar mit Herzblut und Überzeugung. Kein deutscher Verleger duldet, dass sein Redakteur für seine Leistungen noch von anderen, als von ihm selbst bezahlt wird. In Deutschland hat nur der Verleger das Recht, reich zu werden, nicht der Journalist. Im Falle des Journalisten wäre solch wirtschaftlicher Aufschwung unanständig, sogar ehrlos.

Ich ziehe den Mann vor, der gegen seine Überzeugung schreibt, und schätze den Ritter vom Geist, dessen Geist direkt und lohnend bestechlich ist. Die Uneigennützigen, die alles kostenlos tun — gegen ein ärmliches Verleger-Fixum — schänden den Stand. Darum spielt der deutsche Journalist eine so untergeordnete

Rolle, weil er alles kostenlos leistet, was man von ihm verlangt. Würde er auf feste, aber hohe Preise halten, käme er in der bürgerlichen Gesellschaft schnell zu Ansehen, wie alles, was hoch bezahlt wird. Es wäre eine dankbare Aufgabe einer betriebsamen Standesorganisation, das Bestechungshonorar zur Pflicht zu machen.

* * *

Die deutsche Presse ist gegenwärtig in einem „Reichsverband" beruflich vereinigt. Er tagte neulich in Eisenach, und in einer Begrüssungsrede fand der Vorsitzende die feierlichen Töne eines intellektuellen Kriegervereins: „Der Reichsverband tritt in erster Linie ein und muss immer eintreten für die Ehre und Würde des Standes. Diese Arbeit ist die erste. Wir haben dafür zu sorgen, dass der blanke Ehrenschild der deutschen Presse rein gehalten und hochgehalten wird ... Die Hauptsache für uns ist die sittliche Grundlage der deutschen Presse ... Dieses, die Reinheit, Ehrlichkeit und Lauterkeit der deutschen Presse festzuhalten, wird und muss die erste Aufgabe der deutschen Presse sein."

Das war der ethische Heldentrotz der Leute, die sich gegen die Bestechungen empören, die niemand ihnen zumutet; die unkäuflich sind, weil keine Käufer da sind. Es ist allgemein bekannt, dass der deutsche Journalist nichts nimmt, dass er entschlossen ist, ausschliesslich von seinem Verleger zu leben. (Kleine Vorfälle im Handelsteil und im Polizeibereich ausgenommen!) Die Kapitalisten und ihre regierenden Agenten treiben einen abscheulichen Missbrauch mit dieser Billigkeit im öffentlichen Meinungsbetrieb. Man sollte anfangen, sich höher einzuschätzen, und seine wertvollen Überzeugungen nur an den Höchstbietenden losschlagen.

Was man jetzt den blanken Ehrenschild nennt, ist nicht nur eine wirtschaftliche Schädigung der Journalisten, sondern auch eine schwere Kulturgefahr. Durch solche sträfliche Verbilligung der öffentlichen Meinung sind alle Hemmungen ausgeschaltet. Jeder nationale Sturm ist sofort lieferbar.

Ich würde keinen Artikel für Herrn Kiderlen unter 1000 Mark,

und keinen für die Herren Mannesmann unter 5000 Markschreiben. Und ich würde ausdrücklich mir dabei den Vorbehalt ausbedingen, dass die Artikel gegen meine Überzeugung verfertigt sind.

* * *

Friedlich spann die deutsche Presse Ferienträume. Keine Sorge bedrängte das Herz des Patrioten. Höchstens hielt man den blanken Ehrenschild über Herrn Jatho. Der Reichstag war mit seinen Schlussprämien nach Hause gegangen, ohne am internationalen Horizont das bescheidenste Wölkchen geahnt zu haben.

Kaum aber war die Kunde von Agadir in den Redaktionen, und schon explodierten gewaltig die all die Jahre mühsam aber erfolgreich gebändigten Überzeugungen. Die blanken Ehrenschilde stürmten in klirrendem Wettlauf zur Wilhelmstrasse, und nachdem sie ein Weilchen im Vorzimmer den alten Sauhatz-Gobelin begafft, drang einer nach dem anderen zu dem Geheimrat der deutschen öffentlichen Meinung vor und nötigte ihm die Überzeugung der unbestechlichen Presse auf; kostenlos.

Weil die Deutschen im Sustal von möglichen Gefahren bedroht waren, haben wir den Panther nach Agadir geschickt, — — die Auskunft genügte. Was sind das für Deutsche? Wie heissen sie? Was treiben sie? Was besitzen sie? Seit wann besteht die deutsche Herrlichkeit im Sustal? Und was sind das für Gefahren?

Die neue Überzeugung von der Notwendigkeit, Agadir zu besetzen, hinderte nicht die Beibehaltung der altbewährten Unwissenheit über dieses ersehnte Bewährungsgebiet deutscher Expansionskraft. Niemand kennt das verschlossene Gebiet. Man spricht von märchenhaften Kupfer- und Eisenschätzen. Kein Geologe hat sie jemals erforscht. Der letzte deutsche Reisende, der in Südwestmarokko gewesen, hat vor mehr als fünfundzwanzig Jahren seine höchst eilfertigen Beobachtungen drucken lassen. Er war froh, wie er aus dem Sustal herauskam, ohne als Zielscheibe für die erregten berberischen Kunstschützen erprobt worden zu sein. Aber diese fliehende Wissenschaft ist seitdem immer wieder ausgeschrieben worden. Sie bot auch

jetzt das einzige Material für die Ehrenschildpresse. Hier entstammte — durch Verkürzung des Zitats — die Sage vom idealen Hafen Agadir. Das andere holte man aus der bewährten Schatzkammer marrokkanischer Wissenschaft, aus Tanger, dem nordafrikanischen Bernau.

Ein leidenschaftlicher Marokkaner, der jüngst in die ewigen Jagdgründe eingegangene alldeutsche Geographieprofessor Theobald Fischer, urteilte anders über Agadir und sein Hinterland. Er, der wohl als erster die Erwerbung Marokkos durch Deutschland gefordert hat, war zwar auf Grund seiner dreissigjährigen Beschäftigung und seiner (nicht sonderlich tief eindringenden) drei Reisen in dem Land schliesslich zu der Überzeugung gelangt, „dass derjenige Staat, dem es gelingt, sich dies Land ganz zu eigen zu machen, daraus einen so gewaltigen Machtzuwachs erlangen wird, dass dies alle anderen Staaten, vor allem England, Spanien und das Deutsche Reich, als einen unerträglichen Druck empfinden werden". Aber er fügte der 1908 ausgesprochenen Bemerkung hinzu: niemals habe in der Geschichte ein marokkanischer Hafen südlich von Mogador Bedeutung gehabt, „und die Franzosen haben soeben nachgewiesen, dass auch Agadir n'Iri, das Seetor des Sus, keineswegs irgendwelchen Schutz bietet".

Die lautere Presse liess es bei der einzigen erschöpfenden Information bewenden, dass das deutsche Volk seine nationalen Interessen gegen Frankreich und England zu verteidigen wissen werde, und wäre es durch einen Krieg, den der zum Hüter der deutschen Interessen berufene Schwabe aus Bukarest nicht fürchte, gleichwohl zu vermeiden streben werde. Mit weiteren informatorischen Einzelheiten wurde das beneidenswerte deutsche Volk verschont. Die Verhandlungen verlaufen glücklich, sie stocken, sie sind abgebrochen, die Lage ist ernst, drohend, gewitterschwül, hoffnungsvoll, glänzend. Das deutsche Volk ist entschlossen, seine Würde und sein Recht zu wahren. Was es will, wird ihm schon im gegebenen Augenblick gesagt werden, Kiderlen ist stumm, und Wilhelm II. hält keine Reden mehr.

* * *

Übrigens hat man auch im Sommer 1870 erst etwas erfahren, als man schon marschierte. Ein oder zwei Tage, bevor Bismarck in die friedliche Emser Depesche den Krieg hinein redigierte, reisten der König von Sachsen und sein leitender Minister geruhig ins Bad, weil alle deutsch-französischen Wirrnisse aufs schönste erledigt schienen. Das deutsche Volk ist Objekt der deutschen Politik geblieben.

Jetzt aber wollte man durch das Parlament den Kaiser wie einen Jagowschen Schutzmann ermuntern: bei Strafe gleich zu schiessen! Bei dieser Gelegenheit gab es dann eine hübsche staatsrechtliche Offenbarung. Der Geheimrat in der Wilhelmstrasse wurde witzig. In Kolonialdingen, soweit es nicht Geldsorgen seien, habe kein Reichstag, kein Bundesrat, dem Kaiser preinzureden: Er kann alle Kolonien verschenken, wenn er will, er ist unumschränkter Herr über sie. Man hat bisher keine Zeit in der deutschen Politik gefunden, um diese kleine Sonderbarkeit auszumerzen.

Nun teilten sich die Überzeugungen der Presse. Die alldeutschen Absolutisten wurden parlamentarisch, liberale und fortschrittliche Geister absolutistisch. Dieser in afrikanischem Fieber geborene Reichstag wäre in der Tat fähig, marokkanisch zu enden.

* * *

An allen Dingen der Welt lässt sich verdienen, ausser an Lyrik, Philosophie und Streichquartetten. Auch in Marokko gibt es zu verdienen, recht viel sogar, und ein Krieg, vollends ist für die, welche verkaufen, statt Krieg zu führen, ein ganz ausserordentliches Geschäft. Wenn die Gebrüder Mannesmann, mit Aufbietung der deutschen Weltmacht, es durchsetzen würden, dass ihnen in Marokko Eisenerzgruben erschlossen werden, für sie ist das ganz gewiss ein unermesslicher Gewinn, sie können dann billig produzieren. Aber welches Interesse hat der deutsche Journalist an den Bezugsinteressen einer Firma? Für die deutsche Gesamtwirtschaft ist die ganze Kolonialpolitik günstigenfalls kein Gewinn. Wir haben seit 1901 für unsere Kolonien über eine halbe Milliarde mehr ausgegeben als aus ihnen eingenommen.

Diese halbe Milliarde ist die aus der Besteuerung der deutschen Lebensführung geschürfte Subvention für die kolonialkapitalistischen Interessen einzelner Firmen. Im Welthandel bildet der Kolonialhandel ein verschwindendes Nichts. Auch wenn wir den Kongo und Marokko erwürben, würde sich das Verhältnis nicht ändern. Aber verdient wird auch am kolonialen Bankerott. Wenn wir im Jahre 1910 für 212 000 Mk. Bier in Fässern und für 644 000 Mk. Bier in Flaschen nach Südwestafrika ausführten, so haben einige Personen beträchtlichen Gewinn aus diesem Handel gezogen, aber bezahlt wurde er aus den deutschen Lohnpfennigen.

* * *

Im Marokkohandel hat sich die Presse als eine Weltgefahr erwiesen*). Die Heilung kann nur kommen, wenn man aufhört, die kapitalistischen Begierden durch journalistische Selbstlosigkeit zu verwöhnen. Ich sehe kein rascheres und wirksameres Mittel, als dass die Presse endlich aufhört, ihre Überzeugung zu verschenken, und dass sie sich recht schnell organisiert, sie so hoch wie möglich zu verkaufen. Wenn dann noch in die deutsche Verfassung der Artikel aufgenommen wird, dass mit dem Augenblick der Mobilmachung eine ausreichende Kriegssteuer auf Einkommen, Vermögen und Erbe des Besitzenden in Kraft tritt, so sind die Weltfriedenskongresse überflüssig geworden, und den Haager Schiedsgerichtshof darf man in eine Spielbank, ein Kino oder einen Eispalast umbauen.

*) Ein paar wertvolle Ausnahmen waren zu verzeichnen. So hat z. B. das „Berliner Tageblatt" nicht wenig zur Disziplinierung aufgepeitschter Nerven beigetragen. Es hat durch seine kluge und umsichtige Bewachung der Kriegslüstlinge geholfen, die verworrene und dunkle Lage zu klären, und der gefährlichen Atmosphäre so viel als möglich Spannungen zu entziehen. Die Redaktion.

HUNDSTAGE

Zeichnung von Hans Baluschek



Hier sieht man von der Sonne heissen Stichen
Die soziale Zwietracht ausgeglichen.
Im Grunewald erweist sich's: Arm und Reich —
Riecht nur herum! — sie transpirieren gleich.

Wir freuen uns, hier den ersten kurzen Beitrag des berühmten Musikers veröffentlichen zu können. Busoni wird es im „Pan“ unternehmen, sich in einer Reihe von Aufsätzen über prinzipielle Fragen seiner Kunst zu äussern.

Routine

Von FERRUCCIO BUSONI

Routine wird sehr geschätzt und oft gefordert; im musikalischen Amte ist sie die vorderste Bedingung.

Dass Routine mit dem Begriffe der Musik überhaupt in Verbindung gebracht wird, dass sie tatsächlich vorhanden ist und überdies als eine schätzbare Eigenschaft gilt, dieses platte Faktum beweist allein, wie es mit den Anschauungen über Tonkunst steht, wie eng ihre Grenzen gezogen werden, wie wir uns von ihr abwenden.

Denn Routine ist nichts anderes, als die Aneignung einiger Handwerksgriffe und deren unterschiedslose Anwendungen auf alle sich bietenden Fälle.

Demnach muss es in der Musik eine erstaunliche Anzahl analoger Fälle geben!

Nun denke ich mir aber die Tonkunst so, dass in ihr jeder Fall ein neuer Fall, eine „Ausnahme“ sein sollte. Dass in ihr jedes Problem, einmal gelöst, keine wiederholten Lösungsversuche erführe. Ein Theater der Überraschungen und der Einfälle, und des scheinbar Unvorbereiteten; und Alles aus tiefer Menschlichkeit heraus geatmet und der grossen Atmosphäre zurückgegeben, aus der es zu den Menschen steigt.

Wie hilflos stünde das Heer der „Routiniers“ vor diesen sanften, aber unbekämpfbaren Gewalten! Es würde in die Flucht getrieben werden und — verschwinden.

Routine verwandelt den Tempel in eine Fabrik.

Sie zerstört alles Schöpferische. Bedeutet doch Schaffen ein Formen aus dem Nichts! Routine aber ist die Millionenexemplare-Werkstätte. Die „kommandierte Poesie“. Sie gilt,

weil sie der Allgemeinheit dient; blüht im Theater, im Orchester, beim Virtuosen, und in den „Kunstschulen", nämlich jenen Anstalten, welche vorzüglich zur Erhaltung der Lehrer eingerichtet sind. Man ist versucht auszurufen: Meidet die Routine! Lasst alles ein Anfang sein, als wäre niemals ein Anfang gewesen! Wisset nichts, sondern denkt und fühlt und lernt dadurch können!

„Es ist mein Unglück, dass ich keine Routine habe," schreibt einmal Wagner an Liszt, als es just mit der Tristan-Partitur nicht recht vorwärts geht.

Damit täuscht sich Wagner selbst etwas vor und setzt sich, vor den anderen eine Schutz-Maske auf. Er besass offenbar ein schon achtbares Maass an Routine, und seine Kompositions-Maschinerie stockte, wenn ein Knoten der Art entstand, der nur mit Hilfe der Inspiration zu lösen ist.

Hätte Wagner niemals Routine besessen, so hätte er das Geständnis ohne jede Bitterkeit abgelegt. Sein kluger Satz drückt im Grunde die Künstler-Verachtung für alles Routinierte aus: Wagner verleugnet damit eine Eigenschaft, die er selbst gering achtet und beugt vor, dass andere sie ihm etwa zumuten könnten. Er äussert ein Eigenlob mit der Miene der ironischen Verzweiflung. Er ist, in Wahrheit, unglücklich über den Stillstand seiner Arbeit, fühlt sich aber reich getröstet durch das Bewusstsein, dass seine Begabung über dem billigen Expedienten der Routine stehe. Und mit einem Anflug von Bescheidenheit gibt er bedauernd zu, dass ihm die handwerkliche Geschicklichkeit durchaus abgehe.

Der Satz ist ein Meisterstück der Selbstverteidigung, und aus ihm klingt für uns die Mahnung: Meidet die Routine!

Casanova

Von FRANZ BLEI

Vielleicht möchte man jenen anderen Italiener, der sich zum Grafen Cagliostro nobilitierte, als die reinere Verkörperung des Abenteurers ansprechen, da er im Abenteuer seines Lebens so sehr aufging, dass er weder Zeit noch Standpunkt finden konnte, über sein Leben zu reflektieren, wie es der alte Casanova tat.

Aber die Kenntnis eines Lebens wie Cagliostros bringt nicht mehr als man zuvor wusste: dass ein geschickter Schwindler immer die Dummen findet, die er braucht, um so zu leben, wie er leben möchte, das heisst auf Kosten der anderen wie diese anderen, als Graf, mit einem Palais, mit sicheren Einnahmen. Ein solches Ziel ist aber zu geringfügig, um Teilnahme zu wecken. Schon ein richtiger Graf und ein rechtmässig ererbtes Palais und Renten sind keine Vorzüge von unbedingt menschlicher Bedeutung. Der Abenteurer im Stile Cagliostros ist ein Schwindler ohne Idee. Bestenfalls variiert ihn eine Zeit, zu deren Charakteristik er dann ein kleines Detail beiträgt, wenn seine Mittel und Tricks nicht ganz gewöhnlich sind, wie es bei dem Grafen von Saint-Germain der Fall war, der mit einigen kosmetischen Kenntnissen und scharmanten gesellschaftlichen Gaben, die sogar sein Rivale Casanova bewunderte, etwas wie ein Schwindler wider Willen wurde. Man wollte es ihm einfach nicht glauben, wenn er erklärte, dass er nicht verjüngen könne, und da gab er als der Gescheitere, und weil er ganz gut dabei lebte, nach. Die Zeit kam ja solchen Scharlatanen ausserordentlich entgegen. Sie venerierte sie mit einem Fanatismus des Glaubens, dem die Tyrannis der Philosophen das alte Objekt entzogen hatte. An Gott zu glauben war, da die Vernunft an seiner Statt regierte, fürder nicht mehr schicklich, aber das Bedürfnis nach dem Wunderbaren suchte seine Befriedigung.

* * *

Casanova bedauert mit grosser Offenheit, dass man ihn nicht habe Medizin studieren lassen, denn damit hätte er für seine Scharlatanerie weit mehr anzufangen gewusst als mit der Jurisprudenz. Die Schwindler haben im 18. Jahrhundert eine grossartige Geste, aber sie korrigiert nur äusserlich die Banalität ihrer Idee, welche nicht die des Abenteurers ist, den man nicht daran erkennt, dass er oft auch die Mittel des Schwindlers gebraucht.

Der Abenteurer hat etwas vom Narren und etwas vom Weisen. Er gibt dem Leben, das er ganz als seine Angelegenheit, als seine Schöpfung nur kennt, einen so hohen Wert, dass er es nie aus den

Augen verliert, nie in fremde Hände gibt. Er ist immer der auf sich Aufmerksame, lebt mit dem Degen in der Hand. Und er gibt ihm wieder nicht den geringsten Wert — und hier scheidet er sich vom gewöhnlichen Imposteur —, da es ihn immer wieder treibt, sein Leben zu wagen. Er gibt keiner Situation die Dauer. Er verliert sein Leben, um es immer wieder gewinnen zu können, gewinnt es, um es sofort wieder ins Spiel zu werfen. Ja : wie der wahre Spieler, der nicht des Gewinnstes, sondern des Spieles wegen spielt, so lebt der Abenteurer erst im Maximum der dramatischen Spannung wirklich, um derentwillen allein er alles unternimmt.

Dafür macht er Verse, Gaunereien, Duelle, Gold, Reisen, Liebe. Nach keinem dieser Mittel lässt sich ein solches Leben bestimmen, denn keines wird Zweck. Der Abenteurer müsste wie der Soldat im Felde sterben, um seinen Sinn ganz zu behalten. Er darf nicht in Pension gehen, darf nicht wie der hübsche Buck Whaley nach fünfzig Jahren Abenteurer, Hausherr und braver Familienvater werden. Und nur weil er seine Erinnerungen*) aufschrieb und so sein Leben zum andernmal lebte, übersieht man es, dass der alte Casanova in Dux eine komische Figur machte, dass er boshaft, kratzbürstig, rechthaberisch, eitel, gefrässig und kindisch wurde.

Der Sinn seiner Existenz war in ihm noch lebendig, aber es half ihm kein Körper mehrl, diesen Sinn aktiv zu machen. Also schrieb er.

„Der Leser wird aus meinen Erinnerungen ersehen, dass ich niemals ein bestimmtes Ziel im Auge gehabt habe, und dass das einzige System, das ich hatte — wenn es überhaupt eines ist — darin bestand, mich von Wind und Wellen treiben zu lassen . . . Meine Abwege lehren vielleicht den denkenden Leser, wie man sich über dem Abgrund in der Schwebe erhält. Es kommt nur darauf an, Mut zu haben.“

Wie man sich über dem Abgrund in der Schwebe hält — unfigürlich wird so der Aviatiker sprechen (der Flieger, nicht der Konstrukteur), der Abenteurer unserer Zeit, dem es wie jenem der anderen Zeiten Natur ist, dass er wirklich nur im Wagnis des Lebens lebt und der mögliche Verlust des Lebens dessen einziger Gewinn ist. Die Zeit variiert nur die Mittel. Die Idee bleibt die gleiche. Anders käme man über ein diskutables historisches Interesse an Persönlichkeiten wie Casanova nicht hinaus ; dann wären sie nichts als in der Zeit bedingt und von ihr völlig aufgebraucht, und ein Erinnern daran wäre nur eine antiquarische Neigung.

*) Eine vollständige Ausgabe in sechs Bänden, deutsch von H. Conrad, erscheint bei Georg Müller, München.

Aber er ist ein Typus menschlicher Energie, wie ihn zuerst die Renaissance im Condottiere hervorbrachte, prachtvoll von der Zeit, die ihm die Form gab, abgewandelt. Aller Reichtum der Linie, alle Lebhaftigkeit der Farben, alle Anmut des Details und alle Oeffnung in grosse historische Perspektiven würden nicht hinreichen, das Faszinierende der „Erinnerungen" des Casanova zu erklären ; mit all dem würden sie nicht viel mehr bedeuten als etwa die Memoiren, die der Page Graf Tilly oder sonst irgendein Frauenjäger der Zeit hinterliess, und die nicht weniger „galante" Abenteuer berichten als der Venezianer, dem es gar nicht auf eine Liste ankam, auf Trophäen des Boudoirs, im Salon zu zeigen.

* * *

Casanovas Frauen : sie sind ihm alle dankbar und es vergessen ihn nur jene, die er in gottverlassenen Stunden sich selber vergessend nahm als eine kleine Gelegenheit. Das war im Leben dieses aussergewöhnlich sinnlichen Mannes selten genug.

Seine Regel ist, dass ihn die Frau bis in den Grund so erschüttert und zum Aeussersten steigert, wie es der gemeine Mann mit nichts als seinem Sexualappetit nie erlebt. Die Frau entzündet ihn so ganz, dass er ein Zauberer wird, und seine Magie reisst die Frau fort : sie erlebt einen Helden, der alles um sie wagt; sie fühlt sich als höchsten Wert über alles Leben gesetzt. Und gibt sich so ganz entbunden diesem Manne hin, dass sie für später mehr als die Erinnerung an eine Liebe behält; geht so auf in diesem Manne, dass sie sich aus ihm nicht mehr nehmen kann, ohne zu verarmen.

Casanova hat seine Frauen reicher gemacht, als sie waren, und das im Vergessen zu verlieren, davor hütet sich jede. Darum ist sein Zorn so masslos, wenn ihn ein böser Augenblick zu dem Unwürdigen verleitet : als Strafe Gottes fasst er dann die oft üblen Folgen, als Strafe für die Sünde an seiner Seele.

* * *

Wem es nur darauf ankommt, Mut zu haben, dessen Moral wird Zeiten, die mehr zur Feigheit als zur Tapferkeit, mehr zu „du sollst nicht lügen" als „du sollst die Wahrheit sagen" erziehen, etwas weitherzig vorkommen.

Nun ist es aber ein Irrtum, anzunehmen, dass sich die Qualität des Moralischen ändere. Was sich ändert, ist nur der Modus des öffentlichen Verhaltens zu dem, was man unter dem Moralischen begreift, also ein Formprinzip. Die Rücksicht des einzelnen auf das öffentliche Urteil wächst mit der Zahl jener, die das öffentliche Urteil bilden auf Grund einer behaupteten Gleichheit. De facto

begibt sich moralisch immer das gleiche : dass man etwas öffentlich missbilligt, hindert nicht, dass man es heimlich tut ; dass man heimlich etwas nicht tut, hindert nicht, dass man es zu tun öffentlich behauptet. Das sind die Vorteile der sogenannten Demokratie, die ja auch behauptet, dass vor dem Gesetz alle gleich sind, wo jeder bessere Kriminalist und jeder Einsichtige genau weiss, dass alle Menschen vor dem Gesetz ungleich sind.

Casanova traf einmal in Barcelona einen Ruffian und erzählte dem, was er über einen gewissen Manucci wusste, z. B., dass er seinen Namen mit Unrecht trüge. Mit diesem Venezianer war Casanova befreundet, und er redete ganz ohne Malice über ihn, bloss des Schwatzens wegen, aus Unachtsamkeit, und jener Ruffian profitierte davon zum Schaden Manuccis.

Dieser Verrat aus Leichtsinn ist das einzige, was sich Casanova ernstlich vorwirft und nie verzeiht. Man wird sonst kein Urteil Casanovas über seine Moralität finden, aber es mag auch in diesem einzigen Falle schlechten Gewissens die Deutung mehr für sich haben, dass er sich weniger des Verrates — er war, um in seiner Heimat wieder zu leben, einige Jahre lang gemeiner Polizeispion — als seiner Zwecklosigkeit schämte oder dass er, dessen Leben immer aufmerksam war, und dessen Wahlspruch, ganz Stil der Aufklärung, nemo sapit quit sibi non sapit, hiess, — dass dieser immer Aufmerksame einmal ganz gedankenlos albern war. Kein Zweifel : die Zeit kam Casanova in dem entgegen, was er sich aus seiner Kondottierenatur heraus zu seiner Moral gemacht hatte. Die Avantgarde der Zeit waren die Frauen, ihre als Sklavinnen maskierte Tyrannen. Man entdeckt die Frau immer, hört sie im Schatten lächeln, wo irgendein Mann agiert, reimt, redet, befiehlt.

* * *

Das Wissen der Frau um ihre Macht wird Wahn, wie jene Dame, die eine Freundin, die die Sonnenfinsternis versäumt hat, tröstet: „Lass gut sein, ich stehe gut mit dem Herrn von Canini, er lässt die Geschichte wiederholen.“ Casanova bedurfte nicht des Rates, den ein Jesuit dem jungen Rousseau gab, sich viel mit Frauen abzugeben, denn „durch sie geschehe alles“.

Aber man irrte, wenn man aus der reichlichen Wahl dieses Mittels der Frauen in Casanovas Leben die Frau als Zweck bestimmen wollte, und irrte, suchte man wieder in ihnen nichts als ein Mittel. Casanova will ja nichts über den Augenblick hinaus erreichen, tut nichts, was ihm irgendwann später einmal nützen soll ; nützte es ihm, so hatte er es nicht darauf abgesehen. Die Selbstkenntnis, die er sich zusprach, besass er ja zum Glücke nicht: er ist nie sein eigener Sekretär geworden, auch im Alter nicht,

als er seine Jugend mit romantischer Naivität und durchaus nicht als ein objektiver Realist niederschrieb, der von sich eine klare Formel hat, die ihn über das, was er lügt, wegbringt.

Casanova dichtet, aber er lügt sich nicht zurecht wie alle jene, die „sich selbst erkennen". Eingebildet ist er auf das, womit er seine Zeitgenossen nicht wenig gelangweilt hat: auf seine klassische Bildung, seine Homerübersetzung, seine Vergilkenntnis, seine Mathematik : ein ausgemachter Pedant stellt sich vor.

Dass er die Quadratur des Kreises gefunden habe, hätte er, gefragt, auf dem Sterbebette sicher als den Zweck seines Lebens angegeben.

Es ist das Zweigesichtige des Jahrhunderts, das auch diesem so robusten Menschen von Unten den rätselhaften Aspekt gibt, der allen Figuren dieser Zeit eignet. Er ist Pedant und Falschspieler, Zyniker, dem kein Bekenntnis schwer wird, und Empfindsamer, der über anderer Unglück Tränen vergiesst.

Rousseau steckt seine Kinder ins Findelhaus und traktiert über die Erziehung. Diderot baut die Enzyklopädie auf und schreibt die „Verliebten Kleinode", der „Geist der Gesetze" und der „Tempel von Gnidos" haben einen Verfasser. Der schwere Buffon tadelt ein Buch, weil man merke, dass es nicht auf den Knien einer Frau geschrieben sei. Jener Prozess, der heute noch nicht zu Ende ist, hatte begonnen ; die Auflösung der Form, einmal durch die Aufklärung, dann durch deren Folge, die Entdeckung des Gefühls. Die Anstrengung, die jeder einzelne sich geben musste, seine Form gegen die auflösenden Feinde zu behaupten, förderte nur was heimlich gegen die Form rebellierte, nämlich das Individuum. Die wirkliche Revolution, von der wir uns datieren müssen, war dreissig, vierzig Jahre vor 1789.

Als Kind seiner Zeit war Casanova auch ein starker Ausdruck dieser Zeit : er bediente sich der Gesellschaft, um gegen sie zu leben ; er nahm ihre Form auf sich, um sie sprengen zu helfen. Er war ein Rebell wie die anderen.

Künstler und Bürger

Ein Nokturno von HANS VON HÜLSEN

Die Sommernacht ist lau und vom Dufte der Linden erfüllt. Zur Rechten rauscht die Isar. Mit ein paar Sternen hat sich der Nachthimmel geschmückt. Hie und da brennt noch eine vereinzelte Gaslaterne, denn es ist spät. Gleichwohl gehen der Künstler und der Bürger hier spazieren, am linken Isarufer, von der Prinzregentenbrücke kommend und dem Englischen Garten zustrebend, — da, wo der Weg nach Bogenhausen abbiegt. Sie wohnen beide in Bogenhausen, und einer wusste es nicht vom andern, bis heute; denn erst heute Abend haben sie sich kennen gelernt, auf einem Herrendiner, bei Schleich, oder auch im Café Luitpold. . . das ist ja ganz unbeträchtlich. Und da sie denselben Heimweg haben, machen sie ihn zusammen, der Künstler und der Bürger.

Sie sind beide ganz gleich gekleidet, modern, gesellschaftsmässig, du würdest kein Fehl an ihnen finden; das wundert den Bürger, und er gibt dem Ausdruck:

„Ich muss sagen," bemerkte er, „ich war nicht übel erstaunt, als ich Ihre Bekanntschaft machte. Ich kannte natürlich Ihren Namen (er sagt „natürlich", und fügt gleich hinzu, obwohl er sich der Lüge bewusst ist): und Ihre Bücher. . . oder doch einiges von Ihnen (mildert er seine unglaubliche Behauptung). Wissen Sie, unser einem bleibt wenig Zeit für Romane und solch Zeug. . . Man führt ein beschäftigtes Leben, man hat Frau und Kinder, — drei Kinder, jawohl. Der Aelteste ist vierzehn, er soll zu Ostern. . . Aber, was ich sagen wollte? — Ja, ich habe mir einen Künstler immer etwas anders vorgestellt . . . Etwas exaltierter, etwas mehr hopp-hopp , verstehen Sie? Auch im Schnitt der Kleidung, in der Krawatte . . ."

„Dazu unfrisiert und unsaubere Fingernägel," ergänzt der Künstler mit mildem Lächeln. „Ich versichere Ihnen, es gibt auch solche. . . Schwabing. . . Aber bemerken Sie, wie schön die Nacht ist?"

Der Bürger schnuppert mit den Nasenflügeln wie ein Hund. Dann sagt er:

„Wir bekommen Regen. Das ist gut für die Landwirtschaft. Sie kann's brauchen. Die Ernteaussichten sind miserabel."

Dies sagt er. Er hat die Hände in die Schrägtaschen seines Paletots versenkt und geht mit kurzen Schritten neben dem Künstler her. Er ist ein Jurist, Rechtsanwalt oder vielleicht auch Regierungsrat. . . das ist ja belanglos. Er hat nicht mehr

viel Haare und seine feisten Wangen sind weingerötet. Er macht einen satten Eindruck. Der Künstler sieht noch immer den Himmel an und lauscht wohl auch der Melodie des Flusses. Er ist hager, sein Gesicht schmal, die Augen liegen tief. Diese Augen sind hell und gütig und hundertfältig umspielt. Unter der geraden Nase sitzt, wie eine geschorene Hecke, ein dunkler Schnurrbart. Die miserablen Ernteaussichten scheinen ihn wenig zu interessieren. Der Bürger bemerkt das mit einem unbehaglichen Seitenblick; er hätte gern noch mit seinen statistischen Kenntnissen aufgewartet. Aber er ist höflich, wie alle Bürger, er sucht ein interessanteres Thema; und da ihm nichts anderes einfällt, er überdies einmal gelesen hat, dass die Künstler sich selbst immer am meisten interessieren, so fragt er:

„Ist es nicht eine sehr angenehme Beschäftigung, Bücher zu schreiben? . . . Ich kann mir vorstellen: Man sitzt so am Schreibtisch und erfindet Geschichten. . . Man malt sich das alles so aus. . . Ich wüsste kein müheloseres Leben. . . Wir hatten in der Familie eine Tante, erinnere ich mich, sie hiess Tante Felicitas. . . Jetzt ist sie tot, aber sie wusste ganz wunderhübsche Geschichten zu erzählen. Schade, dass sie sie niemals aufgeschrieben hat."

„Das ist in der Tat sehr schade," bemerkt der Künstler. „Ich halte mich versichert, dass es einen Verlust für unsere Literatur bedeutet." Dann schweigt er.

Der Bürger ist ein wenig betreten. Er weiss ersichtlich nicht recht, was er mit dieser Antwort anfangen soll. Vielleicht ist sie gar ironisch? denkt er, und blickt den Dichter zweifelnd an. Doch dessen Gesicht ist unverändert ernst. Nach einer Weile beginnt er wieder (indem er bei sich denkt: „Gott, dieser Mensch ist ja furchtbar uninteressant; er redet ja gar nichts!"):

„Ich muss gestehen, ich habe mich heute Abend in gewissem Sinne von einer früheren Ansicht bekehrt. Ich habe gefunden, dass diese Künstler im ganzen doch recht umgängliche Leute sind und eigentlich auch eine Menge wissen. Wünschenswert wäre es nur, wenn sie sich bequemen wollten, etwas weniger sprunghaft zu denken und etwas weniger in Bildern zu reden. . . Man kann ihnen manchmal effektiv nicht folgen . . ."

„Muss das unter allen Umständen am Künstler liegen?" lässt sich die sonore Stimme des Dichters vernehmen . . . Unbeirrt jedoch fährt der Bürger fort:

„Das macht diese Sorte von Menschen unbequem und verscherzt ihnen die Gunst der guten Gesellschaft, während sie doch alle Ursache hätten, sich um diese Gunst zu bemühen."

„Natürlich, heiss . . . Warum meinen Sie übrigens?"

„Weil der Stand der Künstler . . . ich will Ihnen gewiss nicht

zu nahe treten, lieber Herr; ich sagte Ihnen schon, wie sehr ich Sie schätze . . . ich rede ganz allgemein, wenn ich sage, dass die Künstler in den Augen aller Leute von Geschmack . . . nun, sagen wir: suspekte Persönlichkeiten sind, Vagabunden, innerlich wie äusserlich unsaubere Gesellen, dazu gänzlich unkontrollierbar, was allein genügen könnte, sie suspekt zu machen . . ."

„Sie sind offen", erwidert nach einer Pause der Künstler, indem er in die Sternennacht hinausblickt. „Aber ich freue mich. Sie sagen mir soviel Neues . . ."

„Sie wussten es also nicht?" fällt der Bürger eifrig ein . . .

„Ich hätte die Leute von Geschmack für geschmackvoller und klüger gehalten." Es wird ohne jeden Affekt, mit einer ganz gleichförmigen Stimme gesagt. Der Bürger ist perplex.

„Aber haben sie denn vielleicht nicht recht?" fragt er mit der ganzen Entrüstung, deren sein Bürgerherz fähig ist.

„O ja. Gewiss. Es gibt solche Leute, solche . . . suspekten Persönlichkeiten. Sie laufen hier massenhaft herum, feiern Atelierfeste und schieben Kegel, und verbergen sich gar nicht. Sie sind widerlich in ihrer Aufdringlichkeit. Aber man irrt sich im Namen, da, in Ihren Kreisen, wo man den guten Geschmack gepachtet hat. Ich will Ihnen den Namen für diese Leute sagen: es sind Aestheten, Amoralisten, Lümpchen, Schädlinge . . . Schädlicher für die Kunst noch als für die Gesellschaft . . . Man nennt sie auch Bohémiens, was zu deutsch ‚Zigeuner' heisst. Mit dem Künstler haben sie nur die Sehnsucht gemein."

Der Bürger reisst die Augen auf. So etwas hat er noch nie gehört. Er blickt den Künstler verdutzt, erschüttert an . . . Der fährt fort:

„Aber nun sagen Sie mir: ist nicht die Gerechtigkeit eine der bürgerlichen Kardinaltugenden? Gewiss . . . Und heisst es, frage ich, gerecht urteilen, wenn man diese Leute in das gleiche Begriffsschubfach sperrt mit anderen, die kein ehrlicheres Gefühl kennen, als den Widerwillen gegen jene? Anderswo ist man gerechter; sogar die Eisenbahn führt ein Hundecoupé. Aber der Künstler ist vogelfrei; da kann man getrost den Zigeuner mit jenen andern verwechseln Jenen andern, die doch auch äusserlich von ihnen getrennt sein wollen, weil sie innerlich von ihnen abgesondert sind . . . Ernste, Ruhelose, Arbeitsame, die in freiwilliger Abgeschiedenheit um neue Kulturwerte sich mühen: das sind die Künstler, mein Herr. Es gibt ihrer nicht zu viele, aber hie und da begegnen Sie ihnen. Freilich, Sie werden sie nicht erkennen, weil es nicht ganz leicht ist, Schein und Sein auseinanderzuhalten . . ."

Der Bürger ist noch immer sehr erschüttert. Er denkt eine

lange Weile nach, während der Künstler sich an dem bleichen Spiel des Mondlichtes auf der hüpfenden Isar freut. Endlich beginnt er:

„Aber wenn es sich so verhält, lieber Herr, dann wäre es doch sehr zu wünschen . . . im Interesse jener anderen Gruppe, . . . der bürgerlichen Künstler, möchte ich sagen . . ."

Schon fällt ihm der Dichter in die Rede:

„Bürgerliche Künstler — Hölzernes Eisen! — Das ist, verzeihen Sie das harte Wort, ein Nonsens. Der Künstler ist ewig unbürgerlich, er ist antibürgerlich, er ist der Antipode des Bürgers. Sie sind wie Feuer und Wasser, keine Brücke führt von einem zum andern. Wissen Sie vielleicht, was Schopenhauer vom Bürger sagt? Er nennt ihn einen Sohn der Not und bezeichnet es als den Zweck seines Lebens, sich alles zu verschaffen, was zum leiblichen Wohlsein beiträgt. Aber der Künstler ist der strikte Gegensatz zu einem Sohne der Not, er ist eine freie Intelligenz, und sein einziges Ziel ist die Erkenntnis, sein einziger Zweck die Mitteilung dieser Erkenntnis . . . ."

„Dann ist der Künstler ein Schmarotzer!" ruft der Bürger in glücklicher Entrüstung: „Denn er lässt sich ohne Gegenleistung ernähren!"

„Ohne Gegenleistung? — So denken viele. Und doch ist es das grösste Unrecht, das man dem Künstler tun kann. Denn wer, glauben Sie, schafft heutzutage die neuen Werte? . . . Nun ja, wir leben im technischen Zeitalter, und Luftschiff und Flugmaschine sind gewiss schöne Dinge. Ich werde den Eindruck nie vergessen, als Zeppelin hier ankam oder als ich in Puchheim den ersten Aeroplan sah. Aber meinen Sie, dass das neue Werte sind? Dass die Technik solche überhaupt hervorbringen kann? — Ich glaube nimmermehr, dass sie die Welt irgendwie vorwärts schiebt, auch nur um eines Daumes Breite. Aber die Wissenschaft, wollen Sie sagen? Und Sie irren auch da. Die Wissenschaft hat es immer nur mit den Beziehungen der vorhandenen Werte zueinander zu tun, sie ist nicht schöpferisch . . . Schöpferisch ist nur die Kunst, und alle Werte, die geschaffen worden sind, verdankt man der Kunst . . ."

Der Bürger glaubt das nicht. Etwas, fühlt er, ist dagegen einzuwenden. Aber er findet die Worte nicht, — so schweigt er. Und der Dichter fährt fort:

„Ich weiss nicht, ob Sie Schopenhauers bewunderungswertes Kapitel über das Genie gelesen haben. Dort finden Sie den Gegensatz zwischen Künstler und Bürger am deutlichsten, an der für immer denkwürdigen Stelle, wo er von der vernünftigen und der genialen Betrachtungsart redet; jene, sagt er, taugt

und gilt fürs Leben, diese taugt und gilt für die Kunst. Da ist eine Mauer aufgerichtet, mein Verehrtester, nicht wahr? Eine Mauer ohne Tor . . ."

Nun muss der Bürger sich fügen, aber er tut es mit reservatio mentalis. Seine Eitelkeit sträubt sich auch. Irgend etwas sagt ihm, dass der Mensch, der da an seiner Seite durch die laue Sommernacht schreitet, ihn als ein inferiores Wesen betrachtet, dass durch den ruhigen und verbindlichen Ton seiner Auseinandersetzungen ein wenig Verachtung und spöttisches Mitleid hindurchklingt . . . Und er will nicht verachtet und bespöttelt, er will seriös genommen und geschätzt sein! Denn er hat sich auf unangreifbar korrekte Weise eine angesehene Stellung und ein beträchtliches Einkommen erworben, er wird seine Söhne studieren lassen . . . er ist verschanzt hinter seiner guten Bürgerlichkeit! —

Sie haben die umrauschte Brücke überschritten und der Künstler biegt nach links ab; er lüftet den Zylinder und verabschiedet sich aufs höflichste:

„Entschuldigen Sie," sagte er, „ich habe Sie vielleicht etwas zu ernsthaft unterhalten. Nach einem guten Diner und in einer so milden Sommernacht wären leichtere Gespräche am Platze gewesen."

„O bitte, es war mir ein Vergnügen . . . ja, Vergnügen," meint der Bürger. Sie trennen sich. Und als sie einzeln ihren Weg fortsetzen — drei, vier Minuten noch — denken sie beide dasselbe; sie denken: „Auf solch ein Diner gehe ich nicht wieder . . ."

Die Stadt

Von LUDWIG RUBINER

Er kam vom Hügel. Ein ferner Stern zog weiss
Die Strasse zur Tiefe. Die Füsse sprangen schnell,
Die Augen stachen durchs gelbgeballte Haar.
Die Nacht sprang aus der Erde, blau und leis.
Der weisse Stern stand weit, die Nacht lag hell.
Die Nacht zerriss den Stern zum weissen Paar,
Die Strasse wich zurück in blauem Lauf,
Die Sterne zuckten hastig höher auf.
Ein Wind zog herüber, irr von Geschrei und heiss.

Er lief schon schwankend. Glückselig sah er sacht
Die Strasse rollen rötlich zum silbernen Schein
Der riesigen Türme. Deren Lampen schwangen
Spielend mit den Ufern der blitzenden Nacht
An der Strasse über verblassendem Stein.
Die Füsse hoben sich zum Flug und sprangen.
Die Nacht wurde klein, die Strasse raschelte still.
Da schossen die Lampen zur Höhe und rissen schrill
Die Türme in den dunklen, ungeheuren Schacht.

Dunkel von Röcken und Hüten schwankt eine Wand ;
Nur ihm hing nackt das gelbe Haar ums Gesicht.
Das Schattengewühl der Menge zog zur Stadt.
Da rissen die Türme die Strasse breit ins Licht,
Die Lampenaugen, ewig wach, zuckten matt
Über den Glanz der Hüte ins steinerne Land.
Geschrei der Menge lief um die steilen Flanken
Der dunklen Terrasse. Sie sassen lässig und tranken.
Da sah er zwischen den Türmen das Seil gespannt.

Ein nackter Schatten wiegte es. Er blieb stehn,
Die Menschen wichen schweigend zu den Seiten.
Er stand unterm Seil. Sie rückten die Hüte nicht.
Er sah die nackte Frau übers Seil hingleiten.
Er stand ohne Atem. Er sah hoch oben das Licht
Laufen über die hellen Schenkel und Zehn.
Zur Stadt hinter den Türmen drängte die Menge vorbei.
Ein Wind flog über die Mauer, heiss von Geschrei.
Niemand im schwarzen Gewühl hatte aufwärts gesehn.

Die Augen der Lampen zuckten über die Frau.
Das Seil schwankte kreisend, als sie schnell sprang.
Sie war ernst, hoch oben. Ein Turmlicht zischte weiss,
Sie lächelte im Sprung zur Seite, wo es sang.
Das Turmlicht drückte ihr Haar im Schattenkreis
Hell auf die Nacht. Das Licht reckte sich lau
Zum blonden Stern des Bauchs. Ein Schattengürtel band
Sich schmal um sie. Flog hinauf. Verschwand.
Sie bückte sich und hob die Arme ins Blau.

Sie sprang ernst. Sie sah ihn und lächelte leer.
Die Menschen liefen zur Stadt durch die Mäuler der Steine.
Er stand im Gewühl ohne Atem. Das Turmlicht pfiff.
Über den steilen Glanz ihrer tanzenden Beine
Rannen siedende Blasen des Lichts hin und her —
Als sie plötzlich ins blaue Luftlicht griff.
Sie schwankt schon grinsend. Zur Nacht hinauf krallen
Zwei Falten. Aber niemand bleibt stehn. Sie muss fallen!
Der helle Stern ihres Bauchs zittert so sehr.

Die Häuser taumeln. Blass steigt ein weiter Kreis
Von bleichen Mauern auf im grünlichen Schein. —
Die Lampenaugen, ewig wach, zuckten matt
Über blaue Terrassen. Die Strassen raschelten leis.
Im Schattengewühl der Menge stand er klein.
Er lief klein und wild. Die Nacht sprang aus der Stadt.
Er lief über den Hügel. Die Nacht lag hell.
Fern stand ein weisser Stern. Die Füsse sprangen schnell.
Ein Wind zog herüber, bunt von Geschrei und heiss.

Strohmänner

Strohmänner sind meist arme Luder. Für ein paar Mark geben sie ihren Namen her, um ihren Auftraggebern zu ermöglichen, bei Betreibung dunkler Geschäfte unangreifbar im Hintergrund zu bleiben. Nicht nur die kleinen Schieber schätzen die Vorzüge des Strohmännerwesens, die grosse stolze Terrain- und Bauspekulation hat seit langem ihre Geschäfte nach dem gleichen System betrieben. Missgeleitet ist die öffentliche Meinung in der Einschätzung dieses Tuns: sie verpönt allein die Strohmänner, die sich oft für ein Schandgeld dazu hergeben, Bauhandwerker um ihren Lohn zu prellen, aber toleriert jene Ehrenmänner in grossen Stellungen, die aus den Lumpereien ihrer Kreaturen Millionenvermögen ziehen.

Doch es gibt auch sehr geachtete und gefeierte Strohmänner. Das sind Leute mit Titeln und Würden, Feudalherren, frühere Minister, Generale und Admirale a. D., und — vielleicht ein Zeichen zunehmender Wertschätzung des Parlamentarismus in Deutschland — auch Abgeordnete des Reichstags und der Landtage. Nicht erst seit heute und gestern spielen sie bei Gründungen eine grosse Rolle, und nur wenige Aktiengesellschaften unterlassen es, die Liste ihrer Aufsichtsräte mit Exzellenzen und Abgeordneten zu zieren.

* * *

Jüngst hat nun der Versuch, mit Hilfe angesehener Strohmänner Interessenten für die Gründung einer Aktiengesellschaft heranzuziehen, einiges Aufsehen erregt. Die Maste- und Hebezeugfabrik „Komet“, die seit einigen Monaten als G. m. b. H. besteht und jetzt die Form einer Aktiengesellschaft annimmt, richtete besonders an Reichstagsabgeordnete die Aufforderung zum Erwerb ihrer Aktien, deren Dividendenaussichten natürlich mit den verführerischsten Zahlen geschildert wurden. Zur Bekräftigung dieser Versprechungen erzählte der Prospekt, dass als Abnehmer nicht zuletzt Reichsbehörden in Frage kommen, die die Masten (für Scheinwerfer und drahtlose Telegraphie) je nach Grösse, mit Preisen von 900—2500 Mk. bezahlen, während die Herstellungskosten sich auf 300—750 Mk. stellen.

Es war gewiss eine starke Leistung, Reichstasgabgeordneten die Beteiligung an einem Unternehmen anzutragen, das auf Geschäfte mit dem Fiskus angewiesen ist und daraus unerhört hohe Gewinne ziehen will. Die Urheber dieser Einladung mussten sich sagen, dass jeder Volksvertreter, nachdem er Kenntnis von der

Sachlage erhalten hatte, seine Pflichten auf das schwerste verletzen würde, wenn er die Zahlung der Liebhaberpreise für Masten durch das Reich nicht nach Kräften zu verhindern trachtete. Aber noch mehr überraschte, dass das Komet-Zirkular neben Unterschriften verschiedener Exzellenzen auch die des Reichstagsabgeordneten Dr. Stresemann trug. An Angriffen gegen diesen Abgeordneten hat es nicht gefehlt, es stimmten sogar Kreise in Entrüstungsrufe ein, die die Gründungstätigkeit gewisser feudaler Herren, die ihnen allerdings politisch sympathischer sind als Dr. Stresemann, mit wohlwollendem Schweigen zu begleiten pflegen.

* * *

Zur Abwehr gegen den Hagel von Vorwürfen, der über ihn niederging, erklärte der betreffende Abgeordnete, er sei an der Komet-Gesellschaft weder finanziell beteiligt, noch habe er beabsichtigt, in den Aufsichtsrat einzutreten. Seine Unterzeichnung des Gründungsaufrufs wäre lediglich aus Gefälligkeit erfolgt, man habe ihn um die Hergabe seines Namens ersucht, und er sei der Bitte nachgekommen, da Sachverständige ihm die Angaben des Gründungsprospektes bestätigt hätten. Inzwischen hat er wohl auch davon Kenntnis erlangt, dass wichtige Angaben über die Grundlagen der Komet-Gesellschaft bestritten, vor allem die Schilderungen über ihre Rentabilitätsaussichten von sachkundiger Seite heftig und nachdrücklich angezweifelt werden. Bei der Erfahrung, die dieser Abgeordnete in geschäftlichen Dingen besitzt, sollte ihn das nicht verwundern. Er hätte damit rechnen müssen, da er in der Unterzeichnung von Gründungsprospekten überdies kein Neuling ist.

Ohne weiteres ist ihm zu glauben, dass er an der Gesellschaft, die er durch die Hergabe seines Namens fördern wollte, in keiner Weise pekuniär interessiert war. Doch der Abgeordnete übersieht seltsamerweise, dass er mit dieser Versicherung zugleich eine peinliche Selbstbezichtigung aussprach. Er wollte den Kometgründern nur eine Gefälligkeit erweisen. Gefälligkeit ist eine schöne Tugend. Aus Gefälligkeit hat sich ein Zigeuner sogar einmal hängen lassen. Aber was den Abgeordneten Stresemann von unserm Zigeuner unterscheidet, ist die nicht unwesentliche Tatsache, dass der Zigeuner in seinem Drang nach Gefälligkeit persönlich immerhin etwas einsetzte, während Herr Dr. Stresemann nichts riskiert — als das Geld anderer Leute.

Hielt er es mit seiner politischen Stellung für vereinbar, seinen Namen zur Reklame für ein Unternehmen herzugeben, das die Reichskasse, sagen wir, masslos hochzunehmen als oberste

Voraussetzung seiner Existenz ansieht, so musste ihn doch seine Kenntnis des Wirtschaftslebens daran hindern, sich als Strohmann bei der Gründung einer Aktiengesellschaft missbrauchen zu lassen.

* * *

Der Kometfall ist keine Einzelerscheinung. Leute mit klangvollem Namen, vielfach auch Parlamentarier, haben zur Teilnahme an den gefährlichsten und fragwürdigsten Gründungen Geldgeber heranlocken helfen, ohne selbst einen Heller einzusetzen. Präzedenzfälle liegen also reichlich genug vor. Vielleicht gereicht das Herrn Dr. Stresemann zum Trost, aber eine Rechtfertigung seiner Handlung lieg darin nicht.

Bei dem Publikum, auf dessen Beteiligung bei Gründungen gerechnet wird, soll nach der Absicht der Gründer der Eindruck erweckt werden, dass die Prospektunterzeichner an dem Unternehmen, für das sie öffentlich eintreten, aktiv interessiert sind. Die Geschichte der kolonialen Gründungen ist voll von derartigen Sünden, die vertrauensselige Leute nicht selten mit ihren Spargroschen bezahlt haben. Nach den Diamantfunden in Südwest-Afrika begannen die Massengründungen kolonialer Unternehmungen. Namhafte Politiker unterschrieben Gründungsprospekte, aber nur selten bekundeten sie den Glauben an ihre ausschweifenden Versprechungen durch die Hergabe eigenen Geldes.

Von 81 grösseren deutschen Kolonialunternehmungen verteilten nur 33 eine Dividende, während 45 ohne Ertrag blieben. Dabei sind die Neugründungen des letzten Jahres nicht einmal berücksichtigt. Von den riesenhaften Verlusten, — viele Unternehmungen verloren ihr ganzes Kapital, — sind zahlreiche kleine Leute betroffen worden, die kaum zu spekulativen Geschäften veranlasst worden wären, wenn sie nicht an Namen geglaubt hätten, die von ihren Trägern ohne Bedenken ausgeliehen wurden. Es tut not, den unverantwortlichen Gepflogenheiten des Strohmännertums im Gründungswesen rücksichtsloser als bisher entgegenzutreten. Damit würde der Besserung geschäftlicher Sitten, zugleich aber auch der Sauberkeit des politischen Lebens gedient werden. KRITES

Vive la bagatelle!
Swift

DER KAISER UND DIE HOHENZOLLERN

Der Kaiser hat eine sehr begrüssenswerte Entscheidung getroffen. Wie das „B. T." meldet, hat er ein für allemal geäussert, er werde „die Verwebung von Mitgliedern des Königshauses in Theateraufführungen künftig nicht mehr gestatten". Welch ein goldenes Zeitalter bricht für die Bühne an. O hohenzollernlose, o selige Zeit! Aber könnte der König von Preussen nicht gleichzeitig befehlen, dass „eine Verwebung von Habsburgern, Wittelsbachern, Hohenstaufen, Wettinern in Theateraufführungen" ebenfalls bei Strafe untersagt ist?

Wir sehen schon die Oberlehrer zittern. Wir sehen sie jammern und beben. Und wir werden nicht verfehlen, eine Rundfrage zu veranstalten, um zu erfahren, welchen Stoffgebieten sich nun unsere historischen Dramatiker zuwenden werden. Nur eins beunruhigt uns: was werden die Hoftheater beginnen? Sie werden doch nicht etwa aus Trotz Kleist spielen, dessen Homburg bereits hundert Jahre vor dem kaiserlichen Verbot — unliebsames Aufsehen erregte. (Noch im Jahre 1822 vermerkt Heinrich Heine in einem Berliner Brief, dass Kleists Drama nicht im Schauspielhaus gespielt werden dürfe, „weil eine edle Dame glaubt, dass ihr Ahnherr in einer unedlen Gestalt darin erscheine". Die edle Dame war die Schwägerin Friedrich Wilhelm III., die Prinzess Wilhelm, der Kleist — o Ironie, o Wiedervergeltung — sein Werk gewidmet hatte.)

Also: Hohenzollerndichter, Wildenbrüchlinge, Lauffpatrioten widmet Euer Nationaldrama nie einer edlen Dame, auch keinem edlen Herrscher; es nützt Euch nichts. Zwar habt ihr keine kleistischen Absichten, aber was hilft Euch die schönste Hohenzollernbegeisterung, wenn sie nicht anerkannt wird, und wenn der, auf dem Euer Auge ruht, sich abwendet und mit einer sympathischen Geste, die seinen Geschmack verrät, Euch, Hohenzollerndichter, auslöscht, negiert, in den Orkus schleudert.

Arme Konradine, arme Ottonen, armer Frédéric le Grand, ihr dürft nicht mehr besungen werden von treuen deutschen Seelen, die sich an Euren Heldentaten aufrichteten und die — ausserhalb ihrer Schulstunden — keinen anderen Ehrgeiz kannten, als der deutschen Volkheit ihre angestammten Götter, ihre Heroen, jambsch zu verherrlichen.

Im übrigen werden die deutschen Dichter das Verbot Wilhelm II. zu ertragen wissen. Der alte Ibsen hat einmal Martin Greif gefragt, weshalb er denn die alten Herrschaften nicht in ihren Särgen ruhen lasse. Wir sehen: es gibt eine Entwicklungslinie von dem Dichter der „Gespenster" bis zu Wilhelm II.

DIE GELBE INTERNATIONALE

Das Zentrum ist keine konfessionelle Partei. Das ward in bald rituellen, bald scholastischen Eiertänzen, von den grossen Theoretikern der Partei dargelegt. Aber der Parteitag des Zentrums heisst „Generalversammlung der Katholiken Deutschlands". Daraus muss man schliessen, dass auch die Katholiken Deutschlands keine Konfession bilden, des weiteren, dass der Katholizismus überhaupt keine Konfession ist.

Er ist mehr: Er ist nicht nur das Höchste, sondern das Einzige: die „allein seligmachende Kirche", ausserhalb deren kein Heil wächst. Er ist das alte römische Imperium in zeitlich wie räumlich unbegrenzten Bezirken, die geistige Stadt, wohin alle Wege führen, das gegenwartsstarke Symbol, das die Sehnsucht der Christenheit errichtet, ihr Machtwille befestigt, ihr Machtbewusstsein gegen tausend Anstürme verteidigt hat. Alle andern irdischen Städte und Stätten sind nur Vororte und Landschaft um Rom, das auf der Erdkugel ruht wie ein überaus mächtiger Brunnen und Spiegel aller seligen Vollkommenheiten.

Die Beziehungen des biederben Herrn Gröber zu diesem unerhörten Symbol sind deutlich genug. Er ist ein Landsknecht des heiligen Geistes, nicht mehr und nicht weniger. Er tut Kriegsdienst in Deutschland. A la guerre comme à la guerre. Seine Fäuste fassen zu. Sein Tritt ist stark und entschieden, sein Blick schätzt Wert und Unwert einer Plünderung, noch ehe sie begonnen. Und was das Handwerk zu tun gebietet, das tut er: ohne Sentimentalität, ohne Ueberhebung, schnell oder fürsichtig, aber mit gelehrtem Griff; von der Ekstase ebensoweit entfernt wie vom Zynismus, wie einer, der sich auf sein Handwerk versteht und keiner Stimulantien bedarf, um die Tatkraft auf die Höhe seiner Einbildungskraft zu bringen.

Herr Gröber ist nur ein simpler Landsknecht. Das Zentrum hat auch seine Diplomaten, seine „Flieger" und Hazardeure, seine Schulmeister, seine Hetzer und Einpeitscher, alle Waffengattungen und einen ausgezeichneten Train.

Dies Heer lässt sich schwer bekämpfen, weil es sich jederzeit vom Erdboden in die unerreichbaren Regionen des Glaubens zurückziehen und plötzlich wieder daraus herniederbrechen kann wie aus dem Hinterhalt eines brennenden Dornbusches. Rings in den Landen leben die vielen, die g l a u b e n, und die halben Heiligen, die armen, wahrhaft „Evangelischen" und hüten die grossen Reservoirs des Glaubens, aus denen die Armeen im Felde schöpfen, mit denen sie ihre weltlichen Maschinen treiben, die Behälter von Millionen Energien — die grossen Dynamos des katholischen Geistes. . .

Das Zentrum ist das römische Okkupationsheer in Deutschland, von Landeskindern gebildet.

Es hätte nicht erst der seminaristenhaften „Apologie" des Herrn Erzberger im „Tag" bedurft, damit wir wüssten: es sind römische Söldlinge, die das Zentrum bilden. Das Zentrum ist des Papstes deutsche Legion, die Stütze des katholischen Imperiums zwischen Vogesen und

Memel. Die gelbe Internationale. Unbesiegbar in nationalen Grenzen und gefährdet erst an dem Tage, wo eine andere (gleichwelche) feindliche Internationale Hirn und Herz der Menschheit ebenso unbedingt und dauernd erfasst, wie Rom sie jahrhundertelang besass.

GASTSPIEL FRANK WEDEKIND

Hätte der Schriftsteller Ibsen, bartlos, doch zum Opfer enthüllender Vermummungen immer neu bereit, den Baumeister Solness (dazu andere seiner Herren) selbst agiert —: was wäre Bayreuth gegen ein solches Christiania gewesen? (Eine liquidierte Sensation.) Der Schriftsteller Wedekind spielt die revolutionären Geister seiner Stücke selbst; hats wieder, einen Juli lang, im Münchner Schauspielhaus getan —: und die „Kritik", die Menschheit rettet sich, um nicht anbeten zu müssen, in die Taktik: das Wunder zu einem Normalen, Enregistrablen zu phlegmatisieren, auf welches Naturgesetz-Abonnenten geruhsamen Anspruch hätten. In Wahrheit bieten diese Abende die unwahrscheinlichste, wunderhafteste Offenbarung von Geistigkeit, die im heutigen Deutschland sichtbar wird; und man würde Wedekind beleidigen, wollte man ihm bestätigen, dass er der grösste deutsche Schauspieler ist. (Meine heiligsten Theatereindrücke: Duse; Wedekind; und die Brettlsängerin N. Pinson, von der Gatié Montparnasse, wie sie „la divine chanson" gab, einem wilden Parkett syndikalistischer Arbeiter dies Engelslied, diese Verheissung schönerer Zukunft hinschenkte, mit vorgebreiteten Händen, mit preisgegebener Seele, — schwestersüsse Gnaden ausgoss, Tröstungen, die zum Gold verklärter Dämmerungen emporklangen —: sie, eine Parfumierte, Raschelnde, Verzehrte, Verzerrte aus der Gegend des Toulouse-Lautrec.) . . . Aber Frank Wedekind, bevor er sich die Freiheit nimmt. Schau-Spieler zu sein, erfüllt bei jeder Darstellung aufs neue, die flagellantische Pflicht des Schau-Denkens. Vor der grauenvollen Intensität solcher Re-Produktion möchte man aufbrüllen: ein fanatisch leidendes Gesicht erdenkt alle Gedanken seiner Erfindungen noch einmal; das zentrale (verantwortliche, besorgte) Hirn kämpft, in qualvoller Geburt, um die Berechtigung dieses . . . propagandistischen Meetings; die Stücke, die hier gegeben werden, sind dem Manager kein Gegebenes: er schreibt sie euch neu . . .; vor den Augen des Publikums wiederholt Frank Wedekind seine Lebensarbeit, seine Passion, seine Entwicklung. Kein Glied seines Körpers würde er zu rühren wagen, wenn sein Schädel weniger parierte. Denn geistige Leute sind so schamhaft, dass ihnen jegliche Geste peinlich scheint, die nicht durch sehr akute Hirnleistungen gerechtfertigt, geboten wäre. Dem gewollten Fiebern aber dieses Kopfes entringen sich Formen von visionärer Eindringlichkeit: fahl glühende Masken, die um dein Inneres werben, und die in der Spükezeit deiner Nächte wiederkehren werden, goyeske Silhouetten, und Zusammenbrüche, deren Verfalls-Bewegungen in wahrhaft beängstigendem Parallelismus den Stadien der psychischen Schwächung entsprechen. Wenn dieser

Prophet, geduckt, lauernd, seine Steinigung erwartet —: o, das ist u n s e r e Sache, und mit Brownings wollen wir ihm beispringen!

... Wedekinds stärkste schauspielerische Leistung: der Literat Buridan, in seinem psychologischen Duell mit dem geistlichen Zensor. Derlei Duelle: die Spannungen der Zukunft; man denke an Johannes V. Jensens „Rad", an den tödlichen Geisteskampf da zwischen Hochwürden Evanston und dem Literaten Lee; und an die gefährlichen intellektuellen Ueberrumpelungsversuche in G. K. Chestertons brillantem Pseudo-Anarchistenroman: „Der Mann, der Donnerstag war." F. HARDEKOPF

DIE ABGEKLÄRTEN

Heisst Klassik Vollendung, wird niemand gegen Klassizismus Front machen ; höchstens das Etikett wird man dann überflüssig finden und erstaunt fragen, ob denn auch andere Lehren möglich seien. Aber was sich heute als Klassizismus bläht, ist bei weitem nicht Theorie der Vollendung, vielmehr Theorie einer pedantischen Kleinbürger-Asketik.

Natürlich sind „Seelenvermögen" vorhanden; diverse; und wer wollte bezweifeln, dass eine psychische Anthropologie sie peinlich auseinanderlegen muss. Aber der Künstler ist kein psychischer Anthropologe, überhaupt kein -loge, kein Sichtebold ; er ist keineswegs dazu da, Einteilungen zu managen, Gliedersysteme zu bauen, Begriffe zu klopfen. Er gestaltet, was in ihm lebt ; und falls dies etwas Komplexes ist, dann eben Komplexes. Ihm vorzuschreiben, aus dem Bildhaften das Gedankliche, aus der Darstellung die Propaganda auszuschalten — ist Konsequenz einer Ordnungsliebe, für die kein Quäker bisher einen Grund erbracht hat ; kaum mal einer einen unzureichenden.

Äusserst bequem ja, zu dekretieren : Allein die Wissenschaft kann Probleme lösen, in vorsichtiger Methodik ; folglich haben sie nichts in der Kunst zu suchen, als welche von ihnen verunreinigt wird. Ein ulkiges Zweikammersystem ! Fabelhaft geeignet für die, denen Kunst ein Vergnügen bedeutet, Probleme ein Geschäft. Vergnügen und Geschäft, parbleu, die stören einander . . . Wem indes Kunst die Gestaltung von Erlebnissen ist, das Problem aber ein Hauptfall des „Erlebnisses" (es existieren ja nicht bloss Schachprobleme) : den wird weniges tiefer beglücken können als die Gestaltung, welche solches E r l e b e n der Probleme durch die Wortkunst erfährt. Eine Kunst freilich, die dergleichen vermag, ist weder Wahrheitsforschung noch Lyrisma ; und die Freude, die man aus ihr schöpft, nicht wissenschaftlicher noch ästhetischer Art. Dennoch ist diese Kunst mehr Kunst als jede andere, und diese Freude unter allen die göttlichste. Dass wir uns w i e d e r f i n d e n , mit all unsern Kämpfen, süssen Missgriffen, halben Siegen, gebenedeiten Flagellationen ; mit unsern unerhörten hirnlichen Raufereien ; dass wir uns wiederfinden, uns selber, prinzipialisiert —: das ist der Kern des Rausches, in den grosse Kunst uns stürzt. Systematik und Detailbeschreibung : Vordergrundpläsierchen. K. Hi.

FEUER ! ! !

5000 neue Revolver wurden von Herrn v. Jagow für die Berliner Polizei bestellt. Da die Bevölkerung Berlins über mehr als sechs Millionen Beine verfügt, welche durch Türspalten sichtbar werden könnten, haben doch noch ein paar Bürger Hoffnung, bei entsprechender Vorsicht einer Beschädigung durch Dienstrevolver zu entgehen.

Immerhin wäre es ratsam, sich gegen jedes Missverständnis im Verkehre mit Schutzleuten zu schützen. Wie oft vorher war man leichtsinnig genug, auf den ersten besten Polizisten loszugehen und ihn etwa so anzusprechen: „Wie komme ich, Herr Wachtmeister, nach der Nettelbeckstrasse ?“ Das lässt sich nicht mehr machen. In begreiflicher Nervosität, einem verkappten Verbrecher gegenüberzustehen, könnte der Geängstigte die Auskunft aus der Browningpistole erteilen. Nur mit der weissen Friedensflagge solltet ihr künftig ihm nahen. Der Arme hat ja die Verpflichtung, am Leben zu bleiben. Und wenn er zu spät schiesst, wird er bestraft.

Nicht immer enden Affären mit der Schutzmannschaft so glücklich, wie in Ziegenhals, wo unter siebzehn Schuldlosen nicht ein einziger verletzt wurde. Und man kann nicht wissen, ob nicht das System der Massenverhaftung in Mode kommt. Wie oft sitzt unter den tausend Besuchern eines Theaters ein langgesuchter Hochstapler. Man braucht bloss eine Razzia auf Parkett und Logen zu veranstalten. Eine ganz famose Detektividee wäre auch die dreimal-tägliche Umzingelung des Potsdamer Platzes. Die Genialität der Sicherheitsbehörde ist im Steigen begriffen, und der brave Bürger sinne deshalb auf Präventivmassregeln. Die rechtzeitige Gründung von Versicherungsgesellschaften gegen Unfall und Tod durch polizeiliche Patronen wäre ein notwendiges Pendant zu Jagows Schiesserlass und zugleich ein aussichtsreiches Unternehmen.

KINDESLIEBE

Ein Bildhauer starb. Er war noch nicht unter der Erde, da schrieb der Sohn bereits ein Feuilleton über seinen grossen Vater. Man erschrak, als man das Zeitungsblatt zur Hand nahm. Das hatte der alte Grandseigneur doch nicht verdient. Vom eigenen Sohn, noch bevor er kalt geworden war, feuilletonisiert, vom eigenen Sohn wie von einem Reporter mit Hyperbeln angedichtet zu werden, im Stil des Nekrologenschreibers: „er war unser . . . mag das stolze Wort. . . .“ Von seiner Lenden Kind abgründige Wahrheiten zu vernehmen, wie : „Polare Gegensätze kennzeichnen grosse Persönlichkeiten. So vereinigten sich in meinem Vater Keuschheit und Sinnlichkeit, Zartheit und Kraft.“ Und was für polare Gegensätze müssen sich in der Seele eines Erstgeborenen vereinigen, der wenige Stunden nach dem Tode des heissgeliebten Vaters seine journalistische Begabung entdeckt ? Hat er sie vom Vater geerbt: „die Keuschheit und die Sinnlichkeit, die Zartheit und die Kraft“ ? Gewiss hat Begas Sohn „die Keuschheit und

die Zartheit“ und alle diese Schönheiten geerbt. Aus eignem Vermögen jedoch muss er eine starke Persönlichkeit sein, denn auch er vereinigt in sich polare Gegensätze auf eine liebenswerte Art: Pietät und Pathos, Betriebsamkeit und Geschmack.

DEUTSCHE INQUISITION

Ein Mann wird unter der Beschuldigung, sich sittlich vergangen zu haben, in Untersuchungshaft genommen. Er schreibt einen Brief an die Firma, deren Angestellter er ist, und einen Rohrpostbrief an einen ihm bekannten Berliner Arzt. Als der Gefangene nach fünf Tagen noch keine Antwort hat, nimmt er an, er sei von allen Bekannten im Stich gelassen worden und erhängt sich im Untersuchungsgefängnis. Nach seinem Tode treffen die Antworten der Benachrichtigten ein, da die Briefe „den Instanzenweg“ gegangen waren.

MAROKKANISCHES EINMALEINS

Marokko wird uns als Ackerbaukolonie gepriesen. Wir hören von den Orangen, gross wie Kürbisse, den Weizenkörnern mit Kartoffelumfang, den Hämmeln, die das Fett zu Elefanten aufbläht. Sehr schön. Aber der preussische Junker würde die Zufuhr aus Deutsch-Marokko mit Zöllen und Sperren hindern, während Frankreich die kolonialen Erzeugnisse zollfrei ins Mutterland einströmen lässt. Der Deutsche wird niemals billiges marokkanisches Fleisch und Getreide geniessen können. Noch weniger hat er Ackerbauer nach Nordafrika abzugeben. Alle Kulturstaaten sind in einer Revolution der Bevölkerung begriffen. Die Geburtenziffer sinkt rasch und unaufhaltsam. Die sexuell-soziale Aufklärung wirkt überall in der Richtung des Zweikindersystems. Nur die noch schneller sinkende Sterblichkeit verschleiert vorläufig diese Entwicklung. Die Übervölkerung ist ein Gespenst von vorgestern, der Menschenmangel die Gefahr von morgen.

Triftiger erscheint das andere weltpolitische Argument: die deutsche Industrie soll sich durch eigene Kolonien im Bezug der Rohstoffe unabhängig von den konkurrierenden Kulturvölkern machen. In einer süddeutschen radikalen Zeitschrift schwärmt der Weltwirtschaftler Dr. Albrecht Wirth von den südmarokkanischen Eisenschätzen: „Von den bescheidenen Schätzungen von einst, die sich nur auf 60 bis 100 Millionen Mark erhoben, kann man jetzt getrost bis eine Milliarde gehen. Wenn man bedenkt, dass Deutschland nur noch auf dreissig Jahre hinaus Eisen hat, dass Krupp und Thyssen sich schon in Frankreich ankaufen, dass sie nach Algerien und Togo spähen, dass sie selbst jenseits des Polarkreises, in dem schwedischen Gellivara nach Erzen schürfen, so wird man ermessen, wie wichtig für unsere Industrie

der Besitz marokkanischen Eisens wäre. Denn wenn unsere Bahnen, Zechen, Werften und Fabriken kein Eisen mehr haben, dann können sie dass ganze Krämchen aufstecken, und Millionen unserer Arbeiter werden auf die Strasse geworfen.“ Und wenn's schon eine Million wäre, was hülfe sie! Sie wäre in Deutschland binnen fünf Jahren verbraucht, und der Untergang der deutschen Industrie wäre also nur um ein paar Minuten hinausgeschoben. Für die Herren Mannesmann freilich wären schon 50 Millionen Eisenerz ein netter Vorteil.

Nicht die Kolonien, sondern die Kulturstaaten sind die Spender der Rohstoffe. Der Baumwollverbrauch der Welt beträgt jährlich 16 bis 17 Millionen Ballen, davon sind mehr als 12 Millionen amerikanischen Ursprungs. Die jährliche Roheisenproduktion haben in Deutschland auf fast 15 Millionen Tonnen, England auf $10^1/_2$ Millionen, die Vereinigten Staaten auf beinahe 28 Millionen gesteigert. Hier, und nicht um Agadir, liegen die Wurzeln der Weltindustrie. E.

REINHARDT DER KATHOLISCHE

Aus einem Interview mit dem Komponisten Humperdinck hörten wir die folgenden Programmsätze:

Reinhardt . . . Marien-Legende . . . alte Rheinsage . . . Kloster . . . Marienkult . . . religiöse Andacht . . . Visionen . . . Wunder . . . mittelalterliche Kirchenmusik . . . Meister Eckehart . . . diese Saison . . . mystische Wirkung . . . rechtzeitig fertigstellen. . .

Auf dem Mainzer Katholikentag wurde Reinhardt mit seiner neuen Pantomime leider vergeblich erwartet. Sie war noch nicht fertiggestellt.

BÜRGER, PANZRE DICH!

Zieht es, Bürger, dich ins Grüne,
und dich lockt der Sonnenschein,
schnüre jedenfalls die kühne
Männerbrust in Panzer ein.

Fern dem Lärm, dem Kampf, dem Hasse,
— nur ein Schutzmann steht herum —
bebend vor dem Schiesserlasse,
lauernd auf das Publikum.

In dem Busen die Pistöle,
den Erlass im Herzensschrein,
hört er plötzlich dein Gegröhle, —
und er wird geladen sein.

Bist du aber kugelsicher
eingepanzert hint' und vorn, —
wieviel unbekümmerlicher
trotzest du des Brownings Korn.

Lass es knallen bis Chicago, —
du ziehst deines Wegs fürbass, —
trotz dem Schutzmann, trotz dem Jagow,
gähnend, trotz dem Schiesserlass.

MINUS

Wir bitten, alle Sendungen ohne Nennung eines einzelnen Namens an die Adresse des Verlages zu richten und mit der Aufschrift zu versehen: für die Redaktion des ‚Pan'.
Für unverlangte Manuskripte kann keine Garantie übernommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Wilhelm Herzog, Berlin-Halensee.
Paul Cassirer, Verlag der Zeitschrift ‚Pan', G. m. b. H., Berlin W. 10, Viktoriastrasse 5.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H in Berlin SW. 68.

Wollen Sie ohne einen Pfennig Geld zu riskieren Ihre Schmerzen
wie Rheumatismus, Hexenschuss, Kopfschmerzen etc. beseitigen oder vorbeugen, dass diese Schmerzen überhaupt erst aufkommen? Ja, so gehen Sie in die nächste Apotheke oder Drogerie und fordern Sie:
AMOL
AMOL hilft sicher und sofort unter voller Garantie. Betrag wird zurückgezahlt, falls Sie unzufrieden sein sollten.
Preis 50 Pfg., grössere Flaschen Mk. 0.75, Mk. 1.25, sogenannte Familienflaschen Mk. 3.50. — In Apotheken und Drogerien erhältlich.
Amol-Versand, Hamburg 39.

Erster Jahrgang No. 21 1. September 1911

PAN

Halbmonatsschrift herausgegeben
von WILHELM HERZOG *und* PAUL CASSIRER

JNHALT:

Alfred Kerr .... Kolonialdämmerung
Jakob Wassermann .... Peter Hannibal Meier
Nard .... Zeichnung
Max Dauthendey .... Riesenspielzeug
Krites .... Börsenpanik
Hans Ehrenbaum Degele .. Verse
Richard Gädke .... Der Reserve-Offizier
Dr. jur. E. Staedler .... Schenkerin Aphrodite
– b. – .... Reaktion und Diplomatie

Blätter des Deutschen Theaters — Kulturkonservativ
Aphorismen — Man darf schon wieder

Kolonialdämmerung

Von ALFRED KERR

I.

Die zukunftsfähigste deutsche Partei (weil die alteuropäischen Länder beginnen, sozialistischen Schnitt anzunehmen, wenn auch nicht kommunistischen; weil wir in Deutschland seit der Altersversorgung mitten in dieser Epoche leben; weil die Regierung den zweiten Teil der Epoche mit dem elsasser Stimmsieg eröffnet hat; weil schon der englische König einen Arbeiterführer nach dem Befinden seiner Gattin fragt) — wollte sagen: die Partei, welche die stärksten Aussichten bringt für die Entbarbarisierung im Innern; die stärkste Hoffnung das Joch manchen Blödsinns zu beseitigen, unter dem wir heute fast jeden Tag hindurchkriechen müssen: diese Partei hegt im Punkte der Kolonien einen Mangel an Folgerichtigkeit.

Sie kämpft für sozial gerechte Verteilung — warum nicht auch für kolonial gerechte Verteilung? Die Güter sind ungleich gespendet. Nur die sozialen? Auch die kolonialen.

(Vorausgesetzt: dass Kolonien ein Gut sind.)

II.

Deutschland hat mehr als andere Länder gearbeitet in den letzten vierzig Jahren. Und es besitzt weniger. Seine Arbeit ist allerdings häufig ein Nachmachen. Grundsatz: Nachmachen und Billigerverkaufen. Deutschland hat die Aeroplane nicht erfunden, aber es wird den ersten Aeroplan zu M. 1,50 feil halten. Man gewahrt nicht so sehr Schöpfer wie Unterbieter. Hoffentlich ein Durchgang. Auch gilt es nicht für alle Felder. In jedem Fall: grosse Arbeit, wenig Erdbesitz. Gibt es ausserkriegerische Mittel, eine koloniale Gerechtigkeit so zu schaffen wie eine soziale Gerechtigkeit?

Heute nicht.

Morgen wahrscheinlich. Ein Geschäftsvolk (wie die Engländer) ist . . . heute nicht, doch morgen sicher zu einem Scherl-Ullstein-Vertrag bereit. Zwei gegnerische Blätter finden, dass es wohlfeiler ist, wenn eins dem andern Geld zuschiesst. Eine Gebietsteilung mit Ordnung und Nervenersparnis entsteht. Jedes macht sein Geschäft. Es ist ein Vertrag, keinen Krieg zu führen.

Selbst Mosse hat sich mit einem Gegner auseinandergesetzt. Es kostet beide weniger, wenn einer des anderen Inserate mit annimmt. Sehr klug. Dass gegnerische Blätter sogar auf das Erscheinen verzichten, das eine, weil das andere (gegnerische!) nicht erscheint — es klingt wie eine Utopie. Man weiss nur zufällig, dass es Tatsachen sind. Wem erzählt man heute noch dass ein Vertrag billiger ist als ein Krieg?

Die Engländer sind mehr überlegsam als man denkt, mehr reifgeschmort im Arbeitsklima der Jahrhunderte. Nicht so triebvoll wie Norddeutschland, als welches noch die unverbrauchte Slavenkraft im Blute führt. Die Engländer werden morgen entgegenkommen, wenn es ein billigeres Geschäft ist. Ein Ersparen an Ungewissheiten. Das Morgen kann schon ein Heut-Abend sein.

Auch bei uns wachsen ausserkriegerische Möglichkeiten. Weil die kriegerischen abnehmen. Weil das System zuletzt scheitern muss an dem Widerstand von witziger organisierten Menschen, im Pulverrauch vorzeitig aus der Welt zu gehen — nur kraft der Entscheidung von etlichen Landsgenossen, deren Unfähigkeit sich in zwanzig Schlappen seit zwanzig Jahren erbarmenswert gezeigt hat.

In der Epoche des jetzien Kaisers haben die unkonservativen Bewohner das Land gross gemacht — die Wege der konservativen Obmänner sind mit Niederlagen von höchster Talentlosigkeit gepflastert. Hieran und an der Kritik scheitert künftig die heutige Methode. Der beste Sdolat ist im Hinblick auf Mut der (unkritische) Neger. Mit höherer Entwickeltheit hängt die Zuchtlockerung in Frankreich zusammen. Ein coloured gentleman und ein russisches Bauerngeschöpf sind williger verwendbar zum Ausfüllen von Gräben mit ihren Leichnamen; wogegen

sich das in der Gliederung subtilere Wesen „feig" und widerborstig sträubt: indem es gewahrt, dass man vermutlich nur einmal zu leben hat — und nicht gewillt ist, diesem immerhin wundersamem und über alle Maassen herrlichen Zustand ein früheres Ende zu machen, weil ungeschickte Tappse das eines Tages für notwendig erklären. Daran riskiert man kaum gerne die einzig wichtige Sache dieses Lebens: das Leben.

Entwicklungen solcher Art verbreiten sich heut und schwellen. Längst nicht allein in sozialistischen Köpfen. Ein ferner Schimmer von alledem ruht noch in der besten Rede seiner Laufbahn, welche der deutsche Kaiser in Hamburg dieser Tage gehalten hat. (Daneben wieder Mystik vor den Schleswig-Holsteiner Landwirten; das schlechte Wetter himmlische Prüfung.) Ein so sinnvolles Gleichnis wie das vom Jockey, der nicht den andern Jockey mit der Peitsche schlägt, sondern den eigenen Gaul, findet sich nirgends in allem, was dieser Mund in bald einem Vierteljahrhundert sprach. Ein später Schimmer Wie auf Schädelstätten. Aus ihrer Asche wuchs dies fast posthume Blümchen.

III.

Der Bankbruch der Rechten in der auswärtigen Politik ist offenkundig.

Wer wagte zu behaupten, dass es dem Land an tüchtigen Männern fehlt? Keiner. Aber wer zu leugnen, dass sie nicht herangelassen werden. Nicht die Besten, sondern die Ergebensten. Es hat sich erwiesen: Deutschlands Mängel im Auswärtigen kommen aus demselben Quell wie die inwendigen Mängel. Weil aus Gevatterversipptheit, aus Misstrauen die Regeren, Anschlägigeren, oft Helleren draussen bleiben müssen. Das Parteiregiment hat ein ganzes Land geschlagen: mit allen Parteien.

Hier ist das (dicke!) Ende des Systems.

IV.

Wer vom Ausland heimkommt, sieht ein absonderliches Bild. Über die deutsche Flut fahren . . . zunächst Friedens-

schiffe. Nicht alle zeigen genügend scharfen Umriss. Dann die Schiffe der Knalldeutschen, mit einem Lärm, der jedes verstohlenere Signal zuschanden macht. In derselben Rinne bezahlte Mietskutter von trauriger Gestalt. Für heiteres Erkennen sorgt die Wunderbarke des Simplizissimus. Zwischendurch blakt ein Atrappenschiff mit Imponiereles-Patrotiwkeles-Konservatucheles-Monarcheles. An dem Humbugspriet dieses Petroleumqualm-Motors weht eine Anreisserflagge. „Daitschlands Schmach". Vorträge über „Aus des Vaterlands schwerer Zeit" werden in kurzem gegen vier Mark Eintrittsgeld wieder gehalten.

Die überzeugten Kriegsrufer (der Körting-Idealist zählt vielleicht wirklich dazu; doch er würde bei allgemeiner Kriegsstimmung der deutschen Blätter mit derselben Sicherheit den Frieden als selbstverständlich hinlegen; auf Verlangen mit „fieberndem" Gestus) — die überzeugten Kriegsrufer bedenken nicht, dass geringe Ausdehnung für uns noch vorteilhafter ist, heut wenigstens, als eine zerschmetterte Flotte. Unverständlich, wenn manche voll tiefer Treuherzigkeit rufen: „Nicht Krieg! Wir wollen bluffen." Sie brüllen im Ernst: „Wir wollen bluffen!" — als ob man es da noch könnte . . . Andere sagen: man soll „mutig" handeln. Mutig in einem unvorteilhaften Augenblick ist: dumm.

V.

Keins von allen Ländern der Welt hat so sehr eine Belohnung verdient wie das arbeitsame Deutschland. Fragt sich: ob Kolonien eine sind.

Ob sie mehr eine Lust, mehr eine Last bedeuten. Wären wir Systematiker, dieser Punkt würde zuvörderst amtlich erhellt. Es hat noch keine Schande gebracht, auf Grund fremder Erfahrungen vor dem Handeln zu denken. Der Fall ist aber nicht einfach.

Millionäre züchten! rief Bismarck. (Einer von den Irrtümern der älteren Schule — falls man ein beiläufiges Wort auf die Goldwage legen darf.) Es scheint jedenfalls, dass Kolonien auch nur ein paar Millionäre züchten. Und dass ihre Mitbürger diese Millionen aufzubringen haben. (Was auf dem Wege der Sammlung den Vorteil ersparten Blutvergiessens hätte.)

Dann bedeuten Kolonien . . . zuvörderst: mehr Beamte. Dann, zugleich, eine Stärkung sozusagen der inneren Barbarenschaft. Ein höheres Gelten von Turnern. Etwas geistloses Verschieben der Werte. Dagegen kommt in Anschlag die Berührung mit fremden, mit neuen Seelenleitungen.

Hauptfrage: Bringen Kolonien der gesamten Staatseinheit Nutzen? Das bleibt sehr unsicher. Ist die Ostküste der Adria heut venezianisch? Ist Westfalen etwa römisch? Ist Kanada heut englisch? morgen bestimmt nicht mehr. Australien allerdings half dem Mutterland im Burenkrieg. Es half einmal . . . und fällt ab. Wo ist das Holland der Siedler? Wo Portugal und Spanien? Verschrumpft auf der Erdkarte. Manche glauben: wegen der Abzapfung durch die Filialen. Und doch . . .

Und doch bleibt es nett, dass Amerika heute newyorkisch ist statt indianisch. Indianisch ist es nicht mehr denkbar.

Aber: undenkbar ist künftig auch eine Ausrottung, wie sie dort stattgefunden hat. Seht doch genauer hin. In einem heut kolonisierten Amerika blieben ja die Indianer am Leben. Kein Bonaparte, geschweige denn ein Norddeutscher mit dem übertünchten evangelischen Bewusstsein würde die Ausrottung mit Stumpf und Stiel einer ganzen Bevölkerung mehr wagen. Ein heut erschlossenes Amerika verschluckt den Erschliesser. Die Läufte bleiben sich nicht gleich. Die Empfindsamkeit braucht man gewiss nicht zu übertreiben, die Neger nicht zu verherrlichen.

Auch die Schwarzen haben Nücken,
Handeln grausam und ergrimmt.
Dass sie friedlich Früchte pflücken,
Ist ein Irrtum ganz bestimmt.
Roh ein stumpfes Leben führen
Hat im Grunde keinen Zweck.
Falls wir sie kolonisieren,
Reissen wir sie aus dem Dreck.

Ich habe den Sachverhalt einmal in Strophen gefasst. Das wäre die Wahrheit. Menschlichkeit ist nicht mehr zu umgehen. Die Folgen wenden sich heut gegen die Wohltäter, gegen die

habgierigen Wohltäter. Darin liegt der grosse, der kosmische Spass.

Völker, die in Urheit schlafen,
Weckt ihr und erzieht ihr gern —
Anfangs sind dieselben: Sklaven.
Später sind dieselben: Herrn.
Blas zum Abschied! weisse Garde,
Die man dort ins Feuer führt.
Eines Tages durch Bastarde
Wird die Menschheit mengeliert . . .

Und hiernach reisst sich Europa. Das ist die Palme. Eine Dattelpalme.

Ihr bewegt den Webstuhl sausend,
Jeder hilft, soviel er kann, —
Und ein künftiges Jahrtausend
Sieht sich die Bescherung an.

Um denselben Preis tobt nun der Kampf über Marokko. Hier ist die Überzeugung, die wir uns vor der Tat verschaffen müssen. Hier ist die Einsicht; (eine Fernsicht). Und doch: alle diese gewonnene Wissenschaft . . .

Alle diese gewonnene Wissenschaft wird Deutschland nicht hindern zu marschieren. Sie kann kein Volk hindern, dem Weltverhängnis in die Hand zu arbeiten. Wenn der Mut in der Brust die Spannkraft übt. Los. Nur, ohne Phrasen von Ehre. Die Hamburger Nachrichten verbitten es sich bereits, „immer anstatt von Minerallagern und dergleichen von deutscher Ehre zu reden". Das Schicksal selber räkelt sich und lacht. Irreführen der Instinkte. Neckereien der Natur. Gerissene Lockungen. Das vermeinte Goldschürfen wird ein Grabschaufeln. Los! Auch die Wolligen möchten einmal ran. Unser Blut berieselt fördersam und edel (Edelmut, ohne dass ihn die Wohltäter ahnen) das Gefild ihres Weltwachstums. Negerdämmerung.

Sie beginnt anzubrechen —: für Pupillen, so durch die Dunstwand etwas fernerer Entwicklungen schauen. Auch die Wulstigen möchten die Welt überschatten. Los!! Sie hausen heute fast so, wie damals die Rotblonden, welche Tacitus, der historische Rousseau, besang. Die Stunde kommt, wo der

prachtkräftigste Knalldeutsche gegen die künftigen Herren ein dekadenter Aristokrat ist. Los!!! Gegen die neuen Meister der Welt, die neue Eigenschaften heraufschleppen. Neue Wahrzeichen.

So wir tapfer durchhalten beim Marokkozwist und andern Orts Landstriche kriegen: so ist nicht mehr Blondhaar und Blauäugigkeit einstens das Edle, das Echte — sondern das Merkmal der allein Richtigen wird Wulst und Wolle. Wer um Schnauz' und Schädel Wulst und Wolle hat: nur der ist, wie heute die Blonden vorübergehend, ein herrlicher, gesegneter, trefflicher, hoher, leuchtender, edler, famoser, machtvoller, begnadeter, prachtvoller, ritterlicher, strahlender, tapferer, vorzüglicher, besonnter, ausgezeichneter, ehrlicher, treuer, heldenhafter, tüchtiger, starker, gebenedeiter, prächtiger, Stammesfreund. Hei!

Der Houston Stuart Chamberlain dieser Künftigen (vorgeschrittener in der Hirnbildung, erstens weil er klüger ist, dann weil seine frischere Blutkraft auf den Bestand höherer Entwicklungen gepfropft ist) führt den Namen Tschim-bur-lun massa.

Und ein geschäftskundiger Cohn wird schon die „schwarzen Menschen" einmal wöchentlich als seine ernsteste Sorge erklären, und sich öffentlich abschwitzen, ob man seine Gebärden sieht, und bei Zwischenfällen rufen: „Alles für die schwarzen Menschen! der Schild bleibe blank! dräuender Makel! abonnieren Sie! du Schwert in meiner Linken, was soll dein freud'ges Blinken, joidere-doidere-doi!"

Die Geschichte von Peter Hannibal Meier

Von JAKOB WASSERMANN

Peter Hannibal Meier war ein Prahler und Besserwisser, unverträglich wie ein Hamster und boshaft wie ein Irrwisch. Er hatte einen wohlhabenden Vetter in der Stadt, den Vetter Julius, wie ich ihn ein für allemal nennen will, und dieser Vetter Julius war mit einem netten, obschon nicht sehr geistreichen Mädchen verlobt. Peter Hannibal Meier mißgönnte dem Vetter Julius das hübsche Frauenzimmer und entschloss sich, sie ihm wegzuschnappen. Die gute Cilly, das war der Name des Mädchens, wurde von den Eigenschaften des neuen Bewerbers geblendet und erhoffte sich mit ihm ein weit erhabeneres Los als an der Seite des biedern und bescheidenen Vetter Julius. Kurz nach der Hochzeit entwickelte Peter Hannibal der Frau sein Eheprogramm. Er erklärte ihr, dass er sich sieben Söhne wünsche. Jeden dieser Söhne hatte er schon zu einem Beruf bestimmt und es gab einen Offizier, einen Staatsmann, einen Gutsbesitzer, einen Schiffsreeder und einen Superintendenten darunter. „Wir gründen ein neues Geschlecht,“ sagte er, „eine Dynastie Meier, und in dreissig oder vierzig Jahren wird es hier eine Exzellenz Meier, dort einen Baron Meier, hier einen General Meier, dort einen Regierungsrat Meier geben; also spute dich, Cilly; du musst nur wollen; wenn man ernstlich will, kann einem nichts misslingen.“ Der Frau war es nicht recht behaglich zumute, sie erkannte, dass der schwierigere Teil der Aufgabe ihren Schultern zufiel und sie meinte treuherzig, dass einem der liebe Gott anstatt eines Sohnes auch eine Tochter bescheren könne, ein Argument, das Peter Hannibal geringschätzig abtat. „Ich bin mir selber lieber Gott genug,“ sagte er frech; „tue du deine Pflicht und lass den lieben Gott zufrieden.“ Aber Peter Hannibal Meier wurde in seiner Zuversicht getäuscht. Frist auf Frist

verstrich; er wunderte sich, er fand sich beleidigt und missachtet; er höhnte, er fragte bitter, wann sich die Gnädige endlich zu entschliessen gedenke, und als zwei Jahre um waren, verließ ihn die Geduld vollends, er jagte die alte häßliche Köchin, die im Hause war, eines Tages davon und machte ein frisches, dralles Mädchen vom Land ausfindig, die seine Favoritin wurde, während Cilly als Aschenbrödel das neue Flitterwochenglück durch ihre Dienstleistungen erhöhen musste. Wieder vergingen viele Monate ohne dass sich Peter Hannibals Hoffnung auf Nachwuchs erfüllte. Inzwischen faulenzte er und lief in die Bierkneipen, um mit Wut gegen Bismarck zu politisieren, dessen geschworener Feind er war, und auch sonst die Weltzustände kritisch zu beleuchten. Das Kaufmannsgeschäft, das er betrieb, brachte nichts ein, und er ging damit um, andere Quellen des Reichstums zu finden. So fiel er einem berüchtigten Bauspekulanten in die Hände, der ihm in den verlockendsten Tönen ein Grundstück anpries, in dessen Besitz man innerhalb kurzer Zeit ein Vermögen erwerben könne und das für einen Spottpreis zu haben sei. Doch Peter Hannibal Meier, so lecker er auf den Köder war, vermochte das Kapital nicht aufzubringen, und da kein Mensch sonst gewillt war, ihm Kredit einzuräumen, richtete er sein Augenmerk auf den Vetter Julius. Er befahl seiner erschrockenen Frau, zu dem ehemaligen Verlobten zu gehen und ihn um das Geld zu bitten. Als sie sich weigerte, drohte er, sich von ihr scheiden zu lassen und verfehlte nicht, ihr die schwere Unterlassungssünde vorzuwerfen, die sie ihm gegenüber auf dem Gewissen hatte. „Woher weisst du denn so genau, dass ich die Schuld trage?“ fragte die geängstigte und gekränkte Frau, die sich selbst danach sehnte, Mutter zu werden. Sie verstummte jedoch demütig vor der Miene unermesslichen Staunens in Peter Hannibals Gesicht. Die Verwegenheit eines solchen Zweifels stimmte ihn geradezu froh, und er trällerte sein Lieblingslied, den Jungfernkranz aus dem Freischütz. Cilly trat den sauern Gang an. Als es Abend wurde, brachte sie die gewünschten siebentausend Mark und warf sich ihrem vergötterten Peter Hannibal schluchzend an die Brust. Einige Wochen später teilte sie dem Gatten mit, dass sie einem freudigen Ereignis entgegen-

sehe, und ehe das Jahr verflossen war, erblickte Karl Theodor, der erste Meier, das Licht der Welt. Peter Hannibal nahm die Glückwünsche seiner Bekannten als den Dankeszoll auf, der einem siegreichen Helden gebührt und wandelte in der Stadt herum mit einer Miene, als noch nie zuvor ein Mann etwas so Wunderbares vollendet hätte. Die Magd verlor an Gunst, Peter Hannibal wurde nicht müde, ihr die Tugenden seiner Cilly zu rühmen, aber die Person, verärgert und neidisch, konnte einen bösen Argwohn nicht verhehlen und schlich durch das Haus wie jemand, der die Ursache eines Brandgeruches sucht. Peter Hannibal kaufte das Stück Land, liess es einzäunen, spazierte jeden Tag stundenlang, in grossartige Berechnungen vertieft, auf dem sandigen Boden umher und fühlte sich als Grundbesitzer ebenso stolz wie als Vater eines verheissungsvollen Sprösslings. Die junge Magd wob indessen ihre Pläne. Sie wusste Cilly, die seit der Geburt des Kindes immer häufigere Anfälle von Melancholie hatte, so geschickt zu umschmeicheln, dass sie aus Hindeutungen, verlorenen Worten, Belauschung des Schweigens und des Schlafes der Frau ihren Verdacht bald genug bestätigt fand. Nun begann sie ihre Wissenschaft den Nachbarn anzuvertrauen, es wurde gemunkelt und geraunt, Scherzreden und Sticheleien schwirrten auf, aber Peter Hannibal steckte in seinem Dünkel und seiner Selbstverhimmelung wie in einem unverletzbaren Panzer, er hörte nichts und merkte nichts. Jetzt wurde zu dem giftigen Mittel gegriffen, das in der bürgerlichen Gesellschaft stets zur Anwendung gelangt, wenn Feigheit und Tücke sich verschwistern, zu anonymen Briefen. Peter Hannibal brauchte geraume Zeit, bis das Unfassliche ihm bewusst wurde. Im ersten Ausbruch der Raserei zerschlug er in der Küche die Töpfe und Teller. Die Magd, unter dem Vorwand, ihn zu beruhigen, stachelte ihn noch mehr auf durch die Versicherung, dass Vetter Julius der Urheber der schimpflichen Gerüchte sei. Da zog der ergrimmte Mann seinen Sonntagsrock an, nahm eine Hundspeitsche und begab sich zu Vetter Julius. Geruhsam sass Vetter Julius auf seinem Kontorsessel, als Peter Hannibal über die Schwelle stürmte. Er war eine stattliche Erscheinung, hatte ein rundes, volles Gesicht mit einem aufgedrehten Schnurrbart, der

wie ein gewichster Stiefel glänzte. Peter Hannibal vollführte einen mächtigen Lärm, und er fuchtelte dem Vetter mit der Peitsche so unbequem vor der Nase herum, dass dieser lammfromme Herr endlich etwas wie Zorn zu zeigen anfing. Es wäre ihm niemals eingefallen, die von ihm noch immer geliebte Cilly blosszustellen; wie er aber diesen Menschen so vor sich stehen sah, dieses Sammelsurium von Prahlerei, Eigenlob, Ohnmacht und Selbstsicherheit, stieg ihm der Verdruss wie heisser Wein zu Kopf; er vergass Rücksicht und geleistetes Versprechen, er erinnerte sich nur der niedergetretenen und besudelten Seele jenes Weibes und in dürren Worten stellte er den Tatbestand fest; sodann verliess er das Zimmer. Peter Hannibal starrte wie geschlagen vor sich hin. Trotz des strömenden Regens wanderte er zu seinem Grundstück hinaus, und irrte dort die kreuz und quer gleich Timon, der von allen Freunden verraten in die Wildnis floh. Am nächsten Tage war er krank und lag monatelang danieder, treu gepflegt von Cilly und der jungen Magd. Als er das Bett wieder verlassen konnte, zeigte er ein schweigsames und geheimnisvolles Betragen und erschien wie einer, der mit tiefem Bedacht wichtige Unternehmungen vorbereitet. Er fühlte sich als das Opfer eines Betruges; es handelte sich gleichsam um die falsche Buchung auf einem Kontokorrent; ein Posten war auf Soll geschrieben worden, der von Rechts wegen auf Haben stehen musste. Lange erwog er das Projekt, nach Afrika zu reisen, um neue Diamantfelder zu entdecken; später beschäftigte er sich mit der Erfindung einer Maschine zum Melken der Kühe, zuletzt wollte er eine Zeitung gründen. Alle diese unruhigen Ideen hatten ein und dasselbe Ziel. Da ereignete es sich, dass eine Bahnbauanlage, deren Durchführung bisher nur von einigen im Zauber des Spekulantenwesens verstrickten Kleinbürgern ernst genommen worden, auf einmal im Landtag beschlossen wurde und dass Peter Hannibals Grundstück wider Erwarten im Werte stieg. Es handelte sich keineswegs um die fabelhafte Summe, die er einst geträumt, doch es war immerhin ein ansehnlicher Gewinn, den er löste. An einem strahlenden Sommertag trat er im Bratenrock mit weisser Krawatte, ein rundes Hütchen auf dem Kopf lächelnd aus seinem Haus und richtete den elastischen Schritt zur Woh-

nung des Vetters Julius. „Lieber Julius,“ redete er den Vetter an, „du hast den traurigen Mut besessen, an der Legitimität meiner ehelichen und väterlichen Umstände Zweifel auszusprechen, die . . .“ „Zweifel?“ unterbrach ihn Vetter Julius verwundert, „Zweifel waren es durchaus nicht.“ „Bitte schön,“ fuhr Peter Hannibal schneidend fort, „du hast gezweifelt. Es ist dir aber nicht gelungen, meine felsenfeste Überzeugung zu erschüttern. Deine Argumente sind vor meinem nachprüfenden Urteil zerronnen wie Butter in der Pfanne. Was kannst du mir abstreiten? Was kannst du mir beweisen? Kannst du mir beweisen, dass in den Adern meines Sohnes anderes Blut fliesst als das meine? Nein! Also Respekt vor dem Bewusstsein eines Vaters, mein lieber Julius! An der Vergangenheit hast du mich vorübergehend irre machen können, die Zukunft kannst du mir nicht rauben, die speist an meinem Tisch, die wohnt in meinem Haus. Aber ich bin nicht gekommen, um mit dir zu philosophieren, ich bin gekommen, um deine materiellen Ansprüche zu befriedigen, und meine idealen gegen fernere Ränke sicherzustellen.“ Damit entnahm Peter Hannibal seiner Brieftasche sieben Tausendmarkscheine, legte sie auf das zwischen ihm und dem sprachlosen Vetter Julius befindliche Pult, machte eine spöttisch-artige Verbeugung und entfernte sich hocherhobenen Hauptes. Vetter Julius schaute ihm mit offenem Munde nach. Er ergriff einen der Scheine, hielt ihn gegen das Licht und schüttelte den Kopf. Plötzlich aber brach er in dröhnendes Gelächter aus, das ihm den Atem versetzte und ihn zwang, Weste und Hemdkragen aufzuknöpfen. Erst als er ein Glas mit Kognak vermischten Wassers getrunken hatte, milderte sich die erstickende Heiterkeit. Auch in den nächsten Tagen passierte es ihm noch zu öfteren Malen, dass sich, etwa während eines Spazierganges, sein ernsthaftes Nussknackergesicht jäh verzerrte, wobei er, um nicht einem unwiderstehlichen Kitzel nachzugeben, den Knauf des Stockes zwischen die Zähne schob. Jedoch das Gelächter der Kleinen bildet den Stolz der Grossen. Peter Hannibal spürte eine so wohltuende Wonne in seiner Brust, dass er in einem Fleischerladen ein frisch abgestochenes Ferkel erstand, das der Lehrling ausweidete und mit einem Lorbeergewinde um die Ohren dem

Käufer überreichte. „Bravo," sagte Peter Hannibal, „Lorbeer muss dabei sein; Schwein und Lorbeer, das gehört zusammen." Mit seiner angenehmen Last kam er zum Tor des Hauses, wo der kleine Karl Theodor stand, ein spinöser Bursche mit überlangen Armen und entzündeten Augen. Er setzte ihm den Lorbeer auf den glattgeschorenen Kopf und erschien mit strahlendem Gesicht vor den beiden Frauen, das Schwein in der Linken, den Sohn an der Rechten. Cilly drückte ihm einen Kuss auf die Stirn, die Magd versorgte das Ferkel, dann langte Peter Hannibal die Gitarre von der Wand und sang mit empfindsam tremolierender Stimme das Lied vom Jungfernkranz. „Ich fühle mich wie neugeboren," sagte er am Abend, bevor er schlafen ging; „ich habe die Menschen kennen gelernt und habe sie traktiert wie sie es verdienen. Peter Hannibal Meier braucht die Menschen nicht, er ist sich selber genug."





DER DIEB:

Wirklich fünf Millionen? Und dafür gibt es fünf Millionen lebendige!

Riesenspielzeug

Von MAX DAUTHENDEY

Schnitter, die das hohe Korn abmähen,
Bäume, die voll Sommerlaub sich blähen,
Gewitter füllen die Himmelsträume,
Gewitterwolken voll feuriger Träume.

Dies alles ist wieder am Fenster nah mir.
Ein Riesenspielzeug erscheint es uns jährlich schier.
Wir spielen mit Ernten, mit Laub und mit Feuer;
Im Acker wogt Korn, das Korn will zur Scheuer;
Dem Baum rauscht der Blätter leichtlebige Herde;
Glut speien die Wetter, Glut springt zur Erde.

Das Fenster und ich, wir sehen dem zu,
Der Hahn im Hof kräht, fern brüllt eine Kuh.
Auch die Ohren erleben mit bei dem Spiel,
Und nicht nur die Augen erschauen viel.

Nur des Mannes Herz will dem Spielzeug nicht trauen, —
Doch übers Männerherz lachen da laut alle Frauen.

Börsenpanik

Gerade als die Krisentheorie mausetot geschlagen war, es war um das Jahr 1907, brach in Amerika und bald darauf in den Industrieländern Europas eine wirtschaftliche Krisis aus. Wieder einmal nahm die Entwicklung nicht den ihr vorgeschriebenen Weg, sie kümmerte sich nicht um die Prophezeiung deutscher Volkswirte, die nach einigen Jahren der Hochkonjunktur wohl an einem zeitweisen Stillstand, aber nimmermehr an elne heftige Erschütterung des gesamten Wirtschaftslebens glauben wollten.

Der Krach in den Vereinigten Staaten warf auch den Glaubenssatz über den Haufen, dass die Trusts imstande wären, eine Regelung der Produktion herbeizuführen und damit der Ueberproduktion vorzubeugen. Das Gegenteil erwies sich als wahr, und heute wird niemand ernstlich bestreiten, dass die Trustpolitik die Krisis eher verschärft als gemildert hatte. Vom Herbst 1907 bis 1910 stand die Union im Zeichen einer wirtschaftlichen Depression, obwohl schon nach den ersten Wochen des Niederganges die Besserung in sicherer Aussicht gestellt worden war. Vor dem Ausbruch der Krise hatte Herr Roosevelt, der damalige Präsident, wilde Wortkanonaden gegen die Trusts gerichtet, deren Leiter nicht lange vorher zu den Kosten seiner Wahl erheblich beigetragen hatten ... Nur harmlose Gemüter konnten sich dem Wahn hingeben, dass Roosevelt ernstlich gegen die räuberischen Organisationen, wie er die Trusts nannte, zu Felde ziehen wollte, seine laute Fehde entsprang lediglich dem Verlangen nach einer zugkräftigen Wahlparole, dem Plan, die grosse Volksmassen durch die markierte Feindschaft gegen das Trustkapital an die Fahnen seiner Partei zu fesseln. Das Spiel gelang, Taft wurde sein Nachfolger und setzt die Antitrustposse bis heute fort.

Nach den Versicherungen der meisten deutschen Börsenblätter musste der Wahl Tafts eine Hochkonjunkturperiode mit neuem Glanz folgen. Warum Herr Taft eigentlich zum Ueberwinder der Wirtschaftskrise in der Union werden sollte, wurde nicht näher begründet, man begnügte sich mit der Behauptung, dass Taft die Sicherheit für eine ruhige wirtschaftliche Entwicklung der Vereinigten Staaten biete. Man schien wirklich zu glauben, dass Roosevelt mit seinen temperamentvollen Reden

die Krise heraufbeschworen hatte, wie die Trusts zur Abwehr gegen seine Angriffe erzählen liessen ... Da indes der Erholungsprozess noch immer auf sich warten liess, dienten die Prozesse gegen verschiedene Trustorganisationen zur Erklärung des leidigen Zustandes, der von Zeit zu Zeit durch krampfhafte Versuche der Haussespekulation unterbrochen wurde. Mit jeder gelegentlichen Aufwärtsbewegung der Kurse an der New Yorker Börse aber wurde der endliche Beginn des grossen Aufstieges angekündigt, — leider war die Freude zumeist nur kurzfristig. Langsam trat schliesslich der Erholungsprozess ein, doch zur vollen Entfaltung der mächtigen Wirtschaftskräfte der Union hat er nicht geführt.

* * *

Seit dem Frühling dieses Jahres mehrten sich wieder die Berichte über die Belebung der amerikanischen Märkte und bald stiegen auch die Preise auf den internationalen Eisenmärkten, die nicht wenig unter dem zunehmenden Wettbewerb der amerikanischen Eisenindustrie gelitten hatten. Jetzt besassen die immer Hoffnungsfreudigen Sachbeweise, mit denen sie auch erschöpfend operierten. Doch der reichlich genährte Optimismus erfuhr nur zu schnell eine neue Enttäuschung, die New-Yorker Börse geriet in böse Wallungen und Zuckungen. Nach panikartigen Tagen ist keine Wiederkehr zu normalen Verhältnissen erfolgt, Stagnation wechselt mit erneuter Verstimmung ab.

In Deutschland wollte man sich damit abfinden, dass eine Baisseklique den Börsenfrieden vorübergehend gestört habe, dann besann man sich auf die Antitrustprozesse, die in Wirklichkeit dem Trustkapital nicht schaden, sondern seine Manager auf Kosten der kleinen Aktionäre noch bereichern, — endlich glaubte man als die wahre Quelle der erneuten Beunruhigung die im nächsten Jahre stattfindenden Wahlen entdeckt zu haben. Erst in den jüngsten Tagen schwand die vermeintliche Gleichgültigkeit in der Betrachtung dieser Dinge, denn die Vorgänge in Deutschland gaben selbst Gelegenheit, die Börsenerregung aus nächster Nähe anzusehen. Auch hier war die Unternehmungslust der Spekulation schon gelähmt, aber das hochgetriebene Kursniveau bekundete eine bemerkenswerte Widerstandfähigkeit. Dass die Hassesstimmung verflogen war, wurde mit unermüdlicher Ausdauer auf die Aufrollung der Marokkofrage und den ungewissen Verlauf der deutsch-französischen Verhandlungen zurückgeführt. Nur eines geringen Anstosses bedurfte es, um das nach aussen noch so unerschüttert scheinende Kursgebäude ins Wanken zu bringen.

Der offizielle Börsenverkehr war an einem Tage der Vorwoche schon beendet, als das Gerücht die Börsensäle durcheilte, die „Neue Freie Presse“ bringe die Meldung von einem Abbruch der deutsch-französischen Verhandlungen. Prozentweise stürzten die Kurse verschiedener Werte, die sich vorher der besonderen Aufmerksamkeit der Spekulation erfreut hatten, und mit einem Schlage bildete sich die Auffassung, die Börsenkonjunktur habe eine Wendung erfahren.

Diese Wendung ist in der Tat erfolgt, sie wäre aber auch ohne die Verbreitung jenes falschen Gerüchtes eingetreten. So lange sich neue Käuferschichten einfanden, fühlte sich die Börsenseele durch alle Marokkoverhandlungen nur wenig bedrückt, sie hätte ihren Frieden auch nach dem Manöver mit der erdichteten Nachricht der „Neuen Freien Presse“ wieder gefunden, wenn sie nicht schlimmerer Schmerz bedrückte. Die Spekulation hat sich und das Publikum in die Vorstellung einer nahenden Hochkonjunkturwelle hineingehetzt und riesige spekulative Engagements angehäuft, die zu halten über die Kraft von vielen der daran Beteiligten geht... Durch die daraus folgende zwangsweise Abwicklung zahlreicher Geschäfte wird ein verstärkter Druck auf das Kursniveau ausgeübt, dessen Höhe auch nach den erfolgten Kursermässigungen und bei einer Andauer des günstigsten Geschäftsganges in der Industrie zumeist der sachlichen Berechtigung entbehrt.

Nun ist die Gestaltung der industriellen Konjunktur auch der Stütze beraubt, die ihr ein günstiger Ausfall der Ernte hätte geben können. Um so mehr muss die intensive Börsenverstimmung an die bisherige Ueberschätzung des Konjunkturaufstieges mahnen, sie deutet, wenn nicht alle Zeichen täuschen, auf eine heranschleichende Krisis in der Gesamtwirtschaft hin.

KRITES

Verse

Von HANS EHRENBAUM DEGELE

Das Theater

I

Vierter Rang.

Stumpfes Schwarz von Bratenröcken
Und der Kleider lichte Flecken
Füllen drängend Bank und Ecken;
Schwere Arme wie auf Stöcken
Auf der Galerie sich stützend;
Grosse Augen, unverwandt,
Seltene Trunkenheiten nützend,
Auf die Bühne hingebannt
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

II

Loge.

Ein dicker Herr mit grauem Bart
Schläft ein und lächelt still dabei;
Ein Mädchen, puderweiss und zart,
Fragt, wann das Stück zu Ende sei;
Zu ihr gewendet, glatt und nett,
Ein Jüngling mit rasiertem Kinn . . .
Das ganze Stück hat keinen Sinn . . .
(Ein Zettel flattert ins Parkett.)

Der Reserve-Offizier

Von RICHARD GÄDKE
früher Oberst und Regimentskommandeur

Das Kriegsministerium hat in einem vor etwa Monatsfrist herausgegebenen Erlasse darauf hingewiesen, dass ein Reserveoffizier verabschiedet worden ist, der zur Wahl eines Sozialdemokraten aufgefordert hatte. Diese Verordnung ist nicht nur sämtlichen preussischen Reserveoffizieren durch die Bezirkskommandos zugesandt, sondern auch durch die anderen deutschen Kriegsministerien auf dem gleichen Wege verbreitet worden.

In keinem anderen Lande der Welt, vielleicht nicht einmal in Russland, wäre ein solches Uebertreten von Gesetz und Verfassung möglich; Preussen allein, wo ein Polizeipräsident nach den Vorgängen von Moabit die Schutzleute mit Bestrafung bedrohen kann, die zu spät schiessen — Preussen allein hat den wenig beneidenswerten Ruhm, dass die Behörden sich so unbekümmert über alle Schranken hinwegsetzen dürfen.

Denn in Preussen gibt es dagegen keine Richter!

Keine Richter, die in solchen Fällen der mächtigen und nun gar der uniformierten Bureaukratie in die Arme fallen könnten. Die Verfassung legt das Recht, gegen gehörig verkündete Verordnungen der Krone zu protestieren, nur den Parlamenten bei. Aber diese Parlamente haben keine Waffen!

Leider haben wir auch nur wenig, ach wie wenig Richter in Preussen, die der Anmassung der Militärgewalt entgegenzutreten noch die Unabhängigkeit besitzen. Das Reserveoffiziertum macht sich bis in die heiligen Hallen der Justiz hinein breit; es legt der Gerechtigkeit eine doppelte Binde vor und lähmt die Unbefangenheit derer, die ihre berufenen Vertreter sein sollen. Wo findet sich der, der den Reserveoffizier zum Tempel der Justiz hinaustreibt?

* * *

Lange genug hat es gedauert, ehe die Krone und ehe die regierenden Schichten der Junker es lernten, dieses gering geschätzte Instrument als scharfe Waffe im politischen Kampfe zu benutzen, ehe sie überhaupt begriffen, dass der Militärabsolutismus

der Krone das Mittel sei, auch die wenigen Garantien der Verfassung, die die Reaktion überdauert hatten, mit einer höhnischen Handbewegung zur Seite zu schieben.

Zu Reserveoffizieren beförderte man früher im allgemeinen fast nur Söhne von Rittergutsbesitzern und höheren Beamten, also aus den gleichen Kreisen, aus denen man auch den aktiven Offizier mit Vorliebe nahm. Erst langsam und allmählich, anfangs ausnahmsweise, drang der Sohn des reichen Industriellen, des reichen Kaufmanns ein; dann machte man die Laufbahn auch den mittleren Beamten und jungen Kaufleuten selbst zugänglich, wenn sie eine gesicherte Lebensstellung hatten. Ihnen galt es als eine Ehre, als eine Auszeichnung im bürgerlichen Leben: die groteske Titelsucht des Deutschen hob ihre gesellschaftliche Stellung; das Ansehen, das sich das aktive Offizierskorps in drei siegreichen Feldzügen errungen, strahlte auch auf die Stiefbrüder seinen Glanz aus. Mehr noch als die Uniform lockte auf der Visitenkarte der „Leutnant der Reserve"; manche glaubten geschäftliche Vorteile von ihm zu haben, hofften, dass der Offizierstitel ein gutes Licht auf ihre Solidität und Reellität werfen würde. Ja, sie pochen in geschäftlichen Streitigkeiten darauf und suchen nicht selten das Ehrengericht an die Stelle des Zivilrichters zu setzen. —

Da begannen die Militärbehörden die jungen Sommerleutnants in politische Schulung zu nehmen. Unser Heer, unser ganzes Wehrsystem ist auf Gedeihen und Verderben, nicht etwa mit Gesetz und Verfassung, sondern mit dem bestehenden politischen System verknüpft; es ist und soll eine erbliche Domäne sein des mit der Krone verbündeten Junkertums. Alles aber, was an den bestehenden Machtverhältnissen rütteln will, gilt diesen Kreisen schlechthin als revolutionär. Ob mit gesetzmässigen oder nicht gesetzmässigen Mitteln: das ist eine Frage zweiten Ranges; das Ziel schon und nicht etwa nur die Mittel gelten als unpatrotisch, werden als unehrenhaft gebrandmarkt. Der Reserveoffizier hat einen bescheidenen, ach, wie bescheidenen Anteil an dem äusseren Nimbus, der die herrschenden Schichten umstrahlt;er wird von den Behörden etwas besser behandelt als der gewöhnliche Sterbliche, etwas höflicher, als sonst preussische Gewohnheit ist; er braucht vor dem Bezirksfeldwebel nicht mehr stramm zu stehen, sondern dieser vor ihm. Und dann — dann ist er satisfaktionsfähig!

* * *

Hut ab! Es gibt Richter, bei denen erst dann der anständige Mensch beginnt, wenn die Militärbehörde seine Satisfaktions-

fähigkeit bescheinigt; man wird damit sozusagen ein Kamerad der Edelsten der Nation, des Herrn von Oldenburg und Jordan von Kröchers!

So hohe Ehre muss sich der Reserve-Offizier schon etwas kosten lassen!

Der Deutsche hat sich nie durch besonderen politischen Mut ausgezeichnet; aber das Reserveoffiziertum nimmt ihm noch den wenigen, den er etwa besass.

Ein Strom von Unfreiheit und Unehre geht von dem Missbrauche dieser Institution durch unser ganzes Volk. Der Abschied als Reserveoffizier, das Ehrengericht, der Verlust der Uniform, der Verlust des Titels sind die Waffen, die im politischen Kampfe zur Unterdrückung jeglicher unabhängigen Meinung, zur Entehrung des Widerspänstigen mit unbekümmerter Offenheit verwandt werden! Weil diese Strafen den moralisch Aussätzigen zu Recht treffen, pocht man darauf, dass ihre politische Verwendung immer etwas Unehre, immer einen Kübel Jauche über den davon betroffenen ausgiessen werde. Semper aliquid haeret!

Was verschlägt es, wenn man feierliche Versprechungen gab, die Ehrengerichte nie um politische Dinge, nie um blosser Aeusserungen und Meinungen willen zu verwenden! Man ignoriert Versprechungen, die nur den „Kerls“ der Volksvertretung gegeben wurden.

Und dann, dann sind die Mächtigen ja nie um Gründe verlegen! Der „Fahneneid“ bindet den Referveoffizier, bindet jeden Mann, der einen Tag gedient hat, sein ganzes Leben lang! Wer den Fahneneid schwor, darf nie anderer Ansicht sein als der König, darf nie eine Aenderung der bestehenden Gesetze (zum Nachteil der Junker und der Bureaukratie, versteht sich) anstreben, darf nie einen Sozialdemokraten, ja auch keinen Demokraten wählen. Denn der Fahneneid, wohlverstanden, der erzwungene Fahneneid, verpflichtet zur lebenslänglichen Treue, nicht etwa seinem Volke, nicht seinem Vaterlande gegenüber, nein, dem absoluten Könige, d. h. dem Junkertum, gegenüber.

* * *

Und doch kann offenbar der „Fahneneid“, seinem Sinne, seiner klaren Bedeutung nach, nur die bei der Fahne stehenden Männer verpfichten, niemals aber die „von der Fahne entlassenen“ und somit in das bürgerliche Leben zurückgekehrten. Und doch hat der Fahneneid überhaupt keine juristische Wirkung irgendwelcher Art, auch keine strafgesetzliche Wirkung!

Und doch bestimmt § 61 des Reichsmilitärgesetzes vom 2. Mai 1874, dass für die Personen des Beurlaubtenstandes (auch für die Offiziere) während der Zeit, wo sie nicht zum Dienste einberufen sind, die allgemeinen Landesgesetze gelten und dass sie Beschränkungen irgendwelcher Art rücksichtlich ihrer bürgerlichen Verhältnisse nicht unterworfen sind. Ihre politische Stellungnahme, sie sei welcher Art auch immer, ihr Stimmrecht und ihre Wahlfreiheit, sind durch diese klare Gesetzesbestimmung ebenso wie durch Artikel 5, 27, 28 der preussischen Verfassung geschützt. Es ist offener Terrorismus, es ist das Beispiel des Ungehorsams gegen die Landesgesetze von oben her, wenn man einem Reserveoffizier den Rock auszieht, der für einen Sozialdemokraten stimmte, der sich selber zu sozialdemokratischer Gesinnung bekennt. Der Reserveoffizier dient dem Vaterlande und nicht dem König; er sollte seinen Rock und seinen Titel nicht als eine Ehre, die man ihm erweist, sondern als einen schweren aber edlen Dienst auffassen, den *er* dem Vaterlande leistet. Alles andere ist Knechtsgesinnung, infame Sklavenmoral und entehrt den Rock des Kriegers, macht den zum Feigling, dessen erste Pflicht die Tapferkeit sein sollte.

* * *

Es ist leider wenig Aussicht, dass innerhalb des Kreises der Reserveoffiziere sich der Mut zum Widerstand in erheblichem Masse, selbst auch nur der Mut finden sollte, die bunte Tracht auszuziehen. Sie ballen die Faust in der Tasche, aber sie fügen sich, denn sie fürchten den Skandal und die Entehrung! Zu lange hat ihnen der furchtbare moralische Druck, der auf ihnen lastet, die Lehre eingeprägt, dass nur in dem ruere in servitium in Preussen noch Schutz vor der öffentlichen Diffamierung zu finden sei.

Nur von dem Parlamente kann die Rettung kommen, wenn es endlich den Kampf gegen die Uebermacht des Militarismus entschlossen aufnimmt und vor den dazu erforderlichen Mitteln nicht bänglich zurückschreckt. Es kämpft für sich selbst und seine Freiheit, für die Freiheit und für die Zukunft seines Volkes. Darum ist *eine Aenderung des Reichsmilitärgesetzes, eine zweifelsfreie Bestimmung über die Rechte der Militärbehörden und ihre Grenzen* dringend erforderlich. Ein ehrenhaftes Volk kann dauernd sich dies Spiel des Absolutismus mit seinen bürgerlichen Rechten nicht gefallen lassen.

Schenkerin Aphrodite

Juristisches

Von Dr. jur. E. STAEDLER

„Liebliche, o nimm mich hin,
Dass ich neu erwarme;
Aphrodite, Schenkerin,
Nimm mich in die Arme".

Irrgarten der Liebe (1901), Seite 163.

* * *

Otto Julius Bierbaum in seinem Briefe an A. W. Heymel vom 4. Mai 1901, welcher der ersten Auflage des „Irrgartens der Liebe" vorgedruckt ist, sagt auf Seite 8 und 9 daselbst: „Ich halte nur die Poesie für wirklich lebendig, die vom allgemeinen Leben aufgenommen werden kann. Ich entziehe mich dem Reize von Kunstpflanzprodukten nicht, aber das schenkende, fördernde Leben ist nicht in ihnen. Die schenkende Tugend ist ihnen fremd. — Was rede ich viel! Es gibt ein Wort, das dieses alles ausdrückt: Liebe." Wie Bierbaum sich die Verwirklichung der hier entwickelten Theorie denkt, illustriert die oben mitgeteilte Strophe aus seinem reizenden „Rosenopfer".

Hätte Rembrandt auf seinem bekannten Gemälde unter die Hand des Anatomen nicht den Leib des toten Mannes, sondern die leblose Psyche selbst gelegt, niemand sähe ohne Mitleid und Erbarmen auf die Hand mit dem Skalpell, die des Schmetterlingsflügelstaubes nicht achten darf, da sie ihn im Dienste ihrer strengen Wissenschaft abstreifen muss von dem zarten Körperchen. Und nicht anders ist es dem zu Mute, der die juristische Sonde anlegen soll an Aphrodites Schenkertum, wie der Dichter es konstruiert. Der lyrische Schmelz kann nicht geschont werden bei diesem Werke.

Die Schenkung als Gebilde des bürgerlichen Rechts gehört zur Klasse der Schuldverhältnisse aus Verträgen, wie sie im zweiten Buche des B. G. B. behandelt sind. Das Wesentliche des Schenkungsvertrages besteht in der „Zuwendung, durch die jemand aus seinem Vermögen einen anderen bereichert", wobei aber beide Teile darüber einig sein müssen, dass diese Zuwendung

unentgeltlich erfolgen soll. Der Beschenkte hat grundsätzlich keinen Anspruch auf die Schenkung; der Schenker handelt rein spontan und ohne Verpflichtung. Soll er verpflichtet werden, so kann dies nur durch das ebenfalls spontane Schenkungsversprechen geschehen, aus dem aber dem Versprechenempfänger nur dann ein Anspruch gegen den Schenker erwächst, wenn das Versprechen unter gerichtlicher oder notarieller Beurkundung abgegeben wird. Durch ihre Unentgeltlichkeit unterscheidet sich die Schenkung z. B. grundsätzlich vom Kaufe, bei dem das Wesentliche in der gegenseitigen Hingabe von Sache und Preis liegt.

Wie also ist nun die Lage der Dichterfreundin, die ihre Liebe „verschenkt"? Wo ist die rechtliche Grenze zwischen der Liebesschenkung und dem Liebeskauf, und wie stellt sich das Gesetz zu der einen und zu dem anderen?

* * *

Dabei ist nun zunächst mit dem Begriff „Liebe" nichts anzufangen; er muss ausgeschaltet werden, weil er in der Sprache des Rechtes keine Stätte hat. Hier verfliegt bereits der lyrische Schmelz. Was die Frau hergibt — sei es bei der Schenkung, sei es beim Kaufe — ist vielmehr ihre weibliche Ehre. Zwar ist auch dieses nur ein Begriff der Moral und nicht des Rechtes; das Gesetz befasst sich daher nicht mit seiner Definition.

Die Ehre ist, juristisch betrachtet, ein sog. Immaterialgut. Ausser ihr kennt das Recht noch eine ganze Reihe anderer Immaterialgüter: das Namensrecht, das Erfinder- und Autorenrecht sind ganz geläufige Paradigmen hierzu. Wo das Recht sich mit diesen Gütern beschäftigt — und dieses selbst ist erst eine Errungenschaft der neueren Rechtsentwicklung — da geschieht es, um sie zu schützen. Die Urheberrechtsgesetze schützen den Autor und den Erfinder, das B.G.B. schützt den bürgerlichen Namen, das Strafgesetz ebenso die persönliche Ehre wie den Kredit, und der Begriff des „Schadens, der kein Vermögensschaden" ist, kehrt im B.G.B. häufig wieder.

Es fragt sich aber, ob die Immaterialgüter zum Gegenstande kontraktlicher Schuldverhältnisse gemacht werden können. Hier ist nun zu sagen, dass das Gesetz sich nicht darüber äussert. Auch hier überlässt das Recht die Entscheidung im Einzelnen wiederum der Moral. Lässt beispielsweise die Moral, wie es der Fall ist, den Verkauf des Erfinder- und des Autorrechts zu, so tritt das Recht nicht hindernd ein. Das Recht verlangt nur, dass ein Vertragsgeschäft nicht gegen

die „guten Sitten", d. i. gegen die Moral verstosse. Liegt kein Verstoss vor, so ist es — und dies ist im Gesetz ausdrücklich ausgesprochen — nichtig. Die weitere Folge davon ist aber, dass der aus dem Vertragsgeschäft Verpflichtete nichts schuldet, der Berechtigte seinen Anspruch nicht geltend machen kann.

Die guten Sitten sind nichts Konstantes. Sie sind nach Zeit und Ort verschieden und dem Wechsel der herrschenden Anschauungen unterworfen. Die guten Sitten unserer Gegenwart rechnen mit einer Geschlechtsehre der Frau, kennen aber keine solche des Mannes. Sie kennen insbesondere keine Veräusserungsfähigkeit der Frauenehre, und bei ihrer moralischen Verurteilung erwirkt selbst für eine Judith der edelste Zweck keine mildernden Umstände.

Hieran ist nun das Recht der Gegenwart gebunden. Der Handel mit Frauenehre ist wider die guten Sitten. Der gewöhnliche Liebesverkauf ist ein nichtiges Rechtsgeschäft. Die Unvorsichtige hätte vor Gericht keine Klage, wenn ihr das vorausberedete Entgelt vorenthalten würde. Die Kluge könnte im umgekehrten Falle von niemand zur Erfüllung gezwungen werden.

* * *

Aber das ästhetisierte Courtisanentum lehnt auch selber — heute wie zu allen Zeiten — die Idee von Kauf und Verkauf ab. Die „freie Liebe" unseres Zeitalters geht vielmehr von der Vorstellung des Schenkens aus. Die Frau fühlt sich hier nicht verpflichtet, sich hinzugeben; sie „verschenkt" ihre Liebe, d. h. ihre Ehre. Und auch der Partner ist zu einem Entgelt nicht verpflichtet. Gibt er ein solches, so geschieht auch dies schenkungsweise.

Aber auch diese Form der Schenkung ist von der Moral bis jetzt nicht anerkannt. Das Gesetz kann ihr also auch seinerseits eine rechtliche Gültigkeit nicht beilegen. Kein Richter oder Notar würde beispielsweise ein solches Schenkungsversprechen beurkunden ... Und wird die Schenkung einfach vollzogen — nun, dann wird die Schenkerin vom Gesetz eben nicht geschützt. Freilich, hier handelt es sich ja um Schenkungen, bei denen z. B. ein Widerruf, wie ihn das Gesetz sonst vorsieht, zwecklos wäre.

Von Wichtigkeit aber ist der Fall, dass die Schenkende ausserstande gerät — man denke an „verstossene Töchter" —, ihren standesgemässen Unterhalt ferner zu finden. An und für sich sieht das Gesetz ein Recht des Schenkers vor, vom Beschenkten

die Herausgabe des Geschenkes nach den Regeln über die Herausgabe der ungerechtfertigten Bereicherung zu fordern, mit der Massgabe, dass der Beschenkte, wenn er — wie also hier der Fall — nicht herauszugeben vermag, stattdessen für den Unterhalt des Schenkers — hier: der Schenkerin — den erforderlichen Betrag zahlen kann. Dies also gilt nun für den Fall der sog. Liebesschenkung nicht. Und auch umgekehrt steht dem für „Liebe" freigebig Geld oder Geldeswert Schenkenden ein Herausgabe- oder Unterhaltsanspruch gegen die durch ihn reich gewordene Freundin nicht zur Seite. Dies ginge nur an, wenn Schenkungen solcher Art rechtsgültig wären, was, wie gesagt, mit Rücksicht auf die „guten Sitten" unserer Zeit nicht der Fall ist.

* * *

Ob die „guten Sitten", so wie sie jetzt die Herrschaft behaupten, vom Standpunkte höherer Moral zur Herrschaft berufen sind, ist für das geltende Recht belanglos. Das Recht steht bei den Sachen, so wie sie sich hart im Raume stossen, folgt aber nicht dem Fluge der im Aether schwebenden Gedanken einer auf die Zukunft abgestellten höheren Sittlichkeit.

Dass ein Tag kommen wird, an dem diese höhere Sittlichkeit sich durchsetzt, braucht deswegen nicht bezweifelt zu werden ...

Aber wer seiner Zeit vorauseilt, wie der Rabbi von Nazareth, der die Ehebrecherin nicht bestraft wissen wollte, setzt Person und Leben für seine umwälzende Anschauungsweise ein.

Unsere Zeit hat noch zu solcher reformierenden Gesetzgebung, um mit Karl von Savigny zu reden, nicht den Beruf.

Aus einer dem Pan übersandten
Aeusserung über

REAKTION UND DIPLOMATIE

Die deutsche Diplomatie der Vergangenheit war immer lediglich im Sinne der konservativen Weltanschauung orientiert; sie rechnete stets allein mit gewordenen, nie mit werdenden Machtelementen und wankte deshalb regelmässig in der falschen Richtung, sobald eine innerlich morsche, alte mit einer jungen, noch unbewährten, aber in aller Stille erstarkten Macht in Kampf geriet. Sie hat weder Japan zugetraut, dass es Russland besiegen könnte, noch den Sturz Abdul Hamids für möglich gehalten, solange er noch am Ruder war. Als mit Roschdjestwenskys Armada die letzte Hoffnung Russlands, den ostasiatischen Krieg glücklich zu beenden, geschwunden und das russisch-französische Bündnis zunächst jede praktische Bedeutung verloren zu haben schien, traute sich die deutsche Diplomatie in der Marokkofrage eine drohende, Kriegsfurcht erweckende Geste gegenüber Frankreich zu — und freute sich kindisch über ihre eigene Fähigkeit, als Delcassé gestürzt war.

Sie war überrascht, als England auf Grund des zweiten Bündnisvertrages mit Japan seine gesamten politischen Machtmittel für die europäische Politik zusammenfassen und dadurch Frankreich im Widerstande gegen die deutsche Marokkopolitik viel wirksamer bestärken konnte, als es Russland auch früher vermocht hätte. . . . Nicht weniger überraschte sie es, dass das kläglich geschlagene Russland die freundschaftliche Haltung Deutschlands während des Krieges mit Undank belohnte, indem es sich in Algeciras bedingungslos der deutschfeindlichen Koalition zugesellte.

Heute scheint man bei uns damit gar nicht gerechnet zu haben, dass das Zustandekommen des englisch-amerikanischen Schiedsvertrages die Stellung Frankreichs in der Marokkofrage bedeutend stärken musste. Die amerikanische Regierung hat in klarer Weise zu erkennen gegeben, dass ihr ein deutscher Flottenstützpunkt an der marokkanischen Küste ebenfalls nicht erwünscht wäre. . . .

* * *

Ein Kolonialfex wie Karl Peters, gibt in seinem Buche England und den Engländern zu, dass die Industrie Englands in Gefahr schwebt, trotz seinem ungeheuren Kolonialreich den Weg zu wandeln, „welchen die Landwirtschaft durchgemacht hat“, so dass die Betriebe von Manchester, Sheffield und Birmingham ein ähnliches Schicksal erlebten wie die Farmer von Kent, Surrey und Devonshire. . . . Das sei unausbleiblich, meint Peters, wenn der Umwandlungsprozess in ein rein kapitalistisches Gemeinwesen bis zu seinen äussersten Ausläufern durchgeführt werden würde. . . . Tatsächlich lässt sich auch nachweisen, dass sich in England seit Jahren das in der Industrie angelegte Kapital zugunsten des für den internationalen Handel, die Schiffahrt und auswärtige Unternehmungen wirkenden verringert. . . .

Und da will man uns einreden, dass die Zukunft unserer Industrie von einem Anteil an Marokko oder dem Besitz eines weiteren Küstenstreifens in Westafrika abhinge? — b. —

Vive la bagatelle!
Swift

BLÄTTER DES DEUTSCHEN THEATERS

Die bisher mündliche Äusserung des Dramaturgen („Nu — ? Was saaaagen Sie — ?! Etwa nich?“) ist gleichsam aus den Ufern getreten. Die Begeisterung von Angestellten für das eigene Unternehmen des Chefs wird ein selbständiges Organ. „Blätter des Deutschen Theaters“. Ein Missverständnis ist ausgeschlossen, auch wenn ein paar gefällige Schriftsteller den zwei Unterbeamten Gesellschaft leisten.

Harmlose Menschen wähnten die Reklamenotiz bereits in der Blüte der Entwicklung. Aber jetzt erst beginnt sie, den wahren Charakter zu entschleiern: den ganz dramaturgischen.

Die Luft mit wahrhaft entsetzlichen Banalitäten erschütternd, so brechen Holländer und Kahane, die zu Reinhardts Personal gehören, in den Schlachtruf aus: „Das Theater gehört dem Theater!!!“

Dieser Satz ist nicht nur, wie die stilistischen Kompagnons meinen, „nützlich auszusprechen“, sondern er stellt sogar „das Ergebnis langjähriger Erfahrung“ dar.

Da heisst es, unbefangen nachdenken, und ich glaube den Tiefsinn des Inhalts enträtselt zu haben: Wie der Schnaps dem Alkohol, wie die Luft der Atmosphäre, wie die Pyrenäen dem Gebirge, wie der Hollaender dem Künstlervölkchen, wie der Pleonasmus den Pleonasmussen — so gehört das Theater dem Theater.

Die zwei schrecken vor keinem Bekenntnis zurück. Ein fett gedruckter Satz verkündet: Das Theater ist weder eine moralische noch eine literarische Anstalt.

Dieser talentvolle Geistesblitz gruppiert sich neben Worte wie „phantastische Buntheit“ oder gar „die Fülle der Gesichte in all ihrer schillernden Leuchtkraft“ — weisste? Sogar Goethe und Schröder werden genötigt, dem deutschen Theater das Recht auf eigene Anerkennung zu bestätigen und zum Danke werden sie Männer von „Rang und Bedeutung“ genannt.

Es kommt noch unwahrscheinlicher. Sie schäumen Ruhmreden auf die „zermalmende Wucht griechischer Tragiker“ (beisst's die Zähne zusammen) auf den (festsitzen!) . . . auf den „tollen Wirbeltanz aristophanischer Heiterkeit“, und die Schauspieler „durften in ihre Tiefe hinabtauchen“. Auch der Dramaturg taucht manchmal in ihre Tiefe.

Die Blätter des Deutschen Theaters erscheinen zweiunddreissigmal, „je nach Bedarf".

* * *

Privatsache der Herren Holländer und Kahane, wenn sie sich in der Schumannstrassengegend auf Gemeinplätze verirren, wo sonst ölige Theaterschmöcke ihr geistiges Fett abtrippen. Bösartiger, wenn in Abwesenheit des Prinzipals Regie gemacht wird. Wenn bei der Aufführung des „fetten Cäsar" das von der Pest gar nicht heimgesuchte Römervolk genötigt wird, die Arme wie die Ödipus-Athener verzweiflungsvoll emporzuschleudern, wenn sich das Theater gegen den Verdacht, „eine moralische Anstalt" zu sein mit übertriebener Nacktkultur verteidigt, wenn ein üppiges Gelage auf die Gähnmuskeln zu wirken beginnt, wenn der Statthalter gejückt wird, die aufdringliche Vorderbühne an der Stellvertretung teilnehmen zu lassen. . . . Was in unpassenden Momenten, aber deutlich geschieht.

* * *

Ich verstehe Reinhardt nicht, dass er manches erlaubt. Schliesslich ist Holländer ein guter bezahlter Romanschriftsteller; und Kahane hat, wie seine leicht asthmatischen, doch stellenweise witzigen Alexandriner beweisen, bessere Stunden. Ein, wenn auch noch so beräucherter Chef muss sich krümmen wenn es durch seine Dramaturgen unter die Leute kommt, dass er die Schönheit unserer Klassiker aufbrausen und die Phantasie Shakespeares grenzenlos schweifen lässt.

Das Theater gehört dem Theater . . .

Holländer gehört dem Künstlervölkchen. Reinhardt bekanntlich zu den Napoleoniden. Und das Theater bekanntlich dem Zirkus. lin.

KULTURKONSERVATIV

Eine überanstrengte Mode ist es endlich schon, kulturkonservativ zu sein. (Eine Zeit lang war es in Deutschland tiptop, nichts von Politik zu „verstehen". Dies kam von einer Ignoranz gewisser Literatoren. Sie wussten nicht, dass Oscar Wildes „The Soul Man under Socialism" schon vor mehr als fünfzehn Jahren erschienen war . . .

Die Kulturkonservativen sind fürs konsequente Zu-Ende-Führen. Sie sind dafür, dass in den Gefängnissen geprügelt wird. Sie sind dafür, dass Schutzleute schiessen. Sie beklagen tränend, dass die Schurkerei von Toulon — zwei zum Tode verurteilte Matrosen werden vor der Hinrichtung an einem Karree von dreitausendsechshundert Kameraden vorübergezerrt — noch nicht in Deutschland begangen wurde. Die Kulturkonservativen sind dafür, dass Landbebauer keine Eisenbahnbillets in die Stadt bekommen. Dass Gutsarbeiter straflos zu Krüppeln geschlagen

werden. Dass völkische Studenten für die Hälfte des geringsten Tagelohns als „Arbeitswillige" beim Ernten antreten. Dafür ist jenes Geschlecht von Lispelnden, Bebrillten, die sich kulturkonservativ nennen.

Sicher kann jemand, der kurzsichtig ist, mit der Zunge anstösst und ererbte Frostbeulen hat, ein sehr anständiger Mensch sein. Es wirkt nur komisch, wenn ausgesucht so einer durchaus das Feuilleton der „Kreuzzeitung" mit Reformvorschlägen versieht.

Die Kultur, von der die Herren immer noch reden, dürfte mit dem allerüblichsten Verkehr taktvoller Menschen im Restaurant erledigt sein.

(Mein Barbier findet die Radrennen nicht mehr fein. Er hat sich den Bart abgenommen und markiert nur noch Profil. Ich vermute, er ist kulturkonservativ geworden und speist Sonntags im „Rheingold".)

L. Ru.

APHORISMEN

Jedesmal, wenn ich einen Mystiker lese, habe ich das Gefühl: Dieser Mann weiss ein Mittel, den Tod zu umgehen. Wenn er dann doch stirbt, sage ich mir immer: Wozu erst die geheimnisvollen Gebärden? — Infolgedessen kommen tote Mystiker gar nicht für mich in Betracht.

* * *

Man hielt einem leidenschaftlichen Bekämpfer des Kantischen Denkstils entrüstet vor, er hätte von Kant knapp neunzig Seiten gelesen. Aber weil er beim besten Willen nicht über die neunzigste Seite hinauskam, darum ist er ja gerade Kantfeind geworden!

* * *

Es gibt Privatdozenten, welche behaupten: nur wer im fachwissenschaftlichen Getriebe selber drinstehe, habe das Recht, gegen den fachwissenschaftlichen Betrieb zu polemisieren. Das heisst doch von einem Staatsanwalt verlangen, er müsse Räuber und Mörder sein.

* * *

In der Philosophie ist unbedingt der zentripetale dem zentrifugalen Stil vorzuziehen. Pillen sind besser als Teiche. Was haben die Wahrheiten für einen Wert, wenn man sie nicht in der Tasche tragen kann?

KURT HILLER

MAN DARF SCHON WIEDER

Der Redakteur einer grossen mexikanischen Zeitschrift, deren Stilvollkommenheit selbst einen Zeitungsartikel zur Wirkung eines altägyptischen Gebetes bringen würde, beabsichtigt, den schönen Essay des berühmten neu-schottischen Dichters Schulze „Über den Tod einer kleinen Ameise" zu bringen.

„Was für eine Randleiste lassen wir uns wohl am besten dazu zeichnen? fragt er einen Kollegen, dessen Intuitionsgabe bekannt ist.

„Nun vielleicht eine mit Ameisen . . ."

Entsetzter Blick des Redakteurs: „Um Gotteswillen . . . direkte Bezugnahme auf den Inhalt? Illustration? Geschmacklos! Mode von gestern!"

Schweigen. Plötzlich schamhaft verständnisinniger Blick: „Oder glauben Sie — man darf schon wieder . . .?" R.

Wir bitten, alle Sendungen ohne Nennung eines einzelnen Namens an die Adresse des Verlages zu richten und mit der Aufschrift zu versehen: für die Redaktion des Pan.
Für unverlangte Manuskripte kann keine Garantie übernommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Wilhelm Herzog, Berlin-Halensee.
(Alfred Kerr zeichnet verantwortlich für die von ihm verfassten Beiträge.)
Paul Cassirer, Verlag der Zeitschrift Pan, G. m. b. H., Berlin W. 10, Viktoriastrasse 5.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Wollen Sie ohne einen Pfennig Geld zu riskieren **Ihre Schmerzen** wie Rheumatismus, Hexenschuss, Kopfschmerzen etc. beseitigen oder vorbeugen, dass diese Schmerzen überhaupt erst aufkommen? Ja, so gehen Sie in die nächste Apotheke oder Drogerie und fordern Sie:

AMOL

AMOL hilft sicher und sofort unter voller Garantie. Betrag wird zurückgezahlt, falls Sie unzufrieden sein sollten.

Preis 50 Pfg., grössere Flaschen Mk. 0.75, Mk. 1.25, sogenannte Familienflaschen Mk. 3.50. — In Apotheken und Drogerien erhältlich.

Amol-Versand, Hamburg 39.

Erster Jahrgang No. 22 16. September 1911

PAN

Halbmonatsschrift herausgegeben
von WILHELM HERZOG *und* PAUL CASSIRER



INHALT:

Alfred Kerr.............Wir entschädigen Frankreich
A. L. Ratzka............Gustav Meyrink (Zeichnung)
Gustav Meyrink.......Der Trödler Wassertrum
Janus........................Schwarze Truppen
Krites........................Wenn Bankdirektoren spekulieren
Peter Hamecher........Eulenbergs nächstes Stück
Paul Loerke..............Strophen

Dernburg und Kythera — Bayern und der Pan
Ein Satzfehler — Für Arnold Schönberg
Der deutsche Flottenverein — Fabel von der Kolonie
Preussens Einkehr — An das Dasein

Wir entschädigen Frankreich

Von ALFRED KERR

I.

Das Reich setzt seine Sohle nicht auf Ost-Gallien; England jagt keine zementbeschwerten Stopf-Schiffe, die sich versenken sollen, vor die Mündung unseres baltischen Kanals. Die Kugel bleibt im Rohr — aber Kriegskontribution ist schon erlegt worden.

Neue Zeiten brechen an; pränumerando wird beglichen; Sparer und Börse haben bezahlt: während die Kugel noch im Rohr ist. Dauerten die Verhandlungen lange . . . so könnten wir fünf Milliarden im Verborgenen ausgeben. Was wir dann aus der Abkunft „gewinnen", das kostet Geld, Geld, Geld. Es ist wirklich alles teurer geworden.

Ein Lehrer an der Müggel erzählt vom siebziger Krieg. Seine Knabenschaft spitzt die blonden Ohren. Und die Eltern . . . In einer Zeit, deren Dramatiker Bernard Shaw ist, greifen die Eltern auf diese Kunde nicht zum Gewehr noch zum Morgenstern, sondern zum Sparkassenbuch.

Anno 70 haben sie keins gehabt. Das ist der Unterschied. Der Lehrer in Friedrichshagen schnalzt seinen Spruch, wie das Seminar es gebot. Ein Blatt des befestigten Altbürgertums von Berlin, die Vossin, soll schon einem Aufsatz die Überschrift „Et jeht los!" gegeben haben. Ein Juchazer, der nicht voll herauskommt.

Damals war für die Einzelnen wenig an Geld zu verlieren. Heute schon. Die Bepackung hindert etwas beim Sturmlaufen. So einer blickt sich öfter um; auch denkt er beim Zielen mit mindestens einem Gehirndrittel an den letzten Einlauf und den nächsten Abschluß. Es gibt noch keine Vertretung für den Marsch. So reich sind wir nicht, dass wir uns Kriegsangestellte für die unangenehme Aufgabe des Rennens, Blutens, Sterbens halten, während man selber gebadet und gekämmt einer durchbrochenen Maschinistin Geschäftsbriefe diktiert. Et jeht nicht los.

II.

Der Krieg war damals eine Notwendigkeit; er wäre heut eine Laune. Damals der Abschluss einer Jahrhundertbewegung; heute der Anfang eines Spielchens. Es ist ja Schwindel und Schwachsinn, dass unsere Zusammengedrängtheit verzweifelt wäre. Siebzig war gemusst, 1911 wäre nur gewollt. Schulmeister von Friedrichshagen, die Vorbedingungen sind anders. Wir waren damals nach Erfolgen — wir sind heute nach Schlappen. Alles triefte von Vertrauen; heute kommt nicht Zeppelin, der amtliche Volksliebling, ungeschoren über eine Stadt weg. Vollends die Regierer sind (mit Recht) betreten.

Vor allem jedoch atmete damals keine kritische Kolossalpartei von Arbeitern. In vierzig Jahren schoss dies Gewächs zum dicksten aller vorhandenen empor.

Schulmeister, die Bedingungen sind abweichend. Es wird pränumerando bezahlt. . . Hinterher freilich wieder.

III.

Die Kugel bleibt im Rohr. Der Staatssekretär äussert es. Herr Professor Schiemann hätte geschworen: das Abkommen scheitert. In Köln rennt schon die Frau aus dem Volk auf die Redaktion, um ihren Mann vor dem Ausmarsch noch zu sehen. Tohu-bohu in der Burgstrasse. Endlich gibt Kiderlen eine Definition für Südmarokko: Sandberge.

In einer Hinsicht ist seine, Kiderlens, Stellung nicht so schwach. Sie liesse sich folgendermassen gruppieren: 1. man hält Marokko nicht besetzt; 2. man verspricht, keine Rechte geltend zu machen; 3. man besetzt dafür etwas Greifbares anderswo. Nun die Kehrseite des Goldstücks. 1. es ist denkbar, dass jemand später dennoch Rechte geltend macht; 2. so hat man das Greifbare jedenfalls im Besitz. Mit andren Worten: die Entschädigung bleibt, auch wenn man abermals fordert. Die Abfindung haben wir dahin.

Nicht etwa, dass Verträge gebrochen werden, das kommt niemals in der Geschichte vor — sondern falls wegen einer, dem Kaufmann Johannes Dünn angetanen Kränkung durch einen malariakranken Proviantmeister oder wegen Verleumdung durch

zwei Eingeborenenkinder die Ehre des Stammlands . . . genau so wahrgenommen wird, wie Frankreich, England, Russland sie hundertmal (mit grösserem Glück als wir) wahrgenommen. Die Entschädigung hat Kiderlen-Wächter dahin.

IV.

Ist der Kongo eine ? Die Frage wird jetzt verwickelt. Sie heisst nicht nur: sind Kolonien eine Entschädigung? Sondern equilibristischer: wenn Kolonien eine Entschädigung wären, ist unter den Kolonien der Kongo eine Entschädigung?

Die Kenner finden, dass der französische Kongo sozusagen eine dauernd offene Tür mit einem Klappmechanismus darstellt. Es geht massenhaft Geld hinein und (dies ist das Sinnreiche) nicht heraus.

Wer Radfahrer ist, denkt an den Ventilschlauch. Eine Vorrichtung an Reifen und Felge; er sorgt, dass Luft eintritt — doch er bläht sich so verschmitzt, dass sie nur hineinkann, nicht heraus.

Schärferes Kongogleichnis. Eine zum Zweck schwererer Zugänglichkeit im Wasser befestigte Sparbüchse; die statt des Bodens keinen solchen hat.

Ein klärendes Endgleichnis für den Rest der Gesamtlage. Wertheim hat einen Anwohner in der Nähe, der nicht weichen will. Abstand!! Entschädigung!! Er kriegt als Abstand ein fünfstöckiges Haus in der Triftstrasse . . . das wegen unheilbaren Schwamms jährlich zehntausend Mark Zuschuss kostet.

Diese schrecklichen Gleichnisse lassen sich fortsetzen. Noch haben wir den Kongo nicht, sondern bloss die Panik. (Der Gegenpartner kann besser ausharren, er weiss nichts von Papiersturz noch Run.) Unser Kongo, damit Schluss, ähnelt einem Kinde, das der Mutter schon im Leib eine tolle Arztrechnung andreht, — und nachher ist es vielleicht ein Cretin . . .

Dies das Gleichnis der Gleichnisse, dem Teufel sei es geklagt, welches den vermutbaren Ausgang belichtet.

V.

Die Einigung ist längst fertig. Rücksprachen gibt es bloss noch zum Schein. Es handelt sich um das Formulieren. Um

eine leise Wendung, um eine Hülse: drüben für die Empfindlichkeit von Patriotarden, hüben für den Heischemut von Alldeutschen. Je länger das Hinundher dauert, je mehr Geld steht auf dem Spiele für uns. Einigung wäre möglich auf dem folgenden Grundriss:

A. Das Reich erlangt in Marokko Hochbegünstigung und die französische Bürgschaft für Strafung deutschfeindlicher Beduinen;

B. Deutschland entschädigt Frankreich: durch die Pflicht, ihm den Kongo abzunehmen, ohne dafür Geld zu kriegen . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das ist der Ausweg. Und alles dies wäre spasshafter, wenn es zufällig nicht uns beträfe. Die Januarwahlen sollen feststellen, in welchem Grade die konservative Form auswärtige Politik zu machen ferner gewünscht wird.

Und ein Kanzler, der erkennen will, wess Wesens die Läufte sind, könnte das ganze Verfahren (welches eine Verfahrenheit bedeutet) . . . zwar nicht ungeschehen machen: aber durch ein gewaltiges, entschlossenes Entgegenkommen nach links in den Folgen abschwächen. (Das ist der Ausweg für Bethmann-Hollweg.)

Eins bleibt melancholisch: dass wir bisher immer bloss Rechte bekommen haben, wenn es uns elend ging.



Zeichnung von A. L. RATZKA

GUSTAV MEYRINK

Der Trödler Wassertrum

Von GUSTAV MEYRINK

Meyrink ist im Begriff einen Ghettoroman „Der Stein der Tiefe" zu vollenden. Das Buch erscheint vorläufig nicht in deutscher Sprache; sondern in England englisch.

„Es verdriesst mich nämlich," schreibt auf eine Erkundigung der Dichter, „es verdriesst mich nämlich, dass, seit Deutschland ‚liest', Kunstwerke im Winkel sterben, während ein beliebiger Alpendreck mit Ekstase gefressen wird."

Triefendes Dunkel, zerrendes Licht schweifen durch das Buch und fallen über seine Gänge, soweit Proben das gewahren lassen. Durch triefendes Dunkel, durch zerrende Lichter stürmt in dem Gewimmel das Puppengespenst: der Golem.

Vom Ghetto Prags (auf dessen altem Juden-Ruhehof mancher ernste Blick Flieder um Grabsteine leuchten sah) — von diesem Ghetto malt Meyrink furchtbare Märchen.

Hindurch zieht der wackere kabbalistisch-philosophische Grübler Eibeschütz.

Sonst aber kein Widerschein jenes tiefen Adelsglanzes, der noch im Mist um die Häupter dieser Menschengattung schwebt. (Dieser Menschen, die in einigen Schlechtigkeiten schlechter sind als der Rest der Welt, in ihrer Güte gütiger.)

Der „Trödler Wassertrum'" ist ein Punkt in den Zuckungen der Tiefe.

* * *

Neben mir stand der Student Charousek, den Kragen seines dünnen, fadenscheinigen Überziehers aufgeschlagen, und ich hörte, wie ihm vor Kälte die Zähne aufeinanderschlugen.

Er kann sich den Tod holen in diesem zugigen, eisigen Torbogen, fühlte ich, und ich forderte ihn auf, mit mir hinüber in meine Wohnung zu kommen.

Er aber lehnte ab.

„Ich danke Ihnen, Meister Pernath," sagte er schaudernd, „leider habe ich nicht mehr so viel Zeit übrig; ich muss eilends nach Hause. Auch würden wir bis auf die Haut nass, wenn wir jetzt auf die Gasse treten wollten. Schon nach wenigen Schritten. Der Platzregen will nicht schwächer werden!"

Die Wasserschauer fegten über die Dächer hin und liefen an den Gesichtern der Häuser herunter wie ein Tränenstrom.

Wenn ich den Kopf ein wenig vorbog, konnte ich da drüben im dritten Stock mein Fenster sehen, das vom Regen überrieselt aussah, als seien seine Scheiben aufgeweicht und undurchsichtig und höckerig geworden wie Hausenblase.

Ein gelber Schmutzbach floss die Gasse herab, und der Torbogen füllte sich mit Vorübergehenden, die alle das Nachlassen des Unwetters abwarten wollten.

„Dort schwimmt ein Brautbukett," sagte plötzlich Charousek und deutete auf einen Strauss aus welken Myrten, der in dem Schmutzwasser vorbeigetrieben kam.

Drüben lachte jemand hinter uns laut auf.

Als ich mich umdrehte, sah ich, dass es ein alter, vornehm gekleideter Herr mit weissem Haar und einem aufgedunsenen krötenartigen Gesicht gewesen war.

Charousek hatte ihn ebenfalls bemerkt und murmelte etwas vor sich hin.

Unangenehmes ging von dem Alten aus; ich wandte meine Aufmerksamkeit von ihm ab und musterte die missfarbigen Häuser, die da vor meinen Augen wie verdrossene alte Tiere im Regen nebeneinander hockten.

Wie unheimlich und verkommen sie alle aussahen!

Ohne Überlegung hingebaut stehen sie da — wie Unkraut, das wahllos aus dem Boden dringt.

An eine niedrige gelbe Steinmauer, den einzigen standhaltenden Überrest eines früheren langgestreckten Gebäudes, hat man sie angelehnt — vor zwei, drei Jahrhunderten —, wie es eben kam, ohne Rücksicht auf die übrigen zu nehmen. Dort ein halbes schiefwinkliges Haus mit zurückspringender Stirn, ein anderes daneben vorstehend wie ein Eckzahn.

Unter dem trüben Himmel sahen sie aus, als lägen sie in tiefem Schlaf und man fühlte nichts von dem tückischen, feindseligen Leben, das zuweilen von ihnen ausstrahlt, wenn der Nebel der Herbstabende in den Gassen liegt und ihr leises, kaum merkliches Mienenspiel verbergen hilft.

In dem Menschenalter, das ich nun hier wohne, hat sich der Eindruck in mir festgesetzt, den ich nicht los werden kann, als ob es gewisse Stunden des Nachts und im frühen Morgengrauen für sie gebe, wo sie erregt eine lautlose geheimnisvolle Beratung pflegen. Und manchmal fährt da ein schwaches Beben durch die Mauern, das sich nicht erklären lässt. Geräusche laufen über ihre Dächer und fallen in den Regenrinnen nieder, und wir nehmen sie mit stumpfen Sinnen achtlos hin, ohne nach ihrer Ursache zu forschen.

Oft träumte mir, ich hätte diese Häuser belauscht in ihrem spukhaften Treiben und mit angstvollem Staunen erfahren, dass sie die heimlichen eigentlichen Herren der Gasse seien, sich ihres Lebens und Fühlens entäussern und es wieder an sich ziehen können, — es tagsüber den Bewohnern, die hier hausen, borgen, um es in kommender Nacht mit Wucherzinsen wieder zurückzufordern.

Und lasse ich dann die seltsamen Menschen, die in ihnen wohnen wie Schemen, Wesen — nicht von Müttern geboren —, die in ihrem Denken und Tun wie aus Stücken wahllos zusammengefügt scheinen, im Geiste an mir vorüberziehen, so bin ich mehr denn je geneigt, zu glauben, dass solche Träume dunkle Wahrheiten in sich bergen, die mir im Wachsein nur noch wie Eindrücke von farbigen Märchen in der Seele fortglimmen.

Dann wacht mir oft im Gemüte die Sage von dem gespenstigen Golem, jenem künstlichen Menschen, wieder auf, den einst hier im Ghetto ein kabbalakundiger Rabbiner aus dem Elemente formte und zu einem gedankenlosen automatischen Leben berief, indem er ihm ein magisches Zahlenwort hinter die Zähne schob.

Und wie jener Golem zu einem Lehmbilde in derselben Sekunde erstarrte, in der die geheime Silbe des Lebens aus seinem Munde genommen wurde, so müssten auch, dünkt mich, alle diese Menschen entseelt in einem Augenblick zusammenfallen, löschte man irgendeinen winzigen Begriff, ein nebensächliches Streben, vielleicht eine zwecklose Gewohnheit bei dem einen, bei einem andern gar nur ein dumpfes Warten auf etwas vollkommen Unbestimmtes, Haltloses in ihrem Hirn aus.

Was ist dabei für ein immerwährendes schreckhaftes Lauern in ihnen!

Niemals sieht man sie arbeiten, und dennoch sind sie früh beim ersten Leuchten des Morgens wach und warten mit angehaltenem Atem auf ein Opfer, das doch nie kommt.

Und hat es wirklich einmal den Anschein, als trete jemand in ihr Bereich, irgendein Wehrloser, an dem sie sich bereichern könnten, dann fällt es wie eine plötzliche lähmende Angst über sie her, scheucht sie in ihre Winkel zurück und lässt sie von jedem Vorhaben zitternd abstehen.

Niemand scheint ihnen schwach genug, dass ihnen noch so viel Mut bliebe, sich seiner zu bemächtigen.

„Entartete zahnlose Raubtiere, von denen die Kraft und die Waffe genommen ist," sagte Charousek zögernd und sah mich an.

Wie kann er wissen, woran ich dachte? So stark facht man zuweilen seine Gedanken an, dass sie imstande sind, auf das Gehirn des Nebenstehenden überzuspringen wie sprühende Funken, fühlte ich.

„Wovon sie nur leben mögen," sagte ich nach einer Weile.

„Leben? — Wovon? — Mancher unter ihnen ist ein Millionär!"

Ich blickte Charousek an. Was konnte er damit meinen?!

Der Student aber schwieg und sah nach den Wolken.

Für einen Augenblick hatte das Stimmengemurmel in dem Torbogen gestockt und man hörte nur das Zischen des Regens.

Was er nur damit sagen will. Mancher unter ihnen ist ein Millionär?!

Wieder war es, als hätte Charousek meinen Gedanken erraten.

Er wies nach dem Trödlerladen neben uns, von dem das Wasser den Rost des Eisengerümpels in fliessenden braunroten Pfützen vorbeispülte.

„Aaron Wassertrum! Er zum Beispiel ist Millionär; fast ein Drittel der Judenstadt ist sein Besitz. Wissen Sie es denn nicht?!"

Mir blieb förmlich das Wort im Munde stecken.

„Aaron Wassertrum? Der Trödler Aaron Wassertrum Millionär?"

„Oh, ich kenne ihn genau," fuhr Charousek verbissen fort und als hätte er nur darauf gewartet, dass ich ihn frage. „Ich kannte auch seinen Sohn, den Dr. Wassory. Haben Sie nie von ihm gehört? Von Dr. Wassory, dem — berühmten — Augenarzt? Vor einem Jahre noch hat die ganze Stadt begeistert von ihm gesprochen — von dem — grossen — Gelehrten.

Niemand wusste damals, dass er seinen Namen abgelegt und früher Wassertrum geheissen. Er spielte sich gern auf als den weltabgewandten Mann der Wissenschaft, und wenn einmal auf Herkunft die Rede kam, da warf er bescheiden und tief bewegt so mit halben Worten hin, dass sein Vater noch aus dem Ghetto stamme, sich aus den niedrigsten Anfängen heraus unter Kummer aller Art und unsäglichen Sorgen empor ans Licht habe arbeiten müssen.

Ja! Unter Kummer und Sorgen! Unter wessen Kummer und unsäglichen Sorgen, und mit welchen Mitteln, das hat er nicht dazu gesagt! Ich, ich aber weiss, was es mit dem Ghetto für eine Bewandtnis hat!"

Charousek fasste meinen Arm und schüttelte ihn heftig.

„Meister Peranth, ich bin so arm, dass ich selbst kaum mehr begreife; ich muss halb nackt gehen wie ein Vagabund, sehen Sie her, und ich bin doch Student der Medizin, bin doch ein gebildeter Mensch!"

Er riss seinen Überzieher auf, und ich sah zu meinem Entsetzen, dass er weder Hemd noch Rock anhatte und den Mantel über der nackten Brust trug.

„Und so arm war ich bereits, als ich diese Bestie, diesen allmächtigen angesehenen Dr. Wassory zu Fall brachte — und noch heute ahnt keiner, dass ich — ich der eigentliche Urheber war. — — Man meint in der Stadt, Dr. Savioli sei es gewesen, der seine Praktiken ans Tageslicht gezogen und ihn dann zum Selbstmord getrieben hat. Dr. Savioli war nichts als mein Werkzeug, sage ich Ihnen! Ich allein habe den Plan erdacht und das Material zusammengetragen, habe die Beweise geliefert, und leise und unmerklich Stein um Stein in dem Gebäude

Wassorys gelockert, bis der Zustand erreicht war, wo kein Geld der Erde, keine List des Ghetto mehr vermocht hätte, den Zusammenbruch, zu dem es nur noch eines unmerklichen Zusammenstosses bedurfte, abzuwenden. Wissen Sie, so — so wie man Schach spielt. Gerade so wie man Schach spielt. Und niemand weiss, dass ich es war! Den Trödler Wassertrum, den lässt wohl manchmal eine furchtbare Angst nicht schlafen, dass einer, den er nicht kennt, der immer in seiner Nähe ist und den er doch nicht fassen kann — ein anderer als Dr. Savioli — die Hand im Spiele gehabt haben müsse. Wiewohl er einer von jenen ist, deren Augen durch Mauern zu schauen vermögen, so fasst er es doch nicht, dass es Gehirne gibt, die auszurechnen imstande sind, wie man mit langen, unsichtbaren vergifteten Nadeln durch solche Mauern stechen kann. An Quadern, an Gold und Edelsteinen vorbei, um die verborgene Lebensader zu treffen."

Und Charousek schlug sich vor die Stirne und lachte wild.

„Aaron Wassertrum wird es bald erfahren; genau an dem Tage, an dem er Dr. Savioli an den Hals will! Genau an demselben Tage! Auch diese Schachpartie habe ich ausgerechnet bis zum letzten Zug. Diesmal wird es ein Königsläufergambit sein. Da gibt es keinen einzigen Zug bis zum bittern Ende, gegen den ich nicht eine verderbliche Entgegenung wüsste. Wer sich mit mir in ein solches Königsläufergambit einlässt, der hängt in der Luft, sage ich Ihnen, wie eine hilflose Marionette an feinen Fäden — an Fäden, die ich zupfe — hören Sie wohl, die i c h zupfe, und mit dessen freiem Willen ist's dahin."

Der Student redete wie im Fieber, und ich blickte ihm entsetzt ins Gesicht.

„Was haben Ihnen Wassertrum und sein Sohn denn angetan, dass Sie so voll Hasses sind?"

Charousek wehrte heftig ab.

„Lassen wir das — fragen Sie lieber, was Dr. Wassory den Hals gebrochen hat! Oder wünschen Sie, dass wir ein anderes Mal darüber sprechen? Der Regen hat nachgelassen. Vielleicht wollen Sie nach Hause gehen?"

Er senkte seine Stimme, wie jemand, der plötzlich ganz ruhig wird.

Ich schüttelte den Kopf.

Eine Weile dachte er nach, dann fragte er mich:

„Haben Sie jemals gehört, wie man heutzutage den ‚grünen Star' heilt? Nicht? So muss ich Ihnen das deutlich machen, damit Sie alles genau verstehen."

„Hören Sie zu! Der ‚grüne Star' also ist eine bösartige Erkrankung des Augeninnern, die mit Erblinden endet, und es gibt nur e i n Mittel, dem Fortschreiten Einhalt zu tun, nämlich die sogenannte Iridektomie, die darin besteht, dass man aus der Regenbogenhaut des Auges ein keilförmiges Stückchen herauszwickt. Die unvermeidlichen Folgen davon sind wohl greuliche Blendungserscheinungen, die fürs ganze Leben bleiben, der Prozess des Erblindens jedoch ist meistens aufgehalten.

Mit der Diagnose des grünen Stars hat es nun aber seine eigene Bewandtnis. Es gibt da Zeiten, besonders bei Beginn der Krankheit, wo die deutlichsten Symptome scheinbar ganz zurücktreten, und in solchen Fällen darf ein Arzt, trotzdem er keine Spur einer Krankheit finden kann, dennoch niemals mit Bestimmtheit sagen, dass ein Vorgänger, der anderer Meinung gewesen, sich notwendigerweise geirrt haben müsse. Hat aber einmal die erwähnte Iridektomie — die sich natürlich genau so an einem gesunden wie an einem kranken Auge ausführen lässt — stattgefunden, so kann man unmöglich mehr feststellen, ob früher wirklich grüner Star vorgelegen oder nicht.

Und auf diese und noch andere Umstände hatte Dr. Wassory einen scheusslichen Plan aufgebaut. Unzähligemale — besonders an Frauen — konstatierte er grünen Star, wo harmlose Sehstörungen vorlagen, nur um zu einer Operation zu kommen, die ihm keine Mühe machte und viel Geld eintrug.

Da endlich hatte er v o l l k o m m e n Wehrlose in der Hand; da gehörte zur Ausplünderung auch keine Spur von Mut mehr!

Sehen Sie, da war das degenerierte Raubtier in jene Lebensbedingungen versetzt, wo es auch ohne Waffe und Kraft sein Opfer zerfleischen konnte. Ohne etwas aufs Spiel zu setzen! Begreifen Sie? Ohne das Geringste wagen zu müssen!

Durch eine Menge fauler Veröffentlichungen in Fachblättern hatte sich Dr. Wassory in den Ruf eines hervorragenden Spezia-

listen zu setzen verstanden und sogar seinen Kollegen, die viel zu arglos und anständig waren, um ihn zu durchschauen, Sand in die Augen zu streuen gewusst.

Ein Strom von Patienten, die alle bei ihm Hilfe suchten, war die natürliche Folge. Kam jemand mit geringfügigen Sehstörungen zu ihm und liess sich untersuchen, so ging Dr. Wassory sofort mit tückischer Planmässigkeit zu Werke.

Zuerst stellte er das übliche Krankenverhör an, notierte aber geschickt immer nur, um für alle Fälle später gedeckt zu sein, jene Antworten, die eine Deutung auf grünen Star zuliessen. Und vorsichtig sondierte er, ob nicht schon eine frühere Diagnose vorliege.

Gesprächsweise liess er einfliessen, dass ein dringender Ruf aus dem Auslande behufs wichtiger wissenschaftlicher Massnahmen an ihn ergangen sei und er daher schon morgen verreisen müsse. Bei der Augenspiegelung mit elektrischen Lichtstrahlen, die er sodann vornahm, bereitete er dem Kranken absichtlich so viel Schmerzen wie möglich.

Alles mit Vorbedacht! Alles mit Vorbedacht!

Wenn das vorüber und die übliche bange Frage des Patienten, ob Grund zu Befürchtungen vorhanden sei, erfolgt war, da tat er seinen ersten Schachzug. Er setzte sich ihm gegenüber, liess eine Minute verstreichen und sprach dann gemessen und mit senorer Stimme den furchtbaren Satz:

‚Erblindung beider Augen ist bereits in der allernächsten Zeit wohl unvermeidlich!‘

Die Szene, die naturgemäss folgte, war entsetzlich! Oft fielen die Leute in Ohnmacht, weinten und schrien oder warfen sich in wilder Verzweiflung zu Boden.

Das Augenlicht verlieren heisst alles verlieren!

Und wenn das wiederum übliche Moment eintrat, wo das arme Opfer die Knie Dr. Wassorys umklammerte und flehte, ob es denn auf Gottes Erde gar keine Hilfe mehr gebe, da tat die Bestie den zweiten Schachzug und verwandelte sich selbst in jenen — Gott, der helfen konnte! — — —

Alles, alles in der Welt ist wie ein Schachspiel, Meister Pernath! — — —

Schleunigste Operation, sagte er dann nachsinnend, sei das einzige, was vielleicht Rettung bringen könne, und mit einer wilden gierigen Eitelkeit, die plötzlich über ihn kam, erging er sich in einem Redeschwall in weitschweifigem Ausmalen dieses und jenes Falles, die alle mit dem vorliegenden eine grosse Aehnlichkeit gehabt hätten — wie unzählige Kranke ihm allein die Erhaltung ihres Augenlichtes verdankten und dergleichen mehr. Er schwelgte förmlich in dem Gefühl, für eine Art höheren Wesens gehalten zu werden, in dessen Hände das Wohl und Wehe seines Mitmenschen gelegt ist.

Das hilflose Opfer aber sass, das Herz voll brennender Fragen, gebrochen vor ihm, Angstschweiss auf der Stirne und wagte nicht einmal, ihm in die Rede zu fallen, aus Furcht ihn — den einzigen, der noch Hilfe bringen konnte — zu erzürnen.

Und mit den Worten, dass er zur Operation leider erst in einigen Monaten schreiten könne, wenn er von seiner Reise wieder zurück sei, schloss er dann seine Rede.

‚Hoffentlich — man solle in solchen Fällen immer das Beste hoffen — sei es da noch nicht zu spät!‘

Natürlich sprang da der Kranke entsetzt auf, erklärte, dass er unter keinen Umständen auch nur einen Tag länger warten wolle, und bat flehentlich um Rat, wer von den anderen Augenärzten in der Stadt wohl am meisten in Betracht käme.

Das war der Augenblick, wo Dr. Wassory den entscheidenden Schlag führte. Er ging in tiefem Denken auf und ab, legte seine Stirn in Gramesfalten und sagte schliesslich bekümmert, eine Operation seitens eines andern Arztes bedinge leider eine abermalige Bespiegelung des Augenhintergrundes mit elektrischem Licht und das müsse — der Patient wisse ja selbst wie schmerzhaft es sei — wegen der blendenden Strahlen geradezu verhängnisvoll wirken. Und auch dürfe ein andrer Arzt — ganz abgesehen davon, dass so manchem von ihnen gerade in der Iridektomie die nötige Übung fehle —, eben weil er wiederum von neuem untersuchen müsse, gar nicht vor Ablauf längerer Zeit, bis sich die Sehnerven wieder erholt hätten, zu einem chirurgischen Eingriff schreiten.“

Charousek ballte die Fäuste.

„Das nennen wir in der Schachsprache Zugszwang, lieber Meister Pernath!“ — Was weiter folgte, war wiederum Zugszwang — ein erzwungener Zug nach dem andern. — Halbwahnsinnig vor Verzweiflung beschwor nun der Patient Dr. Wassory, er möge doch Erbarmen haben, einen Tag nur seine Abreise verschieben und die Operation selber vornehmen. — Es handle sich doch um mehr noch als um schnellen Tod; die grauenhafte folternde Angst, jeden Augenblick erblinden zu müssen, sei ja das schrecklichste, was es geben könne.

Und je mehr das Scheusal sich sträubte und jammerte, ein Aufschub der Reise könne ihm unabsehbaren Schaden bringen, desto höhere Summen boten freiwillig die Kranken.

Schien schliesslich die Summe Dr. Wassory hoch genug, gab er nach und fügte bereits am selben Tage, ehe noch ein Zufall seinen Plan aufdecken konnte, den Bedauernswerten an beiden gesunden Augen jenen unheilbaren Schaden zu, jenes immerwährende Gefühl des Geblendetseins, das das Leiden zu stetiger Qual gestaltet, die Spuren des Schurkenstreiches aber ein für allemal verwischen musste.

Durch solche Operationen an gesunden Augen vermehrte Wassory nicht nur seinen Ruhm und seinen Ruf als unvergleichlicher Arzt, dem es noch jedesmal gelungen sei, die drohende Erblindung aufzuhalten, es befriedigte gleichzeitig seine masslose Geldgier und fröhnte seiner Eitelkeit, wenn die ahnungslosen an Körper und Vermögen geschädigten Opfer zu ihm wie zu einem Helfer aufsahen und ihn als Retter priesen.

Nur ein Mensch, der mit allen Fasern im Ghetto und seinen zahllosen, unscheinbaren — jedoch unüberwindlichen — Hilfsquellen wurzelte und von Kindheit an gelernt hatte auf der Lauer zu liegen wie eine Spinne, der jeden Menschen in der Stadt kannte und bis ins kleinste seine Beziehungen und Vermögensverhältnisse erriet und durchschaute, nur ein solcher — ein Halbhellsehender möchte man es beinahe nennen — konnte jahrelang solche Scheusslichkeiten ungestraft verüben.

Und wäre ich nicht gewesen, bis heute triebe er sein Handwerk noch und würde es ins hohe Alter weiterbetrieben haben, um schliesslich als ehrwürdiger Patriarch im Kreise seiner Lieben,

angetan mit hohen Ehren, künftigen Geschlechtern ein leuchtendes Vorbild, seinen Lebensabend zu geniessen, bis — bis endlich auch über ihn das — grosse Verrecken hinweggezogen wäre.

Ich aber wuchs ebenfalls im Ghetto auf, und auch mein Blut ist mit jener Atmosphäre höllischer Listigkeit gesättigt, und so vermochte ich ihn zu Fall zu bringen, wie die Unsichtbaren einen Menschen zu Fall bringen; so, wie aus heiterem Himmel heraus ein Blitz trifft. — Dr. Savioli, ein junger deutscher Arzt, hat das Verdienst der Entlarvung, ihn schob ich vor und häufte Beweis auf Beweis, bis der Tag anbrach, wo der Staatsanwalt seine Hand nach Dr. Wassory ausstreckte.

Da beging die Bestie Selbstmord. — Gesegnet sei die Stunde! — Als hätte mein Gespenst hinter ihm gestanden und ihm die Hand geführt, nahm er sich das Leben mit jener Phiole Amylnitrit, die ich absichtlich in seinem Ordinationszimmer bei der Gelegenheit hatte stehen lassen, als ich selbst ihn einmal verleitete, auch an mir die falsche Diagnose des grünen Stars zu stellen, absichtlich und mit dem glühenden Wunsche, dass es dieses Amylnitrit sein möge, das ihm den letzten Stoss gibt. — Der Gehirnschlag hätte ihn getroffen, hiess in der Stadt! — Amylnitrit tötet, eingeatmet, wie Gehirnschlag. — Aber lange konnte das Gerücht nicht aufrecht erhalten werden.“

Charousek starrte plötzlich geistesabwesend, als habe er sich in ein tiefes Problem verloren, vor sich hin, dann zuckte er mit den Achseln nach der Richtung, wo Aaron Wassertrums Trödlerlagen lag. „Jetzt ist er einsam“ murmelte er, „allein mit seiner Gier und — und — mit der Wachspuppe!“

Mir schlug das Herz bis zum Hals. Ich sah Charousek voll Entsetzen an.

War er wahnsinnig? Sind es nicht Fieberphantasien, die ihn diese Dinge erfinden liessen? Gewiss, gewiss doch, er hat sie erfunden, geträumt. Es kann nicht wahr sein, was er da über den Augenarzt Grauenhaftes erzählt hat. Er ist schwindsüchtig, und die Fieber des Todes kreisen in seinem Hirn.

Und ich wollte ihn mit ein paar scherzenden Worten beruhigen, seine Gedanken in eine freundliche Richtung lenken.

Da fuhr, noch ehe ich die Worte fand, wie ein Blitz in meine Erinnerung das Gesicht Wassertrums mit der gespaltenen Oberlippe, wie es damals in mein Zimmer mit runden Fischaugen durch die aufgerissene Türe hereingestarrt hatte.

Dr. Savioli! Dr. Savioli! — Ja, ja, so war auch der Name des jungen Herrn gewesen, den mir der Marionettenspieler Zwakh flüsternd anvertraut, als den des vornehmen Mieters, der von ihm das Atelier gemietet hatte.

Dr. Savioli!

Wie ein Schrei tauchte es in meinem Innern auf. Eine Reihe nebelhafter Bilder zuckte durch meinen Geist, jagte sich mit schreckhaften Vermutungen, die auf mich einstürmten.

Ich wollte Charousek fragen, ihm voll Angst rasch alles erzählen, was ich damals erlebt, da sah ich, dass ein heftiger Hustenanfall sich seiner bemächtigt hatte und ihn fast umwarf. Ich konnte nur noch unterscheiden, wie er sich mühsam mit den Händen an der Mauer stützend, in den strömenden Regen hinaustappte und mir noch einen flüchtigen Gruss zunickte.

Ja, ja, er hat recht, er sprach nicht im Fieber, fühlte ich, das unfassbare Gespenst des Verbrechens ist es, das durch diese Gassen schleicht, Tag und Nacht, und sich zu verkörpern sucht.

Es liegt in der Luft und wir sehen es nicht; plötzlich schlägt es sich nieder in einer Menschenseele; wir ahnen es nicht, — da, dort, — und ehe wir es fassen können, ist es gestaltlos geworden und alles längst vorüber. Und nur noch dunkle Worte über irgend ein entsetzliches Geschehnis kommen an uns heran.

Mit einem Schlage begriff ich diese rätselhaften Geschöpfe, die rings um mich wohnten, in ihrem innersten Wesen; sie trieben willenlos durchs Dasein von einem unsichtbaren magnetischen Strom belebt — — — — so, wie vorhin das Brautbukett in dem schmutzigen Rinnsal vorüberschwamm.

Mir war, als starrten die Häuser mit tückischen Gesichtern voll namenloser Bosheit auf mich herüber, die Tore, aufgerissene schwarze Mäuler, aus denen die Zungen ausgefault waren, Rachen, die jeden Augenblick einen gellenden Schrei ausstossen konnten, so gellend und hasserfüllt, dass es uns bis ins Innerste

erschrecken müsste. Was hat zum Schlusse der Student noch über den Trödler gesagt? — Ich flüsterte mir seine Worte vor: Aaron Wassertrum ist jetzt allein mit seiner Gier — und seiner Wachspuppe. Was kann er nur mit der Wachspuppe gemeint haben?!

Es muss ein Gleichnis gewesen sein, beschwichtigte ich mich, eines seiner krankhaften Gleichnisse, mit denen er einen zu überfallen pflegt, — die man nicht versteht und die einen so tief erschrecken können, wenn sie später unerwartet sichtbarlich werden, wie Dinge von ungewohnter Form, auf die plötzlich ein greller Lichtstreifen fällt. Ich holte tief Atem, um mich zu beruhigen und den furchtbaren Eindruck, den mir Charouseks Erzählung verursacht hatte, abzuschütteln. Ich sah mir die Leute genauer an, die mit mir in dem Hausflur warteten. Dicht neben mir stand jetzt der dicke Alte. Derselbe, der vorhin so widerlich gelacht. Er hatte einen schwarzen Gehrock an und Handschuhe und starrte mit vorquellenden Augen unverwandt auf den Torbogen des Hauses gegenüber. Sein glattrasiertes Gesicht mit den breiten gemeinen Zügen zuckte vor Erregung. Unwillkürlich folgte ich seinen Blicken und bemerkte, dass sie wie gebannt an der rothaarigen Rosina hingen, die drüben stand, ihr immerwährendes Lächeln um die Lippen.

Der Alte war bemüht, ihr Zeichen zu geben, und ich sah, dass sie es wohl bemerkte, aber sich benahm, als verstünde sie nicht.

Endlich hielt er es nicht länger aus, watete auf den Fussspitzen hinüber und hüpfte mit lächerlicher Elastizität wie ein grosser schwarzer Gummiball über die Pfützen. Man schien ihn zu kennen, und ich hörte allerhand Glossen fallen, die darauf hinzielten. Ein Strolch hinter mir, ein rotes gestricktes Tuch um den Hals, mit blauer Militärmütze, die Virginia hinter dem Ohr, machte mit grinsendem Mund Anspielungen, die ich nicht verstand. Ich begriff nur, dass sie den Alten in der Judenstadt den „Freimaurer" nannten und in ihrer Sprache mit diesem Spitz- namen jemand bezeichnen wollten, der sich an halbwüchsigen Mädchen zu vergehen pflegt, aber durch intime Beziehungen zur Polizei vor jeglicher Strafe sicher ist.

Das Gesicht Rosinas und der Alte waren drüben im Dunkel des Hausflurs verschwunden.

„Schwarze Truppen"

Diesmal ist es im eigentlichen Sinne der „schwarze Mann", vor dem wir uns fürchten sollen. . . .

Wenn Frankreich Marokko nimmt, gewinnt es nach der Meinung, die unsre Kassandren mit Bügelfalten, Haby-Bart und Monokel zum Teil wirklich haben, zum anderen Teil wenigstens auf den Markt hinausschreien, ein ungeheures Menschenreservoir, aus dem geschickte Drillmeister in 15—20 Jahren unzählige Heerscharen pechkohlrabentintenwichsenschwarzer Kriegshelden von unwiderstehlicher Bravour hervorzaubern werden. Einer der Bangemacher rechnet zwei Neger „unter Umständen" gleich fünf Europäern und sieht schon alle Schrecken sich über Deutschland ergiessen, die nach dem Zeugnis des herrlichen Studentenliedes der Alemannenherzog Krok über die römische Provinz brachte.

Wir wollen einmal wirklich annehmen, dass Frankreich, wie behauptet wird, aus seinem gesamten afrikanischen Kolonialbesitz 300 000 Söldner und bei Einführung der allgemeinen Wehrpflicht sogar 400 000 Mann auf die Beine stellen könnte, obgleich diese Zahlen stark an die Prospekte junger Aktiengesellschaften erinnern. Wir wollen ferner annehmen, dass Frankreich diese phantastische Armee restlos auf europäischen Kriegsschauplätzen verwenden dürfte, ohne in den Kolonien Aufstände zu riskieren, die ihm peinlich wären. Wir wollen schliesslich annehmen, dass das Land in seinem unendlich opferfreudigen Patriotismus — Wink mit dem Zaunpfahl an den deutschen Philister! — bereit und fähig ist, neben der allgemeinen Wehrpflicht im Lande und der Flottenlast auch noch die Finanzlast eines ungeheuren Soldheeres auf seine Schultern zu laden — den Kolonien dürfte man diese Last nämlich nicht aufpacken, wie das England mit Indien bisher unter besonderer Gunst der Umstände tun konnte, sonst sind die schwarzen Truppen

im Lande selbst unentbehrlich. Geben wir alle diese märchenhaften Dinge zu — was beweist das für Marokko?

* * *

Marokko hat gewiss keine zehn Millionen Einwohner, während der übrige afrikanische Besitz Frankreichs auf mindestens dreissig Millionen Einwohner geschätzt wird. Marokko kann daher zu der grossen schwarzen Armee höchstens den vierten Teil beistellen — wenn es erst einmal wirklich gewonnen, pazifiziert und organisiert sein wird. Das wird indessen einige Jährchen, wahrscheinlich Jahrzehnte dauern, und bis dahin wird ein beträchtlicher Teil der aus den übrigen Kolonien rekrutierten Negertruppen in Marokko „dauernde und lohnende Beschäftigung" finden und für europäische Kriegsschauplätze ausser Betracht bleiben müssen.

Inzwischen — wachsen wir weiter, und Frankreich bleibt an weisser Bevölkerung weiter stabil. Mag sich die Zuwachsrate bei uns auch ein wenig vermindern: dass wir um 1925 auf zirka achtzig Millionen angewachsen sein werden, während Frankreich wie heute auf etwa vierzig steht, ist sicher, wenn nicht katastrophale Dinge geschehen. So schnell ändern sich statistische Tendenzen nicht, die ein Jahrhundert lang sich unverändert durchgesetzt haben. 80, ein paar Jahre später 85, 90 Millionen gegen 40 — welcher Narr will uns einbilden, dass ein derartiger Unterschied der vitalen Kräfte zweier Nationen durch schwarze Söldnertruppen ausgeglichen werden könnte?!

Sehen wir die Dinge einmal mit den Augen der Politiker, die in der Weltgeschichte nichts anderes zu erblicken vermögen, als eine Kette von Kriegen. Schliessen wir unsere Augen vor all den ungeheuren Verschiebungen im Sachlichen und Umwertungen im Seelischen, die sie von Jahr zu Jahr, nein von Tag zu Tag immer mehr zur Unmöglichkeit. zur ökonomischen und psychologischen Unmöglichkeit machen; betrachten wir mit unseren besorgten Patrioten das „para bellum" als den höchsten Staatszweck: ist es selbst unter diesem Gesichts-

punkt nicht völlig klar, und gewiss, dass wir aus unseren weissen Reserven für jeden schwarzen Söldner Frankreichs einen, und wenn es sein muss, meinetwegen sogar für je zwei Neger fünf weisse Deutsche kriegsgemäss ausbilden können, wenn unsere militärischen Autoritäten das für erforderlich halten? Kein Parlament, und sei es in noch so grosser Mehrzahl oppositionell — das kann nämlich in Preussen-Deutschland einmal vorkommen — würde die Mittel dafür verweigern.

* * *

Man versteht, wie perfid — oder dumm die Rechnung ist, die man uns aufmacht: man stellt auf die eine Seite Ziffern, die, angeblich, in einer ziemlich fernen Zukunft Wirklichkeit sein werden, und auf die andere Seite Ziffern der Gegenwart; man stellt die Operettenzahl von dreihunderttausend oder vierhunderttausend Negersoldaten von Anno 1925 gegen die deutsche Volkszahl von 1911! Man unterstellt, dass wir unsere Friedenspräsenzstärke nicht vermehren, immer mehr Taugliche im Landsturm und Erastzreserve ungenügend ausbilden, während unser „Erbfeind" hunderttausende von unerhört disziplinierten todesmutigen Berufs-Troupiers heranzieht!

Es scheint, als ob die deutsche Regierung bisher noch niemals die geringste Aufmerksamkeit darauf verwendet hat, welche militärischen Kräfte unsere Nachbarn auf die Beine stellen; sie duselt in Phäakenseligkeit dahin, gerade in Heeres- und Flottenangelegenheiten, und wohl uns, dass wir freiwillige Wächter haben, die scharfen Auges hinüberspähen über unsere Grenzen . . .

Im übrigen: haben nicht auch wir afrikanischen Besitz? Enthält nicht auch der mehr als nur die „zehn kleinen Negerlein" des anderen schönen Studentenliedes? Sind wir im Notfall nicht reich genug, um ebenfalls schwarze Truppen aufzustellen, ausreichend, um die französischen in den Kolonien wenigstens festzuhalten?

„Fürcht't Euch nicht vorm schwarzen Mann!" sangen die Berliner Kinder schon vor hundert Jahren. JANUS

Wenn Bankdirektoren spekulieren

In Stettin, Königsberg, Friedrichshagen und verschiedenen Orten des Westens stürmen die kleinen Sparer die Sparkassen, das Publikum, das sich an Börsengeschäften übersättigt hat, beeilt sich, seine Papiere los zu werden.

Die Mannesmann-Männer sahen eine Bewegung jener Volkskreise, die, wie sie fortwährend versichern, auf einen Krieg um Marokko förmlich brennen . . . Notgedrungen werden sie nach diesen Erfahrungen den Text ihrer Kriegslieder abändern und in ihren Versammlungen künftig singen:

„Das Volk verkauft, der Sturm bricht los."

* * *

Dass es gelungen ist, durch die mit Nachdruck betriebene politische Beruhigungsaktion den Sturm zu beschwichtigen, wird auch dem schwächsten Auge nicht verhüllen können, welche unermesslichen Erschütterungen dem Wirtschaftsgetrieb erst bei ernster Kriegsgefahr drohen. In den vierzig Jahren, die seit dem letzten Kriege zwischen zwei grossen Ländern Europas vergangen sind, hat die industrielle Entwicklung vielverschlungene, sehr empfindliche Wirtschaftskomplexe geschaffen — und niemand weiss, wie sie auf eine gewaltsame Unterbindung durch europäische Kriege reagieren werden.

Man schalt auf die Kopflosigkeit des Publikums — aber nicht minder kopflos waren die Banken und ihre vielvermögenden Direktoren, die in wirtschaftlich ruhigen oder gar prosperierenden Zeiten nicht nur mit der Miene der Erhabenheit auf die spekulierende Masse herabblicken, sondern sich auch als die Herren des Wirtschaftsgeschicks fühlen. . . .

Zu dieser Rolle fehlt den bei steigenden Kursen angestaunten und beweihräucherten Bankherren aber leider sehr viel; selbst die grössten unter ihnen haben für die Beurteilung der Konjunktur auch heuer wieder das richtige Gefühl für das Falsche gehabt. Herr von Gwinner, der Leiter der Deutschen Bank, forderte noch im Frühling dieses Jahres in einer seiner Reden im preussischen Herrenhaus die Eisenbahnverwaltung auf, nicht mit Käufen zu warten, „bis uns die Wellen der Hochkonjunktur über dem Kopf zusammenschlagen". Aus diesen Worten konnte nur die Auffassung einer stürmisch zunehmenden Wirtschaftsbesserung herausgehört werden.

Nun sind die Bankdirektoren Herren über die ihnen anvertrauten Milliardenvermögen der mächtigen Finanzinstitute, die längst über den Rahmen privat-wirtschaftlicher Unternehmungen hinausgewachsen sind und den Charakter öffentlich-rechtlicher Organisationen erlangten. In ihre Hände ist eine Macht gegeben, gegen die der Einfluss von Regierung und Parlament im Wirtschaftsleben vielfach verschwindend gering ist.

Zwar hat es an Rufen nach Schaffung von ernsthaften Kontrollinstanzen nicht gefehlt, geschehen ist indes wenig... Unter dem Zwang der Kritik entschlossen sich die Banken zu der Veröffentlichung von Zweimonatsbilanzen, deren Schema bisher völlig unzulänglich, nach Vereinbarungen mit der Reigerung vom Januar nächsten Jahres ab eine Verbesserung erfahren wird. Mit diesen Massnahmen ist der Anfang gemacht, die Banken zu zwingen, über die Verwaltung der ihnen zufliessenden gewaltigen Kapitalien dauernd öffentlich Rechnung zu legen. Aber nur der Anfang ist damit gemacht, denn die notwendige Aufgabe, die Wirtschaft der Grossbanken einer dauernden Kontrolle zu unterstellen, kann auch durch die verbesserten Bilanzveröffentlichungen nicht gelöst werden.

* * *

Um so mehr ist es die Pflicht der Bankdirektoren, die bestehenden, von ihnen natürlich bestrittenen Mängel nicht noch durch ihr persönliches Verhalten zu verschärfen.

Den Forderungen nach einer straffen Aufsicht im deutschen Bankwesen wird stets entgegengehalten, die leitenden Männer der Banken hätten zu einem Misstrauen keinen Anlass gegeben, sie bürgten für eine vorsichtige und ordentliche Geschäftsführung. Das ist gut und schön, vermag aber an der unbestreitbaren Tatsache nichts zu ändern, dass sich auch unter Bankdirektoren schon Leute gefunden haben und wieder einmal finden könnten, die selbst ihre einfachsten Pflichten auf das schlimmste verletzten. Um Belege dafür zu finden, ist es nicht notwendig, auf die Bankbrüche zu Anfang dieses Jahrhunderts zurückzugreifen, näher liegt die Erinnerung an den Krach der Niederdeutschen Bank. Erst in jüngster Zeit wurden zwei kleine Provinzbanken, der Märkische Bankverein in Gevelsberg und die Westfälische Creditanstalt in Schwerte, durch das unverantwortliche Treiben ihrer Lenker gezwungen, die Schalter zu schliessen. Nichts wäre törichter, als aus diesen Vorkommnissen allgemeine Schlüsse zu ziehen und Furchtvorstellungen bei dem Publikum zu erwecken, das, wie die Runs auf die Sparkassen erweisen, sich leicht durch haltlose Gerüchte zu sinnlosem Tun hinreissen lässt.

Aber an den Banken selbst liegt es, Quellen der Beunruhigung zu verstopfen.

Unwidersprochen ging durch die Presse unlängst die Nachricht, dass zu den Opfern der Kursstürze auch der stellvertretende Direktor einer Grossbank gehöre, dessen Position gestützt worden sei, um peinliches Aufsehen zu vermeiden. Nur starke Harmlosigkeit wird glauben können, dass Bankdirektoren, von denen die Welt nichts dergleichen erfahren hat, sich peinlich von eigenen Spekulationsgeschäften fern halten.

Unbedenklicher werden Direktorenspekulationen gewiss nicht, wenn die Herren private Geschäfte, deren Abwicklung ihren Erwartungen nicht entsprachen, ihren Banken übertragen, Gepflogenheiten, die allen gegenteiligen Beteuerungen zum Trotz gar nicht selten geübt werden sollen.

Anlass zur Beseitigung des Börsenspiels der Direktoren hat es genug gegeben, besonders während der Bewegung, die gegen die Spekulationen der unteren Bankangestellten unternommen wurde . . .

Welches Pharisäertum gehört dazu, einer gewiss wünschenswerten Verhütung der Angestelltenspekulationen salbungsvoll das Wort zu reden, aber die Spekulationen der Direktoren ungeniert zu lassen? Dabei bedarf es keiner besonderen volkswirtschaftlichen Einsicht, um zu erkennen, wie viel gefährlicher ein Spieler auf dem Direktorensessel als Gelegenheitsgeschäfte von untergeordneten Bankbeamten sind.

* * *

Lassen sich Bankdirektoren von der Spekulationsleidenschaft fortreissen, so verwischen sich schnell die Grenzen zwischen ihren Privat-Engagements und den Interessen ihrer Banken; alle Massnahmen der Bank werden, wenn nicht noch Schlimmeres geschieht, nach der Richtung der Interessen ihrer Kommandeure eingestellt.

Wenn nur zuträfe, was man erzählt, dass Bankdirektoren ihre Kenntnis der eingehenden Kaufs- und Verkaufsaufträge benutzen, um auf Kosten der Kunden Kursgewinne für sich persönlich zu ergattern, wäre schon das strikte Verbot der Beteiligung der Bankdirektoren an der Spekulation angebracht.

Aber es steht mehr in Frage. Wollen sich die Bankdirektoren diese Beschränkung nicht selbst auferlegen, so müssen sie dazu gezwungen werden. Bei ihren Riesenbezügen aus Direktoren- und Aufsichtsratsämtern können sie auf die Einkünfte aus eigenen Spekulationsgeschäften wirklich leicht verzichten.

KRITES

Eulenbergs nächstes Stück

Von PETER HAMECHER

Am 20. September wird „Alles um Geld" von Herbert Eulenberg seine Uraufführung haben.

Über das (bisher nicht veröffentlichte) Drama spricht eine künftig bei Ernst Rowohlt, Leipzig, erscheinende Schrift von Peter Hamecher; ein Orientierungsversuch zur Kenntnis Eulenbergs. Hieraus das Folgende.

Die, im Effekt tragisch-komische, Unstimmigkeit; den Gegensatz zwischen dem reinen Menschen und der Welt derer, die Geschäfte machen, hat Eulenberg zum Motiv seiner neuesten dramatischen Arbeit gemacht: des Stückes „Alles um Geld" (das der Frauenbund zur Ehrung rheinländischer Dichter jüngst eines Preises wert erachtete). Man kann sich vorstellen, wie andere Dichter, wie der mittlere Ibsen, wie Hauptmann und Wedekind das Problem angefasst hätten. Eulenberg, dem Menschen als zeitlosem Wesen zugewandt, gibt eine Tragikomödie — die lediglich auf dem rein-menschlichen Erlebnis seines Helden steht und das ganze Getriebe von dem Standpunkt und mit den Augen dieses Menschen sieht: einer im Grunde edlen, altruistischen Natur mit phantastischen, idealen Gemütsanlagen; der wie ein schöner Vogel vom Himmel der Träume herab unter die Krämer gefallen ist, die sich gierig über ihn stürzen und ihn zu Tode rupfen.

In einem Essay über Balzac sagt Hermann Bang: „Alle Verschuldeten werden Phantasten. Ihr Leben wird ein Traum, dass das Unmögliche geschehen wird, und sie leben in der Hoffnung auf Wunder. Das Unmögliche verschwindet, verschwindet für sie, und sie schwelgen sozusagen in der unfruchtbaren Hoffnung der Hoffnungslosigkeit." Eulenberg könnte diese Stelle gelesen haben, bevor er „Alles um Geld" schrieb; bevor er die „Kreatur Gottes", den „Bruder Firlefanz" Vincenz die ganze Skala der Aengste und Hoffnungen, die das Goldfieber in der Seele des Ueberschuldeten erzeugt, durchstürmen liess.

* * *

Vincenz versteht den Standpunkt der soliden Leute nicht; weder ihre Wertschätzung des Geldes, noch ihre rechnerische Korrektheit. „Ihr seid ja alle wahnsinnig, ausser mir," schreit er sie an; „ihr macht ein Geschrei um Dinge, die keine Träne wert sind, und geht über das Wichtigste mit Nagelschuhen weg."

Bei solchen Anschauungen kann es nicht fehlen, dass er immer tiefer in Schulden kommt. Er wird ein immer unsichereres Geschäftsobjekt, das man nur noch zu den höchsten Zinsen beleiht, wenn man überhaupt sein gutes Geld noch dran wagt. Er ist der selig Schwebende über den Dingen, mit einem Kopf voller Träume und einem Herzen voll Liebe.

Auf ein paar Dachkammern haust er mit seinen beiden Kindern und seinem Schreiber Cassian; selige Toren, wie er; Mietlinge des Himmels; Schaumgeborene. Eine Welt voll Empfindsamkeit und Schönheit könnte sich hier trotz allem entfalten im innern Reichtum dieser vier Menschenherzen. Aber alle Empfindungen verhallen wie in einem Orkan in dem Lärm, den die Gläubiger vom frühen Morgen bis zum Abenddämmern hier vollführen, während Vincenz draußen Trepp auf, Trepp ab dem Geldgespenst nachjagt, das ihn immer wieder narrt.

Gewiss, er ringt, herauszukommen aus dem „Wurstkessel". Aber die Mittel, die er anzuwenden sucht, würden gemein sein, wenn sie einem weniger phantastischen Hirn entsprängen. Und schliesslich hat er auch Pech über Pech. Der Sohn stirbt ihm. Die Tochter wird verführt und tut sich ein Leid an. Alles schwimmt ihm, fortgerissen vom Strom des Elends, davon. Grau und trist ist es um ihn; selbst der Allgegenwärtige hat ihn verlassen.

Da steckt er in der Finsternis seines Daseins ein Kuvert mit Geldscheinen, die sein Vater ihm in der höchsten Not geschickt, in Brand, um seinem toten Kinde ein letztes Opfer zu bringen. Eine Tat des Heroismus! eine Tat voll Schönheit! eine Dichtertat! Unten aber heulen die Hunde; und sie werden ihn weiter hetzen, die Kleinen, Armseligen, ihn, den Grossen, Reichen; bis sie ihn im Gefängnis haben; bis der Wahnsinn ihn endlich ihnen entreisst.

* * *

Der reine, lautere Mensch unter einer Horde von Tieren: Eulenberg hat diesen Gegensatz öfter gesehen und gestaltet . . .

Nur scheint der Dichter eine gewisse lächelnde Distanz gewonnen zu haben. Vincenz ist ein anderer Typ Mensch als Ulrich. Das Kleistsche Wort: „Das Schicksal, oder mein Gemüt, — und ist das nicht mein Schicksal," kennzeichnet zwar

auch ihn. Aber er steht menschlich einige Stufen höher als Ulrich in seinem berserkerhaften Rasen, das jede Ueberlegung und jede Beherrschung ausschliesst.

Als seine Tochter auf unehelichem Weg zu einem Kinde kommt, brüllt er nicht los wie ein alter Tragödienvater, sondern nimmt sie, voll Ehrfurcht vor dem Geheimnisvollen der Liebe, sehr zart und rücksichtsvoll in die Arme, als ob er eine Heilige begrüsse, eine durch den Schmerz der Kreatur Gefeite.

Vincenz sieht die Menschen nicht mehr durch den Blutschleier, der sie für den noch stark erdgebundenen Ulrich so hässlich verzerrt. Er steht innerlich so hoch darüber, dass er eher ihre und ihres Daseins Komik gewahrt, wenn er einen Augenblick Zeit hat, die Meute, die ihn hetzt, zu betrachten.

* * *

Es kommt infolgedessen zu köstlichen, grotesken Szenen, die aber im ganzen des Stückes durch den Kontrast den tragischen Kern nur stärker beleuchten. Unheimlich steigt das Werk an; auf dem Boden der realen Welt stehend, und doch ganz abgelöst und zum Phantastischen, Visionären gesteigert. Gerade durch die Kunst der wechselnden Lichter wird diese Wirkung erreicht.

Es ist dies eine seltsame Kraft, die Eulenberg gewachsen ist: Wirkliches unwirklich und Unwirkliches seltsam wirklich zu machen; die Dinge so in die Atmosphäre, in die einheitliche Stimmung einzuschliessen, dass sie, der Realität entrückt, darin wie in einer Märchenluft leben . . .

Und so steht das Werk in seiner Farbe: gespenstisch, unheimlich, gries, durchhuscht von Schatten, die wie Menschen tun und wie Menschen ausschauen, wohl erkennbar in ihren Umrissen und doch sonderbar unwirklich, spukhaft; durchschüttert von herzzerbrechendem Seufzen und Jammern.

Man fühlt selbst kein Befremden, wenn in dem furchtbaren Schlussakt Erscheinungen auftauchen; wenn Vincenz die Pistole erhebt, um auf ein gespenstisches Gegenüber zu schiessen — und selber getroffen niedersinkt . . .

Strophen

Von OSKAR LOERKE

Glück

Du fragst, wie ich nicht schlafen kann?
Ich liege schwank und wie im Wehn von Winden,
Und immer hebts zu musizieren an,
Und Besseres kann man auf der Welt nicht finden.

Wem d a s kam, der ist unbehaust.
Und wie die Stimme eines Wasserfalles
Von Geistern und Gebeten saust,
Braust meine Seele, und du bist das alles.

Glasgemälde in einem Erbbegräbnis

Du umspannst den Hyazinthentopf,
Neigst zum Dunkelrot den blassen Kopf,
Bittest leis um Mär von wilder Tjost,
Hoffst für deine Qual Betäubung, Trost.
  Warst du niemals noch im Land der Toten?

Deiner Lippe krankes Wort betört.
Deiner Lippe langsam Wort beschwört;
Um uns kreist, verschwistert dir, ein Bund.
Wogt nicht weisser Kränze Tulpenrund?
  Sind das Gäste aus dem Land der Toten?

Ich vergass Herrn Wolframs rauhes Lied,
Flüsterte von Inseln im Zenith,
Deutete auf heller Sterne Gang
Zwischen blauer Säulen dichtem Rang,
  Redete vielleicht vom Ort der Toten.

Dass ich Geistern, die nur du gekannt,
Zu dir nieder Weg und Brücken fand,
Machte deiner Augen Strahlen froh . . .
Danktest mir mit leisen Wunderns: O! . . .
  Und entschwandest bald ins Land der Toten.

Vive la bagatelle!
Swift

DERNBURG UND KYTHERA

Dernburg, der eines Tages, wenn Not am Mann ist wieder als Arzt geholt werden könnte, vielleicht für einen grösseren Eingriff, als er damals vollzog, war mit aufdringlicher Gönnerschaft solange gerühmt worden, bis er sich weigerte, die gewünschte Figur in dem blöden Eulenburghandel zu sein. Schmock, rachsüchtig, verdächtelt ihn heut als einen, den „Deutschlands Industrie- und Finanzleiter nicht als Gefährten wünschen, Sir Ernest Cassel aber zum Statthalter in Germanien ernennen und . . . mit etlichen Millionen kommanditieren will.'' Dem Staatssekretär soll das einen Unsicherheitsnimbus geben, dessen Stinkstrahlen etwan aus dem Bezirk des Verkauftseins herfliessen.

Wahr ist, dass Herr Cassel in Zusammenhang mit einer Zahl erster Bankherren dem verdientesten deutschen Kaufmann eine umfassende Kommanditierung angeboten . . . und dass Dernburg sie abgelehnt hat. Das ist alles. Von der Ablehnung sagt Schmock nichts.

Dernburg wird Sätze dieses Inhalts mit Wurstigkeit lesen. Seine Nerven stehen ihnen so unbeteiligt gegenüber, wie ich an Körting-Aktien bin. Es war kaum das einzige Anerbieten, das er bekommen und zurückgewiesen hat. Anteil an Zielen, die es für uns, nach seinem Urteil, in Ostasien zu verfolgen gibt, hat ihn unlängst in die Aufsicht der Deutsch-Asiatischen Bank, auch zur Währungskonferenz nach London gebracht, wo er die deutsche Gruppe vertreten hat. Er wird hoffentlich in Ruhe seine Zeit abwarten.

Es wird aber nötig, liebenswürdigen Figuren genauer auf die Hände zu blicken. Die Leser, so sehr sie mit wöchentlichem Nationalservilismus am Bart gekitzelt werden, merken doch, wie ohne Personenklatsch alles stockt. Ich las folgenden lieben Satz: „Aus Oberbarnim und Kythera kehren die Hohen, die Himmlischen heim und der zimmermännlichen Reichsregentschaft naht sachte das Ende''. Kythera. Schon wieder. Man hat vor solchen Kitzeleien das Recht, sie dem Schreibling abzugewöhnen — durch die gleichen Mittel, die man sonst verwürfe. Doppelte Zweigniederlassungen der Insel Kythera gibt es nicht bloss um Oberbarnim.

Sie werden den Verklatschten ihre Ruhe retten; und zufälligen Lesern ihren Mageninhalt.

Von Kythera und Oberbarnim wird nicht mehr geplaudert werden.

Kerr.

BAYERN UND DER PAN

„Auf Anregung der K. Polizeidirektion München wurde die sattsam bekannte Zeitschrift PAN vom Verkauf durch die bayerischen Bahnhofsbuchandlungen ausgeschlossen" — schrieb die Neue Augsburger Zeitung mit grunzelndem Glück. Ob die Nachricht wahr ist, wissen alle Pfaffenblätter; wir, die Betroffenen, wissen es nicht.

Es ergeht kein Urteil; als welches dem Angeklagten zugestellt wird. Sondern ein Ukas. Die „Administrierten" erhalten auf die Frage, ob ihr Blatt verboten ist, nicht mal eine Antwort. Ein Telegramm an die Münchener Polizeidirektion verlangte zweierlei: zu sagen, ob die Nachricht stimmt — und Gründe zu nennen, wenn sie stimmt. Nicht mal eine Antwort. Irgend einer verfügt über Schriftsteller, über wesentliche Leistungen mit einem Griff, welcher der Rechts- und Eigentumsvorstellung neuerer Menschen zuwiderläuft. Und auf den verfassungsmässigen Einwand der Administrierten: „Entschuldigen Sie, dass ich noch zu atmen wage," — nicht mal eine Antwort.

Wundert Ihr Euch, dass immer Mehreren solches Behelligen geistiger Dinge das Blut ins Gesicht jagt? Habt Ihr heute nichts Besseres zu tun? Als ob Ihr im Grunde befugt wäret, anderes auszuschliessen als was nach dem Gesetz strafbar ist. Denkt Ihr, dass heut konservativ gemassregelt, zugepackt, verdonnert immer noch werden kann — nach dem zwanzigmal wiederholten Bankrott der Rechten in der Weltwirtschaft? nach der in der Aussenpoltitik erfolgten konservativen Mammuth-Pleite?

Etliche Zeitungen äussern, Herr von Frauendorfer habe dem Berliner Polizeipräsidenten einen Gefallen erweisen — und ein Odium abnehmen wollen. Es gibt jedoch keinen Beleg dafür, dass man sich auf diesen Vorgang in Preussen hernach berufen will.

Nur, die „Germania" beruft sich schon darauf. So geht es dem PAN in Bayern, sagt sie. „Und in Preussen?"

Ob eine Auseinandersetzung zwischen Bahndirektion und Pandirektion Erfolg hat, steht dahin. Wir erwarten auf ein höfliches Telegramm eine Antwort.

Bald wird man den Bund der Konfiszierten zu schaffen genötigt sein — mit einem heiteren Drangsal-Archiv. Einen Trust mit eigenem Organ zur Ergötzung der Deutschen. Wünscht Ihr diesesWerbemittel heute so sehr? K.

EIN SATZFEHLER

blieb in dem letzten Panheft zu bemerken. Felix Hollaender war ein „guter bezahlter Romanschriftsteller" geheissen worden. Die Wendung hatte, die Wahrheit zu sprechen, in der Handschrift gelautet: „ein gut bezahlter".

FÜR ARNOLD SCHÖNBERG

Der Tonsetzer Arnold Schönberg lebt in Wien.

Seines Bleibens ist dort länger nicht. (Die Zeiten, da Musiker nach Wien flüchteten, sind offenbar um.)

Wien, selber eine magische Musik im alten umklungenen seligen Glanz, hat etwas gegen Menschen, welche dieser Musik neue Tore zu öffnen frevelhaft genug sind.

In jedem Fall wünscht Arnold Schönberg (und Freunde wünschen es mit ihm) seinen Wohnsitz nach Berlin zu legen.

Er wird hierherkommen, wenn sich genügend Schüler melden. Dies mitzuteilen ist der Zweck unserer Worte. Junge Leute, die Musik studieren, sollen sie lesen. (Reife Männer, die Musik durch die Tat fördern, auch. . . .)

Wir bitten also künftige Schüler Schönbergs, ihren Namen und ihre Wohnung diese Zeitschrift wissen zu lassen.

Ferruccio Busoni. Oskar Fried.
Arthur Schnabel. T. E. Clark.
Alfred Kerr.

* * *

DER DEUTSCHE FLOTTENVEREIN

liebt die deutsche Flotte — noch mehr als die deutsche Sprache. Seine Leitung äussert, es komme darauf an, den „unhaltbaren Zustand dem deutschen Volke klar zu machen und es aufzufordern, von der Regierung einen entsprechenden Etatsentwurf zu seiner Beseitigung zu verlangen.“ Diese Grausamkeit überragt allen Hass Albions.

* * *

FABEL VON DER KOLONIE

Der Maschinist Drickes aus Köln, der beim Untergang des mit Panzerplatten befrachteten Schooners „Wuppertal“ als einzig Überlebender durch Schwimmen an Afrikas Küste kam, schreibt an einen Freund:

„Ich hatte zuerst gefürchtet, an einen barbarischen Ort gelangt zu sein. Da sah ich endlich unter Schlingpflanzen einen Besoffenen liegen. Gott sei Dank, rief ich, dies ist ein zivilisiertes Land. — Gleich darauf sah ich am Ast eines Urwaldbaumes den Leichnam eines sorgfältig gehängten Mannes pendeln. Da brach ich in den Freudenruf aus: Und nicht nur ein zivilisiertes Land, auch ein christliches! — Ich will Dir, lieber Paul, nächstens in einem zweiten Brief eine fernere anschauliche Beschreibung der Kolonie geben.“

So weit der Maschinist Drickes. Er ist jedoch vor dem Abfassen des zweiten Briefs am Fieber gestorben.

(Ende der Fabel.) AXEL

PREUSSENS EINKEHR

Das „statistische Jahrbuch für den preussischen Staat" vom Jahre 1911 führt auf seiner einunddreissigsten Seite Hinrichtungen unter der Generalrubrik „Mord und Totschlag" auf.

Dies ist der erste Schritt zur Besserung.

* * *

AN DAS DASEIN

Die einen nehmen dich als etwas Hehres,
Zu dem sie flehen in gedämpften Lauten,
Als Grosses und Elegisches und Schweres —;
Die Schauten!

Die Andren nehmen dich als Farbentupfen,
Zart, amüsiert inmitten des Gewimmels,
Ironisch, antimystisch, und mit Hupfen —;
Die Lümmels.

Ich selbst weiss keineswegs, mit welcher Geste
Dich zu begrüssen ziemt. Ich lebe öde.
Nichts tun als dich beschreiben, ist ja, weeste,
Zu blöde!

KURT HILLER

Wir bitten, alle Sendungen ohne Nennung eines einzelnen Namens an die Adresse des Verlages zu richten und mit der Aufschrift zu versehen: für die Redaktion des Pan.
Für unverlangte Manuskripte kann keine Garantie übernommen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Wilhelm Herzog, Berlin-Halensee.
(Alfred Kerr zeichnet verantwortlich für die von ihm verfassten Beiträge.)
Paul Cassirer, Verlag der Zeitschrift Pan, G. m. b. H., Berlin W. 10, Viktoriastrasse 5.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Wollen Sie ohne einen Pfennig Geld zu riskieren Ihre Schmerzen wie Rheumatismus, Hexenschuss, Kopfschmerzen etc. beseitigen oder vorbeugen, dass diese Schmerzen überhaupt erst aufkommen? Ja, so gehen Sie in die nächste Apotheke oder Drogerie und fordern Sie:

AMOL

AMOL hilft sicher und sofort unter voller Garantie. Betrag wird zurückgezahlt, falls Sie unzufrieden sein sollten.

Preis 50 Pfg., grössere Flaschen Mk. 0.75, Mk. 1.25, sogenannte Familienflaschen Mk. 3.50. — In Apotheken und Drogerien erhältlich.

Amol-Versand, Hamburg 39.